

Alexandre Dumas



Die beiden Dianen

Übersetzung von Dr. August Zoller

Romane aus der Regierungszeit Heinrichs II.

I. Die beiden Dianen

II. Der Page des Herzogs von Savoyen



Die beiden Dianen.

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Illustrationen gezeichnet und geätzt

von

E. van Muyden

Stuttgart

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847

Einleitung.

Der Anspruch von Alexandre Dumas, als erster unter den historischen Romanciers der Vergangenheit oder Gegenwart zu gelten, kann kaum bestritten werden. Seine magische Feder findet reichlich, reiches Material für den historischen Rahmen der Geschichte, die auf den folgenden Seiten erzählt wird. Der Zeitraum, in dem sich die Handlung von »Die zwei Dianen« abspielen soll, umfasst die späten Jahre von Heinrich II. und die kurze und melancholische Regierungszeit seines ältesten Sohnes, François II., dem unglücklichen Ehemann von Maria Stuart, deren spätere Geschichte dazu geführt hat, dass ihre kurze Besetzung des französischen Throns aus den Augen verloren wurde. In dieser Zeit keimte und reifte, der Geist der Reformation in Frankreich. In diesen Jahren erlangte der Name Johannes Calvins die Berühmtheit, die nie verblasst ist, und seine ergebenen Anhänger, La Renaudie, Théodore de Béze, Ambroise Paré, der berühmte Chirurg, und der unsterbliche Coligny begannen den Kreuzzug für die Freiheit der Religionsausübung, der stetig aufrechterhalten wurde, ungebremst durch den Tumult von Amboise oder das Massaker von St. Bartholomäus, bis Heinrich der Große den Kreuzzug begann. Bartholomäus, bis Heinrich von Navarra ihren heroischen Bemühungen die Krone aufsetzte und ihnen mit dem berühmten »Edikt von Nantes« eine Zeitlang Aufschub gewährte, der durch seine »Aufhebung« ein Jahrhundert später unter der Schirmherrschaft von Madame de Maintenon und auf Betreiben ihrer jesuitischen Verbündeten noch berühmter wurde. Die Teile der Geschichte, die uns in die Konzilien der Reformatoren einführen, sind nicht weniger interessant, weil die vorgestellten Charaktere tatsächliche historische Persönlichkeiten sind, und es kann auch nicht schaden, die Begegnung zwischen La Renaudie und Pardaillan interessant zu finden, wenn man weiß, dass sie wirklich stattgefunden hat und dass die beiden Männer sich zuvor fast näher standen als Brüder. Es war nur einer von unzähligen herzerreißenden Vorfällen, die untrennbar mit allen zivilen und religiösen Konflikten verbunden sind, aber in denen, die von der

florentinischen Mutter dreier valoisischer Könige von Frankreich angeführt wurden, über die Maßen zahlreich waren.

Wie genau sich der Autor bei der Grundlage seiner Erzählung an die historischen Tatsachen gehalten hat, zeigt ein Vergleich mit einer von Balzacs *Etudes Philosophiques*, »Sur Catherine de Médicis«, deren erster Teil dieselbe Zeitspanne abdeckt wie »Die zwei Dianen« und viele der gleichen Ereignisse beschreibt; die Abweichungen sind geringfügig.

Die geduldige Nachsicht von Catherine de Médicis, unter der Vernachlässigung ihres Mannes, und die arrogante Anmaßung von Diane de Poitiers, unterstützt vom Connetable Montmorency; ihre schnelle und rasche Rache an ihnen, sobald sie als Witwe mit ihrer großen Brut von möglichen Königen zurückgelassen wurde; ihre eifersüchtige Furcht vor dem Einfluss des Herzog von Guise und seines Bruders, des Kardinals von Lothringen, die sie dazu brachte, den Tod ihres ältesten Sohnes, des unglücklichen François, zu wünschen, weil seine Königin die Nichte der mächtigen und ehrgeizigen Brüder war, und die sie auch dazu brachten, sich deren Einfluß zu widersetzen, indem sie sich mit zwei so unvereinbaren Elementen wie dem Connetable Montmorency und den protestantischen Bourbonen-Fürsten von Navarra verbündete, wobei sie die ganze Zeit über der erbitterteste Feind blieb, den die reformierte Religion je hatte, — all dies, wie auf den folgenden Seiten beschrieben, steht in strengem Einklang mit den historischen Fakten. So auch die Geschichte der Verteidigung von St. Quentin in ihren wichtigsten Einzelheiten und der Belagerung von Calais, wo der Herzog von Guise die schreckliche Wunde erhielt, die ihm den Beinamen »Le Balafré« einbrachte, und durch die geschickte Hand von Meister Ambroise Paré geheilt wurde. Das Gleiche gilt für den Tumult von Amboise und die schmerzhaften Szenen, die sich bei der Hinrichtung der Opfer abspielten; und schließlich für die Szene am Sterbebett von François II., die Kontroverse zwischen dem ängstlichen Konservatismus der regulären medizinischen Berater des Königs und dem kühnen Eklektizismus von Paré, der vorschlug, die "neue Operation" des Trepanierens durchzuführen. Man kann vielleicht sagen, dass der Kanzler de l'Hopital in einem zu ungünstigen Licht erscheint; er war sicherlich etwas, das weit über den bloßen

Sklaven von Catherine de Médicis hinausging.

Dumas selbst erzählt uns, welche Grundlage der Wahrheit es für die manchmal amüsante, manchmal ernste, aber immer höchst interessante Verwechslung zwischen Martin-Guerre und seinem skrupellosen Doppelgänger gibt.

Nirgendwo, so kann man sagen, in der Geschichte oder in der Romantik, findet man einen so rührenden Blick wie den der armen Maria Stuart. Hier sehen wir nichts als die liebliche und liebenswerte Seite der unglücklichen Königin, ohne eine Andeutung der fatalen Schwäche, die, als sie sich in den stürmischen späteren Jahren ihres Lebens entwickelte, ihre wunderbare Schönheit und ihren Charme zu den Instrumenten ihres Ruins machte.

Soviel zu den Teilen von »Die zwei Dianas«, die auf einer Tatsachenbasis beruhen. Die Geschichte berichtet weiter, dass Henri II. versehentlich in einem Freundschaftskampf vom Grafen von Montgomery getötet wurde; aber damit endet die Geschichte und die Romantik beginnt. Die Person, die uns Monsieur Dumas unter diesem Titel vorstellt, hat vielleicht nie existiert; aber lassen Sie den Leser nach der Lektüre der reinen und heiligen, aber unglücklichen Liebe von Gabriel de Montgomery und Diane de Castro selbst beurteilen, ob es jemals ein schöneres Juwel der Fiktion in einem historischen Rahmen gegeben hat.

Liste der handelnden Personen Periode 1521 - 1574.	
Franz I.	König von Frankreich
Heinrich II.	sein Nachfolger
Catharine de Medicics der Dauphin	Königin von Heinrich II. nachher Franz II.
Marie Stuart	heiratet den Dauphin
Marie	Königin von England
Herzog D'Obleans	nachher Charles IX.
Marguerite von Frankreich	Schwester von Heinrich II.
Margeruite von Valois	Tochter von Heinrich II.
Prinzessin Elisabeth	
Francois	Herzog von Alencon
Herzog von Guise	General-Lieutenant von Frankreich
Kardinal von Lothringen	sein Bruder
Herzog d'Aumale	Bruder vom Herzog von Guise
Marquis Elbeuf, Marquis von Vaudemont, Monsieur von Biron, Monsieu von Thermes	Offiziere vom Herzog von Guise
Connetable Anne von Motmorency	
Francois von Montmorency	sein Sohn
Antoine von Navarra	
Louis von Bourbon, Prinz von Condé	sein Bruder
Philipp II	König von Spanien
Philibert Emanuel	Herzog von Savoyen
Admiral Gaspard von Coligny	
Capitän Oger, Monsieur Lauxford (ein Ingenieur), Monsieur von Rambouillet, Monsieur von Breuil, Baron von Vaulpergues	Franz. Offiziere vom Admiral
Madame von Brèze	Herzogin von Valentinois umgangssprachlich genannt
Diane von Poitiers	Frau von Heinrich II.

Liste der handelnden Personen Periode 1521 - 1574.	
Diane, Herzogin von Castro, vorher Herzogin von Angoulême,	Tochter von Heinrich II. und Diana von Poitiers
Madame von Leviston	in Begleitung von Diana von Castro
Horace Farnèse	Herzog von Castro
Madame d'Étampes	Mätresse von Franz I.
Gabriel Herr von Lorge, Vicomte von Montgomery	Nennt sich selbst Vicomte d'Exmés, in liebe zu Diana von Castro
Jaques, Herzog von Montgomery,	Gabriels Vater inhaftiert unter Heinrich II.
Master Elyot	Intendant von Landkreis Montgomery
Perrot Travigny	Knappe vom Graf Montgomery
Martin-Guerry	Gabriels Knappe
Bertrande Rolles	Frau von Martin-Guerre
Aloyse	Gabriels Krankenschwester
Enguerrand Rolles	Knappe des Grafen von Vimoutiers
Arnault du Thill	Martin-Guerres Doppelgänger in dem Sicherheitsdienst von Montmorency
Monsieur von Boissy	Großoffizier von Frankreich
Monsieur von Salvoison	Gouverneur Châtelet-Gefängnis
Monsieur von Sazerac	sein Nachfolger
Monsieur von Langnais, Monsieur von Boutières, Monsieur von Sancerre, Monsieur von D'Austin, Monsieur von D'Enghien, Monsieur von Montausier	Herren am Hof von Franz I.

**Liste der handelnden Personen
Periode 1521 - 1574.**

Monsieur von Vieilleville, Monsieur de Colonel-General von Bonnivet, Gaspard de Tavannes, Graf von Pommerive, Marechal D'Anville, Monsieur von Buri	Herren am Hof von Heinrich II.
Kanzler Olivier von Lenville, Graf d'Aumale, Monsieur von Sedan, Monsieur von Humières, Monsieur von Saint-André, Graf von Saint Remy	des Königs Räte
Richelieu	Capitän der Arkebusier
Monsieur D'Avallon	Capitän der Garde von Heinrich II.
Jacques Amyot	Erzieher der Prinzen
Lady Lennox, Madame von Coni	Gouvernante der Prinzessin
Madame Datelle	Hofdame von Maria Stuart
Nicolas Duval	Abgeordneter vom Parlament
Jaques von Savoien, Herzog von Nemours	Ritter im Turnier, bei dem Heinrich II. getötet wurde
Alphonse d'Este, Herzog von Ferrara	Ritter im Turnier, bei dem Heinrich II. getötet wurde
Ambroise Paré	Arzt
Chancellor de L'Hôpital	
Brantôme	Historiker
Antoine de Baïf	Dramatiker
Rémy belleau	ein Poet
Maréchal, Pierre Strozzi	ein Ingenieur des sechzehnten Jahrhunderts
Florimond	ein Diener am französischen Hof
Jacinte, Denise	Dienstmädchen von Diana de Castro
Nostradamus	Astrologe und Physiker
John Calvin	

**Liste der handelnden Personen
Periode 1521 - 1574.**

Théodore de Bèze	Historiker der reformierten Kirche
Baron de la Renaudie	Hugonottenoffizier
Baron de Pardaillan	Offizier der königlichen Truppe
David	ein calvinistischer Pfarrer
Des Avenelles	Advokat, ein Verräter an der Calvinisten
Baron Castelnau de Chalosses	verurteilte Calvinisten
Graf de Villemangis	verurteilte Calvinisten
Graf de Mazères	verurteilte Calvinisten
Baron de Raunay	verurteilte Calvinisten
Monsieur de Braguelonne	Polizeilieutenant
Master Arpion	sein Sekretär
Lignières	Polizeiagent
Antoine de Mouchy	anders genannt Démocharès, Doktor der Sorbonne und Kanoniker von Noyon, Großinquisitor des Glaubens in Frankreich
Jean Peuquoy	Syndikus der Weberei in St. Quentin
Pierre Peuquoy	ein Freund
Babette	Pierre Peuquoy's Schwester
Lord Wentzworth	Gouverneur von Calais
Lord Grey	sein Schwager, kommandiert die englische Bogenschützen
Lord Derby	englischer Offizier
Sir Edward Fleming	englischer Herold
Anselme	ein Fischer
André	ein Page
Sister Monique	Superiorin in der Benediktinerkirche in St. Quentin

**Liste der handelnden Personen
Periode 1521 - 1574.**

Heinrich Scharfenstein, Pilletrousse, Frantz Scharfenstein, Malemort, Lactanze, Yvonnet, Ambrosio	Offiziere und Soldaten in Gabriels Einheit
Landry, Chesnel, Aunriot, Contamine, Balu	Veteranen des Krieges in Lothringen, die damals in die Dienste des Vicomte d'Exmés traten

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.

Erster Teil.

- I. Ein Grafensohn und eine Königstochter.
- II. Eine Vermählte, welche noch mit der Puppe spielt.
- III. Im Lager.
- IV. Die Geliebte eines Königs.
- V. Das Gemach der Kinder von Frankreich.
- VI. Diana von Castro.
- VII. Die Pater noster des Herrn Connetable.
- VIII. Ein glückliches Carrousel.
- IX. Man kann nicht an seinem Geschicke vorübergehen, ohne es kennen zu lernen.
- X. Elegie während der Komödie.
- XI. Friede oder Krieg?
- XII. Ein doppelter Schelm.
- XIII. Der Gipfel des Glücks.
- XIV. Diana von Poitiers.
- XV. Catharina von Medicis.
- XVI. Geliebter oder Bruder.
- XVII. Das Horoskop.
- XVIII. Der schlimmste Fall einer Coquette.
- XIX. Wie Heinrich II. zu Lebzeiten seines Vaters seine Erbschaft einzuziehen anfang.
- XX. Vom Nutzen der Freunde.
- XXI. Worin nachgewiesen ist, daß die Eifersucht zuweilen die Titel vor der französischen Revolution abzuschaffen vermochte.

Zweiter Teil.

- I. Was ist der schlagende Beweis, den eine Frau geben kann, daß ein Mann nicht mehr ihr Geliebter ist?
- II. Eine unnütze Aufopferung.
- III. Das die Blutflecken nie ganz verschwinden.
- IV. Das heroische Lösegeld.
- V. Jean Peuquoy der Weber.

- VI. Gabriel bei der Arbeit.
- VII. Worin Martin-Guerre nicht geschickt ist.
- VIII. Worin Martin-Guerre ungeschickt ist.
- IX. Kriegslist.
- X. Die Rechnung von Arnauld du Thill.
- XI. Theologie.
- XII. Die Schwester Bénie.
- XIII. Eine glorreiche Niederlage.
- XIV. Arnauld du Thill macht abermals seine kleinen Geschäfte.
- XV. Fortsetzung der ehrenhaften Handelsgeschäfte von Meister Arnauld du Thill.
- XVI. Lord Wentworth.
- XVII. Der verliebte Gefangenenwärter.
- XVIII. Das Haus des Waffenschmieds.
- XIX. Worin zahlreiche Ereignisse mit viel Kunst zusammengefaßt sind.
- XX. Wie Arnauld du Thill Arnauld du Thill in Noyon hängen ließ.
- XXI. Die bukolischen Träume von Arnauld du Thill.
- XXII. Die Waffen von Pierre Peuquoy, die Seile von Jean Peuquoy, die Tränen von Babette Peuquoy.
- XXIII. Folge der Unfälle von Martin-Guerre.
- XXIV. Worin die Tugend von Martin-Guerre wieder klar zu werden beginnt.
- XXV. Ein Philosoph und ein Soldat.
- XXVI. Worin die Holdseligkeit von Maria Stuart so flüchtig im Roman, wie in der Geschichte von Frankreich vorüberzieht.
- XXVII. Die andere Diana.
- XXVIII. Ein großer Gedanke für einen großen Mann.

Dritter Teil.

- I. Verschiedene Profile von Kriegsleuten.
- II. Geschicklichkeit der Ungeschicklichkeit.
- III. Der 31. Dezember 1557.
- IV. Während des Kanonendonners.
- V. Unter dem Zelt.
- VI. Die kleinen Barken retten die großen Schiffe.
- VII. Obscuri sola sub noct . . .
- VIII. Zwischen zwei Abgründen.

- IX. Der abwesende Arnauld du Thill übt noch einen tödlichen Einfluß auf Martin-Guerre aus.
- X. Lord Wentworth kann sich nicht mehr halten.
- XI. Verschmähte Liebe.
- XII. Geteilte Liebe.
- XIII. Der Balafgré.
- XIV. Teilweise Entwicklung.
- XV. Glückliche Vorzeichen.
- XVI. Ein Quatrain.
- XVII. Der Vicomte von Montgomery.
- XVIII. Freude und Angst.
- XIX. Vorsichtsmaßregeln.
- XX. Gefangen in geheimem Gewahrsam.
- XXI. Der Graf von Montgomery.
- XXII. Der irrende Ritter.
- XXIII. Worin man Arnauld du Thill wiederfindet.
- XXIV. Die Justiz in Verlegenheit.
- XXV. Es sieht aus, als sollten die Täuschungen wieder beginnen.
- XXVI. Das Requisitorium eines Verbrechers gegen sich selbst.

Vierter Teil.

- I. Justiz.
- II. Zwei Briefe.
- III. Eine Versammlung von Protestanten.
- IV. Eine andere Prüfung.
- V. Ein gefährlicher Schritt.
- VI. Die Unklugheit der Vorsicht.
- VII. Gelegenheiten.
- VIII. Zwischen zwei Pflichten.
- IX. Vorzeichen.
- X. Gefährliches Turnier.

Die Regierung von Franz II.

- XI. Neuer Zustand der Dinge.
- XII. Folge der Rache von Gabriel.
- XIII. Temperaturwechsel.
- XIV. Guise und Coligny.
- XV. Berichte und Anzeigen.
- XVI. Ein Spion.

XVII. Ein Angeber.
XVIII. König und Königin Kinder.
XIX. Ende der Reise nach Italien.
XX. Zwei Aufforderungen.
XXI. Ein gefahrvolles Vertrauen.
XXII. Untreue der Treue.
XXIII. Der Anfang vom Ende.
XXIV. Der Wald von Chateau-Regnault.
XXV. Von der Politik im sechzehnten Jahrhundert.
XXVI. Der Tumult von Amboise.
XXVII. Ein Glaubensakt.
XXVIII. Ein anderes Muster von Politik.
XXIX. Hoffnungsschimmer.
XXX. Gut gehüteter Schlaf.
XXXI. Das Sterbebett der Könige.
XXXII. Frankreich lebe wohl!
Schluß.

Anmerkungen

Erster Teil.

I.

Ein Grafensohn und eine Königstochter.

Es war am 5. Mai des Jahres 1551. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren und eine Frau von vierzig kamen aus einem kleinen Hause von einfachem Aussehen und durchschritten nebeneinander das Dorf Montgomery, das in der Landschaft Auge lag.

Der junge Mann war von der schönen normannischen; Race mit kastanienbraunen Haaren, blauen Augen, weißen Zähnen und rosenfarbigen Lippen. Er hatte den frischen, samtartigen Teint der Bewohner des Norden, der ihrer Schönheit vielleicht ein wenig das Kräftige benimmt und sie beinahe zu einer weiblichen Schönheit macht. Er war übrigens bewunderungswürdig gestaltet in seinem zugleich starken und biegsamen Wuchse, durch den er sich ebenso zur Eiche als zum Rohr hinneigte. Sein Anzug war einfach aber zierlich; er trug ein Wamms von dunkel veilchenblauem Tuch mit Stickereien von derselben Farbe. Seine Beinkleider waren von demselben Tuch und hatten dieselben Stickereien, wie sein Wamms; lange Stiefeln von schwarzem Leder, wie sie die Edelknechte trugen, gingen ihm bis über das Knie und ein leicht auf die Seite geneigtes, von einer weißen Feder beschattetes Toquet bedeckte eine Stirne, worauf sich die Anzeichen der Ruhe und der Festigkeit erkennen« ließen.

Sein Pferd, dessen Zügel er um seinen Arm geschlungen hielt, folgte ihm, hob von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe, um die Luft einzuatmen, und wieherte bei den Strömungen, die ihm der Wind brachte.

Die Frau schien, wenn nicht der untersten Klasse der Gesellschaft, doch wenigstens derjenigen anzugehören, welche zwischen diese und die bürgerliche gestellt ist. Ihre Tracht war einfach, aber von einer solchen Reinlichkeit, daß ihr gerade diese außerordentliche Reinlichkeit eine gewisse Eleganz verlieh.

Wiederholt forderte sie der junge Mann auf, sich auf seinen Arm zu stützen, doch sie weigerte sich beständig, als ob diese Ehre über ihrer Stellung gewesen wäre.

Während sie so fortschritten und dem äußersten Ende der Straße zugingen, welche nach dem Schlosse führte, dessen massige Türme man den unansehnlichen Flecken beherrschen sah, war Eines zu bemerken: daß nicht nur die jungen Leute und die Männer, sondern auch die Greise sich bei seinem Vorübergehen tief verbeugten vor dem Jüngling, der ihnen mit einem freundschaftlichen Nicken des Kopfes antwortete. Jeder schien ihn, der, wie man bald sehen wird, sich selbst nicht kannte, als seinen Gebietet und Herrn anzuerkennen.

Als sie das Dorf verließen, schlugen Beide den Weg oder vielmehr den Fußpfad ein, der sich jähe an der Seite des Berges aufwärts zog und kaum für zwei Personen neben einander Raum bot. Nach einigen Schwierigkeiten und auf die Bemerkung des jungen Kavaliere gegen seine Gefährtin, es wäre gefährlich für sie hinten zu gehen, da er sein Pferd am Zügel führen müsse, entschloß sich auch die gute Frau, voranzuschreiten.

Der junge Mann folgte ihr, ohne ein Wort zu sprechen. Man sah, daß sieh seine nachdenkende Stirne unter dem Gewichte einer mächtigen inneren Beschäftigung neigte.

Es war ein schönes, furchtbares Schloß, das Schloß, dem die beiden an Alter und Lebenslage so verschiedenen Pilger zuwanderten. Vier Jahrhunderte und zehn Generationen waren nötig gewesen, damit sich diese Steinmasse von ihren Grundfesten bis zu den Zinnen erhob, und, selbst ein Berg, den Berg beherrschte, auf dem man sie erbaut hatte.

Wie alle Gebäude jener Zeit, bot das Schloß der Grafen von Montgomery keine Regelmäßigkeit. Die Väter vermachten es den Söhnen und jeder Eigentümer fügte, nach seiner Laune oder nach seinem Bedürfnis, dem steinernen Riesen etwas bei. Der viereckige Turm, die Hauptburg, wurde unter den Herzogen der Normandie erbaut. Dann fügten sich die Türmchen mit den zierlichen Zinnen und ausgemeißelten Fenstern dem ernstesten Turme bei, ihre steinernen Zierraten im Verlaufe der Zeit vermehrend, als befruchtete die Zeit diese Granitvegetation. Gegen das Ende der Regierung von Ludwig II. und am Anfang der

von Franz I. vervollständigte endlich eine lange Galerie mit Bogenfenstern die secularische Zusammenballung.

Von dieser Galerie oder vielmehr von der Höhe des Hauptturmes erstreckte sich der Blick an mehreren Stellen über die reichen, grünen Ebenen der Normandie. Denn die Grafschaft Montgomery lag, wie gesagt, im Lande Auge, und ihre acht bis zehn Baronien, so wie ihre hundert und fünfzig Lehen gehörten zu den Gerichtsbezirken Argentan, Caen und Alençon.

Endlich kam man vor die große Pforte des Schlosses.

Seltsamer Weise war die mächtige Burg seit mehr als fünfzehn Jahren ohne Herrn. Ein alter Vogt zog die Pachtzinse ein; Diener, welche auch in dieser Einsamkeit ergraut waren, unterhielten die Burg, die man jeden Tag öffnete, als ob jeden Tag der Herr hätte zurückkommen sollen, die man jeden Abend schloß, als ob der Gebieter am andern Tag erwartet würde.

Der Vogt empfing die zwei Besuche mit derselben Freundschaft, welche Jeder gegen die Frau offenbarte, mit derselben Ehrfurcht, die Jeder dem jungen Mann zu zollen schien.

»Meister Elyot«, sagte die Frau, welche, wie wir gesehen, voranging, »wollt Ihr uns wohl Eintritt in das Schloß gewähren? Ich habe Herrn Gabriel (sie deutete auf den jungen Mann) etwas mitzuteilen und kann dies nur im Ehrensaal tun.«

»Tretet ein, Dame Aloyse«, erwiderte Elyot, »sagt, wo Ihr wollt, was Ihr diesem jungen Herrn zu sagen habt. Ihr wißt, daß Euch leider Niemand stören wird.«

Man durchschritt den Saal der Wachen. Früher wachten zwölf Männer von den Ländereien der Grafschaft beständig in diesem Saale. Seit fünfzehn Jahren waren sieben von diesen Männern gestorben, ohne daß man sie wieder ersetzt hatte. Fünf blieben und lebten hier, taten denselben Dienst, den sie zur Zeit des Grafen getan hatten, und warteten, bis die Reihe des Sterbens auch an sie käme.

Man ging durch die Galerie und trat in den Ehrensaal.

Er war ausgestattet und geschmückt wie am Tage, wo ihn der letzte Graf verlassen hatte. Nur war in diesem Saal, wo sich früher, wie in den Gemächern eines obersten Lehensherrn, der ganze Adel der Normandie versammelte, seit fünfzehn Jahren Niemand

mehr gekommen, als die mit der Unterhaltung desselben beauftragten. Diener, und ein Hund, der Lieblingshund des letzten Grafen, der, so oft er eintrat, kläglich nach seinem Herrn schrie, eines Tags nicht mehr hinausgehen wollte und sich Vor dem Prachthimmel niederlegte, wo man ihn am andern Tag tot fand.

Nicht ohne eine gewisse Bewegung seines Gemüts trat Gabriel, — man erinnert sich, daß man dem Jüngling diesen Namen gegeben hatte, — trat Gabriel, sagen wir in diesen Saal mit den alten Erinnerungen. Doch der Eindruck, den er von diesen düsteren Wänden, von diesem majestätischen Prachthimmel, von diesen Fenstern empfing, welche so tief in die Mauer einschnitten, daß der Tag, obgleich es zehn Uhr Morgens war, außen stille zu stehen schien, dieser Eindruck war nicht mächtig genug, um ihn auch nur einen Augenblick Von der Ursache abzuziehen, die ihn hierher geführt hatte, und sobald man die Türe hinter ihm geschlossen, sagte er:

»Nun, meine gute Aloyse, meine liebe Amme, in der Tat, obgleich Du mehr bewegt scheinst als ich selbst, hast Du doch keinen Vorwand, das Bekenntnis zu verschieben, das Du mir versprochen. Du mußt nun ohne Furcht und besonders ohne Verzug sprechen, Aloyse. Hast Du nicht lange genug gezögert, gute Amme, und habe ich nicht als gehorsamer Sohn lange genug gewartet? Wenn ich Dich fragte, welchen Namen ich zu führen berechtigt, welche Familie die meinige, welcher Edelmann mein Vater wäre, da antwortetest Du mir: ›Gabriel, ich werde Euch dies Alles an dem Tage sagen, wo Ihr achtzehn Jahre alt seid, und damit das Alter der Volljährigkeit für Jeden, der den Degen zu führen berechtigt ist erreicht habt.« Heute, am 5. Mai 1551 habe ich mein achtzehntes Jahr zurückgelegt, ich bin gekommen, meine gute Aloyse, um Dich aufzufordern, Dein Versprechen zu halten, doch mit einer Feierlichkeit, die mich beinahe erschreckte, antwortetest Du mir: »Nicht im Hause der Witwe eines armen Stallmeisters darf ich Euch Euch selbst entdecken; es muß in dem Schloß des Grafen von Montgomery, und zwar im Ehrensaale dieses Schlosses geschehen.« Wir haben den Berg erstiegen, gute Aloyse, wir haben die Schwelle des Schlosses der edlen Grafen überschritten, wir sind in dem Ehrensaale, sprich also.«

»Setzt Euch, Gabriel, denn Ihr werdet mir erlauben, Euch noch

einmal diesen Namen zu geben.«

Der junge Mann ergriff ihre Hände mit einer Bewegung tiefer Zärtlichkeit.

»Setzt Euch«, fuhr sie fort, »nicht auf diesen Sessel, nicht aus diesen Lehnstuhl.«

»Wohin soll ich mich denn setzen, gute Amme?« unterbrach sie der junge Mann.

»Unter diesen Prachthimmel«, antwortete Aloyse mit einer Stimme, der es nicht an einer gewissen Feierlichkeit gebrach.

Der junge Mann gehorcht.

Aloyse machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Nun hört mich«, sprach sie.

»Aber setze Dich doch wenigstens«, sagte Gabriel.

»Ihr erlaubt mir?.«

»Spottest Du, Amme?«

Die gute Frau setzte sich auf die Stufen des Thronhimmels, zu den Füßen des jungen Mannes, der aufmerksam einen Blick voll Wohlwollen und Neugierde auf sie heftete.

»Gabriel«, sagte die Amme, endlich entschlossen, zu sprechen, »Ihr wart kaum sechs Jahre alt, als Ihr Euren Vater verlorst und ich meinen Mann; Ihr wart mein Säugling gewesen, denn Eure Mutter starb, als sie Euch zur Welt brachte. Die Milchschwester Eurer Mutter, liebte ich Euch von jenem Tage an wie mein eigenes Kind. Die Witwe weihte ihr Leben der Waise. Wie sie Euch ihre Milch gegeben, so gab sie Euch auch ihre Seele, und Ihr werdet mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht Wahr Gabriel, daß nach Eurer Überzeugung mein Geist nie aufgehört hat, über Euch zu wachen.«

»Teure Aloyse«, erwiderte der junge Mann, viele, wahre Mütter hätten weniger getan, als Du, das schwöre ich, und keine einzige, das schwöre ich ebenfalls, hätte mehr getan.«

»Übrigens beeiferte sich Jeder um Euch, wie ich mich zuerst beeifert hatte«, fuhr die Amme fort. »Dom Jamet von Croisic der würdige Kaplan dieses Schlosses, lehrte Euch die Buchstaben und die Wissenschaften, und Keiner, wie er sagte, vermöchte Euch einen Vorwurf in dem zu machen, was Lesen und Schreiben und Kenntnis der Geschichte der vergangenen Zeit und

besonders der großen Häuser Frankreichs betrifft. Enguerrand Lorien, der vertraute Freund meines verstorbenen Mannes, Perrot Travigny und der ehemalige Stallmeister der Grafen von Vimoutiers, unserer Nachbarn, unterrichteten Euch in den Waffen, in der Handhabung der Lanze und des Schwertes, im Reiten, kurz, in allen Dingen des Rittertums, und bei den Festen und Spielen, welche in Alençon bei der Vermählung und Krönung unseres gnädigsten Herrn Heinrich II. gehalten wurden, habt Ihr schon vor zwei Jahren bewiesen, daß Ihr die guten Lektionen von Enguerrand benützt. Ich eine arme Unwissende, konnte Euch nur lieben und Gott dienen lehren. Dies zu tun, war ich stets bemüht. Die gute Jungfrau unterstützte mich, und heute mit achtzehn Jahren seid Ihr ein frommer Christ, ein gelehrter Herr und ein vollkommener Waffenmann, und ich hoffe, mit Gottes Hilfe werdet Ihr nicht unwürdig sein Eurer Ahnen, *erlauchtester Gabriel, Herr von Lorge, Graf von Montgomery.*«

Gabriel stand auf und stieß einen Schrei aus.

»Graf von Montgomery, ich!«

Dann sprach er mit einem stolzen Lächeln:

»Wohl! ich hoffte es und vermutete es beinahe; höre, Aloyse, in meinen kindischen Träumen sagte ich es einmal zu meiner kleinen Diana. Aber was machst Du denn da zu meinen Füßen, gute Aloyse? Stehe auf und komm in meine Arme, fromme Frau. Willst Du mich nicht mehr als Dein Kind anerkennen, weil ich der Erbe der Montgomery bin? Der Erbe der Montgomery!« wiederholte er unwillkürlich zitternd vor Stolz, während er seine gute Amme umarmte. »Der Erbe der Montgomery! ich führe nun einen der ältesten und glorreichsten Namen von Frankreich. Ja, Dom Jamet hat mich, Reich für Reich, Geschlecht für Geschlecht, die Geschichte meiner edlen Ahnen, — meiner Ahnen gelehrt. Umarme mich noch einmal, Aloyse! Was wird denn Diana zu Allem dem sagen? Der heilige Godegrand, Bischof von Suez, und die heilige Opportuna, seine Schwester, welche unter Karl dem Großen lebten, gehörten zu unserem Haus. Roger von Montgomery befehligte eines der Heere von Wilhelm dem Eroberer. Wilhelm von Montgomery machte einen Kreuzzug auf seine Kosten. Wir waren mehr als einmal verwandt mit den königlichen Häusern von Schottland und Frankreich, und die

ersten Lords von London, die vornehmsten Edelleute von Paris werden mich: Mein Vetter, nennen; mein Vater endlich . . . «

Der junge Mann hielt inne, als ob er plötzlich traurig würde. Doch bald fuhr er fort:

»Ach! bei Allem dem bin, ich allein in der Welt, Aloyse. Dieser hohe Herr ist eine arme Waise, dieser Abkömmling von so vielen königlichen Ahnen hat keinen Vater! Mein armer Vater! ich muß weinen, Aloyse. Und meine Mutter! Beide tot . . . sprich mir von ihnen, damit ich erfahre, wie sie waren, nun, da ich weiß, daß ich ihr Sohn bin. Laß hören, fangen wir bei meinem Vater an: Wie ist er gestorben? Erzähle mir das.«

Aloyse schwieg. Gabriel schaute sie erstaunt an.

»Ich frage Dich, wie mein Vater gestorben sei«, wiederholte er.

»Gnädigster Herr, nur Gott allein weiß es«, antwortete sie. »Eines Tags verließ der Graf Jacques von Montgomery das Hotel, das er in der Rue des Jardins-Saint-Paul in Paris bewohnte . . . er ist nicht mehr dahin zurückgekehrt. Seine Freunde seine Vettern haben ihn seitdem vergebens gesucht. Verschwunden, gnädigster Herr! Der König Franz I. gab Befehl zu einer Nachforschung, welche ohne Erfolg blieb. Seine Feinde, wenn er als Opfer eines Verrats umgekommen ist, waren sehr geschickt oder sehr mächtig. Ihr habt keinen Vater mehr, gnädigster Herr, und dennoch fehlt das Grab von Jacques von Montgomery in der Kapelle Eures Schlosses; denn man hat ihn weder, lebendig noch tot wiedergefunden.«

»Weil es nicht sein Sohn war, der ihn suchte!« rief Gabriel. »Ach, Amme! warum hast Du so lange stille geschwiegen? Verbargst Du mir meine Geburt, weil ich meinen Vater zu rächen oder zu retten hatte?«

»Nein, sondern weil ich Euch selbst retten mußte, gnädigster Herr. Wißt Ihr, was die letzten Worte meines Mannes, des braven Perrot Travigny, waren, der eine wahrhaft religiöse Verehrung für Euer Haus im Herzen trug? ›Frau‹, sagte er zu mir einige Minuten, ehe er den letzten Seufzer von sich gab, ›Du wirst nicht warten, bis ich beerdigt bin, Du schließt mir nur die Augen und verlässest auf der Stelle Paris mit dem Kinde. Du gehst nach Montgomery, nicht in das Schloß, sondern in das Haus, das wir

durch die Güte des gnädigen Herrn erhalten haben. Dort erziehst Du den Erben unserer Gebieter ohne Geheimnis, aber auch ohne Geräusch. Die guten Leute in unserem Lande werden ihn ehren und nicht verraten. Verbirg besonders ihm selbst seinen Ursprung; er würde sich zeigen und ins Verderben stürzen. Er soll nur erfahren, daß er Edelmann ist, das genügt für seine Würde und für das Gewissen. Hat ihn das Alter klug und ernst gemacht, wie ihn das Blut brav und rechtschaffen machen wird, hat er zum Beispiel achtzehn Jahre erreicht, so nenne ihm seinen Namen und seine Abstammung, Aloyse. Er wird dann selbst beurteilen, was er tun soll und was er tun kann. Doch nimm Dich bis dahin in Acht, furchtbare Feindschaft, unüberwindlicher Haß würden ihn verfolgen, wenn er entdeckt wäre, und diejenigen, welche den Adler erreicht und berührt haben, würden seine Brut nicht verschonen.««

Er sagte mir das und starb, gnädigster Herr, und ich nahm, gehorsam seinen Befehlen, Euch meine arme Waise, Euch, der Ihr kaum Euren Vater gesehen, und brachte Euch hierher. Man wußte bereits das Verschwinden des Grafen, und man vermutete, daß furchtbare, unversöhnliche Feinde Jeden bedrohten, der seinen Namen führte. Man sah Euch, man erkannte Euch ohne Zweifel im Dorfe, doch in Folge eines stillschweigenden Vertrags befragte mich Niemand, erstaunte Niemand über mein Geheimhalten. Kurze Zeit nachher wurde mir mein einziger Sohn, Euer Milchbruder, mein armer Robert durch das Fieber entrissen. Gott wollte offenbar, daß ich ganz Euch gehöre. Der Wille Gottes sei gesegnet! Alle gaben sich den Anschein, als glaubten sie, mein Sohn wäre der Überlebende, und dennoch behandelten Euch Alle mit frommer Ehrfurcht, mit rührendem Gehorsam. Dies geschah, weil Ihr schon dem Gesichte und dem Herzen nach Eurem Vater glicht. Der Instinkt des Löwen enthüllte sich in Euch, und man sah wohl, daß Ihr als Herr und Meister geboren wart. Die Kinder der Umgegend nahmen schon die Gewohnheit an, sich unter Eurem Befehl in Truppen zu bilden. Bei allen ihren Spielen marschiertet Ihr an ihrer Spitze, und keiner hätte es gewagt, Euch seine Huldigung zu verweigern. Als den jungen König des Landes hat Euch das Land aufgezogen, und es bewunderte Euch, als es sah, wie Ihr stolz und schön heranwachst. Die Güte der schönsten

Früchte, der Zehnten der Ernte kamen in das Haus, ohne daß ich etwas verlangte. Das schönste Pferd der Weide ward immer Euch vorbehalten. Dom Jamet, Enguerrand und alle Knappen und Knechte des Schlosses leisteten Euch ihre Dienste als eine natürliche Schuld, und Ihr nahmt sie an als Euer Recht. Nichts an Euch, als kühnes, Mutiges, Hochherziges. In den geringsten Dingen ließt Ihr sehen, von welchem Geschlecht Ihr abstammtet. Man erzählt sich noch in den Abendstunden, wie Ihr eines Tags an einen Edelknaben meine zwei Kühe gegen einen Falken vertauschtet. Doch diese Instinkte, diese Aufschwüngen verrieten Euch nur für die Getreuen, und Ihr bleibt verborgen und unbekannt für die Böswilligen. Der gewaltige Lärm der Kriege in Italien, Spanien und Flandern gegen Kaiser Karl V. trug, Gott sei Dank! nicht wenig zu Eurer Beschützung bei, und Ihr habt endlich gesund und wohlbehalten das Alter erlangt, wo mir Perrot mich Eurer Vernunft und Eurer Weisheit anzuvertrauen gestattete. Doch Ihr, der Ihr gewöhnlich so ernst und so klug, Ihr sprecht nun mit dem ersten Worte für die Verwegenheit und das Geräusch, für die Rache und den Lärmen.«

»Für die Rache, ja; für den Lärmen, nein, Aloyse! Du glaubst also, daß die Feinde meines armen Vaters noch leben?«

»Ich weiß es nicht, gnädigster Herr; nur wäre es sicherer, dies anzunehmen, und gesetzt, Ihr kämt an den Hof, noch unbekannt, doch mit Eurem glänzenden Namen, der die Blicke auf Euch ziehen wird, brav, aber unerfahren, stark durch Euer gutes Verlangen und die Gerechtigkeit Eurer Sache, doch ohne Freunde, ohne Verbündete, sogar ohne persönlichen Ruf, was wird dann geschehen? Diejenigen, welche Euch hassen, werden Euch kommen sehen und Ihr werdet sie nicht sehen; sie werden Euch schlagen und Ihr werdet nicht wissen, von wo der Schlag ausgeht; und Euer Vater wird nicht nur nicht gerächt sein, sondern Ihr habt Euch ins Verderben gestürzt.«

»Gerade deshalb, Aloyse, bedaure ich es, daß ich nicht Zeit hatte, mir Freunde und ein wenig Ruhm zu verschaffen. Ah! wenn ich zum Beispiel vor zwei Jahren Mitteilung erhalten hätte . . . Gleichviel! das ist nur eine Verzögerung und ich werde die verlorenen Tage wieder einbringen. Auch aus anderen Gründen wünsche ich mir Glück, daß ich die letzten zwei Jahre in

Montgomery geblieben bin. Ich gleiche es dadurch aus, daß ich nun den Schritt verdopple. Ich gehe nach Paris, Aloyse, und zwar ohne zu verbergen, daß ich ein Montgomery bin. Ich kann wohl nicht sagen, daß ich der Sohn des Grafen Jacques bin; die Lehen und Titel fehlen eben so wenig in unserem Hause, als im Hause Frankreich, und unsere Verwandtschaft in Frankreich und England ist zahlreich genug, daß ein Gleichgültiger sich nicht auszukennen vermag. Ich kann den Namen eines Vicomte d'Exmés annehmen, Aloyse, und dadurch verberge ich mich weder, noch zeige ich mich. Dann suche ich . . . wen suche ich am Hofe auf? Wende ich mich an den Connetable von Montmorency, an diesen grausamen Paternostersprecher? nein, ich, bin derselben Meinung wie Deine Grimasse, Aloyse . . . An den Marschall von Saint-Andre? er ist nicht jung und unternehmend genug . . . Eher an Franz von Guise? Ja, das ist es. Montmorency, Saint-Dizier, Bologna haben schon bewiesen, daß er etwas zu tun vermag. Zu ihm werde ich gehen, unter seinen Befehlen werde ich meine Sporen verdienen. Im Schatten seines Namens werde ich den meinigen erobern.«

»Der gnädige Herr wird mir die Bemerkung erlauben, daß der ehrliche und rechtschaffene Elyot Zeit gehabt hat, beträchtliche Summen für den Erben seiner Gebieter zurückzulegen. Ihr könnt ein königliches Feldgerät führen, und die jungen Männer, Eure Grundholden, sind verpflichtet und werden sich eine Freude daraus machen, Euch in den Krieg zu folgen. Es ist Euer Recht, sie in Eure Nähe zu berufen, wie Ihr wißt, gnädigster Herr.«

»Und wir werden von diesem Rechte Gebrauch machen, Aloyse.«

»Will der gnädigste Herr alle Diener, Knechte und Leute seiner Lehen und Baronien, welche vor Verlangen, ihn zu begrüßen, glühen, nunmehr empfangen?«

»Noch nicht, meine gute Aloyse; doch sage Martin-Guerre, er möge ein Pferd satteln, um mich zu begleiten, habe vor Allem einen Ritt in der Gegend zu machen.«

»Vielleicht gegen Vimoutiers«, sagte die gute Aloyse, mit einer gewissen Bosheit lächelnd.

»Ja vielleicht. Bin ich nicht meinem alten Enguerrand einen Besuch und meinen Dank schuldig?«

»Und der gnädigste Herr wird sehr erfreut sein, mit den Glückwünschen von Enguerrand die eines hübschen kleinen Mädchens Namens Diana zu empfangen; nicht wahr?«

»Dieses hübsche kleine Mädchens« erwiderte Gabriel lachend, »ist meine Frau, und ich bin ihr Mann seit drei Jahren, das heißt seit meinem fünfzehnten und ihrem neunten Jahr.«

Aloyse wurde träumerisch.

»Gnädiger Herr«, sprach sie, »wenn ich nicht wüßte, wie gesetzt und aufrichtig Ihr trotz Eurer Jugend seid, wie ernst und tief jedes Gefühl bei Euch ist, so würde ich mich wohl vor den Worten hüten, die ich Euch zu sagen habe. Doch was für Andere ein Spiel ist, wird für Euch oft eine ernste Sache. Bedenkt wohl, gnädigster Herr, daß man nicht weiß, wessen Tochter Diana ist. Die Frau von Enguerrand, welcher damals seinem Herrn, dem Grafen von Vimoutiers, nach Fontainebleau gefolgt war, fand, nach Hause zurückkehrend, ein Kind in einer Wiege und eine schwere Goldbörse auf einem Tische; in der Börse war nebst einer sehr beträchtlichen Summe die Hälfte eines gravierten Ringes und ein Papier mit dem einzigen Worte: *Diana*. Bertha, die Frau von Enguerrand hatte kein Kind aus ihrer Ehe und nahm mit Freuden diese andere Mutterschaft an, welche man von ihr verlangte. Als sie jedoch wieder nach Vimoutiers kam, starb sie, wie mein Mann gestorben ist, dem sein Gebieter Euch anvertraut hatte, gnädigster Herr, und eine Frau erzog den verwaisten Knaben, während ein Mann das verwaiste Mädchen aufzog. Doch Beide mit einer ähnlichen Aufgabe betraut, tauschten wir unsere Fürsorge aus, und ich suchte Diana gut und fromm zu machen, wie Enguerrand Euch geschickt und gelehrt gemacht hat. Ihr habt natürlich Diana kennen lernen und seid natürlich an sie anhänglich geworden. Doch Ihr seid der Graf von Montgomery, durch authentische Papiere und öffentliche, unumstößliche Zeugschaft anerkannt, während man Diana noch nicht mit der andern Hälfte des goldenen Ringes zurückgefordert hat. Nehmt Euch in Acht, gnädigster Herr, ich weiß wohl, daß Diana ein Kind von kaum zwölf Jahren ist; doch sie wird größer werden, sie wird von einer reizenden Schönheit sein, und ich wiederhole, bei einer Natur, wie die Eurige ist, wird Alles ernst. Nehmt Euch in Acht; es ist möglich, daß sie stets bleibt, was sie noch ist, ein Findelkind,

und Ihr seid zu vornehmer Herr, um sie zu heiraten, und zu sehr Edelmann, um sie zu verführen.«

»Aber meine liebe Amme, da ich abreisen, Dich verlassen und Diana verlassen werde . . . « sagte Gabriel nachdenkend.

»Gerade das ist es; verzeiht Eurer alten Aloyse ihre zu ängstliche Vorsicht und besucht, wenn es Euch beliebt, das sanfte, niedliche Kind, das Ihr Eure kleine Frau nennt. Doch bedenkt, daß man Euch ungeduldig hier erwartet. Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr, gnädiger Herr Graf.«

»Auf baldiges Wiedersehen und umarme mich noch einmal, Aloyse; nenne mich immerhin Dein Kind, und sei tausendmal bedankt, meine gute Amme.«

»Seid tausendmal gesegnet, mein Kind und mein Herr.«

Meister Martin-Guerre erwartete Gabriel vor der Türe und Beide stiegen zu Pferde.

II.

Eine Vermählte, welche noch mit der Puppe spielt.

Um schneller fortzukommen, wählte Gabriel ihm wohl bekannte Fußpfade.

Und dennoch ließ er sein Pferd zuweilen langsamer gehen, und man kann sogar sagen, daß er das schöne Tier den Gang seiner Träumerei nehmen ließ. In der Tat, sehr verschiedenartige Gefühle, bald leidenschaftlich, bald traurig, bald stolz und bald niedergeschlagen, durchzogen abwechselnd das Herz des jungen Mannes. Bedachte er, daß er der Graf von Montgomery war, so funkelte sein Blick und er gab seinem Pferde den Sporn, als wollte er sich in der Luft berauschen, die um seine Schläfe her pfiff, und dann sagte er sich wieder:

»Mein Vater ist getötet worden und noch nicht gerächt.«

Und er ließ die Zügel in seiner Hand sinken. Doch plötzlich dachte er daran, daß er sich schlagen, daß er sich einen furchtbaren und gefürchteten Namen machen, daß er alle seine Ehren« und Blutschulden bezahlen sollte, und er jagte im Galopp fort, als ob er in der Tat dem Ruhm entgegen reiten würde, bis er, bedenkend, daß er deshalb seine kleine, so liebenswürdige und so hübsche Diana verlassen mußte, wieder in Schwermut versank und allmählich nur noch im Schritt ritt, als hätte er dadurch den grausamen Augenblick der Trennung verzögern können. Doch er würde wiederkommen, er hatte die Feinde seines Vaters und die Eltern von Diana gefunden . . . Und Gabriel gab seinem Pferde beide Sporen und flog so rasch als seine Hoffnung. Als er an Ort und Stelle kam, hatte in dieser jungen, ganz für das Glück geöffneten Seele die Freude offenbar die Traurigkeit verjagt.

Über die Decke, die den Obstgarten des alten Enguerrand umgab, erblickte Gabriel unter den Bäumen das weiße Gewand von Diana. Bald hatte er sein Pferd an einen Weidenstamm gebunden, bald hatte er mit einem Sprunge über die Hecke gesetzt; strahlend und triumphierend fiel er dem jungen Mädchen zu Füßen.

Doch Diana weinte.

»Was gibt es, liebe kleine Frau«, sagte Gabriel, »und woher rührt dieser bittere Kummer? Sollte uns etwa Enguerrand gezankt haben, weil wir ein Kleid zerrissen, oder unser Gebet schlecht gesprochen? Oder ist etwa unser Dompfaff entfliegen? Sprich, Diana, meine Geliebte, Dein treuer Ritter ist hier, um Dich zu trösten.«

»Ach! nein, Gabriel, Ihr könnt nicht mehr mein Ritter sein«, sprach Diana, »und gerade deshalb bin ich traurig, weine ich.«

Gabriel glaubte, Diana sei durch Enguerrand Von dem Namen ihres Spielgefährten unterrichtet worden und wolle ihn vielleicht prüfen.

»Und welches Unglück«, erwiderte er, »oder welches, Glück, Diana, könnte mich je bewegen, auf den süßen Titel zu verzichten, den Du mich hast annehmen lassen und den ich so freudig und so stolz führe? Siehst Du, ich liege vor Dir auf den Knien.«

Doch Diana schien nicht zu begreifen, und heftiger weinend als je verbarg sie ihre Stirne an der Brust von Gabriel und rief schluchzend:

»Gabriel! Gabriel! wir dürfen uns fortan nicht mehr sehen.«

»Und wer wird uns daran hindern?« versetzte er rasch.

Sie erhob ihr blondes, reizendes Haupt und schlug ihre blauen, in Tränen gebadeten Augen auf; dann sprach; sie mit einer ganz feierlichen und ernsten Miene und mit einem tiefen Seufzer:

»Die Pflicht.«

Ihr reizendes Antlitz hatte einen so trostlosen und zugleich so komischen Ausdruck, daß Gabriel, darüber entzückt, sich eines Lachens nicht erwehren konnte; er nahm zwischen seine Hände die reine Stirne des Kindes und küßte sie wiederholt; doch sie entfernte sich lebhaft und rief:

»Nein, mein Freund, keine Schäkereien mehr. Mein Gott! mein Gott! sie sind mir nun verboten.«

»Was wird Enguerrand ihr Alles erzählt haben?« sagte Gabriel, in seinem Irrtum verharrend, zu sich selbst. »Liebst Du mich denn nicht mehr, meine teure Diana?« fügte er bei.«

»Ich Dich nicht mehr lieben!« rief Diana. »Wie kannst Du solche

Dinge annehmen und sagen, Gabriel? Bist Du nicht der Freund meiner Kindheit und der Bruder meines ganzen Lebens? Hast Du mich nicht stets mit der Güte und Zärtlichkeit einer Mutter beandelt? Wenn ich lachte und wenn ich weinte, wen fand ich da unablässig an meiner Seite, um meine Heiterkeit oder meinen Kummer zu teilen? Dich, Gabriel . . . Wer trug mich, wenn ich müde war? wer half, mir meine Lektionen lernen? wer schrieb sich meine Fehler zu und teilte meine Strafe, wenn er sie nicht auf sich allein nehmen konnte? abermals Du! Wer erfand tausend Spiele für mich? wer machte mir schöne Sträuße auf den Wiesen? wer nahm mir Stieglitznester aus? immer Du! ich habe Dich aller Orten und jeder Zeit gut, freundlich und mir ergeben gefunden. Gabriel, Gabriel, ich werde Dich nie vergessen, und so lange ich lebe, wirst Du in meinem Herzen leben; ich hätte Dir gern mein Dasein und meine Seele gegeben, und ich träumte nie von Glück, als indem ich von Dir träumte: doch dessen ungeachtet müssen wir uns leider trennen, um uns ohne Zweifel nie wiederzusehen.«

»Und warum? Um Dich dafür zu bestrafen, daß Du boshafter Weise den Hund Phylar in den Hühnerhof geführt hast?« fragte Gabriel.

»Oh! aus einem ganz andern Grunde.«

»Und warum denn?«

Sie erhob sich und ließ ihren Arm an ihrem Kleide herab und ihren Kopf auf die Brust fallen und sprach:

»Weil ich die Frau eines Andern bin.«

Gabriel lachte nicht mehr und eine seltsame Unruhe schnürte ihm das Herz zusammen; mit bewegter Stimme fragte er:

»Was soll das bedeuten, Diana?«

»Ich heiße nicht mehr Diana«, erwiderte sie, »ich heiße *Frau Herzogin von Castro*, denn mein Gemahl heißt *Horazio Farnese, Herzog von Castro*.«

Und das kleine Mädchen konnte nicht umhin, ein wenig durch ihre Tränen zu lächeln, als es sagte: Mein Gemahl, mit zwölf Jahren! In der Tat, es war glorreich, Frau Herzogin! Doch ihr Schmerz erfaßte sie wieder, als sie den Schmerz von Gabriel wahrnahm.

Der Jüngling stand vor ihr, bleich und mit erschrockenen Augen.

»Ist es ein Spiel? Ist es ein Traum?« sagte er.

»Nein, mein armer Freund, es ist die traurige Wirklichkeit«, versetzte Diana. »Hast Du nicht auf dem Wege Enguerrand begegnet, der vor einer halben Stunde nach Montgomery abgegangen ist?«

»Ich habe kürzere Pfade gewählt. Doch vollende.«

»Warum bist Du auch vier Tage lang nicht gekommen, Gabriel? Das ist nie geschehen, und hat uns Unglück gebracht, wie Du siehst. Vorgestern Abend konnte ich kaum einschlafen. Ich hatte Dich zwei Tage lang nicht gesehen, war unruhig, und ließ mir von Enguerrand Versprechen, wenn Du am andern Tage nicht kämst, so würden wir an dem darauffolgenden Morgen nach Montgomery gehen. Und dann hatten wir, Enguerrand und ich, wie in einem Vorgefühl, von der Zukunft, von der Vergangenheit, von meinen Eltern gesprochen, die mich vergessen zu haben schienen. Es ist schlimm, was ich Dir sagen werde, aber ich wäre vielleicht glücklicher gewesen, wenn sie mich in der Tat vergessen hätten. Diese ganze ernste Unterredung hatte mich, wie sich von selbst versteht, ein wenig betrübt und angegriffen, und ich brauchte, wie gesagt, lange, um einzuschärfen, weshalb ich gestern Morgen etwas später erwachte als gewöhnlich. Ich kleidete mich in aller Eile an, verrichtete mein Gebet und wollte eben hinabgehen, als ich ein gewaltiges Geräusch unter meinem Fenster vor der Haustüre hörte. Es waren herrliche Kavaliere, Gabriel, gefolgt von Stallmeistern und Edelknaben, und hinter dem Reiterzug eine glänzende, vergoldete Carrosse. Als ich neugierig den Zug anschaute und mich wunderte, daß er vor unserer armseligen Wohnung hielt, klopfte Antoine an meine Türe und bat mich, auf Befehl von Herrn Enguerrand, sogleich hinabzukommen. Ich weiß nicht, warum ich bange hatte, doch ich mußte gehorchen und gehorchte. Als ich in den großen Saal trat, war er voll von den prächtigen Herren, die ich von meinem Fenster aus gesehen. Ich errötete und zitterte erschrockener als je, Du begreifst das, Gabriel?«

»Ja« antwortete Gabriel mit Bitterkeit. »Fahre nur fort, denn die Sache wird in der Tat interessant.«

»Bei meinem Eintritt«, fuhr Diana fort, »kam einer der gesticktesten Herren auf mich zu, reichte mir seine

behandschuhte Hand und führte mich vor einen andern Edelmann, der nicht minder reich geschmückt war als er; dann sich verbeugend, sprach er:

»Durchlauchtigster Herr Herzog von Castro, ich habe die Ehre, Euch Eure Frau vorzustellen. Madame«, fügte er sich gegen mich umwendend bei, »Herr Horazio Farnese, Herzog von Castro, Euer Gemahl.«

Der Herzog grüßte mich mit einem Lächeln. Ich aber warf mich ganz verwirrt und in Tränen ausbrechend in die Arme von Enguerrand, den ich in einem Winkel erblickt hatte.

»Enguerrand! Enguerrand! Dieser Prinz ist nicht mein Gemahl, ich habe keinen andern Gemahl als Gabriel. Enguerrand, sage es doch diesen Herren, ich bitte Dich.«

Derjenige, welcher mich dem Herzog vorgestellt hatte, runzelte die Stirne und fragte Enguerrand mit strengem Tone:

»Was soll diese Kinderei?«

»Nichts, gnädiger Herr; in der Tat eine Kinderei«, antwortete Enguerrand ganz bleich.

Und leise sieh an mich wendend: »Seid Ihr toll, Diana! was soll eine solche Widerspenstigkeit? Wie könnt Ihr Euch so weigern, Euren Eltern zu gehorchen, die Euch wieder gefunden haben und Euch zurückfordern!«

»Wo sind sie, meine Eltern?« sagte ich laut. »Mit ihnen will ich sprechen.«

»In ihrem Namen kommen wir, mein Fräulein«, erwiderte der strenge Herr. »Ich bin hier ihr Stellvertreter; wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so seht den Befehl unterzeichnet von König Heinrich II., unserem Gebieter, und lest.«

»Er reichte mir ein Pergament, versehen mit einem roten Siegel, und ich las oben auf der Seite: ›Wir Heinrich, von Gottes Gnaden;‹ und unten die königliche Unterschrift: *Heinrich*. Ich war geblendet, betäubt, vernichtet. Ich bekam den Schwindel und das Delirium. Alle diese Menschen hatten die Augen auf mich gerichtet! Enguerrand selbst verließ mich! Der Gedanke an meine Eltern! der Name des Königs! dies Alles war zu viel für meinen armen Kopf. Und Du warst nicht da, Gabriel!«

»Doch mir scheint, meine Gegenwart konnte Euch nicht

notwendig sein«, versetzte Gabriel.

»Oh! doch Gabriel; wärest Du gegenwärtig gewesen, so würde ich noch widerstanden haben; als aber der Edelmann, der Alles zu leiten schien, zu mir sagte:

»Vorwärts, schon genug der Säumnis; Frau von Leviston, Eurer Sorge vertraue ich Frau von Castro; wir erwarten Euch, um in die Kapelle hinauf zu gehen;« da kam mir seine Stimme so gebieterisch vor, er schien so wenig Widerstand zu gestatten, daß ich mich fortführen ließ. Gabriel, verzeihe mir, ich war verwirrt, gelähmt, und hatte keinen Gedanken mehr . . . «

»Wie! das begreift sich vortrefflich«, erwiderte Gabriel mit einem höhnischen Gelächter.

»Man führte mich in ein Zimmer«, sagte Diana. »Da nahm Frau von Leviston, unterstützt von zwei oder drei Zofen, aus großen Kisten ein weißes seidenes Kleid. Dann zogen sie mich, so sehr ich mich schämte, aus und wieder an. Ich wagte es kaum, in diesen schönen Gewändern zu gehen. Hernach befestigten sie mir Perlen an den Ohren und ein Collier von Perlen am Hals; meine Tränen rollten auf die Perlen. Doch diese Damen lachten unaufhörlich, ohne Zweifel über meine Verlegenheit und vielleicht auch über meinen Kammer. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich bereit, und sie mochten immerhin sagen, ich wäre reizend so geschmückt, ich glaube, sie logen nicht, Gabriel, doch ich weinte nichtsdestoweniger. Endlich überredete ich mich, ich handle in einem blendenden furchtbaren Traume. Ich schritt ohne Willen vorwärts, ich ging maschinenmäßig hin und her. Die Pferde stampften indessen vor der Türe, Stallmeister und Edelknaben warteten stehend. Wir stiegen hinab. Die ausdrucksvollen Blicke dieser ganzen Versammlung fingen an auf mir zu lasten. Der Herr mit der rauhen Stimme bot mir abermals seinen, Arm und führte mich zu einer Sänfte ganz von Gold und Atlaß, in der ich mich auf Kissen setzen mußte, welche beinahe so schön waren als mein Kleid. Der Herzog von Castro ritt am Schlage, und so zog der Cortege langsam zur Kapelle des Schlosses Vimoutiers hinauf. Der Priester war schon am Altar. Ich weiß nicht, welche Worte man um mich her sprach, welche Worte man mir diktierte; ich fühlte nur, wie in einem Augenblick in diesem seltsamen Traume der Herzog mir einen Ring an den Finger schob. Dann nach

Verlauf von zwanzig Minuten oder von zwanzig Jahren, ich habe kein Bewußtsein davon, traf mich eine frischere Luft ins Gesicht. Wir verließen die Kapelle; man nannte mich Frau Herzogin, ich war verheiratet! Hörst Du wohl, Gabriel? ich war verheiratet!«

Gabriel antwortete nur durch ein wildes Gelächter.

»O Gabriel«, sprach Diana, »ich war wirklich so außer mir, daß ich zum ersten Male, als ich nach Hause zurückkehrte, nachdem ich mich etwas erholt, daran dachte, den Gemahl anzuschauen, den alle diese Fremden mir aufgenötigt hatten. Bis dahin hatte ich ihn gesehen, aber nicht angeschaut, Gabriel. Ah! mein armer Gabriel, er ist viel weniger schön als Du! Vor Allem ist sein Wuchs mittelmäßig, und in seinen reichen Kleidern erscheint er bei Weitem nicht so zierlich als Du in Deinem einfachen braunen Wamms. Und dann hat er eine eben so unverschämte, hochmütige Miene, als Du sanft und artig aussiehst. Füge dem brennend blonde Haare und einen eben solchen Bart bei. Ich bin geopfert, Gabriel. Nachdem er sich eine Zeit lang mit demjenigen besprochen hatte, welcher sich für den Stellvertreter des Königs ausgab, näherte sich mir der Herzog, nahm mich bei der Hand und sagte mit einem sehr feinen Lächeln:

»Frau Herzogin, verzeiht, daß ich in die harte Notwendigkeit versetzt bin, Euch so bald zu verlassen. Doch Ihr wißt, oder Ihr wißt nicht, daß wir im heftigsten Kriege mit Spanien begriffen sind, und meine Gewappneten fordern auf der Stelle meine Gegenwart. Ich hoffe die Freude zu haben, Euch in einiger Zeit am Hofe wiederzusehen, wo Ihr von dieser Woche an in der Nähe Seiner Majestät wohnen werdet. Ich bitte Euch, einige Geschenke anzunehmen, die ich für Euch hier zurückzulassen mir erlaubt habe. Auf Wiedersehen, Madame. Erhaltet Euch heiter und reizend, wie man es in Eurem Alter ist, und lebt nach Eures Herzens Gelüste, während ich mich schlagen werde.«

»So sprechend, küßte er mich vertraulich auf die Stirne, und sein langer Bart hat mich sogar gestochen; das ist nicht wie bei dem Deinigen, Gabriel. Und dann grüßten mich alle diese Herren und Damen, und gingen nach und nach weg und ließen mich allein mit meinem Vater Enguerrand. Er verstand nicht viel mehr als ich von diesem ganzen Abenteuer. Man hatte ihm das Pergament des Königs zu lesen gegeben, der mir, wie es scheint,

den Herzog von Castro zu heiraten befahl. Der Herr, der Seine Majestät vertrat, heißt Graf d'Humieres. Enguerrand, der ihn früher bei Herrn von Vimoutiers gesehen, hat ihn wiedererkannt. Alles, was Enguerrand mehr als ich wußte, war die traurige Nachricht, daß die Dame von Leviston, welche mich angekleidet hat und in Caen wohnt, in einem der nächsten Tage kommen würde, um mich an den Hof zu führen, und daß ich mich hierzu beständig bereit halten sollte. Das ist meine seltsame und schmerzliche Geschichte«, sagte Diana. »Ah! ich vergaß. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fand ich in einer großen Schachtel, Du würdest nicht erraten was? eine herrliche Puppe, mit einer völligen Ausstattung an Weißzeug und mit drei Kleidern: weiße Seide, roter Damast und grüner Brokat, Alles zum Gebrauch der genannten Puppe. Ich fühlte mich im höchsten Maße verletzt, Gabriel, dies waren also die Geschenke meines Gemahls! mich wie ein kleines Mädchen behandeln! Das Rothe steht indessen der Puppe am Besten, weil sie von Natur eine sehr lebhaftere Gesichtsfarbe hat. Die kleinen Schuhe sind auch reizend, doch dieses Verfahren ist unwürdig, denn mir dünkt im Ganzen, daß ich kein Kind mehr bin.«

»Doch! Ihr seid ein Kind, Diana«, erwiderte Gabriel, bei dem der Zorn unmerklich der Traurigkeit Platz gemacht hatte, »ein wahres Kind! ich grolle Euch nicht, daß Ihr erst zwölf Jahre zählt, das wäre albern und unbillig. Ich sehe nur, daß ich Unrecht gehabt habe, an ein so junges und leichtes Gemüt eine so glühende und tiefe Leidenschaft zu heften. Denn ich fühle zu meinem Schmerz, wie sehr ich Euch liebte, Diana. Ich wiederhole Euch jedoch, daß ich Euch nicht grolle. Doch wenn Ihr stärker gewesen wäret, wenn Ihr in Euch die notwendige Energie gehabt hättet, um einem ungerechten Befehle zu widerstehen, wenn Ihr nur ein wenig Zeit zu gewinnen vermocht hättet, Diana, so hätten wir glücklich sein können, da Ihr Eure Eltern gefunden habt und diese von vornehmem Geschlechte zu sein scheinen. Auch ich kam, um Euch ein großes Geheimnis mitzuteilen, das man mir diesen Morgen geoffenbart hat. Doch wozu soll es jetzt nützen? es ist zu spät. Eure Schwäche hat es zugelassen, daß der Faden meines Geschickes zerrissen ist, während ich glaubte, er würde endlich halten. Warum ihn je wieder anknüpfen? Ich sehe vorher, daß sich

mein ganzes Leben Eurer erinnern, Diana, und daß meine junge Liebe stets den größten Platz in meinem Herzen einnehmen wird. Ihr jedoch, Diana, im Glanz des Hofes, im Geräusch der Feste, werdet schnell denjenigen aus dem Gesicht verlieren, der Euch in den Tagen Eurer Dunkelheit so sehr geliebt hat.«

»Nie!« rief Diana. »Und höre, Gabriel, nun, da Du hier bist und mich ermutigen, unterstützen kannst, willst Du, daß ich mich weigere, abzureisen, wenn man kommt, um mich zu holen, daß ich den Bitten, dem Drängen, den Befehlen widerstehe, um immer bei Dir zu bleiben?«

»Ich danke, liebe Diana, doch fortan, siehst Du, gehörs Du vor Gott und den Menschen einem Andern. Wir müssen unsere Pflicht und unser Geschick erfüllen, wir müssen, wie der Herzog von Castro gesagt hat, jedes seines Wegs gehen, Du zu den Genüssen und zum Hofe, ich in die Lager und Schlachten; Gott gebe nur, daß ich Dich eines Tags wiedersehe.«

»Ja, Gabriel, ich werde Dich wiedersehen, ich werde Dich immer lieben«, rief Diana, und warf sich, in Tränen zerfließend, in die Arme ihres Freundes.

In diesem Augenblick erschien Enguerrand mit Frau von Leviston in einer nahen Allen.

»Hier ist sie, Madame«, sagte er, auf Diana deutend. »Ah! Ihr seid es, Gabriel?« rief er, als er den jungen Grafen erblickte; »ich war im Begriff, nach Montgomery zu gehen um Euch zu besuchen, als ich dem Pagen von Frau von Leviston begegnete und wieder umkehren mußte.«

»Ja, Madame«, sprach Frau von Leviston zu Diana, »der König hat meinem Gatten zu wissen getan, es dränge ihn, Euch zu sehen, und ich beschleunigte deshalb unsere Abreise. Brechen wir, wenn es Euch gefällig ist, in einer Stunde aus. Eure Vorbereitungen werden, denke ich, nicht lange dauern, und Ihr seid wohl geneigt, mir zu folgen?«

Diana schaute Gabriel an.

»Mut gefaßt«, sprach dieser mit ernstem Tone.

»Ich habe die Freude, Euch anzukündigen«, fuhr Frau von Leviston fort, »daß Euer braver Nährvater uns nach Paris begleiten kann und will, und uns morgen in Alençon einholen wird,

wenn es Euch genehm ist.«

»Ob es mir genehm ist?« rief Diana. »Ah! Madame, man hat mir meine Eltern noch nicht genannt, doch ich werde ihn stets meinen Vater nennen.«

Und sie reichte ihre Hand Enguerrand, der sie mit Küssen bedeckte, um das Recht zu haben, noch ein wenig durch den Schleier ihrer Tränen Gabriel anzuschauen, der nachdenkend und traurig, aber ergeben und entschlossen aussah.

»Vorwärts, Madame«, sagte Frau von Leviston, welche diese Abschiede und Zögerungen vielleicht ungeduldig machten, »bedenkt, daß wir vor Einbruch der Nacht in Caen sein müssen.«

Beinahe erstickt durch Schluchzen, entfernte sich Diana hastig, um in ihr Zimmer hinauf zu gehen, jedoch nicht ohne zuvor Gabriel durch ein Zeichen bedeutet zu haben, er möge warten.

Nach Verlauf einer Stunde, während der man in den Wagen die Gegenstände packte, welche Diana mitnehmen wollte, erschien diese wieder ganz reisefertig. Sie bat Frau von Leviston, die ihr wie ihr Schatten folgte, um Erlaubnis, noch einmal in dem Garten umhergehen zu dürfen, wo sie zwölf Jahre lang so sorglos und glücklich gespielt hatte. Gabriel und Enguerrand gingen während dieses Besuches hinter ihr. Diana blieb vor einem Rosenstock mit weißen Blüten stehen, den Gabriel und sie im vorhergehenden Jahre gepflanzt hatten. Sie pflückte zwei Rosen, befestigte eine an ihrem Kleid, roch an der andern und reichte sie Gabriel. Der junge Mann fühlte, daß ihm zu gleicher Zeit ein Papier in die Hand schlüpfte das er hastig in seinem Wamms verbarg. Nachdem Diana von allen Gängen, von allen Gebüschchen, von allen Blumen Abschied genommen hatte, mußte sie sich endlich zur Abreise entschließen. Als sie vor den Wagen kam, der sie wegführen sollte, gab sie die Hand den Dienern des Hauses und sogar den guten Leuten vom Flecken, welche sie alle kannten und liebten. Die Arme hatte nicht die Kraft, zu sprechen, sie machte nur Jedem ein freundschaftliches Zeichen mit dem Kopf. Dann umarmte sie Enguerrand, und endlich Gabriel, ohne sich im Geringsten um die Gegenwart von Frau von Leviston zu bekümmern. In den Armen ihres Freundes gewann sie sogar ihre Stimme wieder, und als dieser zu ihr sagte: »Fahre wohl! fahre wohl!« da sprach sie:

»Nein, auf Wiedersehen!«

hiernach stieg sie in den Wagen, und da die Kindheit im Ganzen ihr Recht nicht völlig auf sie verlor, so hörte sie Gabriel mit jener kleinen Mundverziehung, die ihr so gut stand, Frau von Leviston fragen:

»Man hat doch wenigstens meine große Puppe oben aufgepackt?«

Der Wagen entfernte sich im Galopp.

Gabriel öffnete das Papier, das ihm Diana gegeben hatte, und fand darin eine Locke von ihren schönen, aschblonden Haaren, die er so gern küßte.

Einen Monat nachher ließ sich Gabriel, in Paris angelangt, im Hotel Guise bei dem Herzog von Guise unter dem Namen eines Vicomte d'Exmés melden.

III.

Im Lager.

»Ja, meine Herren«, sprach, in sein Zelt eintretend der Herzog von Guise zu den Edelleuten, die ihn umgaben, »ja, heute am 24. April 1557 Abends, nachdem wir am 15. auf das Gebiet von Neapel zurückgekehrt sind, nachdem wir Campli in vier Tagen genommen, beginnen wir die Belagerung von Civitella; Herren von Civitella, schlagen wir am 1. Mai unser Lager vor Aquila auf. Am 10. Mai sind wir in Arpion, am 21. in Capua, wo wir nicht einschlafen werden, wie Hannibal. Am 1. Juni, meine Herren, will ich Euch Neapel sehen lassen, wenn es Gott gefällt«

»Und wie steht es mit dem Papst, meinlieber Bruder?« fragte der Herzog von Aumale. »Seine Heiligkeit, die mir so sehr die Unterstützung der päpstlichen Truppen versprochen, läßt uns bis jetzt, wie mir scheint, auf uns selbst beschränkt, und unsere Armee ist kaum stark genug, um sich so auf ein feindliches Gebiet zu wagen.«

»Paul II.«, sagte Franz, »ist zu sehr beteiligt bei dem Erfolge unserer Waffen, um uns ohne Hilfe zu lassen. Wie durchsichtig und erleuchtet ist diese Nacht, meine Herren! Byron, wißt Ihr, ob die Parteigänger, von deren Aufgebot in den Abruzzen Caraffa uns gesprochen, einigen Lärmen zu machen anfangen?«

»Sie rühren sich nicht, gnädigster Herr, ich habe ganz frische und sichere Nachrichten.«

»Unsere Musketenschüsse werden sie erwecken«, sagte der Herzog von Guise. »Herr Marquis d'Elboeuf«, fuhr er fort, »habt Ihr von den Zufuhren an Lebensmitteln und Munition sprechen hören, welche wir in Ascoli erhalten sollten, und die uns nun, denke ich, hier zukommen werden?«

»Ja, ich habe davon sprechen hören, doch in Rom, gnädigster Herr, und leider schon vor langer Zeit . . . «

»Eine einfache Zögerung«, unterbrach ihn der Herzog von Guise, »sicherlich nur eine Zögerung, und wir sind Allem nach noch nicht völlig entblößt. Die Einnahme von Campli hat uns ein

wenig wiederbelebt, und wenn ich in einer Stunde von jetzt an in das Zelt eines Jeden von Euch träte, meine Herren, so wette ich, ich würde ein gutes Abendbrot aufgetragen, und bei Tische mit Euch eine arme Witwe oder eine hübsche Waise von Campli finden, die Ihr zu trösten im Zuge wäret. Es läßt sich nichts Besseres denken, meine Herren. Überdies sind dies die Pflichten von Siegern, weiche die Gewohnheit des Sieges süß finden lassen, nicht wahr? Entsprecht also Eurem Geschmack, ich halte Euch nicht zurück; morgen früh bei Tagesanbruch werde ich Euch auffordern, mit mir die Mittel zu suchen, diesen Zuckerhut Civitella anzugreifen; bis dahin, meine Herren, guten Appetit und gute Nacht.«

Der Herzog begleitete lachend die Führer des Heeres bis zur Türe seines Zeltes zurück. Als aber der Vorhang, der dasselbe schloß, hinter dem letzten gefallen war und Franz von Guise sich allein fand, nahm plötzlich seine männliche Physiognomie einen sorgenvollen Ausdruck an; er setzte sich an einen Tisch, legte sein Haupt in seine Hände, und murmelte voll Unruhe:

»Hätte ich besser daran getan, auf jeden persönlichen Ehrgeiz Verzicht zu leisten, nur General von Heinrich II. zu bleiben, und mich auf die Wiedereroberung von Mailand und die Befreiung von Siena zu beschränken? Nun bin ich auf dem Gebiet von Neapel, wohin mich alle meine Träume als König beriefen; doch ich bin ohne Verbündete, bald ohne Lebensmittel, und alle diese Anführer meiner Truppen, mein Bruder zuerst, Geister ohne Tatkraft und ohne Gewicht, geben sich schon der Entmutigung hin wie ich sehe.«

In diesem Augenblick hörte der Herzog von Guise, daß Jemand hinter ihm ging. Er wandte sich rasch und ganz entrüstet gegen den verwegenen Unterbrecher um; als er ihn aber gesehen, reichte er ihm, statt ihm einen Vorwurf zu machen, die Hand und sprach:

»Nicht wahr, Ihr, Vicomte d'Exmés, nicht wahr, Ihr, mein lieber Gabriel, würdet nie zögern vorwärts zu gehen, weil das Brot zu selten und der Feind zu zahlreich ist, Ihr, der Ihr zuletzt Metz verlassen, und zuerst in Valenza und in Campli eingedrungen seid? Doch, Ihr kommt, um mir etwas Neues zu melden, Freund?«

»Ja, gnädigster Herr, ein Eilbote ist aus Frankreich eingetroffen«, antwortete Gabriel; »er bringt, wie ich glaube, Briefe von Eurem Bruder, dem hochwürdigsten Kardinal von Lothringen. Darf ich ihn bei Euch einführen?«

»Nein, doch er mag Euch die Sendung mit der er beauftragt ist, übergeben, Vicomte, und ich bitte Euch, sie mir selbst zu überbringen.«

Gabriel verbeugte sich ging hinaus, kam bald wieder zurück und überbrachte einen Brief, der mit dem Wappen des Hauses Lothringen versiegelt war.

Die sechs abgelaufenen Jahre waren an unserem alten Freund Gabriel beinahe spurlos vorübergegangen; seine Züge hatten nur einen männlicheren, entschiedeneren Charakter angenommen; man erriet nun in ihm einen Mann, der seinen eigenen Wert geprüft und kennen gelernt hat. Doch es war immer dieselbe reine, ernste Stirne, derselbe redliche, offene Blick, und, sagen wir es sogleich, dasselbe Herz voll Jugend und Illusion. Er war auch kaum erst vierundzwanzig Jahre alt.

Der Herzog von Guise zählte siebenunddreißig, und obgleich er eine edle, großherzige Natur besaß, war doch sein Gemüt von vielen Orten zurückgekommen, wohin das von Gabriel noch nie gegangen, und mehr als ein gescheitertes Aufstreben, mehr als ein vergeblicher Kampf hatten sein Auge vertieft und seine Schläfe entblößt. Dennoch begriff und liebte er den ritterlichen und ergebenen Charakter von Gabriel, und eine unwiderstehliche Sympathie zog den erfahrenen Mann zu dem vertrauensvollen Jüngling hin.

Er nahm aus seinen Händen den Brief seines Bruders und sprach, ehe er ihn öffnete:

»Hört, Vicomte d'Exmés, Herve von Thelen, mein Geheimschreiber, den Ihr kanntet, ist unter den Mauern von Valenza gestorben; mein Bruder Aumale ist nur ein mutiger Soldat, aber unfähig; ich bedarf eines tüchtigen Armes und eines Vertrauten Gabriel. Seitdem Ihr mich in Paris in meinem Hause vor fünf oder sechs Jahren aufgesucht, habe ich mich, wie ich glaube, überzeugen können, daß ihr ein erhabener Geist und, was noch besser ist, ein treues Herz seid. Ich kannte Euch nur dem Namen nach, und jeder Montgomery ist brav; doch Ihr wart

mir durch Niemand empfohlen, und dennoch habt Ihr mir sogleich gefallen; ich nahm Euch mit mir zur Verteidigung von Metz, und wenn diese Verteidigung eines der schönsten Blätter meiner Geschichte sein soll, wenn es uns nach einem fünfundsechzig Tage lang anhaltenden Angriff gelungen ist, von den Mauern von Metz ein Heer, das hunderttausend Soldaten zählte, und einen General zu vertreiben, der sich Carl V. nannte, so erinnere ich mich, daß Eure stets gegenwärtige Unerschrockenheit und Euer stets wacher Verstand nicht wenig zu diesem glorreichen Erfolg beigetragen haben. Ein Jahr nachher wart Ihr abermals mit mir bei dem Siege von Renty, und wenn dieser Esel von Montmorency den man mit Recht so nennt . . . doch ich habe nicht meinen Feind zu schmähen, ich habe meinen Freund und guten Kameraden, Gabriel, Vicomte d'Exmés, d'Exmés, den würdigen Verwandten der würdigen Montgomery zu loben. Ich habe Euch zu sagen, Gabriel, daß ich in Euch bei jeder Gelegenheit, und zwar seitdem wir in Italien eingerückt sind mehr als je guten Beistand, gute Freundschaft und guten Rat gefunden, und daß ich Euch nur Eines zum Vorwurf machen kann: daß Ihr gegen Euren General zu zurückhaltend und zu verschwiegen seid. Ja, es liegt sicherlich im Grunde Eures Lebens ein Gefühl oder ein Gedanke, den Ihr mir verbergt, Gabriel. Doch, bah! Ihr werdet mir das eines Tags anvertrauen; die Hauptsache ist, daß ich weiß, Ihr habt Etwas zu tun. Ei! bei Gott! ich habe auch Etwas zu tun, Gabriel, und wenn Ihr wollt, so verbinden wir unsere Geschicke, Ihr helft mir und ich helfe Euch. Habe ich irgend eine wichtige, schwierige Unternehmung einem andern Ich zu übertragen, so rufe ich Euch. Bedürft Ihr für Eure Pläne eines mächtigen Beschützers, so bin ich da. Ist das abgemacht?«

»Oh! gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel, »ich gehöre Euch mit Leib und Seele. Was ich vor Allem wünschte, wäre, daß Ihr an mich glaubtet und die Andern an mich glauben machen würdet. Ich habe ein wenig Selbstvertrauen erlangt und Ihr habt die Gnade, ein wenig Achtung für mich zu hegen; bis jetzt habe ich also mein Ziel erreicht; daß sich in der Zukunft ein anderes meinen Bestrebungen bieten kann, leugne ich nicht, gnädigster Herr, und dann, da Ihr die Güte hattet, mir einen so schönen Antrag zu machen, werde ich zu Euch meine Zuflucht nehmen,

wie Ihr bis dahin für Leben und Tod auf mich rechnen könnt.«

»So ist es gut! per Bacco, wie diese trunkenen Heiden von Kardinälen sagen; sei unbesorgt, Gabriel, Franz von Lothringen, Herzog von Guise, wird Dir warm in Beziehung auf Deine Liebe oder Deinen Haß dienen, denn nicht wahr, es ist bei uns das eine oder das andere dieser Gefühle im Spiel, mein Meister?«

»Das eine und das andere vielleicht, gnädigster Herr.«

»Ah! alle Wetter! und warum, wenn man die Seele so voll hat, warum sie nicht in die eines Freundes ergießen?«

»Ach! gnädigster Herr, ich weiß nicht einmal, ob ich liebe, und weiß gar nicht, daß ich hasse.«

»Wahrhaftig! sage mir doch, Gabriel, wenn Deine Feinde zufällig die meinigen wären, wenn der alte Unzüchter von einem Montmorency darunter sein sollte?«

»Das könnte wohl sein, gnädigster Herr, und wenn meine Zweifel begründet sind . . . doch es handelt sich zur Stunde nicht um mich, sondern um Euch und Eure großen Pläne. Wozu kann ich Euch dienlich sein?«

»Vor Allem dazu, daß Ihr mir den Brief meines Bruders, des Kardinals von Lothringen, vorlest, Gabriel.«

Gabriel entsiegelte und entfaltete den Brief, warf einen Blick darauf, reichte ihn dem Herzog und sprach:

»Verzeiht, gnädigster Herr, dieser Brief ist in besonderen Charakteren geschrieben, und ich kann ihn nicht lesen.«

»Ah!« versetzte der Herzog, »der Eilbote von Jean Peuquoy hat ihn also gebracht? es ist ein vertraulicher Brief, wie ich sehe, ein Gitterbrief; warte, Gabriel.«

Er öffnete ein Kistchen von ziseliertem Eisen, zog ein regelmäßig durchbrochenes ausgeschnittenes Papier daraus hervor, legte es auf den Brief des Kardinals, reichte diesen Gabriel zum Lesen und sprach:

»Nun leset.«

Gabriel schien zu zögern; Franz nahm seine Hand, drückte sie, und sagte mit einem Tone voll Vertrauen und Treuherzigkeit:

»Lest, mein Freund.«

Der Vicomte d'Exmés las:

»Mein sehr geehrter, sehr erhabener Bruder (wann werde ich Euch mit einem einzigen Worte von vier Buchstaben, mit dem Worte: Sire nennen können . . .)«

Gabriel hielt abermals inne; der Herzog lächelte und sprach:

»Ihr staunt, Gabriel, doch ich hoffe, Ihr werdet keinen Verdacht gegen mich haben. Der Herzog von Guise ist kein Connetable von Bourbon, mein Freund; Gott erhalte unserem König Heinrich II. die Krone und das Leben! Doch es gibt in der Welt nicht nur den Thron von Frankreich. Da mich der Zufall mit Euch auf die Bahn eines vollen Vertrauens gebracht hat, so will ich Euch nichts verhehlen, Gabriel, ich will Euch in alle meine Pläne und in alle meine Träume einweihen; sie sind, wie ich glaube, nicht die einer geringen Seele.«

Der Herzog war aufgestanden, und ging mit großen Schritten in seinem Zelte auf und ab.

»Unser Haus, Gabriel, das so manche Königswürde berührt, kann meiner Ansicht nach auf jede Größe Anspruch machen. Doch Anspruch machen ist nichts, es soll erreichen. Unsere Schwester ist Königin von Schottland; unsere Nichte, Maria Stuart ist mit dem Dauphin Franz verlobt; unser Großneffe, der Herzog von Lothringen ist zum Schwiegersohn des Königs bezeichnet. Das ist noch nicht Alles, wir vermögen auch noch das zweite Haus Anjou zu repräsentieren, von dem wir durch die Frauen abstammen. Wir haben also Ansprüche oder Rechte auf die Provence und auf Neapel. Begnügen wir uns für den Augenblick mit Neapel. Würde die Krone einem Franzosen nicht besser stehen, als einem Spanier? Warum bin ich nach Italien gekommen? Um sie zu nehmen. Wir sind Verbündete des Herzogs von Ferrara, verwandt mit den Caraffa, Neffen des Papstes, Paul IV. ist alt: mein Bruder der Kardinal von Lothringen, wird sein Nachfolger. Der Thron von Neapel wankt, ich besteige ihn. Mein Gott, deshalb habe ich Siena und die Mailänder hinter mir gelassen, um bis zu den Abruzzen zu springen. Der Traum war glänzend doch ich befürchte sehr, er bleibt bis jetzt ein Traum. Bedenkt, Gabriel, ich hatte nicht zwölftausend Mann, als ich die Alpen überschritt. Doch der Herzog von Ferrara hatte mir siebentausend Mann versprochen; er behielt sie in seinen

Staaten. Doch Paul IV. und die Caraffa hatten sich gerühmt, sie würden in dem Königreich Neapel eine mächtige Faction auf die Beine bringen, und sie machten sich anheischig, Soldaten, Geld und Proviant zu liefern; sie haben nicht einen Mann, nicht einen Fourgon, nicht einen Taler geschickt. Meine Offiziere zaudern, meine Truppen murren; gleichviel! ich werde bis zum Ende gehen ich werde nur, wenn es zum Äußersten gekommen ist, dieses gelobte Land, auf dessen Boden ich trete, verlassen, und wenn ich es verlasse, so komme ich zurück.«

Der Herzog trat mit dem Fuß auf den Boden, als wollte er davon Besitz ergreifen, sein Blick funkelte, er war groß und schön.

»Gnädigster Herr«, rief Gabriel, »wie stolz bin ich, daß ich mit Euch, so schwach auch mein Anteil sein mag, zu so glorreichen Bestrebungen mich habe verbinden können.«

»Und nun«, sprach der Herzog. »nun da ich Euch zweimal den Schlüsse! zu diesem Briefe meines Bruders gegeben habe, Gabriel, könnt Ihr ihn auch lesen und verstehen. Vollendet also, ich höre.«

»Sire . . . Hier bin ich geblieben«, sagte Gabriel.

»Ich habe Euch zwei schlimme Nachrichten und eine gute mitzuteilen. Die gute ist die, daß man die Hochzeit unserer Nichte, Maria Stuart, auf den zwanzigsten des nächsten Monats anberaumt hat, und daß sie an genanntem Tage in Paris mit allem Gepränge vollzogen werden wird. Eine von den schlimmen Nachrichten ist aus England gekommen; Philipp II. von Spanien hat dort gelandet, und hetzt täglich die Königin Maria Tudor, seine Frau, welche ihm so leidenschaftlich gehorcht, auf, Frankreich den Krieg anzukündigen. Niemand zweifelt daran, daß es ihm gelingt, trotz der Interessen und des Wunsches der englischen Nation. Man spricht schon von einer Armee, welche sich auf den Grenzen der Niederlande versammeln soll, und für deren Kommando man den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen bezeichnet. Bei dem Mangel an Mannschaft, woran wir hier leiden mein viel geliebter Bruder, würde Euch dann König Heinrich U. notwendig aus Italien zurückberufen, unsere Pläne auf dieser Seite wären hernach wenigstens vertagt. Doch bedenkt wohl, Franz, daß

es besser ist, sie zu verschieben, als zu gefährde . . . keine Verwegenheit, und nicht mit dein Kopf durch die Wand. Unsere Schwester, die Königin Regentin von Schottland, mag immerhin drohen, sie werde mit dem Engländer brechen, glaubt mir, ganz verliebt in ihren jungen Gemahl, würde Maria von England keine Rücksicht darauf nehmen, und richtet Euch danach.«

»Beim Leibe Christi«, unterbrach der Herzog von Guise, indem er heftig mit der Faust auf den Tisch schlug, »er hat nur zu sehr Recht, mein Bruder, und er ist ein listiger Fuchs, der die Dinge zu riechen weiß. Ja, Maria, die Ehrbare, wird sich durch ihren gesetzlichen Gatten verführen lassen, und ich werde nicht offen ungehorsam gegen den König sein, der unter so ernsten Umständen seine Soldaten zurückverlangt, eher stehe ich von allen Königreichen der Welt ab; abermals also ein Hindernis gegen diese verfluchte Expedition. Denn Ich frage Euch. Gabriel, ist sie nicht verflucht trotz der Segnung des heiligen Vaters? Gabriel, unter uns gesagt, sprecht offenherzig, Ihr findet sie verzweifelt, nicht wahr?«

»Gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel, »ich möchte nicht gern von Euch zu denjenigen gezählt werden, welche sich so leicht entmutigen lassen, und dennoch, da Ihr meine Offenherzigkeit aufruf . . . «

»Ich verstehe Euch, Gabriel, und bin Eurer Ansicht. Ich sehe vorher, wir werden nicht auf einmal hier mit einander die großen Dinge machen, die wir so eben beabsichtigten; aber ich schwöre. daß die Sache nur aufgeschoben ist, und Philipp an irgend einem Orte schlagen, heißt ihn immerhin in Neapel schlagen; doch fährt fort, Gabriel; wir haben noch eine schlimme Nachricht zu vernehmen, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht.«

Gabriel las weiter.

»Die andere ärgerliche Angelegenheit, die ich Euch mitzuteilen habe, ist, wenn sie auch ganz besonders Unsere Familie betrifft, nicht minder ernst; doch wir haben ohne Zweifel noch Zeit, zuvorzukommen, und ich mache Euch deshalb in aller Eile Mitteilung davon. Ihr müßt wissen, daß seit Eurer Abreise der Herr Connetable von Montmorency stets

erboht und erbittert gegen uns ist und nicht ablässt, uns seiner Gewohnheit gemäß um die Güte des Königs für unsere Familie zu beneiden und sie zu verwünschen. Die nahe bevorstehende Feier der Hochzeit unserer lieben Nichte Maria mit dem Dauphin ist nicht geeignet, ihn in gute Laune zu versetzen. Das Gleichgewicht, das der König aus Politik zwischen den Häusern Guise und Montmorency aufrecht zu halten sucht, neigt sich hierdurch ganz sonderbar auf unsre Seite und der alte Connetable verlangt mit lauter Stimme ein Gegengewicht; er hat dieses Gegengewicht gefunden, mein lieber Bruder, es wäre dies die Verheiratung seines Sohnes Franz, des Gefangenen von Therouanne mit . . . »

Der junge Graf vollendete nicht, die Stimme versagte ihm, und eine jähe Blässe bedeckte seine Stirne.

»Nun! was habt Ihr denn, Gabriel?« fragte der Herzog; »wie bleich und entstellt seht Ihr aus? welches Übel hat Euch plötzlich befallen?«

»Es ist nichts, gnädigster Herr, durchaus nichts, ein wenig Müdigkeit vielleicht, eine Art von Betäubung; doch ich habe mich schon wieder erholt und fahre fort, gnädigster Herr. Wo war ich? Der Kardinal sagte, glaube ich, es gebe ein Mittel. Ah! nein, weiter unten. Ich habe es:

»Es wäre dies die Verheiratung seines Sohnes Franz mit Frau Diana von Castro, der legitimierten Tochter des Königs und von Frau Diana von Poitiers. Ihr erinnert Euch, mein Bruder, daß Frau von Castro, mit dreizehn Jahren Witwe des Herzogs Horazio Farnese, der sechs Monate nach ihrer Verheiratung bei der Belagerung von Hesdin getötet worden war, während dieser fünf Jahre im Kloster der Töchter Gottes in Paris geblieben ist. Der König hat sie auf das Ansuchen des Connetable an den Hof zurückberufen. Es ist eine Perle der Schönheit mein Bruder, und Ihr wißt, daß ich mich darauf verstehe. Ihre Anmut hat ihr alle Herzen erobert, und vor allen das väterliche Herz. Der König der sie schon früher mit dem Herzogtum Chatellerault beschenkte, hat sie nun abermals mit dem Herzogtum Angoulême apanagirt. Noch befindet sie sich keine zwei Wochen hier, und schon ist ihr Einfluß auf den Geist

des Königs eine anerkannte Tatsache. Ihr reizendes Wesen und ihre Anmut sind ohne Zweifel die Ursachen dieser so lebhaften Zuneigung. Die Sache ist so weit gekommen, daß Frau von Valentinois, welche es, ich weiß nicht warum, für passend erachtet hatte, ihr eine andere Mutter offiziell zu geben, mir zu dieser Stunde auf die sich erhebende Macht eifersüchtig zu sein scheint. Die Angelegenheit stünde also gut für den Connetable wenn er in sein Haus diese mächtige Verbündete bringen könnte. Ihr wißt, unter uns gesagt, daß Diana von Poitiers diesem alten Unzüchter nicht viel zu verweigern hat, und wenn unser Bruder Aumale der Schwiegersonn ist, so steht Anne von Montmorency in noch viel näherer Verbindung mit ihr. Der König ist andererseits geneigt, das große Ansehen, das er uns in seinem Rate und in dem Heere gewinnen sieht, auszugleichen. Diese verdammte Heirat hat also sehr viele Chancen des Vollzug . . . «

»Eure Stimme zittert abermals, Gabriel«, unterbrach der Herzog, »ruht aus, und laßt mich selbst diesen Brief vollenden, der mich im höchsten Grade interessiert. Denn der Connetable würde in der Tat einen gefährlichen Vorteil vor uns erringen. Doch ich glaubte, sein großer Dummkopf Franz wäre an eine von Fiennes verheiratet. Gebt mir den Brief, Gabriel.«

»Wahrhaftig, ich befinde mich sehr wohl, gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel, der etwas weiter gelesen hatte, »ich kann die paar Zeilen, welche noch übrig sind, wohl vollenden.«

»Diese verdammte Heirat hat also viele Chancen des Vollzugs, nur eine einzige ist für uns. Franz von Montmorency ist durch eine geheime Heirat an Fräulein von Fiennes gebunden, eine Ehescheidung ist vorläufig notwendig; Doch es bedarf der Einwilligung des Papstes, und Franz, ist nach Rom abgereist, um sie zu erlangen. Es liegt also Euch ob, mein lieber Bruder, ihm bei Seiner Heiligkeit zuvorzukommen und es durch unsere Freunde, die Caraffa, und Euren Einfluß dahin zu bringen, daß man sein Scheidungsgesuch verwirft, welches indessen, wie ich Euch im Voraus bemerken muß, durch einen Brief des Königs unterstützt wird. Doch die angegriffene Stellung ist so sehr Lebensfrage, daß Ihr alle Eure Kräfte

aufbieten müßt, um sie zu verteidigen, wie Ihr es mit Saint-Dizier und Metz getan habt. Ich werde meinerseits und zu gleicher Zeit mit aller Energie zu Werke gehen, denn das muß sein. Und hiernach bitte ich Gott mein lieber Bruder, Euch ein gutes und langes Leben zu verleihen.

Paris, den 12. April 1557.

Euer gehorsamsten untertänigster Diener
G. Kardinal von Lothringen.«

»Gut! es ist noch nichts verloren«, sprach der Herzog von Guise, als Gabriel den Brief des Kardinals beendet hatte, »und der Papst der mir Soldaten verweigert, kann mir wenigstens eine Bulle zum Geschenk machen.«

»Ihr hofft also«, entgegnete Gabriel zitternd, »Ihr hofft, Seine Heiligkeit werde die Ehescheidung von Jeanne von Fiennes nicht zugeben, und sich der Heirat von Franz von Montmorency widersetzen?«

»Ja, ja, ich hoffe es; doch wie bewegt seid Ihr, mein Freund! Dieser gute Gabriel! mit welcher Leidenschaft geht er in unsere Interessen ein . . . Ich bin Euch auch ganz und gar zugetan, Gabriel, dessen könnt Ihr Euch versichert halten. Sprechen wir ein wenig von Euch . . . wie wäre es, da Ihr bei dieser Expedition, deren Ausgang ich nur zu gut vorhersehe, kaum, wie ich glaube, neue glänzende Taten den ungeheuren Diensten beifügen könnt, für die Ich gegen Euch verpflichtet bin, wie wäre es, wenn ich anfinge meine Schuld nun ebenfalls an Euch abzutragen? Ich will auch nicht zu sehr zurückbleiben, mein Freund. Könnte ich Euch nicht in irgend einer Beziehung nützlich oder angenehm sein? Sprecht, sagt es offenherzig.«

»Oh! durchlauchtigster Herr, Ihr seid zu gnädig gegen mich«, versetzte Gabriel, »und ich sehe nicht . . . «

»Seit den fünf Jahren, die Ihr heldenmütig unter den Meinigen kämpft, habt Ihr nicht einen Pfennig von mir angenommen. Ihr müßt Geld nötig haben, was Teufels! Jedermann braucht Geld. Was ich Euch anbiete, ist weder ein Geschenk noch ein Anlehen, sondern eine Vergütung. Also keine leere Bedenklichkeiten, und obgleich es bei uns knapp zugeht . . . «

»Ja, ich weiß, gnädigster Herr, daß die kleinen Mittel zuweilen Euren großen Ideen fehlen, und ich brauche so wenig Geld, daß ich Euch einige tausend Taler antragen wollte, welche der Armee sehr ersprießlich sein dürften, während sie mir sehr unnütz sind.«

»Ich nehme sie an, denn ich gestehe, sie kommen gelegen: doch man kann also gar nichts für Euch tun, junger Mann ohne Wünsche! Ah! halt!« fügte er, die Stimme dampfend, bei, »dieser Schelm Thibault, Ihr wißt, mein Leibdiener hat vorgestern bei der Plünderung von Campli für mich die junge Frau des Anwalts der Stadt auf die Seite bringen lassen, es soll die Schönheit des Ortes sein, natürlich nach der Frau des Statthalters, der man nicht habhaft werden konnte. Doch ich habe, meiner Treue! andere Sorgen im Kopf, und meine Haare fangen an grau zu werden. Ohne Umstände, Gabriel, wollt Ihr meinen Anteil an der Beute? Blut Gottes! Ihr seid geschaffen, für einen Anwalt zu entschädigen! was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, gnädigster Herr, daß ich die Frau des Statthalters, welcher man sich nicht bemächtigen konnte, im Gemenge getroffen und weggeführt habe, aber nicht um meine Rechte zu mißbrauchen, wie Ihr denken könnt. Ich hatte im Gegenteil die Absicht, eine edle, reizende Dame der Gewalttätigkeit der Soldaten zu entziehen. Seitdem habe ich jedoch gesehen, daß es der Schönen nicht widerstreben würde, sich auf die Seite der Sieger zu schlagen. und daß sie gern, wie der gallische Soldat rufen dürfte: *Vae victis!*

Insofern ich aber leider weniger als je geneigt bin, das Echo zu bilden, so kann ich sie, wenn Ihr es wünscht, hierher zu einem Manne führen lassen, der ihre Reize und ihren Rang zu schätzen würdig ist.«

»Oh! oh!« rief der Herzog lachend, »das ist eine Strenge, welche beinahe nach den Hugenotten riecht. Solltet Ihr etwa eine Neigung für die Leute dieser Religion haben? Ah! nehmt Euch in Acht, mein Freund. Ich bin aus Überzeugung und, was noch schlimmer ist, aus Politik ein eifriger Katholik. Ich würde Euch ohne Barmherzigkeit Verbrennen lassen. Doch Scherz bei Seite, warum des Teufels seid Ihr nicht ein wenig leichtfertig?«

»Vielleicht weil ich verliebt bin«, sagte Gabriel.

»Ah! ja, ich erinnere mich; ein Haß, eine Liebe. Nun wohl, kann

ich Euch vielleicht dazu dienlich sein, daß Ihr Euren Feinden oder Eurer Freundin näher kommt? Solltet Ihr vielleicht Titel nötig haben?»

»Ich danke, gnädigster Herr, das ist es auch nicht, was mir fehlt; ich habe Euch, als ich anfang, gesagt, daß ich nicht nach unbestimmten Ehrenstellen, sondern nach ein wenig persönlichem Ruhm trachte. Da Ihr nun glaubt, es sei nicht mehr viel hier zu machen und ich könne Euch kaum zu etwas nützlich sein, so wäre es eine große Freude für mich, wenn Ihr mich nach Paris schicken wolltet, um dem König für die Heirat Eurer königlichen Nichte die Fahnen zu überbringen, welche Ihr in der Lombardei und in den Abruzzen gewonnen habt. Mein Glück würde besonders den höchsten Grad erreichen, wenn Ihr durch einen Brief Seiner Majestät und dem Hof bezeugen wolltet, daß einige von diesen Fahnen von mir, und zwar nicht ohne Gefahr genommen worden sind.«

»Nun, das ist leicht, und mehr noch, es ist billig«, sprach der Herzog von Guise« »Ich bedaure es, daß ich mich von Euch trennen soll. Doch es wird nicht auf lange Zeit sein. Bricht der Krieg in Flandern aus, wie Alles zu beweisen scheint, so werden wir uns dort wiedersehen, nicht wahr, Gabriel? Euer Platz ist da, wo man sich schlägt, und deshalb wollt Ihr von hier weggehen, wo man sich, beim Leibe Christi! nur noch langweilt. Doch man wird sich in den Niederlanden anders belustigen, und es ist mein Wille, Gabriel, daß wir uns mit einander vergnügen.«

»Ich werde äußerst glücklich sein, Euch zu folgen, gnädigster Herr.«

»Wann wollt Ihr indessen abreisen, Gabriel, um dem König die Hochzeitsgeschenke zu überbringen, von denen Ihr gesprochen?»

»Ich glaube, es wäre das Beste, wenn ich sobald als möglich aufbrechen würde, da die Heirat am 21. Mai stattfinden wie Euch Monseigneur der Kardinal von Lothringen meldet.«

»Es ist wahr. Nun, so reist morgen, Gabriel, und Ihr werdet nicht zu viel Zeit haben. Ruht aus, mein Freund, ich schreibe mittlerweile den Brief, der Euch dem König empfehlen wird, und auch die Antwort an meinen Herrn Bruder, die Ihr zu übernehmen die Güte haben wollt: sagt ihm mündlich, ich hoffe, die fragliche

Angelegenheit beim Papst zu einem guten Ende zu führen.«

»Vielleicht dürfte meine Gegenwart in Paris dazu beitragen, dieser Angelegenheit den von Euch gewünschten Ausgang zu geben«, sagte Gabriel, »und somit würde Euch meine Abwesenheit noch nützen.«

»Stets geheimnisvoll, Vicomte d'Exmés; doch bei Euch gewöhnt man sich daran. Gott befohlen also, und gute Nacht, für die letzte, die letzte, die Ihr bei mir zubringen werdet.«

»Ich werde morgen früh meine Briefe und Euren Segen holen, gnädigster Herr. Ah! ich lasse bei Euch meine Leute, die mir bei allen meinen Feldzügen gefolgt sind, Ihr habt nicht zu viele Arme hier. Ich bitte Euch nur um Erlaubnis, nebst zwei von ihnen meinen Stallmeister Martin-Guerre mitnehmen zu dürfen; er wird mir genügen, denn er ist mir ergeben und ein braver Soldat, der nur vor zwei Dingen Angst hat, vor seiner Frau und vor seinem Schatten.«

»Wie so?« fragte der Herzog lachend.

»Gnädigster Herr, Martin-Guerre hat sich auf seiner Reise nach Artigues bei Rieux geflüchtet, um seiner Frau Bertrande zu entgehen, die er anbetete, aber schlug. Schon vor Metz trat er in meinen Dienst: doch der Teufel oder seine Frau erscheint ihm, um ihn zu quälen oder um ihn zu bestrafen, von Zeit zu Zeit unter der Form seines Sosie. Ja, plötzlich sieht er an seiner Seite einen andern Martin-Guerre, sein lebendiges Ebenbild, ihm so ähnlich wie sein Widerschein im Spiegel, und das erschreckt ihn; doch außerdem spottet er der Kugeln und würde eine Redoute allein nehmen. Bei Renty und bei Valenza hat er mir zweimal das Leben gerettet.«

»Nehmt also diesen mutigen Feigling mit, Gabriel, drückt mir noch einmal die Hand, mein Freund, und morgen bei Tagesanbruch seid bereit; meine Briefe werden Eurer harren.«

Am andern Tag war Gabriel wirklich frühzeitig bereit, er hatte die Nacht mit Träumen und ohne zu schlafen hingebracht. Nachdem er die letzten Instruktionen eingeholt und vom Herzog von Guise Abschied genommen, reiste er am; 26. April u . . . hr Morgens mit Martin-Guerre und zweien von seinen Leuten nach Rom und von da nach Paris ab.

IV.

Die Geliebte eines Königs.

Wir sind am 21. Mai in Paris im Louvre, in dem Zimmer der Frau Großseneschallin von Brézé, Herzogin von Valentinois, gemeinhin Diana von Poitiers genannt. Es hat neun Uhr im Glockenturme des Schlosses geschlagen. Ganz weiß gekleidet, in einem äußerst zierlichen Negligé, neigt sich halb oder liegt halb Frau Diana auf einem mit schwarzem Sammet bedeckten Ruhebett, Schon angekleidet und geschmückt mit einem prachtvollen Costume, sitzt Heinrich II. auf einem Stuhl an ihrer Seite.

Betrachten wir ein wenig die Ausschmückung und die Personen.

Das Zimmer von Diana von Poitiers erglänzte von allem Luxus, womit der schöne Sonnenaufgang der Kunst, den man die Renaissance nennt, das Gemach eines Königs schmücken konnte. Die Gemälde, mit dem Namen *Primiticcio* bezeichnet, stellten die verschiedenen Episoden einer Jagd vor, bei der Diana, die Jägerin, die Göttin der Wälder und Forsten, natürlich die Hauptheldin war. Die Medaillons und die vergoldeten und gefärbten Füllungen boten überall die vermischten Wappen von Franz I. und Heinrich II. So vermengten sich in dem Herzen der schönen Diana die Erinnerungen an den Vater und an den Sohn. Die Embleme waren nicht minder geschichtlich und bezeichnend, und an zwanzig Stellen machte sich der Halbmond von Diana Phöbe zwischen dem Salamander des Siegers von Marignan und dem Bellerophon sichtbar, der eine Chimäre niederschlägt, ein Symbol, das Heinrich II. gewählt hatte, seitdem den Engländern Calais wieder abgenommen worden war. Dieser unbeständige Halbmond wechselte übrigens in tausend Formen und verschiedenartigen Zusammensetzungen, welche der Einbildungskraft der Dekorateurs jener Zeit alle Ehre machten: hier überragte ihn die königliche Krone; dort bildeten ihm vier H, vier Lilien und vier Kronen eine glorreiche Umgebung; an einer andern Stelle war er dreifach, und dann wieder gestirnt. Die Wahlsprüche waren nicht minder zahlreich und meisten in

lateinischer Sprache abgefasst: *Diana regum venatrix*. War das eine Unverschämtheit oder eine Schmeichelei? *Donec totum impleat orbem*. Doppelte Übersetzung: der Halbmond wird Vollmond werden; der Ruhm des Königs wird das Weltall stillen. *Cum plena est, fit aemula selis*; freie Übersetzung: Schönheit und Königtum sind Schwestern. Und die reizenden Arabesken welche die Embleme und Wahlsprüche umrahmten, und die zierlichen Gerätschaften, welche sie wiederholten, dies Alles. wenn wir es beschreiben wollten, würde einmal die Herrlichkeiten der Jetztzeit zu sehr demütigen, und dann müßte es durch die Beschreibung verlieren.

Werten wir nun unsere Augen auf den König.

Die Geschichte lehrt uns, daß er groß, geschmeidig und stark war. Er mußte durch eine regelmäßige Diät und durch eine tägliche Übung eine gewisse Neigung zur Belebtheit bekämpfen, und dennoch tat er es bei den Wettrennen den Behendesten und bei den Kämpfen und Turnieren den Kräftigsten zuvor. Er hatte schwarze Haare, schwarzen Bart und eine dunkelrote Gesichtshaut, was ihm, wie die Memoiren sagen, ein noch belebteres Aussehen verlieh. Er trug an diesem Tag, wie immer, die Farben der Herzogin von Valentinois: einen Rock von grünem Atlaß mit weißen Schlitzten, besetzt mit goldenen Flittern und Stickereien; eine Toquet mit weißer Feder, ganz; funkelnd von Perlen und Diamanten; eine goldene Kette mit einer doppelten Reihe von Ringen, woran ein Medaillon von dem Orden des heiligen Michael hing; einen von Benvenuto ziselierten Degen, einen weißen venezianischen Spitzenkragen und einen mit goldenen Lilien besäten Sammetmantel, der anmutig über seine Schultern herabhing. Diese Kleidung war von einem seltenen Reichtum und der Kavalier von ausgesuchter Zierlichkeit.

Wir haben mit zwei Worten gesagt, daß Diana ein einfaches weißes Morgengewand von seltsamer Durchsichtigkeit und Feinheit trug; ihre göttliche Schönheit zu schildern, wäre minder leicht; man vermöchte nicht zu sagen, ob das Kissen von schwarzem Sammet, worauf sie ihren Kopf stützte, oder das glänzend weiße Kleid, das sie umhüllte, mehr den Schnee und die Lilien ihres Teint hervorhoben. Und dann war es eine Vollendung zarter Formen, worüber selbst Jean Goujon¹ in Verzweiflung

geriet. Es gibt keine tadellosere antike Statue, und die Statue war lebendig, und sehr lebendig, wie man sagt. Was die über ihre reizenden Glieder verbreitete Anmut betrifft, so darf man es nicht versuchen, darüber zu sprechen. Das läßt sich eben so wenig darstellen, als ein Sonnenstrahl. Ein Alter hatte sie nicht, sie war in diesem Punkte wie in so vielen andern, den Unsterblichen ähnlich; nur erschienen die Frischesten und Jüngsten neben ihr alt und runzelig. Die Protestanten sprachen von Liebestränken und geheimen Mitteln, mit deren Hilfe sie stets sechzehnjährig bleibe. Die Katholiken sagten nur, sie nehme alle Tage ein kaltes Bad und wasche sich das Gesicht sogar im Winter mit Eiswasser. Man hat die Rezepte von Diana aufbewahrt, doch wenn es wahr ist, daß die Diana mit dem Hirsch von Jean Goujon nach diesem königlichen Modell gebildet wurde, so hat man ihre Schönheit nicht wiedergefunden.



Sie war also würdig der Liebe zweier Könige, welche sie hinter einander blendete. Denn wenn die Geschichte der durch ihre schönen braunen Augen erlangten Begnadigung des Grafen von Saint-Vallier² auch apokryphisch ist, so ist doch bewiesen, daß Diana die Geliebte von Franz war, ehe sie die von Heinrich wurde.

Man sagt, berichtet le Laboureur, als König Franz, der zuerst Diana von Poitiers geliebt hatte, ihr eines Tags nach dem Tode des Dauphin Franz, seines Sohnes, sein Mißvergnügen über den

geringen Grad von Lebhaftigkeit, den er in dem Prinzen Heinrich sehe, ausdrückte, habe sie ihm geantwortet, der Prinz müsse sich verlieben, und sie wolle ihn zu ihrem Liebhaber machen.

Was die Frau will, will Gott, und Diana war zweiundzwanzig Jahre lang die Geliebte und zwar die einzige Geliebte von Heinrich.

Doch nachdem wir den König und die Favoritin angeschaut haben, ist es wohl Zeit, sie zu hören. Heinrich hielt ein Pergament in der Hand und las laut nachfolgende Verse, jedoch nicht ohne einige Unterbrechungen, die wir hier nicht wiederholen können:

Lippe süß und rund,
Kirschenroter Mund,
Duftend wie die Rosen,
Wenn sie Götter kosen,
Lieblich, wie das Veilchen blüht,
Feurig, wie die Sonne glüht,
Strahlend wie auf grüner Au
Perlenglanz im Morgentau;
Küsse Mich, mein Herz, mein Leben
Göttertrank von Zauberreben,
Holde Freundin, küsse mich.
Liebesrausch durchtaumle Dich,
Und die Seel' entfessele sich,
Lipp' an Lippe wonniglich,
Bis erstarrt ich niedersinke,
Matten Auges Dir noch winke!
Seligkeit, wie groß, wie groß!
Erdenbände, reißet los,
Wenn Dein Mündchen heiß durchglüht
Himmelsfeuerfunken sprüht.
Darum, schmucke Kriegerin,
Meines Herzens Königin,
Wandeln wollen wir fortan
Treu vermählt der Jugend Bahn,
Hingerissen fort und fort,
Bis zum letzten Ruheport;
Bis als Greise tief gebückt,
Uns der Jahre Last erdrückt.
Wenn auch Wogen uns umtosen,
Jetzt erhöh'n, dann niederstoßen,
Sollen Mund an Mund noch kosen,
Bis der Arm vom Arme sinkt,
Eine Welle, uns verschlingt.

»Und wie heißt der edle Dichter, der so gut ausspricht, was wir

tun?« fragte Heinrich, als er geendet hatte.

»Er heißt Remy Belleau, Sire, und verspricht, wie ich glaube, ein Nebenbuhler von Ronsard zu werden. Nun«, fuhr die Herzogin fort, »schätzt Ihr, wie ich, zu fünfhundert Talern diese verliebte Poesie?«

»Dein Schützling soll sie haben, meine schöne Diana.«

»Doch man darf deshalb die Alten nicht vergessen, Sire. Habt Ihr die Pension unterzeichnet, die ich in Eurem Namen Ronsard, dem Fürsten der Dichter, versprochen? Ja, nicht wahr? Ich habe also von Euch nur noch die erledigte Abtei Recouls für Euren Bibliothekar Mellin von Saint-Gelais, unsern französischen Ovid zu verlangen.«

»Ovid soll Abt werden, mein edler Mäcen«, sagte der König.

»Ach! wie glücklich seid Ihr, Sire, daß Ihr nach Eurem Wohlgefallen über so viele Pfründen und Stellen verfügen könnt! Wenn ich Eure Macht nur eine Stunde lang hätte!«

»Hast Du sie nicht immer, Undankbare?«

»Wahrhaftig, mein König? Doch nun habe ich seit wenigstens zwei Minuten keinen Kuß mehr von Euch bekommen . . . so ist es gut . . . sagtet Ihr nicht, Eure Macht gehöre stets mir? Versucht mich nicht, Sire! ich sage Euch zum Voraus, ich würde sie benützen, um die große Schuld abzutragen, welche Philibert Delorme unter dem Vorwande, mein Schloß Anet sei, beendigt, von mir fordert. Das wird die Ehre Eurer Regierung sein, Sire; doch, wie teuer das is . . . einen Kuß, Heinrich.«

»Und für, diesen Kuß, Diana, nimm für Deinen Philibert Delorme die Summen, welche der Verkauf des Gouvernement der Picardie eintragen wird.«

»Sire, verkaufe ich meine Küsse? Ich schenke sie Dir, Heinric . . . Das Gouvernement der Picardie ist, glaube ich, zweimal hundert tausend Livres Wert? Oh! gut, dann kann ich das Collier von Perlen nehmen, das man mir angeboten, und mit dem ich mich gar zu gern heute an dem Hochzeitsfeste Eures viel geliebten Sohnes Franz geschmückt hätte. Hundert tausend Livres für Philibert, hundert tausend Livres für das Halsgeschmeide, das Gouvernement der Picardie wird drauf gehen.«

»Um so mehr, als Du so gerade um die Hälfte über seinem Werte anschlägst, Diana.«

»Wie! ist es nur hundert tausend Livres Wert?«

Nun! das ist ganz einfach, dann verzichte ich auf das Halsgeschmeide.«

»Bah!« versetzte der König lachend, »wir haben irgendwo drei oder vier erledigte Compagnien, welche das Collier bezahlen können.«

»Oh! Sire, Ihr seid der Großmütigste der Könige, wie Ihr der Geliebteste der Liebenden seid.«

»Ja, Du liebst mich wahrhaftig, wie ich Dich liebe, nicht wahr, Diana?«

»Er fragt noch!«

»Siehst Du, ich bete Dich immer mehr an, denn Du bist immer schöner. Ah! welch ein süßes Lächeln hast Du . . . olde! Ah! wie ist Dein Blick so reizend! Laß mich . . . aß mich zu Deinen Füßen. Lege Deine weißen Hände auf meine Schultern. Wie schön bist Du, Diana! Diana wie liebe ich Dich! Ich könnte Dich so Stunden, Jahre lang betrachten; ich würde darüber Frankreich, ich würde die Welt vergessen.«

»Und sogar die feierliche Hochzeit Seiner Hoheit des Dauphin«, sprach Diana lachend und sie findet doch heute in zwei Stunden statt. Und wenn Ihr schon bereit und herrlich seid, Sire, so bin ich noch gar nicht bereit. Geht, mein König, es ist glaube ich, Zeit, daß ich meine Frauen rufe. Sogleich wird es zehn Uhr schlagen.«

»Zehn Uhr!« versetzte Heinrich« »ich habe in der Tat ein Rendezvous für diese Stunde.«

»Ein Rendezvous, Sire? mit einer Frau vielleicht!«

»Mit einer Frau.«

»Und hübsch ohne Zweifel?«

»Ja, Diana, sehr hübsch.«

»Dann ist es nicht die Königin.«

»Boshafte! Catharina von Medicis hatte ihre Schönheit, eine strenge, kalte, aber eine wirkliche Schönheit. Doch ich erwarte nicht die Königin. Du errätst nicht, wen?«

»In der Tat, nein, Sire.«

»Es ist eine andere Diana, es ist die lebendige Erinnerung an unsere junge Liebe, es ist unsere Tochter, unsere geliebte Tochter.«

»Ihr wiederholt es zu laut und zu oft, Sire«, entgegnete Diana, die Stirne faltend und mit verlegenem Tone. »Es war unter uns verabredet, daß Frau von Castro für die Tochter von einer Andern, als von mir, gelten sollte. Ich war geboren, um gesetzliche Kinder von Euch zu haben, ich bin Eure Geliebte gewesen, weil ich Euch liebte; doch ich werde es nicht dulden, daß Ihr mich öffentlich für Eure Konkubine erklärt.«

»Es soll geschehen, wie Dein Stolz es wünscht, Diana«, sprach der König; »Du liebst jedoch unser Kind sehr, nicht wahr?«

»Ich liebe es, von Euch geliebt zu werden.«

»Oh! ja, Vielgeliebt . . . sie ist so reizend, so geistreich und so gut, und dann erinnert sie mich an meine Jugendjahre und an die Zeit, wo ich Dich liebte, Dian . . . oh! nicht tiefer, als heute, aber wo ich Dich . . . bis zum Verbrechen liebte.«

Der König versank plötzlich in eine düstere Träumerei, dann erhob er wieder das Haupt und sprach:

»Dieser Montgomery! nicht wahr, Ihr liebtet ihn nicht, Diana?«

»Welche Frage!« entgegnete die Favoritin mit einem Lächeln der Verachtung, »nach zwanzig Jahren noch diese Eifersucht!«

»Ja, ich war eifersüchtig, ich bin es, ich werde es stets bei Dir sein, Diana. Du liebtest ihn nicht, doch er liebte Dich, der Elende, er wagte es, Dich zu lieben!«

»Mein Gott, Sire, Ihr habt stets den Verleumdungen, mit denen diese Protestanten mich verfolgen, zu viel Glauben geschenkt. Das geziemt sich nicht für einen katholischen König. Doch hätte mich dieser Mensch auch geliebt, was ist am Ende daran gelegen, wenn mein Herz nicht einen Augenblick aufgehört hat, Euch zu gehören? Und überdies ist der Graf von Montgomery seit langer Zeit tot.«

»Ja, tot!« sprach der König mit dumpfem Tone.

»Trüben wir nicht durch solche Erinnerungen einen Tag, der ein Festtag sein soll«, versetzte Diana. »Sprecht, habt Ihr Franz und Marie schon gesehen? Sind sie immer noch so verliebt, diese Kinder? Ihre große Ungeduld wird nun bald gestillt sein. Ja zwei

Stunden gehören sie einander, sie werden sich sehr freudig, sehr glücklich fühlen; doch nicht so freudig, als die Guisen, deren Wünsche durch diese Verbindung erfüllt werden.«

»Ja, doch wer ist wütend?« versetzte der König; »mein alter Montmorency; und der Connetable hat um so mehr Recht, wütend zu sein, als unsere Diana, wie ich befürchte, seinem Sohne nicht zufallen wird.«

»Aber, Sire, verspricht Ihr ihm nicht diese Heirat als Entschädigung?«

»Sicherlich, doch es scheint, Frau von Castro hat einen Widerwille . . . «

»Ein Kind von achtzehn Jahren, das kaum erst aus dem Kloster kommt! Welchen Widerwillen kann sie haben?«

»Um es mir anzuvertrauen, soll sie mich zu dieser Stunde in meinen Gemächern erwarten.«

»Gebt zu ihr, Sire; ich will mich schön machen, um Euch zu gefallen.«

Und nach der Feierlichkeit sehe ich Euch wieder beim Carrousel; ich werde auch heute zu Eurer Ehre Lanzen brechen, und will Euch zur Königin des Turnieres machen.«

»Zur Königin, und die Andere?«

»Es gibt nur Eine, Diana, Du weißt es wohl. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Sire; vor Allem aber keine unkluge Verwegenheit bei diesem Turnier, Ihr macht mir zuweilen bange.«

»Es ist keine Gefahr dabei; ach! ich wollte es wäre Gefahr vorhanden, damit ich mehr Verdienst in Deinen Augen hätte. Doch die Stunde vergeht und meine zwei Dianen werden ungeduldig. Sage mir doch noch einmal, daß Du mich liebst.«

»Sire, wie ich Euch stets geliebt habe, wie ich Euch immer lieben werde.«

Ehe der König den Türvorhang hinter sich fallen ließ, sandte er seiner Geliebten mit der Hand einen letzten Kuß zu und sprach:

»Gott befohlen! meine liebende, meine viel geliebte Diana.«

Und er entfernte sich.«

Da öffnete sich eine durch eine Tapete verborgene geheime

Füllung in der entgegengesetzten Wand.

»Bei Gottes Tod! habt Ihr heute genug geschwätzt!« sprach mit barschem Tone der eintretende Connetable von Montmorency.

»Mein Freund« erwiderte Diana, welche aufgestanden war. »Ihr habt gesehen, daß ich vor zehn Uhr also vor der Stunde, zu der ich Euch zu mir beschied, Alles getan habe, um ihn wegzuschicken. Ich litt ebenso sehr als Ihr, das dürft Ihr mir glauben.«

»Eben so sehr als ich, nein, Gottes Ostern! bildet Ihr Euch etwa ein, Euer Gespräch sei erbaulich und belustigend gewesen . . . Und was bedeutet denn vor Allem der wunderliche Einfall, daß meinem Sohne Franz die Hand Eurer Tochter Diana verweigert werden soll, nachdem sie ihm feierlich zugesagt war? Bei der Dornenkrone! sollte man nicht glauben, dieser Bastard erweise dem Hause Montmorency dadurch, daß er in dasselbe eintrete, große Ehre! Die Heirat muß stattfinden, hört Ihr Diana, Ihr werdet das einzurichten wissen. Es ist das einzige Mittel, durch welches ein wenig das Gleichgewicht zwischen uns und diesen Guise hergestellt wird, die der Teufel erdrosseln möge. Trotz dem König, dem Papst und der ganzen Welt, ist es mein Wille, daß dies geschehe, Dian . . . «

»Aber, mein Freun . . . «

»Ah!« rief der Connetable, »wenn ich Euch sage, daß ich es will, *Pater noster!* . . . «

»Es wird also geschehen, mein Freund«, sprach Diana hastig und erschrocken.«

V.

Das Gemach der Kinder von Frankreich.

Als der König in seine Wohnung zurückkehrte, fand er seine Tochter nicht. Der Huissier vom Dienste meldete ihm, Frau Diana sei, nachdem sie lange Zeit gewartet, in die Wohnung der Kinder von Frankreich gegangen und habe gebeten, sie zu benachrichtigen, sobald Seine Majestät zurückgekehrt wäre.

»Es ist gut«, sprach Heinrich, »ich will sie selbst dort aufsuchen. Man lasse mich, ich will allein gehen.«

Er durchschritt einen großen Saal, dann einen langen Gang, öffnete sachte eine Türe und blieb stehen, um hinter dem Vorhange durchzuschauen. Das Geschrei und das Gelächter der Kinder hatten das Geräusch seiner Schritte bedeckt und er konnte, ohne gesehen zu werden, das reizendste anmutigste Gemälde betrachten.

Am Fenster stand Maria Stuart, die junge bezaubernde Braut, sie hatte um sich her Diana von Castro, Elisabeth und Margarethe von Frankreich, alle drei eifrig plaudernd und beschäftigt, eine Falte an ihrem Kleide zu tilgen, eine in Unordnung gebrachte Locke ihres Kopfputzes zurecht zu richten, und ihrer frischen Toilette jene letzte Vollendung zu geben, welche nur die Frauen allein zu eben wissen: am andern Ende des Zimmers drückten die Brüder Carl, Heinrich, und der jüngste, Franz, schreiend und in die Wette lachend, auf Leibeskräften an eine Türe, welche vergebens der Dauphin Franz, der junge Bräutigam, dem die Schelme bis zur letzten Minute den Anblick seiner Frau verweigern wollten, auszustoßen suchte.

Jacques Amyot, der Hofmeister der Prinzen, sprach in einer Ecke ernst mit Frau von Coni und Lady Lennor, den Gouvernanten der Prinzessin.

Es waren auch in dem Raume, der mit einem Blicke die ganze Geschichte der Zukunft umfassen läßt, viel Unglück, viele Leidenschaften, viel Ruhm vereinigt. Der Dauphin, der sich Franz II. nannte, Elisabeth, welche Philipp II. heiratete und Königin von

Spanien wurde, Carl, der Carl IX. wurde, Heinrich, der Heinrich III. wurde, Margarethe von Valois, welche Königin und Frau von Heinrich IV. wurde, Franz, der Herzog von Alençon, von Anjou und von Brabant wurde, und Maria Stuart, welche zweimal Königin war und als Märtyrin starb.

Der berühmte Übersetzer des Plutarch verfolgte mit einem schwermütigen und zugleich tiefen Auge die Spiele dieser Kinder und die zukünftigen Geschicke von Frankreich.

»Nein, nein, Franz darf nicht herein«, rief mit einer gewissen Heftigkeit der wilde Carl Maximilian, der später den Befehl zur Bartholomäusnacht gab.

Und unterstützt von seinen Brüdern, gelang es ihm, den Riegel vorzuschieben und dem armen Dauphin Franz den Eintritt völlig unmöglich zu machen; zu schwach, den Sieg auch nur über drei Kinder davon zu tragen, konnte dieser nichts tun, als stampfen und von außen flehen.

»Der liebe Franz! wie sie ihn plagen«, sagte Maria zu ihren Schwägerinnen.

»Halt« Euch doch ruhig, Frau Dauphine, daß ich wenigstens diese Nadel befestigen kann«, sprach lachend die kleine Margarethe; »was für eine schöne Erfindung ist es doch um die Nadeln, und wie sehr verdient der, welcher sie im vorigen Jahr ersonnen hat, ein großer Mann zu sein!« fügte sie bei.

»Und wenn die Nadel gesteckt ist«, sagte die zarte Elisabeth, »so will ich dem armen Franz trotz dieser bösen Geister öffnen, denn ich leide dadurch, daß ich ihn leiden sehe.«

»Ah! Du begreifst das, Elisabeth«, versetzte seufzend Maria Stuart, »und Du denkst an Deinen edlen Spanier Don Carlos, den Sohn des Königs von Spanien, der uns in Saint-Germain: so sehr gehuldigt und so sehr belustigt hat.«

»Sieh da!« rief boshafter Weise und in die Hände klatschend die kleine Margarethe, »Elisabeth erröte . . . es ist nicht zu leugnen, er war mutig und schön, ihr Castilianer.«

»Stille doch!« vermittelte Diana von Castro, die älteste Schwester, »es ist nicht gut, Margarethe, wenn sich Schwestern unter einander so verspotten.«

Es konnte in der Tat nichts Reizenderes geben, als den Anblick

dieser vier verschiedenartigen und so vollkommenen Schönheiten, dieser Blütenknospen! Diana ganz Reinheit und Sanftmut; Elisabeth Ernst und Zärtlichkeit; Maria Stuart herausforderndes Schmachten; Margarethe funkelnde Unbesonnenheit. Bewegt und entzückt, konnte Heinrich seine Augen nicht von diesem reizenden Schauspiel abwenden.

Er mußte sich jedoch entschließen, einzutreten.

»Der König!« rief man einstimmig.

Alle erhoben sich und liefen auf den König und Vater zu, nur Maria Stuart blieb ein wenig zurück und zog sachte den Riegel, der Franz gefangen hielt. Der Dauphin trat rasch ein, und die junge Familie fand sich nun vollzählig.

»Guten Morgen, meine Kinder« sprach der König, »ich bin sehr zufrieden, Euch so in Gesundheit und Freude zu finden. Man hielt Dich also außen, Franz, mein armer Verliebter? Doch Du wirst nun Zeit haben, Deine niedliche Braut oft und immer zu sehen. Ihr liebt, euch sehr, meine Kinder?«

»Oh ja, Sire, ich liebe Maria!«

Und der leidenschaftliche Jüngling drückte einen glühenden Kuß auf die Hand derjenigen, welche seine Frau werden sollte.

»Hoheit«, sprach rasch und ernst Lady Lennor, man küßt nicht so öffentlich die Hand von Damen, besonders nicht in Gegenwart Seiner Majestät. Was wird sie von Madame Maria und ihrer Gouvernante denken?«

»Gehört diese Hand nicht mir?« sagte der Dauphin.

»Noch nicht, Hoheit, und ich gedenke meine Pflicht bis zum Ende zu erfüllen«, sprach die Dueuna.

»Sei ruhig«, flüsterte Maria ihrem Bräutigam zu, der schon schmollte, »sei ruhig, wenn sie es nicht sieht, gebe ich sie Dir wieder.«

Der König lachte unter seinem Bart.

»Ihr seid sehr streng, Mylady; doch Ihr habt Recht«, fügte er sich verbessernd bei. »Und Ihr, Messire Amyot, Ihr seid hoffentlich mit Euren Zöglingen nicht unzufrieden? Hört wohl auf Euren geehrten Hofmeister, meine Herren, er lebt in vertrautem Umgang mit den großen Helden des Altertums. Messire Amyot, habt Ihr schon lange keine Nachricht mehr von Pierre Danoy, dem Lehrer

von uns Beiden, und Von Henri Etienne, unserem Mitschüler erhalten?«

»Dem Greise und dem jungen Manne geht es gut Sire, und sie werden stolz sein daß Eure Majestät gnädigst eine Erinnerung für sie bewahrt hat.«

»Meine Kinder«, sprach. der König, »ich wollte Euch vor der Zeremonie sehen und bin froh, daß ich Euch gesehen habe. Diana ich gehöre nun ganz Euch, folgt mir.«

Diana machte eine tiefe Verbeugung und schickte sich an, dem König zu folgen.

VI.

Diana von Castro.

Diana von Castro, die wir als Kind gesehen, zählte, nun ungefähr achtzehn Jahre; ihre Schönheit hatte alle ihre Versprechungen gehalten und sich auf eine zugleich regelmäßige und reizende Weise entwickelt; der eigentümliche Ausdruck ihres sanften und zarten Gesichtes war eine jungfräuliche Reinheit. Diana von Castro war dem Charakter und dem Geiste nach das Kind geblieben, das wir kennen. Sie war noch nicht dreizehn Jahre alt, als der Herzog von Castro, den sie seit ihrem Hochzeitstage nicht mehr gesehen, bei der Belagerung von Hesdin getötet wurde. Der König schickte das verwitwete Kind, um das Trauerjahr daselbst zuzubringen, nach dem Kloster der Töchter Gottes in Paris, und Diana fand hier so teure Neigungen und so süße Gewohnheiten, daß sie ihren Vater um Erlaubnis bat, bei den guten Nonnen und ihren Gefährtinnen bleiben zu dürfen, bis es ihm gefiele, abermals über sie zu verfügen. Man konnte ein so frommes Vorhaben nur achten, und Heinrich hatte Diana erst vor einem Monat aus dem Kloster treten lassen, seitdem der Connetable von Montmorency, eifersüchtig auf das Ansehen das die Guisen in der Regierung gewonnen, für seinen Sohn die Hand der Tochter des Königs und der Favoritin nachgesucht und erhalten hatte.

Während dieses Monats, den sie am Hofe zubrachte, wußte sich Diana die Ehrfurcht und die Bewunderung Aller zu erwerben: »Denn«, sagt Brantome im Buch der berühmten Damen, »denn sie war sehr gut, und bereitete Niemand ein Mißvergnügen, sie hatte ein großes und erhabenes Herz und eine edle, weise, tugendhafte Seele.« Doch diese Tugend, die sich so rein und liebenswürdig mitten aus der allgemeinen Verdorbenheit der Zeit hervorhob, war durchaus nicht mit Strenge und Härte gemischt. Als eines Tags ein Mann vor Diana sagte, eine Tochter von Frankreich müsse mutig sein, und ihre Schüchternheit habe zu sehr den Geschmack einer Nonne, da lernte sie in wenigen Tagen reiten, und es hab bald keinen Kavalier, er ihr an Kühnheit und Zierlichkeit gleichkam. Sie begleitete von nun an den König auf

die Jagd, und Heinrich ließ sich immer mehr von dieser Freundlichkeit einnehmen, welche ohne ein absichtliches Bestreben die geringste Gelegenheit suchte, um ihm zuvorzukommen und zu gefallen. Diana hatte auch das Vorrecht, zu jeder Stunde bei ihrem Vater einzutreten, und sie war stets willkommen. Ihre rührende Anmut, ihr keusches Wesen, der Duft der Jungfräulichkeit und Unschuld, den man um sie her einatmete, Alles bis auf ihr ein wenig trauriges Lächeln, machte aus ihr vielleicht die herrlichste und reizendste Erscheinung; dieses Hofes, der doch aus so vielen blendenden Schönheiten bestand.

»Nun!« sagte Heinrich, »ich höre Euch, mein Liebling. Es schlägt eben elf Uhr. Die Hochzeitszeremonie in Saint-Germain l'Auxerrois findet erst um Mittag statt. Ich habe Euch also eine ganze halbe Stunde zu gebe . . . warum bleibt mir nicht mehr? Die Augenblicke, die ich bei Euch zubringe, sind die guten meines Lebens.«

»Sire, wie nachsichtig und väterlich seid Ihr.«

»Nein, sondern, ich liebe Euch, mein zärtliches Kind, und möchte von Herzen gern etwas tun, was Euch gefiele, unter der Bedingung daß ich dadurch nicht den ernstesten Interessen schaden würde, welche ein König immerhin vor jeder Zuneigung im Auge halten muß. Und hört, Diana, um Euch einen Beweis zu geben, will ich Euch vor Allem den Erfolg der zwei Gesuche nennen, die Ihr an mich gerichtet habt. Die gute Schwester Monica, die Euch so sehr geliebt und in Eurem Kloster der Töchter Gottes gelebt hat, ist auf Eure Empfehlung zur Äbtissin des Klosters Origny in Saint-Quentin ernannt worden.«

»Oh! wie dank ich Euch, Sire!«

»Was den braven Antoine, Euren Lieblingsdiener in Vimoutiers betrifft, so erhält er sein ganzes Leben lang eine Pension aus unserem Staatsschatz. Ich bedaure sehr, Diana, daß der gute Enguerrand nicht mehr lebt, wir hätten gern unsere Dankbarkeit diesem würdigen Stallmeister bewiesen, der unsere teure Tochter Diana so glücklich erzog. Doch Ihr habt ihn, glaube ich, im vorigen Jahr verloren und er hinterläßt nicht einmal einen Erben.«

»Sire, das ist wahrhaftig zu viel Großmut und Güte.«

»Hier sind auch die Patente, welche Euch den Titel einer Herzogin von Angoulême verleihen, und, das ist noch nicht der vierte Teil von dem, was ich für Euch zu tun wünschte. Denn ich sehe Euch zuweilen träumerisch und traurig, nun ich beeilte mich deshalb, mit Euch zu sprechen, von dem Verlangen beseelt, Euch zu trösten oder Eure Leiden zu heilen. Redet, mein Kind, seid Ihr denn nicht, glücklich?«

»Ah! Sire«, erwiderte Diana, »warum sollte ich es nicht sein, umgeben von Eurer Liebe und Euren Wohltaten? Ich verlange nur Eines: daß die so freudevolle Gegenwart sich fortsetze. Die Zukunft, so schön und glorreich sie auch sein dürfte, vermöchte nie dafür zu entschädigen.«

»Diana«, sprach Heinrich mit ernstem Tone, »Ihr wißt, daß ich Euch vom Kloster zurückberufen habe um Euch Franz von Montmorency zu geben. Es ist eine große Partie, Diana, und dennoch scheint Euch diese Heirat, die, ich verberge es Euch nicht, auf eine ersprießliche Weise die Interessen meiner Krone unterstützt hätte, zu widerstreben. Ihr seid mir wenigstens die Gründe dieser Weigerung schuldig die mich betrübt, Diana.«

»Ich werde sie Euch auch nicht verbergen, mein Vater. Vor Allem«, sagte Diana mit einer gewissen Verlegenheit, »vor Allem hat man mich versichert, Franz von Montmorency wäre schon heimlich mit Fräulein von Fiennes, einer der Damen der Königin, verheiratet.«

»Es ist wahr«, versetzte der König, »doch diese ohne die Einwilligung des Connetable und ohne die meinige heimlich geschlossene Ehe ist null und nichtig, und wenn der Papst die Scheidung ausspricht, so dürft Ihr Euch nicht anspruchsvoller zeigen, als Seine Heiligkeit! Ist dies Euer Grun . . . ?«

»Ich habe noch einer andern, mein Vater.«

»Welchen laßt hören; wie kann eine Verbindung, welche die edelsten und reichsten Erbinnen von Frankreich ehren würde, Euch zum Unglück gereichen?«

»Nun wohl! ein Vater, wei . . . weil ich Einen liebe«, sagte Diana, indem sie sich weinend und ganz verwirrt in die Arme des Königs warf.

»Ihr liebt, Diana?« versetzte Heinrich erstaunt, und wie heißt

derjenige, welchen Ihr liebt?«

»Gabriel, Sire!«

»Gabriel von was?« fragte der König lächelnd.

»Ich weiß es nicht mein Vater.«

»Wie dies, Diana? In des Himmels Namen erklärt Euch.«

»Sire, ich will Euch Alles sagen. Es ist eine Liebe aus der Kindheit. Ich sah Gabriel alle Tage. Er war so gefällig, so brav, so schön, so gelehrt, so zärtlich er nannte mich seine kleine Frau. Ah! Sire, lacht nicht, es war eine ernste, fromme Zuneigung, die erste, die sich in mein Herz eingegraben hat; andere mögen hinzukommen, doch keine wird sie vertilgen. Und dennoch habe ich mich an den Herzog Farnese verheiraten lassen, Sire, doch ich wußte nicht, was ich tat, man zwang mich, und ich gehorchte wie ein kleines Mädchen. Seitdem hebe ich gesehen, habe ich gelebt, ich habe begriffen, welches Verrates ich mich gegen Gabriel schuldig gemacht! Armer Gabriel! als er mich verließ, weinte er nicht; doch welch ein Schmerz in seinem tiefen Blick! Alles dies kehrte mit den goldenen Erinnerungen meiner Kindheit während der einsamen Jahre, die ich im Kloster zubrachte zu mir zurück. So habe ich zweimal die in der Nähe von Gabriel verlaufenen Tage durchlebt: in der Tat und im Geist, in der Wirklichkeit und im Traum. Und hierher an den Hof zurückgekehrt, Sire, unter diesen vollendeten Edelleuten, welche gleichsam eine zweite Krone für Euch bilden, habe ich nicht Einen gesehen, der mit Gabriel in die Schranken zu treten vermöchte, und Franz, der unterwürfige Sohn des hochmütigen Connetable, wird mich nie den sanften und stolzen Gefährten meiner Kindheit vergessen lassen. Nun, da ich meine Handlungen und ihr Gewicht begreife, mein Vater, werde ich auch, so lange Ihr mir die Freiheit gönnt, Gabriel treu bleiben.«

»Halt Du ihn denn, seitdem Du Vimoutiers verlassen, wiedergesehen, Diana?«

Ach! nein, mein Vater.«

»Doch Du hast wenigstens Nachricht von ihm?«

»Eben so wenig. Ich habe nur durch Enguerrand erfahren, daß er nach meiner Abreise jene Gegend verlassen; zu Aloyse, seiner Amme, hatte er gesagt, sie würde ihn nur ruhmgekrönt und

gefürchtet wiedersehen, und sie brauchte nicht um ihn besorgt sein. hiernach schied er, Sire.«

»Ohne daß seine Familie seitdem von ihm sprechen hörte?« fragte der König.

»Seine Familie?« wiederholte Diana. »Ich kannte keine andere Familie Von ihm, als Aloyse, mein Vater, und nie habe ich seine Verwandten gesehen, wenn ich ihn mit Enguerrand in Montgomery besuchte.«

»Ein Montgomery!« rief Heinrich erbleichend.

»Diana! Diana! es ist hoffentlich kein Montgomery! sage mir geschwinde, daß es kein Montgomery ist.«

»Oh! nein, Sire; sonst müßte er, wie mir scheint, das Schloß bewohnt haben, und er wohnte im Hause von Aloyse, seiner Amme. Doch was haben Euch die Grafen von Montgomery getan, daß Ihr dergestalt in Bewegung geratet, Sire? Sollten Sie Eure Feinde sein? Man spricht im Lande nur mit Ehrfurcht von ihnen.«

»Ah! wahrhaftig«, sagte der König mit einem Lachen der Verachtung, »sie haben mir nichts getan, gar nichts, Diana! was soll auch ein Montgomery einem Valois tun? Kehren wir zu Deinem Gabriel zurück . . . ; nicht wahr, Gabriel nanntest Du ihn?«

»Ja.«

»Und er hatte keinen andern Namen?«

»Nicht daß ich wüßte, Sire; er war eine Waise, wie ich, und nie hat man in meiner Gegenwart von seinem Vater gesprochen.«

»Und Ihr habt keine andere Einwendung gegen die zwischen Euch und Montmorency beabsichtigte Verbindung zu machen, als Eure alte Zuneigung für diesen jungen Menschen? keine andere, nicht wahr?«

»Dies genügt für die Religion meines Herzens, Sire.«

»Seht gut, Diana, und ich würde es vielleicht nicht versuchen, Eure Bedenklichkeiten zu besiegen, wenn Euer Freund hier wäre, damit man ihn kennen lerne und würdigen könnte, und obwohl er, wie ich vermute zweifelhaften. Ursprungs is . . . «

»Ist nicht auch ein Balken in meinem Wappenschild, Eure Majestät?«

»Ihr habt wenigstens ein Wappenschild Madame, und die Montmorency wie die Castro schätzen es sich zur Ehre, in ihre

Häuser eine legitimierte Tochter des meinigen einzuführen, dessen wollt Euch erinnern. Euer Gabriel im Gegenthe . . . Doch hiervon ist nicht die Rede. Was mich besorgt macht, ist der Umstand, daß er seit sechs Jahren nicht wieder erschienen ist, daß er Euch vergessen hat, daß er vielleicht eine Andere liebt.«

»Sire, Ihr kennt Gabriel nicht, er ist ein wildes und treues Herz, das in der Liebe für mich erlöschen Wird.«

»Gut, Diana. Bei Euch ist die Untreue allerdings nicht wahrscheinlich, und Ihr habt Recht, sie zu leugnen. Doch Alles führt Euch zum Glauben, daß dieser junge Mann in den Krieg gezogen. Ist es nun nicht wahrscheinlich, daß er umgekommen? Ich betrübe Dich, mein Kind, Deine Stirne ist erbleicht und Deine Augen haben sich mit Tränen befeuchtet. Ja, ich sehe es, es ist in Dir ein tiefes Gefühl, und obgleich ich kaum Gelegenheit gehabt habe, ein ähnliches zu treffen, obgleich man mich daran gewöhnt hat, an allen diesen großen Leidenschaften zu zweifeln, lächle ich doch nicht über die Deinige, und will sie ehren. Doch bedenke, meine Holde, in welche Verlegenheit ich wegen einer Kinderliebe, wegen eines Gegenstandes, der nicht mehr vorhanden ist, wegen einer Erinnerung, wegen eines Schattens, durch Deine Weigerung geraten werde. Nehme ich beleidigender Weise mein Wort zurück, so wird sich der Connetable mit Recht ärgern, meine Tochter, und sich vielleicht aus dem Dienst zurückziehen; und dann bin ich nicht mehr König, der Herzog von Guise ist es . . . Schau', Diana, von sechs Brüdern dieses Namens hat der Herzog von Guise unter seiner Hand alle militärische Kräfte von Frankreich, der Kardinal alle Finanzen, ein dritter meine Galeeren in Marseille, ein vierter befehligt in Schottland, und ein fünfter wird Brissac in Piemont ersetzen; so daß ich, der König, in meinem ganzen Reiche weder über einen Soldaten, noch über einen Taler ohne ihre Einwilligung verfügen kann. Ich spreche sanft mit Dir, Diana, und erkläre Dir die Dinge; ich bitte, während ich befehlen könnte. Doch ich will lieber Dich selbst zum Richter machen, und nicht der König, sondern der Vater soll es von seiner Tochter erhalten, daß sie seinen Plänen beitrifft. Ich werde dies verlangen, denn Du bist gut und ergeben. Diese Heirat rettet mich, mein Kind, sie verleiht den Montmorency die Gewalt, die sie den Guisen entzieht. Sie macht die zwei Schalen der Wage gleich, deren Balken meine

königliche Macht ist, Guise wird minder stolz, und Montmorency mehr ergeben sein. Nun? Du antwortest nicht, mein Kind; wirst Du taub bleiben für die Bitten Deines Vaters, der Dir keine Gewalt antut, der Dir nicht mit Ungestüm begegnet, der im Gegenteil in Deine Gedanken eingeht, und Dich nur ansieht, ihm den ersten Dienst nicht zu verweigern, mit dem Du ihm bezahlen kannst, was er für Dich getan hat und noch für Deine Ehre und Dein Glück tun will. Nun! Diana, meine Tochter, willigst Du ein, sprich?»

»Sire«, erwiderte Diana, »Ihr seid tausendmal mächtiger, wenn Eure Stimme Acht, als wenn sie befiehlt. Ich bin bereit, mich Euren Interessen zu opfern, doch unter einer Bedingung, Sire.«

»Nenne sie, verwöhntes Kind.«

»Diese Heirat darf erst in drei Monaten stattfinden, und bis dahin werde ich Aloyse um Nachricht von Gabriel bitten lassen, und überdies alle mögliche Erkundigungen einziehen, damit ich, wenn er nicht mehr ist, es weiß, und daß ich, wenn erlebt, wenigstens mein Versprechen von ihm zurückverlangen kann.«

»Von ganzem Herzen bewilligt«, sagte Heinrich voll Freude, »und ich füge sogar bei, daß man nicht mit mehr Vernunft bei einer Kinderei zu Werke gehen kann . . . Du lässest also nach Deinem Gabriel forschen, und ich werde Dich im Falle der Not unterstützen, und in drei Monaten heiratest Du Franz, was auch der Erfolg unserer Erkundigungen ist, mag Dein junger Freund leben oder tot sein.«

»Und nun weiß ich nicht, ob ich mehr seinen Tod oder sein Leben wünschen soll«, sprach Diana, schmerzlich den Kopf schüttelnd.

Der König öffnete den Mund und wollte eine wenig väterliche Theorie und einen ziemlich gewagten Trost aussprechen; doch er hatte nur dem unschuldsvollen Blick und dem reinen Profil von Diana zu begegnen, um zu rechter Zeit inne zu halten, und sein Gedanke verriet sich nur durch ein Lächeln.

»Zum Glück oder zum Unglück wird sie der Umgang mit dem Hof bilden«, sagte er zu sich.

Dann sprach er laut:

»Es ist die Stunde, sich in die Kirche zu begeben, Diana, nehmt meine Hand bis zur großen Galerie. Madame, und dann werde ich

Euch beim Ringelrennen und bei den Spielen des Nachmittags wiedersehen, und wenn Ihr mir nicht zu sehr grollt wegen meiner Tyrannei, so werdet Ihr Euch wohl herbeilassen, mir Beifall zu zollen bei meinen Lanzenstößen und Angriffen mit den: Schwert, mein hübscher Richter.«

VII.

Die Pater noster des Herrn Connetable.

An demselben Tage, während die Ringelrennen und Feste in den Tournelles gehalten wurden, befragte der Connetable von Montmorency im Louvre, im Kabinett von Diana von Poitiers, einen von seinen geheimen Vertrauten.

Der Spion war von mittlerem Wuchse und braunem Gesicht. Er hatte schwarze Augen und Haare, eine Adlernase, ein gabelförmiges Kinn, eine hervorspringende Unterlippe und einen leicht gekrümmten Rücken. Er glich auf das Auffallendste Martin-Guerre, dem treuen Stallmeister von Gabriel. Wer sie getrennt gesehen hätte, würde den Einen für den Andern gehalten haben. Wer sie mit einander gesehen hatte, würde geschworen haben, es wären Zwillingbrüder, so groß und scharf war die Übereinstimmung in allen ihren Teilen. Es waren dieselben Züge, dasselbe Alter, dieselbe Haltung und Bewegung.

»Und was habt Ihr mit dem Eilboten gemacht, Meister Arnauld?« fragte der Connetable.

»Gnädigster Herr, ich habe ihn umgebracht. Es mußte sein. Doch es geschah in der Nacht, im Walde von Fontainebleau. Man wird den Mord auf Rechnung der Räuber setzen. Ich bin klug.«

»Gleichviel Meister Arnauld, die Sache ist ernst, und ich tadle Euch, daß Ihr so rasch mit dem Messer spielt.«

»Ich! weiche vor keinem äußersten Mittel zurück, wenn es sich in den Dienst von Monseigneur handelt.«

»Ja; noch einmal für allemal, Meister Arnauld, bedenkt, daß, wenn Ihr Euch fangen laßt, ich Euch hängen lasse«, sprach mit trockenem und ein wenig verächtlichem Tone der Connetable.

»Seid unbesorgt, Monseigneur, man ist ein Mann der Vorsicht.«

»Laßt nun den Brief sehen.«

»Hier ist er Monseigneur.«

»Nun, so öffnet ihn, ohne das Siegel zu verlegen, und leset. Bei Gottes Tod! bildet Ihr Euch ein, ich könne lesen?«

Meister Arnauld du Thill nahm aus seiner Tasche eine Art von

schneidendem Meißel, schnitt sorgfältig das Siegel heraus und öffnete den Brief. Er schaute zuerst nach der Unterschrift.

»Monseigneur sieht, daß ich mich nicht täuschte. Der an den Kardinal von Guise gerichtete Brief ist vom Kardinal Caraffa, wie der elende Eilbote mir alberner Weise zugestanden hat.«

»Bei der Dornenkrone! lies doch«, rief Anne von Montmorency. Meister Arnauld las:

»Monseigneur und teurer Verbündeter, nur drei Worte von Belang. Erstens wird der Papst, Eurer Bitte gemäß, die Angelegenheit der Ehescheidung in die Länge ziehen und von Kongregation zu Kongregation Franz von Montmorency schicken, der gestern in Rom bei uns angekommen ist, um ihm endlich die Dispense, welche er nachsucht, zu verweigern.«

»Pater noster,« murmelte der Connetable. »Satan verbrenne alle diese Rotröcke.«

»Zweitens«, fuhr Arnauld im Lesen fort,

»Zweitens hält Herr von Guise, Euer erhabener Bruder, nachdem Campli genommen, Civitella im Schach. Doch damit wir uns hier entschließen, ihm, seinem Begehren gemäß Mannschaft und Mundvorräte zu schicken, was im Ganzen ein großes Opfer für uns ist, möchten wir gern versichert sein, daß Ihr ihn nicht für den Krieg in Flandern zurückrufen werdet, wie hier die Sage gebt. Richtet es so ein, daß er uns bleibt, und Seine Heiligkeit wird sich zu einer großen Bewilligung von Indulgenzen entscheiden, obgleich die Zeiten hart sind, um Herrn Franz von Guise auf eine wirksame Weise den Herzog von Alba und seinen anmaßenden Herrn bestrafen zu helfen.«

»Adveniat regnum taum!« brummte Montmorency. »Dafür werden wir Rat schaffen, Blutkopf! wir werden sorgen, und müßten wir die Engländer nach Frankreich rufen. Fahrt also fort, bei der heiligen Messe!«

»Drittens«, las der Spion weiter, um Euch zu ermutigen und Euch in Euren Bemühungen zu unterstützen, Monseigneur, melde ich Euch die nahe bevorstehende Ankunft in Paris eines Abgesandten Eures Bruders, des Vicomte d'Exmés, der

Heinrich die in dem italienischen Feldzuge eroberten Fahnen überbringt. Er reist ab, und wird ohne Zweifel zu gleicher Zeit mit meinem Brief ankommen, den ich jedoch unserem gewöhnlichen Eilboten anzuvertrauen vorgezogen habe; seine Gegenwart und die glorreiche Beute, die er dem König überbringt, werden sicherlich sehr ersprießlich zur Leitung Eurer Negotiationen in der notwendigen Richtung sein.«

»Fiat voluntas tua!« rief der Connetable wütend. »Wir werden ihn empfangen, diesen Höllengesandten! ich empfehle ihn Dir, Arnauld. Ist der Brief zu Ende?«

»Ja, es folgen nur noch die Artigkeiten und die Unterschrift.«

»Er ist gut, Du siehst daß Du Geschäfte bekommst, Meister.«

»Ich verlange nur dieses, Monseigneur, ein wenig Geld, um meine Geschäfte zu einem guten Ziele zu führen.«

»Bursche! hier sind hundert Dukaten. Man muß bei Dir immer Geld in der Hand haben.«

»Ich gebe so viel für den Dienst des gnädigsten Herrn aus.«

»Deine Laster kosten Dich mehr als mein Dienst, Hallunke.«

»O wie sehr täuscht sich der gnädigste Herr über mich. Es wäre mein einziger Traum, ruhig und glücklich und reich in irgend einer Provinz, umgeben von meiner Frau und meinen Kindern, zu leben und hier im Frieden als ein ehrlicher Familienvater meine Tage hinzubringen.«

»Das klingt in der Tat ganz tugendhaft und ländlich. Nun, so bessere Dich, lege einige Dublonen bei Seite, Heirate, und Du kannst Deine Pläne häuslichen Glückes verwirklichen. Was hindert Dich daran?«

»Ah! gnädigster Herr, das Ungestüm; welche Frau würde mich wollen?«

»In Erwartung Deiner Hochzeitsfeier, Meister Arnauld, versiegle wieder auf das Pünktlichste diesen Brief und trage ihn zu dem Kardinal; Du wirst Dich verkleiden, hörst Dir wohl, und dort sagen, Du seist von Deinem sterbenden Kameraden beauftragt worden.«

»Der gnädigste Herr kann sich auf mich verlassen. Der wiedergeschlossene Brief und der ersetzte Eilbote werden wahrscheinlicher sein, als die Wahrheit selbst.«

»Ah! Gottes Tod!« rief Montmorency, »wir haben vergessen, den Namen des von Guise angekündigten Gesandten aufzufassen. Wie heißt er doch?«

»Der Vicomte d'Exmés, Monseigneur.«

»Ja, so ist es, Schurke. Nun, so behalte diesen Namen, He da! wer kommt, wer stört mich wieder?«

»Der gnädigste Herr wolle mir verzeihen«, sprach eintretend der Fourrier des Connetable. »Ein so eben aus Italien ankommender Edelmann wünscht den König im Auftrag des Herzogs von Guise zu sehen, und ich glaubte Euch um so mehr davon in Kenntnis setzen zu müssen, als er durchaus den Kardinal Von Lothringen sprechen wollte. Er nennt sich Vicomte d'Exmés.«

»Damit hast Du wohl getan, Guillaume«, sprach der Connetable. »Laß den Herrn eintreten. Und Du, Meister Arnauld, stelle Dich hinter diesen Türvorhang und versäume die Gelegenheit nicht, denjenigen anzuschauen, mit welchem Du ohne Zweifel zu tun haben wirst; Deinetwegen empfangen ich ihn aufgepaßt!«

»Mir däucht, gnädigster Herr«, erwiderte Arnauld, »ich habe ihn schon auf meinen Reisen getroffen. Gleichviel! es ist gut, sich Sicherheit zu verschaffen.«

Der Spion schlüpfte hinter den Vorhang. Guillaume führte Gabriel ein.

»Verzeiht«, sagte der junge Mann sich vor dem Greise verbeugend, »mit wem habe ich zu sprechen die Ehre?.«

»Ich bin der Connetable von Montmorency, mein Herr, was wünscht Ihr?«

»Ich bitte noch einmal um Verzeihung«, versetzte Gabriel, »was ich zu sagen habe, muß ich dem König sagen.«

»Ihr wißt, daß Seine Majestät nicht im Louvre ist, und in seiner Abwesenheit . . . «

»Ich werde mich zu seiner Majestät begeben, oder sie erwarten«, unterbrach ihn Gabriel.

»Seine Majestät ist bei den Festen der Tournelles und wird nicht vor Abend hierher zurückkommen; ist es Euch unbekannt, daß man heute die Hochzeit Seiner Hoheit des Herrn Dauphin feiert?«

»Nein, gnädigster Herr, ich habe es unter Weges erfahren. Doch ich bin durch die Rue de l'Universite und über den Pont au Change gekommen, und nicht durch die Rue Saint-Antoine.«

»Ihr hättet der Richtung der Menge folgen sollen. Sie hätte Euch zum König geführt.«

Ich habe nicht die Ehre, von Seiner Majestät gesehen worden zu sein, bin ganz fremd am Hofe und hoffte im Louvre Monseigneur den Kardinal von Lothringen zu finden. Ich fragte auch nach Seiner Eminenz und weiß nicht, warum man mich zu Euch geführt hat.«

»Herr von Lothringen«, sprach der Connetable, »liebt die Scheinkämpfe, da er ein Mann der Kirche ist . . . och ich bin ein Mann des Schwertes, und liebe nur die wirklichen Kämpfe, und deshalb bin ich im Louvre, während sich Herr von Lothringen in den Tournelles befindet.«

»Ich werde mir die Freiheit nehmen, ihn dort aufzusuchen, gnädigster Herr.«

»Mein Gott! ruht ein wenig aus, mein Herr, Ihr scheint von fern herzukommen, von Italien, ohne Zweifel, da ihr durch die Rue de l'Universite eingeritten seid.«

»In der Tat, Von Italien. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen.«

»Ihr kommt vielleicht im Auftrag des Herzogs von Guise. Nun, was macht, er dort?«

»Erlaubt mir, es zuerst Seiner Majestät mitzuteilen und Euch zu verlassen, um diese Pflicht zu erfüllen.«

»Geht, mein Herr, da Ihr so sehr Eile habt. Ohne Zweifel«, fügte er mit einer geheuchelten Vertraulichkeit bei, »ohne Zweifel seid Ihr ungeduldig, irgend eine von unsern schönen Damen wiederzusehen. Ich wette, Ihr habt zugleich Eile und Furcht. He! nicht wahr, es ist so, sprecht, junger Mann.«

Doch Gabriel nahm seine kalte, ernste Miene an, antwortete nur mit einer tiefen Verbeugung und entfernte sich.

Pater noster, quies in coelis!« knurrte der Connetable, als sich die Türe hinter Gabriel en hatte. »Bildet sich dieser verfluchte Jungfernknecht ein, ich wolle ihm entgegenkommen, ihn gewinnen, wer weiß? ihn bestechen vielleicht! Weiß ich nicht eben

so gut als er, was er dem König sagen wird? Gleichviel, wenn ich ihn wiederfinde, so soll er mir seine kecke Miene und sein freches Mißtrauen teuer bezahlen. Holla! Meister Arnauld. Nun? was? wo ist der Bursche? auch entflohen? beim Kreuz! alle Leute haben sich das Wort gegeben, heute albern zu sein; Satan verwirre si . . . Pater noster!«

Während der Connetable seiner schlimmen Laune in Schmähungen und Pater-nostern, seiner Gewohnheit gemäß, Luft machte, sah Gabriel, als er, um aus dem Louvre wegzugehen, durch eine ziemlich dunkle Galerie schritt, zu seinem großen Erstaunen an der Türe seinen Stallmeister Martin-Guerre, dem er im Hof zu warten befohlen hatte.

»Ihr seid es, Meister Martin«, sagte er, »Ihr seid mir also entgegengekommen? Nun gut! eilt mit Jerome voran und erwartet mich mit den Wohleingewickelten Fahnen an der Ecke der Rue Sainte-Catherine, in der Rue Saint Antoine. Monseigneur der Kardinal will vielleicht, daß wir sie dem König auf der Stelle und vor dem versammelten Hofe im Carrousel überreichen. Christoph wird mein Pferd halten und mich begleiten. Geht! Ihr habt mich begriffen?«

»Ja, gnädigster Herr, ich weiß was ich wissen wollte«, antwortete Martin-Guerre.

Und er stieg die Treppe hinab und ging Gabriel mit einer Schnelligkeit voran, welche als ein gutes Vorzeichen für die Vollziehung seines Auftrags erscheinen mußte. Gabriel, der langsamer und gleichsam träumend aus dem Louvre wegging, war sehr erstaunt, als er im Hof seinen Stallmeister abermals traf, doch diesmal ganz bleich und erschrocken.

»Nun! Martin, was gibt es denn, was habt ihr?« fragte er.

»Ah! gnädiger Herr, ich habe ihn gesehen, er ist so eben an mir vorübergegangen, er hat mit mir gesprochen.«

»Wer denn?«

»Wer? wenn es nicht Satan ist, das Gespenst, die Erscheinung, das Ungeheuer, der andere Martin-Guerre.«

»Abermals diese Tollheit, Martin! Ihr träumt also wachend?«

Nein, nein, ich habe nicht geträumt. Er hat mit mir gesprochen, sage ich Euch, gnädiger Herr, er ist vor mir stehen geblieben, hat

mich mit seinem Zauberblick versteinert und auf eine höllische Art lachend, sagte er zu mir: »Nun! wir sind also immer noch im Dienste des Vicomte d'Exmés?« bemerkt diese Mehrzahl, wir sind, gnädiger Herr, »und wir bringen von Italien die im Feldzug von Herrn von Guise eroberten Fahnen?« Ich antwortete ja mit dem Kopf wider meinen Willen, denn er behexte mich: woher weiß er dies Alles, gnädiger Herr? Dann fuhr er fort: »Fürchten wir uns nicht, sind wir nicht Freunde und Brüder?« Und als er sodann das Geräusch Eurer Tritte hörte, gnädiger Herr, rief er mit seiner teuflischen Ironie, die mir die Haare auf dem Kopfe sich sträuben machte: »Wir werden uns wiedersehen, Martin-Guerre.« Und er verschwand durch die kleine Türe vielleicht oder vielmehr in der Mauer.«

»Du bist ein Narr« versetzte Gabriel, »wie hätte er die materielle Zeit gehabt, Alles dies Dir zu sagen und zu tun, seitdem Du mich oben in der Galerie verlassen hast.«

»Ich, gnädiger Herr, habe mich nicht von der Stelle gerührt, wo Ihr mir Euch zu erwarten befahlt.«

»Ah! das wäre etwas Anderes, und wenn ich mit Euch gesprochen habe, mit wem habe ich also eben gesprochen?«

Sicherlich mit dem Andern, gnädiger Herr, mit dem Doppelgänger, mit meinem Gespenst.«

»Mein armer Martin« versetzte Gabriel mitleidig, »bist Du krank? Du mußt Kopfweg haben. Wir sind vielleicht zu lange in der Sonne marschiert.«

»Ja«, sprach Martin-Guerre, »Ihr denkt aber abermals, ich habe das Delirium, nicht wahr? Doch gnädiger Herr, zum Beweis, daß ich mich nicht täusche, diene, daß ich nicht ein Wort von den Befehlen weiß, Die Ihr mir gegeben zu haben glaubt.«

»Du hast sie vergessen, Martin!« sprach Gabriel mit sanftem Tone, »nun! ich will sie Dir wiederholen, mein Freund. Ich befahl Dir, mich mit den Fahnen in der Rue Saint-Antoine, an der Ecke der Rue Saint-Catherine zu erwarten. Jerome sollte Dich begleiten, und ich würde Christoph behalten, erinnerst Du Dich nun?«

»Verzeiht, gnädiger Herr, wie soll man sich dessen erinnern, was man nie gewußt hat?«

»Nun weißt Du es aber, Martin. Nehmen wir unsere Pferde wieder an der Pforte, wo unsere Leute sie uns halten müssen, und dann rasch vorwärts. Nach den Tournelles!«

»Ich gehorche, gnädiger Herr. Im Ganzen habt Ihr dadurch zwei Stallmeister; doch es ist ein Glück für mich, daß ich nicht zwei, Herren habe.«

VIII.

Ein glückliches Carrousel.

Die Schranken für die Festlichkeiten waren durch die Rue Saint-Antoine von den Tournelles bis zu den königlichen Ställen errichtet worden. Sie bildeten ein langes Viereck, begrenzt auf jeder Seite durch Gerüste, welche mit Zuschauern bedeckt waren; an einem Ende saßen die Königin und der Hof. Am entgegengesetzten Ende fand sich der Eingang der Bahn, wo die Kämpfenden den Anfang der Spiele erwarteten. Die Menge drängte sich auf den zwei andern Galerien.

Als nach der religiösen Feier und dem darauf folgenden Mahle die Königin und der Hof gegen drei Uhr Nachmittags die ihnen vorbehaltenen Plätze einnahmen, erschollen die Vivat und Freudenrufe von allen Seiten.

Doch gerade dieses lärmende Freudengeschrei machte, daß das Fest mit einem Unglück anfang. Das Pferd Von Herrn von Avallon, einem der Kapitäne der Leibwache, bäumte sich erschrocken über diesen Tumult, sprang in die Arena, sein sattelloser Reiter stürzte mit dem Kopf gegen eine von den hölzernen Schranken, welche die Bahn umgaben, wurde halbtot aufgehoben und in einem beinahe verzweifelten Zustand den Händen der Wundärzte übergeben.

Der König war sehr ergriffen Von diesem beklagenswerten Unfall; doch seine Leidenschaft für die Spiele und Carrousel gewann bald die Oberhand über seinen Kummer.

»Dieser arme Herr von Avallon«, sagte er, »ein so treuer Diener! man soll ihn mit aller Sorge behandeln.«

Und er fügte bei:

»Vorwärts! man kann immerhin das Ringelstechen beginnen.«

Das Ringelstechen jener Zeit war ein wenig complicirter und schwieriger als das, welches wir kennen. Die Kniestütze, woran der Ring hielt, war ungefähr am Ende des zweiten Drittels der Bahn angebracht: man mußte im Galopp das erste Drittel, im gestreckten Galopp das zweite durchrennen und im Vorüberreiten

bei diesem raschen Lauf den Ring mit der Lanzenspitze ausheben. Doch das Holz durfte vor Allem den Körper nicht berühren, man mußte es waagrecht, und den Ellenbogen hoch über dem Kopf halten. Dann durchritt man die Arena vollends im Trab. Der Preis war ein von der Königin gebotener Ring mit Diamanten.

Heinrich II. war auf seinem mit Gold und Sammet geschmückten Schimmel der zierlichste und gewandteste Kavalier, den man sehen konnte. Er hielt und handhabte seine Lanze mit seltener Anmut und bewunderungswürdiger Sicherheit und verfehlte selten den Ring. Doch Herr von Vieilleville wetteiferte mit ihm, und es gab einen Augenblick, wo man glaubte, der Sieg würde diesem gehören. Er hatte zwei Ringe mehr als der König, und es blieben nur noch drei auszuheben. Doch Herr von Vieilleville als ein gut gelehrter Hofmann, verfehlte sie alle drei durch ein wunderbares Mißgeschick, und es war der König, der den Preis erhielt.

Als er den Ring in Empfang nahm, zögerte er einen Augenblick, und sein Blick richtete sich mit Bedauern auf Diana von Poitiers: doch die Gabe wurde von der Königin geboten, und er mußte sie der neuen Dauphine, Maria Stuart, der Gefeierten des Tages, überreichen.

»Nun!« fragte er im Zwischenakt, »hat man Hoffnung, Herrn von Avallon zu retten?«

»Sire, er atmet noch«, antwortete man; »doch es ist wenig Hoffnung vorhanden, ihn dem Tod zu entreißen.«

»Ach!« machte der König. »Gehen wir also zu dem Gladiatorenspiel über.«

Dieses Gladiatorenspiel war ein Scheingefecht mit Angriffen und Evolutionen, sehr neu und sehr selten in jener Zeit, das jedoch ohne Zweifel keinen auffallenden Eindruck auf die Einbildungskraft des Zuschauers unserer Tage und der Leser unseres Buches machen würde. Wir schicken daher zu Brantome diejenigen, welche neugierig sein dürften, sie kennen zu lernen die Märsche und Gegenmärsche dieser zwölf Gladiatoren, von denen sechs in weißen Atlaß und sechs in roten, gemacht nach der römischen Antike, gekleidet waren, was in der Tat in einem Jahrhundert, wo man die lokale Farbe noch nicht erfunden hatte,

als sehr geschichtlich erscheinen mußte.

Sobald dieser schöne Kampf unter allgemeinem Beifall beendet war, traf man die notwendigen Vorkehrungen, um das Pfahlrennen zu beginnen.

Am Ende der Bahn, wo sich der Hof befand, waren mehrere Pfähle von fünf bis sechs Fuß in einer gewissen Entfernung von einander in die Erde eingerammt. Man mußte im Galopp ansprengen und sich in allen Richtungen um diese emporgerichteten Bäume wenden, ohne einen zu verfehlen und ohne einen zu überschreiten.

Von acht vollendeten Rennbahnen kamen drei dem König zu, und der Herr General Oberste von Bonnivet gewann ebenfalls drei. Die neunte und letzte sollte entscheiden; doch Herr von Bonnivet war nicht minder ehrfurchtsvoll als Herr von Vieilleville und trotz alles guten Willens seines Pferdes kam er erst als der Dritte an, und Heinrich gewann abermals den Preis.

Der König setzte sich zu Diana von Poitiers und befestigte öffentlich das Bracelet, das er empfangen hatte, an ihrem Arm.

Die Königin erbleichte vor Wut.

Gaspard von Tavannes, der hinter ihr saß, neigte sich an das Ohr von Catharina von Medicis und sagte zu ihr:

»Madame, folgt mir wohl mit den Augen wohin ich gehe, und seht, was ich tue.«

»Und was wirst Du tun, mein braver Gaspard?« sprach die Königin.

»Frau von Valentinois die Nase abschneiden«, antwortete Tavannes kalt und ernst.

Er schickte sich an, wegzugehen, Doch Catharina hielt ihn halb erschrocken, halb erfreut zurück.

»Gaspard, bedenkt, Ihr werdet gehängt.«

»Ich bedenke, doch ich rette den König und Frankreich.«

»Ich danke Gaspard«, versetzte Catharina, »Ihr seid ein mutiger Freund und ein kühner Soldat. Doch ich befehle Euch, zu bleiben, Gaspard, haben wir Geduld.«

Geduld! Das war in der Tat das Losungswort, das Catharina von Medicis bis jetzt ihrem Leben ohne Zweifel gegeben hatte. »Diejenige, welche sich später so gern in die erste Reihe stellte,

trachtete in jener Zeit, wie es schien, nie darnach, aus dem Schatten der zweiten hervorzutreten. Sie wartete. Und doch erfreute sie sich damals der Allmacht einer Schönheit, über welche uns Herr von Bourdeille die vertrautesten Mittheilungen zurückgelassen hat; aber sie vermied es vor Allein, in das Licht zu treten, und dieser Bescheidenheit hatte sie ohne Zweifel das völlige Stillschweigen zu danken, das die üble Nachrede über sie zu Lebzeiten ihres Gemahls beobachtete. Nur der brutale Connetable war keck genug, gegen den König zu bemerken, die zehn Kinder, welche Catharina Frankreich nach seiner zehnjährigen Unfruchtbarkeit gegeben, glichen sehr wenig ihrem Vater. Niemand außer ihm hätte die Vermessenheit gehabt, ein Wort gegen die Königin zu hauchen.«

Es ist eine Tatsache, daß Catharina an diesem Tage wie gewöhnlich die Aufmerksamkeiten, mit denen der König, Diana von Poitiers, im Angesicht des ganzen Hofes, umgab, nicht einmal zu bemerken schien. Nachdem sie die auffallende Entrüstung des Marschalls beschwichtigt hatte, unterhielt sie sich mit ihren Damen über die stattgefundenen Spiele und über die Gewandtheit, welche Heinrich dabei entwickelte.

Die Tourniere sollten erst am andern und an den darauf folgenden Tagen stattfinden; doch mehrere Herren des Hofes baten den König, da die Stunde noch nicht sehr vorgerückt, um Erlaubnis, einige Lanzen zu Ehren und zum Vergnügen der Damen brechen zu dürfen.

»Es sei, meine Herren«, antwortete der König; »ich bewillige Euch das sehr gern, obgleich es vielleicht den Herrn Kardinal von Lothringen stören wird, der, wie ich glaube, nie eine so zahlreiche Korrespondenz durchzuarbeiten gehabt hat, als seit den zwei Stunden, die wir hier sind. Schlag auf Schlag empfängt er Boten, die ihn ungemein zu beschäftigen scheinen. Doch gleichviel, wir werden nachher erfahren, was daran ist, und mittlerweile könnt Ihr ein paar Lanzen brechen. Hier ist ein Preis für den Sieger«, fügte Heinrich bei, indem er die goldene Kette, die er trug, vom Halse nahm. »Tut Euer Bestes, meine Herren; nehmt Euch jedoch in Acht, wenn der Kampf sich erwärmt, so könnte ich mich wohl darein mischen und wieder zu gewinnen suchen, was ich Euch biete, um so mehr, als ich Frau von Castro etwas schuldig bin.

Merkt Euch auch, daß auf den Punk sechs Uhr der Kampf beendigt ist und der Sieger, wer es auch sein mag, gekrönt werden wird. Geht, Ihr habt eine Stunde, um uns Eure schönen Stöße zu zeigen, hütet Euch jedoch, daß Niemand Schlimmes widerfährt. Sagt indessen, wie geht es Herrn von Avallon?»

»Ach! Sire, er ist so eben verschieden.«

»Gott nehme seine Seele gnädig auf!« sprach Heinrich. »Von meinen Kapitänen der Garde war er vielleicht der eifrigste für meinen Dienst und der bravste. Wer wird ihn mir ersetzen . . . Doch die Damen warten, meine Herren, und die Schranken werden sich öffnen.«

Der Graf von Pommerive hielt zuerst Stand; doch er mußte Herrn von Burie weichen, dem der Herr Marschall d'Amville sodann das Feld abgewann. Aber der Herr Marschall war sehr gewandt und kräftig und hielt sich beständig gegen fünf aus einander folgende Ritter.

Der König konnte sich nicht mehr bewältigen.

»Ei!« sagte er zu dem Marschall, »ich will doch sehen Herr d'Amville, ob Ihr für die Ewigkeit hier festgenietet seid.«

Er bewaffnete sich, und schon beim ersten Rennen verlor Herr d'Amville die Bügel. Nach ihm kam die Reihe an Herrn d'Aussun. Dann zeigte sich kein Kämpfe mehr.

»Was ist denn das, meine Herren?« sprach Heinrich; »wie! Niemand will mehr gegen mich kämpfen? Schont man mich etwa?« rief der König die Stirne faltend. »Ah! Gottes-Tod! es gibt keinen König hier, außer dem Sieger, und keine Vorrechte, außer denen der Geschicklichkeit. Greift mich also an, meine Herren, greift mich kühn an.«

Doch Keiner wagte den Angriff des Löwen, denn man befürchtete gleich sehr, Sieger und Besiegter zu sein.

Der König wurde indessen sehr ungeduldig. Er fing an zu vermuten, daß bei den vorhergehenden Wettstreiten seine Widersacher nicht alle ihre Mittel gegen ihn gebraucht hatten, und dieser Gedanke, der seinen Sieg in seinen eigenen Augen verkleinerte, erfüllte ihn mit Ärger.

Endlich kam ein neuer Kämpfe durch die Schranken und Heinrich sprengte ihm, ohne nur zu sehen, wer er war entgegen.

Die beiden Lanzen brachen sich, doch der König wankte im Sattel, nachdem er den Stumpf weggeworfen hatte, und war genötigt, sich am Sattelbogen zu halten. Der Andere blieb unbeweglich. In diesem Augenblick schlug es sechs Uhr. Heinrich war besiegt.

Leicht und freudig stieg er vom Pferde, warf den Zügel einem Stallmeister zu und nahm den Sieger bei der Hand, um ihn selbst zur Königin zu führen. Zu seinem großen Erstaunen sah er ein ihm völlig unbekanntes Gesicht. Es war indessen ein stattlicher Kavalier von edler Miene, und die Königin, als sie das Geschmeide um den Hals des vor ihr knienden jungen Mannes schlang, konnte nicht umhin, dies zu bemerken und ihm zuzulächeln.

Er aber, nachdem er sich tief verbeugt hatte, erhob sich wieder, machte einige Schritte gegen die Estrade des Hofes, blieb vor Frau von Castro stehen und bot ihr das Halsgeschmeide den Preis des Siegers.

Die Fanfaren erschollen abermals dergestalt, daß man zwei Schreie nicht hörte, welche gleichzeitig aus Beider Mund kamen.

»Gabriel!«

»Diana!«

Ganz bleich vor Freude und Erstaunen nahm Diana das Halsgeschmeide mit zitternder Hand. Jedermann dachte, der unbekannte Kavalier habe den König Frau von Castro das Halsgeschmeide versprechen hören, und wolle eine so schöne Dame nicht um das ihr zugesagte Geschenk bringen. Man fand sein Benehmen galant und ganz eines guten Edelmannes würdig. Der König selbst nahm die Sache nicht anders.

»Das ist eine Artigkeit, die mich rührt«, sagte er. »Aber ich, von dem man annimmt, ich kenne alle Herren meines Adels, ich muß gestehen daß ich mich nicht erinnere, wo und wann ich Euch gesehen habe, und ich wäre doch sehr erfreut, zu wissen, wer mir so eben den harten Stoß gegeben, der mich, glaube ich, aus dem Sattel gehoben hätte, besäße ich nicht, Gott sei Dank, so feste Beine.«

»Sire«, erwiderte Gabriel, »es ist das erste Mal, daß ich die Ehre habe, mich in Gegenwart Eurer Majestät zu befinden. Ich

war bis jetzt beim Heer, komme so eben aus Italien an und heiße Vicomte d'Exmés.«

»Vicomte d'Exmés!« versetzte der König; »gut ich werde mich nun des Namens meines Siegers erinnern.«

»Sire«, sprach Gabriel, »es gibt keinen Sieger, da wo Ihr seid, und ich überbringe Eurer Majestät den glorreichen Beweis hiervon«,

Er machte ein Zeichen, Martin-Guerre und die zwei Gewappneten traten mit den italienischen Fahnen in die Rennbahn und legten sie zu den Füßen des Königs nieder.

»Sire«, sagte Gabriel, »Hier sind die in Italien durch Euer Heer eroberten Fahnen, welche der Herzog von Guise Eurer Majestät überschickt. Seine Eminenz der Herr Kardinal von Lothringen versicherte mich, Majestät werde mir keinen schlimmen Dank wissen, daß ich ihr so unvermutet in Gegenwart des Hofes und des Volkes von Frankreich, als bei Eurem Siege beteiligter Zeugen, diese Beute zu Füßen lege. Sire, ich habe auch die Ehre, in Eure Hände die Briefe vom Herrn Herzog von Guise zu überreichen!«

»Ich danke, Herr Vicomte d'Exmés«, sprach der König. »Das ist also das ganze Geheimnis der Korrespondenz des Herrn Kardinals. Diese Briefe beglaubigen Euch bei unserer Person, Vicomte. Doch Ihr habt siegreiche Manieren, Euch selbst vorzustellen. Was lese ich? von diesen Fahnen habt Ihr vier in Person genommen. Unser Vetter von Guise hält Euch für einen seiner bravsten Kapitäns Herr d'Exmés, verlangt von mir, was Ihr wollt, und ich schwöre Euch, daß Ihr es auf der Stelle erhaltet.«

»Sire, Ihr seid allzu gnädig, und ich stelle Alles der Güte Eurer Majestät anheim.«

»Ihr seid Kapitän bei Herrn von Guise, mein Herr«, sprach der König, »gefiere es Euch, dies bei meinen Leibwachen zu sein? Ich war verlegen, wie ich Herrn von Avallon ersetzen sollte, der heute so unglücklich gestorben ist; doch ich sehe, er wird einen würdigen Nachfolger haben«

Eure Majestät . . . «

»Ihr nehmt es an? es ist abgemacht. Tretet morgen in Funktion. Wir kehren nun in den Louvre zurück. Ihr werdet mir noch des

Breiteren über die Einzelheiten dieses Krieges in Italien Mitteilung machen.«

Gabriel verbeugte sich.

Heinrich gab Befehl zum Aufbruch. Die Menge zerstreute sich unter dem Geschrei: Es lebe der König! Diana befand sich wie durch einen Zauber wieder einen Augenblick in der Nähe von Gabriel.

»Morgen im Cercle der Königin«, flüsterte sie ihm zu.

Sie verschwand von ihrem Ritter weggeführt; doch sie ließ im Herzen ihres alten Freundes eine göttliche Hoffnung zurück.

IX.

Man kann nicht an seinem Geschicke vorübergehen, ohne es kennen zu lernen.

Der Cercle bei der Königin fand gewöhnlich nach dem Abendbrote statt; hiervon unterrichtete man Gabriel, indem man ihm zugleich mitteilte, seine Eigenschaft als neuer Kapitän der Leibwachen ermächtigte ihn nicht nur, sondern verpflichtete ihn sogar, sich dabei einzufinden. Er hütete sich wohl, gegen diese Pflicht zu verstoßen, und es war seine einzige Sorge, daß er vierundzwanzig Stunden warten sollte, ehe er sie erfüllen konnte. Man sieht, daß in Betreff des Eifers und des Mutes Herr von Avallon gut ersetzt war.

Doch es handelte sich darum, eine nach der andern diese vierundzwanzig ewige Stunden zu töten, welche Gabriel vom ersehnten Augenblick trennten. Der junge Mann, den die Freude erquickte und der Paris kaum von einem Lager in das andere ziehend gesehen hatte, fing an, die Stadt mit Martin-Guerre zu durchlaufen, um eine anständige Wohnung zu suchen. Er hatte das Glück, die Wohnung, welche sein Vater der Graf von Montgomery einst innegehabt, leer zu finden. Er mietete sie, ob sie gleich etwas glänzend für einen einfachen Kapitän bei den Garden war. Doch Gabriel durfte nur an seinen treuen Elyot schreiben und ihn beauftragen ihm eine Summe von Montgomery zu schicken. Er würde auch seine gute Amme Aloyse auffordern zu ihm zu kommen.

Das erste Ziel von Gabriel war erreicht. Er war nun kein Kind mehr, sondern ein Mann, der schon seine Proben abgelegt, und mit dem man rechnen mußte; dem Glanz, der ihm von seinen Ahnen zukam, hatte er einen Ruhm der ihm persönlich war, beizugesellen gewußt. Allein und ohne eine andere Unterstützung, als die seines Mutes, war er mit vierundzwanzig Jahren zu einem hohen Grade gelangt. Er konnte sich endlich stolz derjenigen, welche ihn liebte, und denen, welche er hassen mußte, bieten. Diese zu erkennen, dazu vermöchte ihm Aloyse behilflich zu sein; jene hatte ihn erkannt.

Gabriel entschlummerte mit zufriedenen Herzen.

Am anderen Tage sollte er sich bei Herrn von Boisy, dem Oberstallmeister von Frankreich, einfinden, um seine Adelsproben zu übergeben. Herr von Boisy, ein redlicher Mann, war der Freund des Grafen von Montgomery gewesen. Er begriff die Gründe von Gabriel, einen wahren Titel verborgen zu halten, und verpfändete sein Ehrenwort, das Geheimnis zu bewahren. Hierauf stellte ihn der Herr Marschall d'Amville seiner Compagnie vor. Gabriel fing unmittelbar seinen Dienst damit an, daß er die Staatsgefängnisse von Paris besuchte und inspizierte, ein peinlicher Auftrag, der einmal in jedem Monat von ihm zu versehen war.

Er begann mit der Bastille und endigte mit dem Chatelet.

Der Gouverneur übergab ihm die Liste seiner Gefangenen, nannte ihm diejenigen, welche gestorben, krank, versetzt oder freigelassen waren, und ließ sie dann vor ihm die Revue passieren, eine traurige Revue, ein düsteres Schauspiel. Er glaubte geendigt zu haben, als ihm der Gouverneur des Chatelet in seinem Register eine beinahe weiße Seite zeigte, welche nur folgende seltsame, für Gabriel sehr auffallende Note enthielt.

Nro. 21 . . . efangener in geheimem Gewahrsam. Versucht er es nur, bei dem Besuch des Gouverneur oder des Kapitäns der Leibwachen zu sprechen, so hat man ihn in einen tieferen, härteren, Kerker zu bringen.

»Wer ist dieser so wichtige Gefangene? Darf man es wissen?« fragte Gabriel Herrn von Salvoison, den Gouverneur des Chatelet.

»Niemand weiß es«, antwortete der Gouverneur, »ich habe ihn von meinem Vorgänger übernommen, wie dieser ihn von dem seinigen übernommen hat. Ihr seht auf dem Register, daß das Datum seines Eintrittes weiß gelassen ist. Man muß ihn unter der Regierung von Franz I. gebracht haben. Zwei- oder dreimal hat er es, wie man mir sagt, versucht, zu sprechen. Doch beim ersten Wort muß der Gouverneur, bei den schwersten Strafen, die Türe seines Gefängnisses schließen und ihn in einen härteren Kerker bringen lassen, was auch geschehen ist. Es ist nun nur noch ein Kerker übrig, der schrecklicher wäre, als der seinige, und dieser Kerker wäre der Tod. Man wollte es wahrscheinlich dahin kommen lassen, doch der Gefangene schweigt jetzt. Ohne Zweifel ist es

ein furchtbarer Verbrecher. Er bleibt beständig gefesselt, und um sogar der Möglichkeit einer Entweichung zuvor zukommen, geht sein Schließer jede Minute in sein Gefängnis.«

»Doch er hat mit dem Schließer gesprochen?« sagte Gabriel.

»Oh! man hat einen Taubstummen für ihn genommen, der im Chatelet geboren ist und dieses nie verlassen hat.«

Gabriel schauerte. Dieser so völlig von der Welt der Lebenden getrennte Mensch, der jedoch lebte und dachte, flößte ihm ein Mitleid ein, das mit einem gewissen Abscheu gemischt war. Welcher Gedanke oder welcher Gewissensbiß welche Furcht vor der Hölle oder welches Vertrauen zum Himmel konnten ein so unglückliches Wesen abhalten, sich die Hirnschale an den Mauern seines Kerkers zu zerschmettern? War es eine Hoffnung oder eine Rache, was ihn noch an das Leben kettete?

Gabriel empfand eine Art von unruhiger Begierde, diesen Menschen zu sehen; sein Herz schlug, wie es bis jetzt nur in den Augenblicken geschlagen hatte, wo er Diana wiedersehen sollte. Er hatte hundert Gefangene mit einem alltäglichen Mitleid besucht. Doch dieser zog ihn an und rührte ihn mehr als alle Andere, und die Angst schnürte ihm seine Brust zusammen, indem er an dieses grabartige Dasein dachte.

»Gehen wir in Nro. 21«, sprach er mit seltsam bewegtem Tone zu dem Gouverneur.

Sie stiegen mehrere schwarze, feuchte Treppen hinab und durchschritten verschiedene Gewölbe, den gräßlichen Spiralen der Hölle von Dante ähnlich. Dann blieb der Gouverneur vor einer eisernen Türe stehen und sprach:

»Es ist hier. Ich sehe den Wächter nicht, ohne Zweifel ist er im Gefängnis; doch ich habe doppelte Schlüssel. Treten wir ein.«

Er öffnete in der Tat, und sie traten beim Schimmer einer Laterne, welche ein Schließer in der Hand hielt, ein.

Gabriel sah nun ein schweigsames, furchtbares Gemälde, wie man es nur beim Alpdrücken des Deliriums sieht.

Als Wände überall Stein, schwarzer, moosiger, übelriechender Stein; denn dieser finstere Ort war tiefer ausgehöhlt als das Bett der Seine, und das Wasser erfüllte ihn halb bei größerem Steigen. Auf diesen dunkeln Wänden krochen klebrige Tiere; die eisige Luft

widerhallte von keinem Geräusch, wenn nicht von dem eines Wassertropfens, der regelmäßig und dumpf von dem häßlichen Gewölbe herabfiel.

Etwas weniger als dieser Wassertropfen, etwas mehr als diese unbeweglichen Schnecken lebten hier zwei menschliche Geschöpfe, das eine das andere bewachend, Beide düster und stumm.

Der Schließer, eine Art von Simpel, ein Riese mit dummem Auge und bleicher Gesichtsfarbe stand im Schatten und betrachtete mit albernem Blick den Gefangenen, der in einer Ecke, die Hände und die Füße mit einer in die Mauer genieteten Kette gefesselt, auf einem elenden Strohlager ausgestreckt lag. Es war ein Greis mit weißem Bart und weißen Haaren. Als man eintrat, schien er zu schlafen und rührte sich nicht; man hatte ihn für einen Leichnam oder für eine Bildsäule halten können. Doch plötzlich setzte er sich auf, öffnete die Augen, und sein Blick heftete sich ans den Blick von Gabriel.

Es war ihm verboten, zu sprechen; doch dieser furchtbare und zugleich herrliche Blick sprach. Gabriel war bezaubert davon. Der Gouverneur untersuchte mit dem Schließer alle Winkel des Kerkers. Wie an den Boden genagelt, rührte sich Gabriel nicht von der Stelle; er blieb ganz niedergeschmettert durch diese Flammenaugen und konnte sich nicht davon losmachen, während sich zu gleicher Zeit eine ganze Welt seltsame unaussprechlicher Gedanken in ihm regte.

Der Gefangene schien seinen Besuch ebenfalls nicht gleichgültig zu betrachten, und es gab einen Augenblick, wo er eine Gebärde machte und den Mund öffnete, als wollte er reden; doch der Gouverneur hatte sich umgewendet, er erinnerte sich zu rechter Zeit des Gesetzes, das ihm vorgeschrieben war, und seine Lippen sprachen nur durch ein bitteres Lächeln. Er schloß dann die Augen wieder und versank in seine steinerne Unbeweglichkeit.

»Oh! gehen wir von hier weg«, sprach Gabriel zum Gouverneur. »Ich bitte, gehen wir weg, ich muß Luft einatmen und die Sonne sehen.«

Er erlangte in der Tat seine Ruhe und so zu sagen sein Leben erst wieder, als er sich auf der Straße, mitten unter dem Geräusch

der Menge fand. Auch da war die düstere Erscheinung noch in seinem Innern, und sie verfolgte ihn den ganzen Tag, während er nachdenkend die Greve entlang ging.

Irgend ein Etwas sagte ihm, das Schicksal dieses unglücklichen Gefangenen stehe mit dem seinigen in Berührung und er sei an einem großen Ereignis seines Lebens hingegangen. Ermüdet endlich durch diese geheimnisvollen Ahnungen, wandte er sich, als der Abend herannahte, den Tournelles zu. Die Turniere des Tages, an denen Gabriel nicht hatte teil nehmen wollen, endigten sich. Gabriel konnte Diana erschauen und wurde von ihr erschaut, und dieser doppelte Blick zerstreute den Schatten aus seinem Herzen wie ein Sonnenstrahl die Wolken zerstreut. Gabriel vergaß den düsteren Gefangenen den er am Tage gesehen, um nur noch an die blendende Jungfrau zu denken, die er am Abend sehen sollte.

X.

Elegie während der Komödie.

Es war ein Herkommen aus der Zeit der Regierung von Franz I. Wenigstens dreimal in der Woche versammelten sich der König, die Herren und alle Damen des Hofes am Abend im Gemach der Königin. Hier unterhielt man sich über die Ereignisse des Tages mit aller Freiheit, zuweilen auch mit aller Ausschweifung. Während des allgemeinen Gespräches bildeten sich Privatunterredungen und, »da sich hier eine Truppe menschlicher Göttinnen fand«, sagt Brantome, »so unterhielt jeder der hohen Herren und jeder Edelmann diejenige, welche er am meisten liebte.« Oft gab es auch Ball oder Schauspiel.

Bei einer Versammlung dieser Art sollte an demselben Abend sich unser Freund Gabriel einfinden, und gegen seine Gewohnheit putzte und parfümierte er sich, um nicht zu unvorteilhaft in den Augen derjenigen zu erscheinen, welche er, um immer mit Brantome zu sprechen, *am meisten liebte*.

Die Freude von Gabriel war indessen nicht frei von einer Mischung von Unruhe, und gewisse unbestimmte, übel klingende Worte, die man um ihn her über die nahe bevorstehende Heirat von Diana geflüstert hatte, versetzten ihn in eine nicht zu beschwichtigende innere Bewegung. Ganz dem Glücke sich hingebend, das er empfunden, als er Diana wiedersah und in ihren Blicken die Zärtlichkeit einer früheren Zeit wiederzufinden glaubte, hatte er Anfangs beinahe den Brief des Kardinals von Lothringen vergessen, der ihn doch zu einem so schnellen Aufbruch veranlaßt; doch die in der Luft kreisenden Gerüchte, die vereinigten Namen von Diana von Castro und von Franz von Montmorency die er nur zu deutlich gehört hatte, gaben seiner Leidenschaft das Gedächtnis wieder. Würde Diana sich zu dieser verhaßten Heirat herbeilassen? Würde sie diesen Franz lieben? Martervolle Zweifel, welche die Zusammenkunft am Abend vielleicht nicht gänzlich zu zerstreuen vermöchte.

Gabriel beschloß, hierüber Martin-Guerre zu befragen, der schon mehr als eine Bekanntschaft gemacht hatte, und in seiner

Eigenschaft als Stallmeister viel tiefer unterrichtet sein mußte, als die Herren. Denn es ist eine allgemeine akustische Beobachtung, daß die Geräusche aller Art viel stärker unten halten, und daß es kaum anderswo als in den Tälern Echos gibt. Der Vicomte d'Exmés hatte um so mehr seinen Entschluß zu rechterseits gefaßt, als es ebenfalls Vorsatz bei Martin-Guerre war, seinen Herrn zu befragen, dessen Unruhe ihm nicht entging, während er doch, streng genommen, nicht das Recht hatte, etwas von seinen Handlungen oder seinen Gefühlen einem fünfjährigen treuen Diener und einem Reiter, was noch mehr ist, zu verbergen.

Aus diesem gegenseitigen Entschluß und aus dem Gespräch, das darauf folgte, ging für Gabriel hervor, daß Diana von Castro Franz von Montmorency nicht liebte, und für Martin-Guerre, daß Gabriel Diana von Castro liebte.

Dieser doppelte Schluß erfreute den Einen und den Andern so sehr, daß Gabriel eine Stunde vor der Eröffnung der Pforten in den Louvre kam, und daß Martin-Guerre, um der königlichen Geliebten des Vicomte Ehre zu machen, auf der Stelle zum Hofschneider ging und sich einen Leibrock von braunem Tuch und Strumpfhosen von gelbem Tricot kaufte. Er bezahlte Alles bar, und zog sogleich seine neue Kleidung an, um sie schon am Abend in den Vorzimmern des Louvre zu zeigen, wo er seinen Herrn erwarten sollte.«

Der Schneider war sehr erstaunt, als er nach einer halben Stunde Martin-Guerre wieder erscheinen sah, und zwar in andern Kleidern. Er machte ihm hierüber eine Bemerkung. Martin-Guerre erwiderte, der Abend sei ihm etwas frisch vorgekommen, und er habe es für geeignet erachtet, sich wärmer zu kleiden. Übrigens sei er immer noch so sehr mit dem Leibrock und mit den Strumpfhosen zufrieden, daß er komme, um den Schneider zu bitten, ihm einen Leibrock von demselben Tuch und demselben Schnitt zu kaufen oder zu machen. Vergebens bemerkte der Kleiderhändler Martin-Guerre, er würde das Aussehen haben, als trüge er beständig denselben Anzug, und es wäre besser für ihn, wenn er ein anderes Costume bestellte. einen gelben Leibrock und braune Strumpfhosen zum Beispiel, da er diese Farben zu lieben scheine; Martin-Guerre wollte nicht von seinem Gedanken abgehen, und der Schneider mußte ihm Versprechen, nicht

einmal die Nuance der Kleider zu verändern, die er ihm schleunigst machen sollte, da er keine fertige hatte. Nur verlangte er für diese zweite Bestellung ein wenig Kredit. Er hatte den ersten Einkauf hübsch bezahlt, er war Stallmeister beim Vicomte d'Exmés, dem Kapitän der Leibwachen des Königs; der Schneider besaß jenes heldenmütige Vertrauen, das zu jeder Zeit die geschichtliche Apanage der Leute seines Standes gewesen ist; er willigte daher auch ein und versprach am nächsten Tag das zweite Costume vollständig zu liefern.

Die Stunde, welche Gabriel vor den Pforten seines Paradieses hatte umhergehen müssen, war indessen abgelaufen, und er konnte mit vielen anderen Herren und Damen in die Gemächer der Königin dringen.

Mit dem ersten Blick gewahrte Gabriel Diana; sie saß bei der Dauphine Königin, wie man von da an Maria Stuart nannte.

Sie auf der Stelle anzureden, wäre für einen Neuangekommenen sehr kühn und ohne Zweifel ein wenig unklug gewesen. Gabriel entschloß sich also, einen günstigen Augenblick abzuwarten, den Augenblick, wo das Gespräch sich beleben und die Geister zerstreuen würde. Er plauderte mittlerweile mit einem bleichen jungen Herrn von zarten! Aussehen, den der Zufall in seine Nähe führte. Doch nachdem er sich eine Zeit lang über Gegenstände unterhalten hatte, welche so unbedeutend waren, als seine Person zu sein schien, fragte der junge Kavalier Gabriel:

»Mit wem habe ich zu sprechen die Ehre?«

»Ich bin der Vicomte d'Exmés«, antwortete Gabriel. »Darf ich es wagen, mein Herr, dieselbe Frage an Euch zu richten?« fügte er bei.

Der junge Mann schaute ihn mit erstaunter Miene an und erwiderte:

»Ich bin Franz von Montmorency.«

Hätte er gesagt: »Ich bin der Teufel!« Gabriel könnte sich nicht mehr Schrecken und Hast von ihm entfernt haben. Franz der keinen sehr lebhaften Geist besaß, war ganz verwundert, da er aber die Kopfarbeit nicht liebte, so ließ er dieses Rätsel bald liegen, und suchte anderswo etwas minder scheue Zuhörer.

Gabriel war besorgt gewesen, seiner Flucht gegen die Seite

von Diana von Castro zu lenken; doch er wurde durch eine große Bewegung aufgehalten, welche um den König her entstand. Heinrich II. verkündete nämlich, da er diesen Tag durch eine Überraschung für die Damen zu beendigen gedacht, so habe er in der Galerie ein Theater errichten lassen, und man werde eine Komödie in fünf Acten und in Versen von Jean Antoine de Baif, genannt *der Brave*, aufführen; diese Neuigkeit würde natürlich mit den Dankbezeugungen und dem Beifallsrufe Aller aufgenommen. Die Edelleute boten ihre Hand den Damen. um sie in den nahen Saal zu führen, wo die Szene improvisiert war; doch Gabriel kam zu spät zu Diana und konnte sich nur unfern von ihr hinter die Königin stellen.

Catharina von Medicis erblickte und rief ihn; mußte vor sie treten.

»Herr d'Exmés«, sagte sie zu ihm, »warum hat man Euch nicht bei dem heutigen Turnier gesehen?«

»Madame«, antwortete Gabriel, »die Pflichten des Amtes, mit welchem mich zu betrauen Seine Majestät mir die Ehre erwiesen, haben mich abgehalten.«

»Das ist Schade«, versetzte Catharina mit einem reizenden Lächeln, »denn Ihr seid sicherlich einer unserer kühnsten und gewandtesten Kavaliers. Ihr habt gestern den König wanken gemacht, was ein seltener Streich ist, und es würde mir Vergnügen gewährt haben, abermals Zeuge Eures Heldenmutes zu sein.«

Gabriel verbeugte sich ganz verlegen über diese Komplimente, auf die er nichts zu erwidern wußte.

Kennt Ihr das Stück, das man uns geben wird?« fuhr Catharina fort. welche offenbar sehr günstig für den schönen, schüchternen jungen Mann gestimmt war.

Ich kenne es nur in lateinischer Sprache«, antwortete Gabriel, »denn es ist wie man mir sagt, eine einfache Nachahmung eines Stückes von Terentius.«

»Ich sehe«, sprach die Königin, »daß Ihr eben so gelehrt, als mutig, ebenso in den Wissenschaften bewandert, als geschickt in den Lanzenstößen seid.«

Dies Alles wurde mit halber Stimme gesprochen, und war von

Blicken begleitet, welche man nicht gerade grausam nennen konnte. Sicherlich war das Herz von Catharina für den Augenblick leer. Doch scheinbar wie der Hyppolit des Euripides, nahm Gabriel diese Zuvorkommenheiten der Italienerin nur mit einer erzwungenen Miene und mit gefalteter Stirne auf. Der Undankbare! er sollte doch diesem Wohlwollen, über das er Anfangs pfui machte, nicht nur den Platz, nach dem er seit so langer Zeit bei Diana strebte, sondern auch das reizende Schmollen, worin sich die Liebe einer Eifersüchtigen verraten konnte, zu verdanken haben.

Als der Prolog herkömmlicher Weise die Zuhörer um Nachsicht ersuchte, sagte Catharina zu Gabriel:

Setzt Euch hinter mich, unter diese Damen, Herr Gelehrter, damit ich im Falle der Not meine Zuflucht zu Eurer Erleuchtung nehmen kann.

Frau von Castro hatte ihren Platz am Ende einer Reihe gewählt, so daß nach ihr nur noch der Gang kam. Nachdem sich Gabriel vor der Königin verbeugt hatte, nahm er bescheiden ein Tabouret und setzte sich in diesen Gang neben Diana, um Niemand zu stören.

Die Komödie begann.

Es war, wie Gabriel zu der Königin gesagt hatte, eine Nachahmung des *Eunuchen* von Terenz, komponiert in achtsilbigen Versen und mit der ganzen pedantischen Naivität jener Zeit wiedergegeben. Wir enthalten uns jeder Auseinandersetzung des Stückes. Dies wäre übrigens ein Anachronismus, denn die Kritik und die Rechenschaftsberichte waren in jener barbarischen Epoche noch nicht erfunden. Es genüge uns, daran zu erinnern, daß die Hauptperson des Stückes ein falscher Braver, ein prahlerischer Soldat ist, der sich von einem Schmarotzer betören und übel zurichten läßt.

Schon am Anfang des Stückes sahen die zahlreichen Parteigänger der Guisen, welche im Saal saßen, in dem lächerlichen Großsprecher den Connetable von Montmorency, und die Parteigänger von Montmorency wollten in den Rodomontaden des prahlerischen Soldaten die ehrgeizigen Bestrebungen des Herzogs von Guise erkennen. Von da an wurde jede Szene eine Satyre und jeder Witz eine Anspielung.

Man lachte bei beiden Parteien aus vollem Hals; man bezeichnete sich gegenseitig mit dem Finger, und wahrlich die Komödie, welche im Saal gespielt wurde, war nicht weniger belustigend, als diejenige, welche die Schauspieler ans den Brettern darstellten.

Unsere Verliebten benützten den Anteil, den an der Vorstellung die zwei rivalen Lager des Hofes nahmen, um harmonische Liebe mitten unter dem Gezische und Gelächter reden zu lassen. Sie sprachen zuerst ihre zwei Namen mit leiser Stimme aus. Dies ist die geheiligte Anrufung.

»Diana!«

»Gabriel!«

»Ihr werdet also Franz von Montmorency heiraten?«

»Ihr seid also in der Gunst der Königin sehr weit vorgerückt.«

»Ihr habt gehört, daß sie mich gerufen.«

»Ihr wißt, daß der König diese Heirat will.«

»Doch Ihr willigt ein, Diana?«

»Doch Ihr hört auf Catharina, Gabriel.«

»Ein Wort, ein einziges«, versetzte Gabriel, »Ihr interessiert Euch also noch für das, was eine Andere mich kann fühlen lassen? Was in meinem Herzen vorgeht, macht Euch also etwas.«

»Es macht mir«, sprach Frau von Castro, »es macht mir, was Euch das macht, was in dem meinigen vorgeht.«

»Oh! Diana, erlaubt mir, es Euch zu sagen, Ihr seid eifersüchtig, wenn Ihr seid wie ich; wenn Ihr seid wie ich, liebt Ihr mich wahnsinnig.«

»Herr d'Exmés«, versetzte Diana, welche einen Augenblick streng sein wollte, das arme Kind! »Herr d'Exmés, ich heiße Frau von, Castro.«

»Seid Ihr nicht Witwe, Madame? Seid Ihr nicht frei?«

»Frei, ach!«

»Oh, Diana! Ihr seufzt. Diana, gesteht, daß jenes Gefühl des Kindes, das unsere ersten Jahre durchduftete, eine Spur in dem Herzen der Jungfrau zurückgelassen hat. (Gesteht, Diana, daß Ihr mich immer noch ein wenig liebt. Oh! befürchtet nicht, man, könnte Euch hören: Alle um uns her haben sich ganz den Späßen dieses Parasiten hingegeben; sie haben nichts Süßes zu hören

und lachen. Ihr, Diana, lächelt mir zu, antwortet mir, Diana, liebt Ihr mich.«

»Stille! seht Ihr nicht, daß der Akt endigt?« sprach das boshafte Kind. »Wartet wenigstens bis das Stück wieder anfängt.«

Der Zwischenakt dauerte zehn Minuten, zehn Jahrhunderte! Zum Glück war Catharina durch Maria Stuart beschäftigt und rief Gabriel nicht. Er wäre im Stande gewesen, nicht zu gehen, und das hätte ihn in's Verderben gestürzt.

Als die Komödie unter schallendem Gelächter und Beifallsgeklatsche wiederbegann, fragte Gabriel:

»Nun?«

»Was denn«, versetzte Diana, eine Zerstreung heuchelnd, welche ihrem Herzen sehr fern war. »Ah! Ihr fragtet mich, glaube ich, ob ich Euch liebe. Habe ich Euch denn nicht so eben geantwortet: ich liebe Euch, wie Ihr mich liebt.«

»Ah!« rief Gabriel, »wißt Ihr auch Diana was Ihr sagt? Wißt Ihr, wie weit meine Lieb; geht, der Ihr die Eurige gleich nennt?«

»Wenn ich es wissen soll«, sprach die kleine Heuchlerin, »so müßt Ihr es mich wenigstens lehren.«

»So hört mich denn, Diana, und Ihr werdet sehen, daß in den sechs Jahren, seitdem ich Euch verlassen habe, alle Stunden und alle Handlungen meines Lebens dahin strebten, daß ich mich Euch nähern konnte. Erst als ich einen Monat nach Eurer Abreise von Vimoutiers nach Paris kam, erfuhr ich, wer Ihr wart: die Tochter des Königs und von Frau von Valentinois. Doch es war nicht Euer Titel als Tochter von Frankreich, was mich erschreckt, sondern Euer Titel als Frau des Herzogs von Castro, und dennoch sagte mir etwas: ›Gleichviel nähere Dich ihr, erwirb Dir Ruf, damit sie eines Tags wenigstens Deinen Namen aussprechen hört und Dich bewundert, wie Andere Dich fürchten werden.« Dies dachte ich Diana, und ich übergab mich dem Herzog von Guise, der mir am meisten geeignet schien, mich, rasch und gut das Ziel des Ruhmes, nach dem ich strebte, erreichen zu lassen. Im folgenden Jahr war ich in der Tat mit ihm in den Mauern von Metz eingeschlossen, und ich strengte alle meine Kräfte an, um meines Teils den beinahe unerwarteten Erfolg der Aufhebung der Belagerung herbeizuführen. In Metz, wo ich geblieben war, um die

Festungswerke wiederherstellen und alle Unfälle, welche durch fünfundsechzig Tage des Angriffs veranlaßt worden wieder gut machen zu lassen, erfuhr ich die Einnahme von Hesdin durch die Kaiserlichen und den Tod des Herzogs von Castro Eures Gemahls. Er hatte Euch nicht einmal wiedergesehen Diana! Oh! ich beklagte ihn; doch wie schlug ich mich bei Renty! Ihr werdet den Herzog von Gusse darüber fragen. Ich war auch bei Abeville, bei Dinan, bei Bavay, bei Chateau-Cambresis. Ich war überall, wo das Musketenfeuer schallte, und ich kann wohl sagen, daß nichts Glorreiches unter dieser Regierung geschehen ist, woran ich nicht meinen kleinen Anteil hatte. Beim Waffenstillstand von Vancelles kam ich nach Paris; Ihr wart immer noch im Kloster, Diana, und meine gezwungene Ruhe ermüdete mich ungemein, als zum Glück der Waffenstillstand gebrochen wurde. Der Herzog von Guise, der mir schon einige Achtung zu bewilligen die Gnade hatte, fragte mich, ob ich ihm nach Italien folgen wollte. Ob ich es wollte? Nachdem wir mitten im Winter die Alpen überstiegen hatten, marschierten wir durch das Mailändische Valenza wird im Sturm genommen, der Piacenzer und der Parmesane gewahren uns den Durchzug und nach einem Triumphmarsch durch Toscana und die Kirchenstaaten kommen wir zu den Abruzzenz doch nun fehlt es dem Herzog an Geld und an Truppen, dennoch nimmt er Pampli und belagert er Civitella; aber das Heer ist demoralisiert, das Unternehmen gefährdet. In Civitella Diana, erfahre ich durch einen Brief des Kardinals von Lothringen an seinen Bruder Eure bevorstehende Heirat mit Franz von Montmorency. Es war nichts Gutes mehr jenseits der Alpen zu tun. Herr von Guise gestand es selbst zu, und seine Güte erlaubte mir, nach Frankreich, unterstützt von seiner mächtigen Empfehlung zurückzukehren und dem König die eroberten Fahnen zu überbringen. Doch mein einziges Streben, Diana, war, Euch zu sehen, Euch zuzusprechen, von Euch zu erfahren, ob Ihr willig diese neue Heirat eingingt, und nachdem ich Euch wie ich es getan, meine sechsjährigen Kämpfe und Bestrebungen erzählt, Euch zu fragen, was ich Euch nun frage. Diana, sprecht, liebt Ihr mich, wie ich Euch liebe?««

»Freund«, erwiderte Frau von Castro mit sanftem Tone, »ich werde Euch ebenfalls mit meinem Leben antworten. Als ich, ein

Kind von zwölf Jahren, an diesen Hof kam, erfaßte mich nach den ersten Augenblicken, welche das Erstaunen und die Neugierde aus füllten, die Langeweile, die goldenen Fesseln dieses Daseins drückten mich und ich beklagte bitterlich die Trennung von unseren Wäldern und unseren Ebenen in Vimoutiers und Montgomery, Gabriel! Jeden Abend entschlummerte ich weinend. Der König, mein Vater, war doch gut gegen mich, und ich suchte seine Zuneigung durch meine Liebe zu erwidern. Aber wo war meine Freiheit? wo war Aloyse? wo wart Ihr, Gabriel? Ich sah den König nicht jeden Tag. Frau von Valentinois war kalt und gezwungen gegen mich und schien mich beinahe zu vermeiden, während es für mich, Gabriel, wie Ihr Euch erinnert, Bedürfnis ist, geliebt zu werden!«

»Arme, teure Diana!« sagte Gabriel bewegt.

»Indes Ihr kämpftet, schmachtete ich also« fuhr Diana fort. »Der Mann handelt und die Frau wartet, das ist Beider Los. Doch es ist zuweilen viel härter zu warten, als zu handeln. Schon im ersten Jahre meiner Einsamkeit machte mich der Tod des Herzogs von Castro zur Witwe, und der König schickte mich in das Kloster der Töchter Gottes, wo ich meine Trauerzeit hinbringen sollte. Doch das fromme, ruhige Leben, das man im Kloster führte, sagte meiner Natur viel mehr zu, als die fortwährenden Intrigen und Aufregungen des Hofes. Nachdem die Trauerzeit beendet war, verlangte und erhielt ich von dem König die Erlaubnis, noch im Kloster zu bleiben. Man liebte mich dort wenigstens! Die gute Schwester Monica besonders, welche mich an Aloyse erinnerte. Ich sage Euch ihren Namen, Gabriel, damit Ihr sie liebt. Und dann waren mir nicht nur alle Schwestern: zugetan, sondern ich konnte auch träumen, Gabriel, ich hatte die Zeit und das Recht dazu. Ich war frei, und was meine Träume erfüllte, welche aus der Vergangenheit und der Zukunft bestanden, Ihr erratet es, Freund, nicht wahr?«

Beruhigt und entzückt antwortete Gabriel nur durch einen leidenschaftlichen Blick. Zum Glück war die Szene der Komödie höchst interessant. Der Prahler wurde auf das Schmählichste behandelt und die Guisen und die Montmorency blähten sich auf vor Freude. Die zwei Liebenden wären in einer Wüste nicht mehr allein gewesen.

»So vergingen fünf Jahre des Friedens und der Hoffnung«, fuhr Diana fort. »Es traf mich nur ein Unglück, das, meinen Nährvater Enguerrand zu verlieren. Ein anderes Unglück ließ nicht auf sich warten. Der König rief mich zu sich zurück und eröffnete mir, ich wäre bestimmt, die Frau von Franz von Montmorency zu werden. Ich widerstand, Gabriel, ich war kein Kind mehr, das nicht weiß, was es tut. Doch mein Vater bat und flehte, und zeigte mir, wie wichtig diese Heirat für die Wohlfahrt des Reiches wäre. Ihr hattet mich ohne Zweifel vergessen, Gabriel, der König sagte dies! Und dann, wo wart Ihr? Wer wart Ihr? Kurz, der König drang so sehr in mich, bestürmte mich so sehr mit Bitten! Gestern, ja es war gestern! Versprach ich, was er wollte, Gabriel, doch unter der Bedingung, daß meine Hinrichtung um drei Monaten verschoben werde, und daß ich zuvor erfahren müsse, was aus Euch geworden wäre.«

»Ihr habt also versprochen . . . « sagte Gabriel erbleichend.

»Ja, doch ich hatte Euch nicht wiedergesehen, Freund, ich wußte nicht, welche köstliche und schmerzliche Eindrücke Euer Anblick an demselben Tag in mir erregen sollte, als ich Euch wiedererkannte, Gabriel, schöner, stolzer denn einst doch immer noch derselbe! Oh! ich fühlte sogleich, mein Versprechen gegen den König wäre nichtig und diese Heirat unmöglich; dieses Leben gehörte Euch, und wenn Ihr mich noch liebte, würde ich Euch immer lieben. Gesteht nun, daß ich nicht hinter Euch zurück bin, und daß Euer Leben dem meinigen nichts vorzuwerfen hat.«

»Oh! Ihr seid ein Engel, Diana, und Alles was ich getan habe, um Euch zu verdienen, ist nichts.«

»Gabriel, da uns das Schicksal ein wenig genähert hat, so laßt uns die Hindernisse ermessen, die uns noch trennen. Der König ist ehrgeizig für seine Tochter, und die Castro und die Montmorency haben ihn leider schwierig gemacht.«

»Seid unbesorgt über diesen Punkt, Diana; das Haus, zu dem ich gehöre, braucht die ihrigen nicht zu beneiden, und es wäre nicht das erste Mal, daß es sich mit dem Hause Frankreich verbinden würde.«

»Ah! wahrhaftig! Gabriel, Ihr erfüllt mich mit Freude, indem Ihr mir das sagt. Ich bin, wie Ihr Euch wohl denken könnt, sehr unwissend in der Wappenkunde und kannte die d'Exmés nicht.

Dort in Vimoutiers nannte ich Euch Gabriel, und mein Herz bedurfte keines süßeren Namens. Dieser Name ist es, den ich liebe, und wenn Ihr glaubt, der andere werde den König befriedigen, so geht Alles gut und ich bin glücklich. Möget Ihr d'Exmés, oder Guise, oder Montmorency heiße . . . sobald Ihr Euch nicht Montgomery nennt, geht Alles gut.«

»Und warum soll ich kein Montgomery sein?« versetzte Gabriel erschrocken.

»Oh! die Montgomery, unsere Nachbarn dort, haben, wie es scheint, dem König Böses getan, denn er grollt ihnen sehr.«

»Ah! wahrhaftig?« sagte Gabriel, dessen Brust sich zusammenschnürte; »doch sind es die Montgomery, die dem König Böses getan, oder ist es vielmehr der König, der schlimm gegen die Montgomery verfahren?«

»Mein Vater ist zu gut, um je ungerecht gewesen zu sein, Gabriel.«

»Gut für seine Tochter, ja, doch gegen seine Feind . . . «

»Furchtbar vielleicht«, versetzte Diana, »Wie Ihr es gegen die von Frankreich und vom König seid. Doch was ist daran gelegen, und was gehen Euch die Montgomery an?«

»Wenn ich jedoch ein Montgomery wäre, Diana.«

»Oh! sagt das nicht, Freund.«

»Aber wenn es so wäre?«

»Wenn es so wäre«, sprach Diana, »wenn ich mich zwischen meinen Vater und Euch gestellt fände, so würde ich mich dem Beleidigten zu Füßen werfen, wer es auch sein möchte, und so lange weinen und flehen, bis mein Vater meinerwegen Euch vergäbe, oder bis Ihr meinem Vater meinerwegen vergäbet.«

»Und Eure Stimme ist so mächtig Diana, daß sich der Beleidigte sicherlich schmiegen würde, vorausgesetzt, daß kein Blut vergossen worden.«

»Oh! Ihr erschreckt mich, Gabriel, das heißt die Prüfung lange genug fortsetzen, doch nicht wahr, es war nur eine Prüfung?«

»Ja, Diana, eine einfache Prüfung Gott wird es gestatten, daß es nur eine Prüfung ist«, flüsterte er gleichsam sich selbst zu.

»Und es findet kein Haß wischen meinem Vater und Euch statt, es kann keiner stattfinden?«

»Ich hoffe es, Diana. ich würde zu sehr leiden, wenn ich Euch leiden machte.«

»Das ist gut, Gabriel; nun wohl! wenn Ihr das hofft, mein Freund«, fügte sie mit ihrem anmutreichen Lächeln bei. »so hoffe ich meinen Vater zu bewegen, daß er auf die Heirat verzichtet, welche mein Tod wäre. Ein mächtiger König wie er muß diesen Montmorency Entschädigungen zu bieten haben.«

»Nein, Diana, alle seine Schätze und seine ganze Gewalt vermöchten nicht für Euren Verlust zu entschädigen.«

»Ah! so versteht Ihr das, gut, gut! Ihr habt mir bange gemacht, Gabriel. Doch seid unbesorgt, Freund: Franz von Montmorency denkt hierüber, Gott sei Dank nicht wie Ihr, und er wird Eurer armen Diana einen hölzernen Stab vorziehen, der ihn zum Marschall macht. Ist dieser ruhmwürdige Tausch angenommen, so werde ich den König ganz sachte vorbereiten. Ich werde ihn an die königlichen Verwandtschaften des Hauses d'Exmés, ich werde ihn an Eure Taten erinnern, Gabriele . . . «

Sie unterbrach sich.

»Ah! mein Gott! das Stück geht zu Ende, wie mir scheint.«

»Fünf Akte! was das kurz ist!«. sagte Gabriel; »doch Ihr habt Recht. Diana, der Epilog setzt die Moral der Fabel auseinander.«

»Zum Glück«, erwiderte Diana, »zum Glück haben wir uns beinahe Alles gesagt, was wir uns zu sagen hatten.«

Ich habe Euch nicht den tausendsten Teil gesagt«, entgegnete Gabriel.

»Ich auch nicht.« sprach Diana; »und die Zuvorkommenheit der Königi . . . «

»Oh! Boshafte!«

»Die Boshafte ist diejenige, welche Euch zulächelt, und nicht die, welche Euch schmäht, versteht Ihr? Sprecht nicht mehr mit ihr diesen Abend, Freund, ich will es.«

»Ihr wollt es! wie gut Ihr seid . . . Nein, ich werde nicht mehr mit ihr sprechen. Doch hört, der Epilog ist leider auch zu Ende! Gott befohlen, und auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr, Diana? Sagt mir ein letztes Wort, das mich aufrecht hält und mich tröstet, Diana.«

»Auf baldiges Wiedersehen, auf immer, Gabriel, *mein*

Männchen,« flüsterte das freudige Kind dem entzückten Gabriel ins Ohr.

Und sie verschwand in der gedrängten, geräuschvollen Menge. Gabriel schlich sich seinerseits weg, um es seinem Versprechen gemäß zu vermeiden, der Königin zu begegnen . . . ine rührende Treue gegen seine Schwür . . . Er verließ den Louvre, indem er in seinem Innern Antoine de Baif für einen großen Mann erklärte und sich sagte, er habe nie einer Vorstellung beigewohnt, die ihm so viel Vergnügen gemacht.

Im Vestibül nahm er Martin-Guerre mit, der ihn ganz funkelnd in seinen neuen Kleidern erwartete.

»Nun! hat der gnädige Herr Frau von Angoulême gesehen?« fragte der Stallmeister seinen Herrn, als sie auf der Straße waren.

»Ich habe sie gesehen«, antwortete Gabriel träumerisch.

»Und Frau von Angoulême liebt immer noch den Herrn Vicomte?« fuhr Martin-Guerre fort, als er Gabriel in guter Stimmung sah.

»Schurke!« rief Gabriel, »wer hat Dir das gesagt? Woher hast Du es genommen, daß Frau von Castro mich liebte, oder daß ich nur Frau von Castro liebte? Willst Du wohl schweigen, Bursche?«

»Gut!« murmelte Meister Martin, »der gnädige Herr wird geliebt, sonst hätte er geseufzt und mich nicht geschmäht, und der gnädige Herr ist verliebt, sonst hätte er meinen neuen Mantel und meine neuen Strumpfhosen bemerkt.«

»Was sprichst Du da von Strumpfhosen und Mantel? In der Tat, Du hattest diesen Rock heute Mittag noch nicht.«

»Nein, gnädiger Herr, ich habe ihn diesen Abend gekauft, um meinem Gebieter und seiner Geliebten Ehre zu machen, und ich habe ihn baar bezahlt, denn meine Frau Bertrande hat mich an Ordnung und Sparsamkeit, wie an Mäßigkeit und Keuschheit und alle Arten von Tugenden gewöhnt. Ich muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn ich sie hätte an die Sanftmut gewöhnen können, so wären wir das glücklichste Paar gewesen.«

»Es ist gut, Schwätzen, man wird Dir Deine Auslagen wiedererstaten, da Du Dich meinetwegen in Kosten versetzt hast.«

»Oh! gnädiger Herr, welche Großmut! doch wenn der gnädige

Herr mir sein Geheimnis verschweigen will, so gebe er mir nicht diesen neuen Beweis, daß er geliebt wird, wie er verliebt ist. Man leert seine Börse nur so gern, wenn das Herz voll ist. Übrigens kennt der Herr Vicomte Martin-Guerre und weiß, daß man sich ihm anvertrauen kann. Treu und stumm wie das Schwert, das er trägt.«

»Es mag sein, doch nun genug, Meister Martin.«

»Ich lasse den gnädigen Herrn träumen.«

Gabriel träumte in der Tat dergestalt, daß er, nach Hause zurückgekehrt, das Bedürfnis fühlte, seine Träume zu ergießen, weshalb er schon am Abend an Aloyse schrieb.

»Meine gute Arme, Diana liebt mich! doch nein, dies ist es nicht, was ich Dir zuerst sagen muß. Meine gute Aloyse komm zu mir; seit sechs Jahren von Dir entfernt, sehne ich mich sehr darnach, Dich zu umarmen. Die Präliminarien meines Lebens sind nun festgestellt. Ich bin Kapitän der Leibwachen des Königs, einer von den am meisten beneideten militärischen Graden und der Name, den ich mir gemacht habe, wird mir den, welchen ich von meinen Ahnen erhalten, mit Ruhm und Ehre umgeben helfen. Ich bedarf Deiner auch für diese Aufgabe, Aloyse. Und dann brauche ich Dich, weil ich glücklich bin, weil, ich wiederhole es Dir, Diana mich liebt, ja, die Diana von einst, die meine gute Aloyse nie vergessen, obgleich sie den König ihren Vater nennt. Aloyse, die Tochter des Königs und von Frau von Valentinois, die Witwe des Herzogs von Castro, hat nie vergessen und liebt immer noch mit ihrer ganzen reizenden Seele ihren dunkeln Freund von Vimoutiers. Es ist noch keine Stunde, daß sie es mir gesagt hat, und ihre süße Stimme erklingt beständig in meinem Herzen. Komm also, Aloyse, denn ich bin wahrhaftig zu glücklich, um allein glücklich zu sein.«

XI.

Friede oder Krieg?

Am siebenten Juli fand eine Sitzung des königlichen Rates statt, und der Staatsrat war vollzählig. Um Heinrich II. und die Prinzen seines Hauses saßen an diesem Tag Anne von Montmorency, der Kardinal von Lothringen und sein Bruder Carl von Guise, Erzbischof von Rheims, der Kanzler Olivier von Lenville, der Präsident Bertrand, der Graf von Aumale, Sodan, Humieres und Saint Andre mit seinem Sohn.

Der Vicomte d'Exmés stand in seiner Eigenschaft als Kapitän der Leibwachen mit bloßem Schwert bei der Türe.

Das ganze Interesse dieser Sitzung lag wie gewöhnlich in dem Spiel der einander feindlichem ehrgeizigen Bestrebungen der Häuser Montmorency und Lothringen, welche an diesem Tag im Rat durch den Connetable selbst und den Kardinal vertreten wurden.

»Sire«, sprach der Kardinal von Lothringen, »die Gefahr ist dringend, der Feind steht vor unseren Toren. Ein furchtbares Heer organisiert sich in Flandern und morgen kann Philipp unser Gebiet überfallen und Marie von England Euch den Krieg erklären. Sire, Ihr braucht hier keinen unerschrockenen, jungen, kräftigen General, der kühn zu handeln vermag und dessen Namen allein schon ein Gegenstand des Schreckens für den Spanier ist und ihn an neue Niederlagen erinnert.«

»Wie der Name Eures Bruders des Herrn von Guise zum Beispiel«, sagte Montmorency ironisch.

»In der Tat, wie der Name meines Bruders«, erwiderte mutig der Kardinal, »wie der Name des Siegers von Metz, von Renty und von Valenza. Ja, Sire, es ist notwendig, den Herzog von Guise rasch aus Italien zurückzurufen, wo ihm die Mittel fehlen, wo er die Belagerung von Civitella aufzuheben genötigt gewesen ist, und wo seine Gegenwart und die seines Heeres, welche gegen die Invasion nützlich wären, für die Eroberung unnütz werden.«

Der König wandte sich nachlässig gegen Herrn von Montmorency um, als wollte er sagen: Die Reihe ist an Euch.

»Sire«, sprach der Connetable, »es sei, ruft das Heer zurück, da diese pomphafte Eroberung Italiens, wie ich es vorhergesagt habe, auf eine so lächerliche Weise endigt. Doch wozu bedürft Ihr des Generals?«

Erwägt die letzten Nachrichten vom Norden: die Grenze der Niederlande ist ruhig: Philipp II. zittert und Marie von England schweigt. Ihr könnt noch einen Waffenstillstand schließen, Sire, oder die Bedingungen des Friedens diktieren. Es ist nicht ein abenteuerlicher Feldherr, was Ihr braucht, sondern ein erfahrenen weiser Minister, den das Ungestüm des Alters nicht verblendet, für den der Krieg nicht der Einsatz eines unersättlichen Ehrgeizes ist, und der mit Ehre und Würde für Frankreich den Grund zu einem dauerhaften Frieden legen kaum.«

»Wie Ihr selbst zum Beispiel, Herr Connetable«, unterbrach ihn voll Bitterkeit der Kardinal von Lothringen.

»Wie ich selbst«, versetzte mit stolzem Tone Anne von Montmorency, »und ich rate dem König offen, sich nicht mit den Wechselfällen eines Krieges zu beschäftigen, den man nur machen wird, wenn er es will und wann er es will. Die inneren Angelegenheiten, der Zustand der Finanzen, die Interessen der Religion nehmen noch viel dringender unsere Sorge in Anspruch, und ein kluger Verwalter ist heute hundertmal mehr Wert, als der unternehmendste General.«

»Und er hat hundertmal mehr Anspruch auf die Gunst Seiner Majestät, nicht wahr?« sagte mit scharfem Tone der Kardinal von Lothringen.

»Seine Eminenz vollendet meinen Gedanken«, fuhr Montmorency kalt fort, »und da sie die Frage auf dieses Gebiet gebracht hat, nun wohl! so wage ich es, Seine Majestät zu bitten, den Beweis zu geben, daß ihr meine friedlichen Dienste gefallen.«

»Was ist das?« versetzte seufzend der König.

»Sire, ich beschwöre Eure Majestät, öffentlich die Ehre zu erklären, welche sie meinem Hause zu erweisen die Gnade hat, indem sie meinem Sohn die Hand von Frau von Angoulême bewilligt. Ich bedarf dieser offiziellen Kundgebung und dieses

feierlichen Versprechens um fest auf meinem Pfade zu wandeln, ohne daß ich die Zweifel meiner Freunde und das Gekreisch meiner Feinde zu befürchten habe.«

Diese kühne Forderung wurde trotz der Gegenwart des Königs mit Bewegungen der Billigung oder der Mißbilligung, je nachdem die Räte zu der einen oder der andern Partei gehörten, aufgenommen.

Gabriel erleichte und bebte. Doch er faßte wieder etwas Mut, als er den Kardinal von Lothringen rasch erwidern hörte:

»Die Balle des heiligen Vaters, welche die Ehe von Franz von Montmorency und von Jeanne von Fienne aufhebt, ist noch nicht angekommen, soviel ich weiß, und kann gar nicht ankommen.«

»Man kann sie entbehren«, sprach der Connetable; »ein Edikt vermag die heimlichen Ehen nichtig zu erklären.«

»Doch ein Edikt hat keine Rückwirkung«, antwortete der Kardinal.

»Man würde ihr eine geben, nicht wahr, Sire? Sprecht es laut aus, ich beschwöre Euch, um Denjenigen, welche mich angreifen, und mir selbst, Sire, ein sicheres Zeugnis der Billigung zu geben, die Ihr meinen Absichten gewähren wollt. Sagt, daß Euer königliches Wohlwollen diesem gerechten Edikt sogar eine Rückwirkung verleihen würde.«

»Ohne Zweifel könnte man sie ihm verleihen«, erwiderte der König, dessen gleichgültige Schwäche dieser festen Sprache nachzugeben schien.

Um nicht zu fallen, war Gabriel genötigt, sich auf sein Schwert zu stützen.

Der Blick des Connetable funkelte vor Freude. Die Partei des Friedens schien durch seine Unverschämtheit entschieden zu triumphieren.

Doch in diesem Augenblick erscholl ein Lärm von Trompeten im Hof, die Melodie, welche sie spielten, war eine fremde Melodie; die Mitglieder des Rats schauten sich erstaunt an. Der Huissier trat beinahe in demselben Augenblick ein und sprach, nachdem er sich tief verbeugt:

»Sir Edward Flaming, Herold von England, bittet um die Ehre, vor Seine Majestät gelassen zu werden.«

»Laßt den Herold von England eintreten«, erwiderte der König erstaunt, aber ruhig.

Heinrich machte ein Zeichen; der Dauphin und die Prinzen stellten sich um ihn, und um die Prinzen die übrigen Mitglieder des Rates. Der Herold den nur zwei Wappenträger begleiteten, wurde eingeführt. Er verbeugte sich vor dem König, der von dem Stuhle, auf dem er sitzen blieb, nur leicht den Kopf senkte.

Der Herold sprach sodann:

»Warte, Königin von England und von Frankreich, dem König Heinrich von Frankreich. Dafür, daß er Verbindung und Freundschaft mit den englischen Protestanten, den Feinden unserer Religion und unseres Staates, unterhalten, und daß er ihnen Schutz und Beistand gegen die gerechten, an ihnen ausgeübten, Verfolgungen angeboten und versprochen hat, erklären Wir, Marie von England, Heinrich von Frankreich den Krieg zu Wasser und zu Land. Und zum Zeichen dieser Aufforderung werfe ich, Edward Flaming, Herold von England, meinen Schlachthandschuh hier auf die Erde.«

Auf eine Gebärde des Königs hob der Vicomte d'Exmés den Handschuh von Sir Flaming auf. Heinrich sprach sodann einfach und kalt zu dem Herold:

»Ich danke!«

Hierauf machte er das prachtvolle Halsband los, das er trug, ließ es ihm durch Gabriel übergeben und fügte mit einem neuen Zeichen des Kopfes bei:

»Ihr könnt Euch nun entfernen.«

Der Herold verbeugte sich tief und ging hinaus. Einen Augenblick nachher hörte man abermals die englischen Trompeten erschallen und nun erst brach der König das Stillschweigen.

»Mein Vetter von Montmorency«, sagte er zum Connetable, »Mir scheint, Ihr habt Euch ein wenig zu sehr beeilt, uns den Frieden und die gute Gesinnung der Königin Marie zu Versprechen. Dieser angeblich den englischen Protestanten verliehene Schutz ist ein frommer Vormund, der die Liebe unserer Schwester von England für ihren jungen Gemahl, Philipp II., verbirgt. Der Krieg mit den beiden Gatten, es sei! ein König von

Frankreich fürchtet ihn nicht mit Europa, und wenn uns die Grenze der Niederlande ein wenig Zeit läßt, uns zu besinne . . . Nun! was gibt es denn? Was ist denn wieder, Florimond?«

»Sire«, sprach der Huissier eintretend, »ein außerordentlicher Eilbote vom Herrn Gouverneur der Picardie mit dringenden Depechen.«

»Ich bitte seht ein wenig nach, was es ist, Herr Kardinal von Lothringen«, sagte der König mit freundlichem Tone.

Der Kardinal kehrte mit den Depechen zurück, die er Heinrich übergab.

»Ah! ah! meine Herren«, sprach der König, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte. »Das sind ganz andere Nachrichten. Die Heere von Philipp II. versammeln sich in Givet, und Herr Gaspard von Coligny meldet uns, der Herzog von Savoyen stehe an ihrer Spitze. Ein würdiger Feind! Euer Neffe, Herr Connetable, meint, die spanischen Truppen werden Mezieres und Rocroy angreifen, in der Absicht, Marienburg zu vereinzeln. Er verlangt in aller Eile Hilfe, um diese Plätze zu beschützen und gegen die ersten Angriffe Stand zu halten.«

Die ganze Versammlung geriet in Bewegung und erhob sich halb.

»Herr von Montmorency«, sprach der König ruhig und lächelnd, »Ihr seid heute in Euren Weissagungen nicht glücklich. ›Marie Von England schweigt«, sagtet Ihr, und wir haben ihre Trompeten erschallen hören. ›Philipp II. hat Furcht, und die Niederlande sind ruhig«, fügtet Ihr bei. Der König von Spanien hat aber nicht mehr Furcht als wir und Flandern rührt sich gehörig, wie mir scheint. Ich sehe, daß offenbar die klugen Verwalter den kühnen Generalen den Vortritt überlassen müssen.«

»Sire«, erwiderte Anne von Montmorency, »ich bin Connetable von Frankreich, und der Krieg kennt mich noch besser als der Frieden.«

»Das ist richtig, mein Vetter«, versetzte der König, »ich sehe auch mit Vergnügen, daß Ihr Euch an Bicoque und Marignan erinnert, und daß die kriegerischen Ideen wieder zu Euch zurückkehren. Zieht also Euer Schwert aus der Scheide, ich freue

mich darüber. Ich wollte nichts Anderes mehr sagen, als daß wir nur daran denken dürfen, den Krieg zu machen, und ihn gut und glorreich zu machen. Herr Kardinal von Lothringen schreibt an Euren Bruder, Herrn von Guise, daß er auf der Stelle zurückkomme. Die inneren und Familienangelegenheiten muß man notwendig vertagen, und was die Heirat von Frau von Angoulême betrifft, Herr von Montmorency, so werden wir wohl daran tun, glaube ich, die Dispense des Papstes abzuwarten.«

Der Connetable machte eine Grimasse, der Kardinal lächelte, Gabriel atmete.

»Auf, meine Herren«, fügte der König bei, der seine ganze Trägheit abgeschüttelt zu haben schien, »auf, wir müssen uns sammeln, um alles Ernstes so wichtige Dinge zu überlegen. Die Sitzung ist für diesen Morgen aufgehoben, doch heute Abend findet eine zweite statt. Diesen Abend also, und Gott beschütze Frankreich!«

»Es lebe der König« riefen einstimmig die Mitglieder des Rates. Und man trennte sich.

XII.

Ein doppelter Schelm.

Der Connetable verließ den König sorgenvoll. Meister Arnauld du Thill fand sich auf seinem Wege und rief ihm mit leiser Stimme.

Dies geschah in der großen Galerie des Louvre.

»Was gibt es denn?« sagte der Connetable; »ah! Ihr seid es, Arnauld? Was wollt Ihr von mir? Ich bin heute nicht in der Laune, Euch anzuhören.«

»Ja, ich begreife«, versetzte Arnauld, »der gnädigste Herr ist ärgerlich über die Wendung, welche der Plan einer Heirat zwischen Madame Diana und Monseigneur Franz nimmt.«

»Woher weißt Du das, Bursche? Aber was liegt mir daran, daß man es weiß, der Wind ist auf Regen und für die Guise, das ist sicher.«

»Doch der Wind wird morgen auf schön Wetter und für die Montmorency sein«, sprach der Spion, »und wenn sich heute der König dieser Heirat widersetzt, so wäre der König morgen für dieselbe. Nein, das neue Hindernis, das Euch den Weg versperrt, gnädigster Herr, ist wichtiger und kommt anderswoher.«

»Und woher kann ein Hindernis? kommen, das wichtiger wäre, als die Ungnade oder nur die Kälte des Königs?«

»Von Frau von Angoulême zum Beispiel«, antwortete Arnauld.

»Du hast etwas auf jener Seite gerochen, mein feiner Spürhund?« sprach der Connetable, indem er sich ihm offenbar begierig näherte.

»Was dachte denn der gnädigste Herr, wozu ich die abgelaufenen vierzehn Tage angewendet haben sollte.«

»Es ist wahr, man hat lange nicht mehr von Dir sprechen hören.«

»Weder unmittelbar noch mittelbar, gnädigster Herr«, versetzte Arnauld stolz; »Ihr macht mir zum Vorwurf, ich sei zu oft in den Meldungen der Runden der Nachtwachen und der Polizei aufgeführt, doch mir scheint, ich habe seit zwei Wochen vernünftig und geräuschlos gearbeitet.«

»Das ist abermals wahr« sprach der Connetable, »ich staunte, daß ich nicht in das Mittel treten mußte, um Dich Verlegenheiten zu entreißen, Schurke, der Du trinkst, wenn Du nicht spielst, und der Unzucht fröhnst, wenn Du Dich nicht schlägst.«

»Und der lärmende Held der letzten vierzehn Tage war nicht ich, sondern ein gewisser Stallmeister des neuen Kapitäns der Leibwachen, des Vicomte d'Exmés, ein Mensch Namens Martin-Guerre.«

»In der Tat, ich erinnere mich dessen, Martin-Guerre hat die Stelle von Arnauld du Thill auf der Meldung eingenommen, die ich jeden Abend durchsehen muß.«

»Wer zum Beispiel wurde eines Abends völlig betrunken von der Nachtwache aufgehoben?« fragte Arnauld.

»Martin-Guerre.«

»Wer hat in Folge eines Streites im Spiel, wegen Würfeln die man als falsch erkannt, dem schönsten Gendarmen des Königs von Frankreich einen Degenstich gegeben?«

»Ja, abermals Martin-Guerre.«

»Wer ist gestern ertappt worden, als er die Frau von Meister Gorju, dem Kleinschmied, zu verführen suchte?«

»Immer dieser Martin-Guerre!« sagte der Connetable, »ein ganz henkenswerther Bursche! Und sein Herr, der Vicomte d'Exmés, welchen zu überwachen ich Dich beauftragt habe, muß nicht mehr wert sein, als er, denn er unterstützt und verteidigt ihn, und versichert, sein Stallmeister sei der sanfteste, geordnetste Mensch.«

»Das hattet Ihr zuweilen die Güte, für mich zu sagen, gnädigster Herr. Martin-Guerre glaubt, er sei vom Teufel besessen. Die Wahrheit ist, daß ich ihn besitze.«

»Wie? Was ist das? Du bist doch nicht etwa Satan?« rief sich ganz erschrocken bekreuzend, der Connetable, ein Mann so unwissend wie ein Karpfe und so abergläubisch wie ein Mönch.

Meister Arnauld antwortete nur durch ein höllisches Gelächter, und als er Montmorency hinreichend beängstigt sah, sagte er:

»Ei! nein, ch bin nicht der Teufel, gnädigster Herr. Um Euch dies zu beweisen und Euch zu beruhigen, bitte ich Euch um fünfzig Pistolen. Hätte ich, wenn ich der Teufel wäre, Geld nötig, und

würde ich mich selbst am Schweif ziehen?«

»Das ist richtig«, sprach der Connetable »und hier sind die fünfzig Pistolen.«

»Die ich dadurch wohl verdient habe, daß ich das Vertrauen des Vicomte d'Exmés« zu gewinnen wußte; denn wenn ich nicht der Teufel bin, so bin ich doch ein wenig Zauberer, und ich brauche nur einen gewissen braunen Rock und gewisse gelbe Strumpfhosen anzuziehen, daß der Vicomte d'Exmés mit mir spricht wie mit einem alten Freund und einem erprobten Vertrauten.«

»Hm! dies Alles riecht nach dem Strick«, sprach der Connetable.

»Meister Nostradamus weissagte mir, als er mich nur in der Straße gehen sah, einzig und allein aus dem Anblick meiner Physiognomie, ich würde zwischen Himmel und Erde sterben. Ich füge mich also mein Schicksal und widme es Euren Interessen, gnädigster Herr. Das Leben eines Gehenkten für sich zu haben, ist unschätzbar. Ein Mensch, der am Galgen zu sterben sicher ist, fürchtet nichts, nicht einmal den Galgen. Um anzufangen, habe ich mich zum Doppelgänger vom Stallmeister des Vicomte d'Exmés gemacht. Ich sagte Euch, daß ich Wunder vollbringe! Wißt Ihr nun, erratet Ihr nun, wer der genannte Vicomte ist?«

»Bei Gott! ein unbändiger Parteigänger der Guisen.«

»Etwas Besseres. Der geliebte Liebhaber von Frau von Castro.«

»Was sagst Du da, Schurke? Und woher weißt Du das?«

»Ich bin der Vertraute des Vicomte, wie ich Euch schon bemerkt habe. Ich bin es, der meistens seine Billetts der Schönen überbringt, und ihre Antwort entgegennimmt. Ich stehe auf's Beste mit der Zofe der Dame, welche Zofe nur darüber staunt, daß sie einen so ungleichen Liebhaber hat, einen Liebhaber, der an einem Tage unternehmend ist wie ein Page, und am andern Tage schüchtern wie eine Nonne. Der Vicomte d'Exmés und Frau von Castro sehen sich dreimal in der Woche bei der Königin, und schreiben sich jeden Tag. Ihr mögt mir jedoch glauben, wenn Ihr wollt, ihre Liebe ist rein. Bei meinem Wort! ich würde mich für sie interessieren, wenn ich mich nicht für mich interessierte. Sie

lieben sich wie die Cherubim, und zwar seit ihrer Kindheit, wie es scheint. Ich öffne von Zeit zu Zeit ein wenig ihre Briefe, und sie rühren mich. Madame Diana ist eifersüchtig, ratet einmal auf wen, gnädigster Herr? Auf die Königin. Sie hat Unrecht, die Arme. Es ist möglich, daß die Königin an den Vicomte d'Exmés denk . . . «

»Arnauld«, unterbrach ihn der Connetable, »Ihr seid ein Verleumder.«

»Euer Lächeln, Monseigneur, strafft die üble Nachrede nicht Lügen«, entgegnete Arnauld. »Ich sagte also, es wäre möglich, daß die Königin an den Vicomte dachte, doch der Vicomte denke sicherlich nicht an die Königin. Ihre Liebe ist eine arkadische, vorwurfsfreie, eine Liebe die mich rührt, wie ein süßes Schäferspiel oder ein Ritterroman, was mich indessen, Gott sei mir gnädig! nicht abhält, diese armen Turteltauben für fünfzig Pistolen zu verraten! Doch gesteht, gnädigster Herr, daß ich gut begonnen und diese fünfzig Pistolen wohl verdient habe.«

»Es mag sein«, sprach der Connetable, »doch ich frage Dich noch einmal, wodurch bist Du so gut unterrichtet?«

»Ah! Verzeiht, das ist mein Geheimnis, Ihr könnt es erraten, wenn Ihr wollt, doch ich muß es Euch noch verschweigen. Übrigens kann Euch nicht viel an meinen Mitteln liegen, für die ich allein verantwortlich bin, wenn Ihr nur Euren Zweck erreicht. Euer Zweck aber ist es, über die Handlungen und Pläne, die Euch schaden könnten, unterrichtet zu sein, und mir scheint, daß die Mitteilung von heute nicht ganz ohne Belang und Nutzen für Euch ist, gnädigster Herr.«

»Allerdings, Schurke, doch Du mußt fortwährend diesen verdammten Vicomte bespähen.«

»Ich werde fortfahren, Monseigneur, denn ich gehöre eben so sehr Euch, als dem Laster. Ihr gebt mir Pistolen, ich gebe Euch Worte, und wir sind Beide zufrieden. Oh! doch es kommt Jemand in diese Galerie. Eine Frau. Teufel, ich nehme von Euch Abschied, Monseigneur.«

»Wer ist es denn?« fragte der Connetable, der ein kurzes Gesicht hatte.

»Ei! Frau von Castro selbst; sie geht ohne Zweifel zum König, und es ist wichtig, daß sie mich nicht bei Euch sieht, Monseigneur,

obgleich sie mich in dieser Kleidung nicht kennt. Sie naht, ich entweiche.«

Er eilte in der Tat auf der einen Seite weg, während Frau Diana von der andern kam.

Der Connetable zögerte einen Augenblick, dann beschloß er, sich selbst der Wahrheit der Angaben von Arnauld zu versichern, und trat festen Schrittes auf Frau von Angoulême zu.

»Ihr begeben Euch in das Kabinett des Königs, Madame?« sagte er.

»In der Tat, Herr Connetable.«

»Ich befürchte, Ihr findet Seine Majestät nicht sehr geneigt, Euch zu hören, Madame«, sprach Montmorency, natürlich beunruhigt durch diesen Schritt, »und die ernstesten Nachrichten, welche eingelaufen sind . . . «

»Machen gerade den Augenblick äußerst günstig für mich, mein Herr.«

»Und gegen mich, nicht wahr, Madame? Denn Ihr haßt mich furchtbar.«

»Ach! Herr Connetable, ich hasse Niemand.«

»Hegt Ihr wirklich nur Liebe?« fragte Anne von Montmorency mit einem so ausdrucksvollen Ton daß Diana errötete und die Augen niederschlug. »Und dieser Liebe wegen widersteht Ihr ohne Zweifel dem Verlangen des Königs und den Wünschen meines Sohnes fügte der Connetable bei.«

Diana schwieg verlegen.

Arnauld hat« wahr gesprochen«, dachte der Connetable, »sie liebt den schönen Boten der Siege von Herrn von Guise.«

»Herr Connetable«, sagte endlich Diana, »meine Pflicht ist es, Seiner Majestät zu gehorchen, doch es ist zugleich auch mein Recht, meinen Vater anzuflehen.«

»Ihr beharrt also darauf, daß Ihr den König aufsuchen wollt?«

»Ich beharre darauf.«

»Nun wohl! ich begeben mich zu Frau von« Valentinois, Madame.«

»Wie es Euch beliebt, mein Herr.«

Sie grüßten sich und verließen die Galerie jedes durch die

entgegengesetzte Seite, und in dem Augenblick, wo Diana beim König eintrat, trat der alte Montmorency bei der Favoritin ein.

XIII.

Der Gipfel des Glücks.

»Komm hierher, Meister Martin«, sagte an demselben Tag beinahe zu derselben Stunde Gabriel zu seinem Stallmeister, »ich muß meine Runde machen, und werde erst in zwei Stunden nach Hause zurückkehren. Du, Martin, stellst Dich an den bekannten Ort und erwartest dort einen Brief, einen wichtigen Brief, den Dir Jacinthe wie gewöhnlich zustellen wird. Verliere keine Minute und bring' ihn mir eiligst; wenn meine Runde vollendet ist, werde ich Dir übrigens entgegengehen, wenn nicht, so erwarte mich hier; Hast Du verstanden?«

»Ich habe verstanden, doch ich muß mir eine Gnade von Euch erbitten.«

»Sprich.«

»Laßt mich von einer Wache begleiten, gnädiger Herr, ich beschwöre Euch.«

»Eine Wache, um Dich zu begleiten, was soll diese neue Tollheit? Fürchtest Du Dich?«

»Ich fürchte mich«, antwortete Martin mit kläglichem Ton. »Es scheint, gnädiger Herr, ich habe in der letzten Nacht wieder schöne Streiche gemacht. Bis jetzt zeigte ich mich nur als Trunkenbold, Spieler und Raufer. Nun bin ich auch Unzüchter! ich, den ganz Artigues wegen der Reinheit seiner Sitten und der Unschuld seiner Seele rühmte! Solltet Ihr glauben, gnädiger Herr, daß ich die Niederträchtigkeit gehabt habe, einen Menschenraub zu versuchen? Ja, einen Menschenraub! mit Gewalt suchte ich die Frau von Meister Gorju, dem Kleinschmied eine sehr schöne Frau, wie es scheint, zu entführen. Zum Unglück, oder vielmehr zum Glück verhaftete man mich, und wenn ich mich nicht genannt und durch Euch empfohlen hätte, so brachte ich die Nacht im Gefängnis zu. Das ist schändlich.«

»Sprich, Martin, hast Du geträumt, oder diese neue Unbesonnenheit wirklich begangen?«

»Geträumt! gnädiger Herr, hier ist die Meldung. Als ich sie nur

las, errötete ich bis über die Ohren. Ja, es gab eine Zeit, wo ich glaubte, alle diese verdammenswerten Handlungen wären abscheuliche Alpe, oder der Teufel belustige sich damit, daß er meine Gestalt annehme, um nächtliche, ungeheuerliche Dinge zu verüben; doch Ihr habt mich enttäuscht und überdies sehe ich denjenigen nicht mehr, welchen ich für meinen Schatten hielt. Der heilige Vater, dem ich die Beratung meines Gewissens anheimstellte, hat mich auch enttäuscht, und derjenige, welcher alle göttliche und menschliche Gesetze verletzt, der Schuldbefleckte, der Ungläubige, der Verruchte bin ich, wie man mich versichert. Wie eine Henne, welche Enten ausgebrütet hat, faßt meine Seele ehrbare Gedanken, die sich in gottlosen Handlungen empören, und meine ganze Tugend läuft auf das Verbrechen hinaus. Ich wage es nicht, Euch zu sagen, daß ich besessen bin, gnädiger Herr, aus dem einfachen Grunde, weil man mich lebendig verbrennen würde; doch seht, in gewissen Augenblicken muß ich wirklich, wie man sagt, den Teufel im Leibe haben«

»Nein, mein armer Martin«, entgegnete Gabriel lachend, »Du ergibst Dich nur, wie mir scheint, seit einiger Zeit dem Tranke, und wenn Du getrunken hast, siehst Du doppelt.«

»Ich trinke aber nur Wasser, gnädiger Herr, nichts als Wasser! wenn nicht etwa das Wasser der Seine in den Kopf steigt.«

»Doch an jenem Abend, Martin, wo man Dich berauscht unter die Pforte dieses Hauses legte?«

»Gnädiger Herr, an jenem Abend legte ich mich nieder, empfahl meine Seele dem Herrn und entschlummerte: ich stand ebenso tugendhaft auf, und durch Euch, durch Euch allein habe ich das Leben, das ich geführt, erfahren. Dasselbe war in der Nacht der Fall, in der ich den herrlichen Gendarme verwundete, und so ging es auch in der letzten Nacht, wo das abscheuliche Attentat stattgefunden hat. Und ich lasse mich doch von Jerome in meinem Zimmer einriegeln und einsperren, ich schließe meine Laden mit einer dreifachen Kette, basta! nichts hilft; ich stehe auf, wie ich glauben muß, und mein beflecktes Schlafwandlerleben beginnt. Am andern Tage beim Erwachen frage ich mich: ›Süßer Jesus! was werde ich während meiner Abwesenheit in dieser Nacht getan haben?‹ Ich gehe hinab, um es von Euch, gnädiger

Herr, oder aus den Meldungen des Viertelsmeisters zu erfahren, und sogleich suche ich mein Gewissen von diesen neuen Missethaten im Beichtstuhl zu entlasten, wo man mir eine durch ewige Rückfälle unmöglich gewordene Absolution verweigert. Mein einziger Trost besteht darin, daß ich faste und mich einen Teil des Tages durch gewaltige Geißelhiebe kasteie. Aber ich sehe vorher, ich werde am Ende in der Unbußfertigkeit sterben.«

»Glaube vielmehr, Martin«, sprach der Vicomte, »daß diese Hitze sich dämpfen, und daß Du wieder der vernünftige, geordnete Martin von einst werden wirst. Mittlerweile gehorche Deinem Herrn und erfülle pünktlich den Auftrag, den ich Dir anvertraut. Wie soll ich Dir eine Wache zur Begleitung geben? Du weißt wohl daß Alles dies geheim bleiben muß, und daß Du allein eingeweiht bist.«

»Seid überzeugt, gnädiger Herr, daß ich mein Möglichstes tun werde, um Euch zufrieden zu stellen, doch ich kann nicht für mich stehen, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Ah! bei Gott! Martin, das ist zu stark, und warum dies?«

»Werdet nicht ungeduldig über meine Abwesenheiten, gnädiger Herr; ich glaube hier zu sein und bin dort, ich glaube Dieses zu tun und tue Jenes. Neulich als ich zur Buße dreißig *Vater* und dreißig *Ave* zu beten hatte, faßte ich den Entschluß die Dose zu Verdreifachen, um mich durch einen übermenschlichen Überdruß zu ermatten, und ich bleibe, oder glaube vielmehr in der Kirche Saint-Gervais zu bleiben und durch meine Finger zwei Stunden und darüber die Körner meines Rosenkranzes zu drehen. Ah, ja wohl! als ich hierher zurückkam, erfuhr ich, daß Ihr mich mit einem Billett weggeschickt, und zum Beweise diente daß ich Euch die Antwort zurückgebracht hatte, und Dame Jacinthe, leider auch eine schöne Frau, zankt mich am andern Morgen, daß ich am Tag zuvor sehr keck gegen sie gewesen sei. Dies hat sich dreimal wiederholt, gnädiger Herr, und Ihr verlangt, daß ich meiner sicher sein soll, nach solchen Streichen meiner Einbildungskraft? Nein, nein, hierzu bin ich nicht genug Herr im Hause, und obgleich das Weihwasser mir die Finger nicht verbrennt, steckt doch zuweilen in meiner Haut ein anderer Kamerad als Meister Martin.«

»Nun, ich will es wagen«, sagte Gabriel ungeduldig, »und da Du im Ganzen bisher, magst Du in der Kirche oder in der Rue

Froid-Manteau sein, Dich geschickt und getreu des Auftrags, den ich Dir gebe, entledigt hast, so wirst Du ihn auch heute erfüllen, und wisse, solltest Du etwa dessen bedürfen, um Deinen Eifer anzustacheln, daß Du mir in diesem Billett mein Glück oder meine Verzweiflung zurückbringst.«

»Oh! gnädiger Herr, mein Eifer bedarf keines Anstachelns, das schwöre ich Euch, und ohne diese teuflischen Unterschiebunge . . . «

»Ah! willst Du wieder anfangen?« unterbrach ihn Gabriel, »ich muß gehen, und in einer Stunde gehst Du auch, und vergisest keine von meinen Vorschriften. Ein letztes Wort: Du weißt daß ich seit mehreren Tagen sehr unruhig Aloyse, meine Amme, aus der Normandie erwarte; kommt sie in meiner Abwesenheit, so muß man ihr das Zimmer geben, das an das meinige stößt, und sie empfangen, als ob dies ihr Haus wäre. Wirst Du Dich dessen erinnern?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Vorwärts! Martin, eile, Verschwiegenheit und Geistesgegenwart vor Allem.«

Martin antwortete nur durch einen Seufzer und Gabriel verließ sein Haus in der Rue des Jardins.

Er kam, wie er gesagt hatte, nach zwei Stunden zurück, das Auge zerstreut, den Geist voll Unruhe. Als er eintrat, sah er nur Martin, lief auf ihn zu, nahm aus seinen Händen den Brief, den er mit so großer Ungeduld erwartete, entließ Martin durch eine Gebärde und las wie folgt:

»Danken wir Gott, Gabriel, der König hat nachgegeben, wir werden glücklich sein. Ihr müßt schon die Ankunft des Herolds von England, der gekommen ist, um im Namen der Königin Maria von England den Krieg zu erklären, und die Kunde von der großen Bewegung, die sich in Flandern vorbereitet, vernommen haben. Diese, für Frankreich vielleicht bedrohlichen Ereignisse sind unserer Liebe günstig, Gabriel, da sie das Ansehen des jungen Herzogs von Guise vermehren und das des alten Montmorency vermindern. Der König hat jedoch noch gezögert. Aber ich flehte ihn an, Gabriel, ich sagte ihm ich hatte Euch wiedergefunden, Ihr wart edel und tapfer,

ich nannte Euc . . . Der König erwiderte, ohne etwas zu versprechen, er würde darüber nachdenken; da das Interesse des Staates minder dringend würde, so wäre es grausam von ihm, mein Glück zu gefährden; er könnte Franz von Montmorency eine Entschädigung geben, mit der er sich zu begnügen hätte. Er versprach nichts, doch er wird Alles halten, Gabriel. Oh! Ihr werdet ihn lieben, Gabriel, wie ich ihn liebe, diesen guten Vater, der so die Träume von sechs Jahren verwirklichen wird! Ich habe Euch so viel zu sagen, und diese geschriebenen Worte sind so kalt! Hört, Freund, kommt diesen Abend um sechs Uhr, während des Rates. Jacinthe wird Euch zu mir führen, und wir haben dann eine gute Stunde, um über die strahlende Zukunft, die sich vor uns öffnet, zu plaudern. ICH sehe auch vorher, daß dieser Feldzug in Flandern Euch fordern wird, und Ihr müßt ihn leider mitmachen, um dem König zu dienen und mich zu verdienen, mein Herr, mich, die ich Euch so sehr liebe. Denn ich liebe Euch, mein Gott, ja! wozu sollte es nun nützen, wenn ich es Euch verbergen würde? Kommt also, damit ich sehe, ob Ihr so glücklich seid, als Eure Diana.«

»Oh! ja, sehr glücklich!« rief Gabriel mit lauter Stimme, als er diesen Brief bis zum Ende gelesen hatte, »und was fehlt nun noch zu meinem Glück?«

»Nicht die Gegenwart Eurer alten Amme« sprach plötzlich Aloyse, welche unbeweglich und schweigsam im Schatten sitzen geblieben war.

»Aloyse!« rief Gabriel, indem er auf sie zueilte und sie umarmte, »Aloyse! oh! doch, gute Amme, Du fehltest mir. Wie geht es Dir? Du hast Dich nicht verändert. Umarme mich noch einmal, ich habe mich auch nicht verändert, wenigstens nicht im Herzen, in diesem Herzen, das Dich liebt. Dein Zögern beunruhigte mich sehr. Frage nur Marti . . . warum hast Du so lange auf Dich warten lassen?«

»Die letzten Regen, gnädiger Herr, höhlten die Wege aus, und wenn ich nicht, angeeifert durch Euren Brief, Hindernissen aller Art getrotzt hätte, so wäre ich noch nicht angekommen.«

»Oh! Du hast wohl daran getan, Dich zu beeilen, Aloyse, denn

wahrhaftig, wozu nützt es, allein glücklich zu sein? Siehst Du diesen Brief, den ich so eben empfangen habe? er ist von Deinem andern Kind, er ist von Diana, und er Verkündigt mir, weißt Du, was er mir Verkündigt? daß die Hindernisse, die sich unserer Liebe entgegenstellten gehoben werden können, daß der König die Heirat von Diana mit Franz von Montmorency nicht mehr fordert, daß Diana mich liebt! daß sie mich liebt! und Du bist da, um Alles dies zu hören, Aloyse; sprich, stehe ich nicht wahrhaftig auf dem Gipfel des Glücks?«

»Gnädiger Herr«, entgegnete Aloyse, ohne von ihrem traurigen Ernste abzuweichen, »gnädiger Herr, wenn Ihr dennoch auf Frau von Castro verzichten müßtet?«

»Unmöglich Aloyse, da sich nun alle Hindernisse wie von sich selbst ebnen!«

»Man kann immerhin die Schwierigkeiten besiegen, welche von den Menschen komme . . . « sprach die Amme, »doch nicht diejenigen welche von Gott kommen. Gnädiger Herr, Ihr wißt, ob ich Euch liebe und ob ich mein Leben hingeben würde, um dem Eurigen den Schatten eines Kummers zu ersparen; nun wohl! wenn ich zu Euch sagte: ›Ohne nachdem Grund zu fragen, gnädiger Herr, verzichtet auf Frau von Castro hört auf, sie zu sehen, erstickt diese Liebe durch alle Mittel, welche Ihr in Eurer Gewalt habt. Ein furchtbares Geheimnis, dessen Enthüllung nicht von mir zu fordern, ich Euch in Eurem eigenen Interesse beschwöre, waltet zwischen Euch Beiden ob.« Wenn ich so zu Euch spräche, flehend und auf den Knie en, was würdet Ihr mir antworten, gnädiger Herr?«

»Solltest Du mich auffordern mein Leben zu vernichten, ohne nach dem Grund zu fragen, so würde ich Dir gehorchen. Doch meine Liebe liegt außer dem Bereiche meines Willens, Amme, und sie kommt auch von Gott.«

»Herr«, rief, die Amme die Hände faltend, »er spricht eine Gotteslästerung. Doch Du siehst, daß er nicht weiß, was er tut, vergib ihm . . . err!«

»Du erschreckst mich, Aloyse! Halte mich nicht so lange in dieser tödlichen Angst, und was Du auch sagen willst oder mußt, sprich, sprich, ich flehe Dich an.«

»Ihr wollt es, gnädiger Herr? Ich muß Euch durchaus das Geheimnis? enthüllen, welches zu bewahren ich vor Gott geschworen hatte, das mir aber Gott selbst nicht länger zu verbergen befiehlt? Nun wohl! gnädiger Herr, Ihr habt Euch getäuscht, hört mich, Ihr müßt Euch über die Natur der Zuneigung getäuscht haben, die Euch Diana einflößte! Es war kein heißes Verlangen, keine Glut, dessen seid sicher, sondern eine ernste, ergebene Zuneigung, ein Bedürfnis, freundschaftlichen, brüderlichen Schutz zu gewähren, nichts Zärtlicheres, nichts Eigennützigeres gnädiger Herr.«

»Das ist ein Irrtum, Aloyse, die reizende Schönheit von Dian . . . «

»Es ist kein Irrtum«, sprach Aloyse hastig, »und Ihr werdet darin mit mir übereinstimmen; denn der Beweis wird Euch so klar und unumstößlich erscheinen als mir. Wißt also, aller Wahrscheinlichkeit nach ist Frau von Castro . . . ach! Mut gefaßt, mein Kind! ist Frau von Castr . . . Eure Schwester!«

»Meine Schwester« rief Gabriel auffahrend, als ob ihn eine Feder emporheben würde; »meine Schwester!« rief er beinahe wahnsinnig. »Wie könnte die Tochter des Königs und von Frau von Valentinois meine Schwester sein?«

»Gnädiger Herr, Diana von Castro ist geboren im Mai 1539, nicht wahr? der Graf Jacques von Montgomery ist verschwunden im Januar desselben Jahres, und, wißt Ihr auf welchen Verdacht hin? Wißt Ihr, was man Eurem Vater zur Last legte? Man beschuldigte ihn, er sei der glückliche Liebhaber von Diana von Poitiers und, der bevorzugte Nebenbuhler des Dauphin, der heute König von Frankreich ist. Vergleicht nun die Zeitangaben, gnädiger Herr.«

»Himmel und Erde« rief Gabriel. »Doch sprecht, sprecht«, sagte er, alle Kräfte seines Wesens zusammenraffend, »mein Vater war angeklagt, doch wer beweist, daß die Anklage gegründet war? Diana ist fünf Monate nach dem Tode meines Vaters geboren, doch wer beweist, daß Diana nicht die Tochter des Königs ist der sie liebt, wie sein Kind?«

»Der König kann sich täuschen, wie ich mich ebenfalls täuschen kann, gnädiger Herr; bemerkt wohl, daß ich nicht sagte: Diana ist Eure Schwester. Doch es ist wahrscheinlich daß sie es

ist; es ist möglich, daß sie es ist, wenn Ihr wollt. Wart es nicht meine Pflicht, Euch dieses Geständnis zu tun, Gabriel? Ja, nicht wahr, da Ihr ohne dieses Geständnis nicht auf sie Verzichten wolltet? Nun mag Euer Gewissen das Urteil über Eure Liebe sprechen und Gott mag Euer Gewissen richten.«

»Oh! dieser Zweifel ist tausendmal gräßlicher, als das Unglück selbst«, sprach Gabriel. »Mein Gott, wer wird mich diesem Zweifel entreißen.«

»Das Geheimnis war nur zwei Personen in der Welt bekannt, gnädiger Herr«, sagte Aloyse, »und nur zwei menschliche Geschöpfe hätten Euch antworten können: Euer Vater der heute in einem unbekanntem Grabe liegt, und Frau von Valentinois, die wohl nie zugestehen wird, daß sie den König getäuscht hat, und daß ihre Tochter nicht die Tochter des Königs ist.«

»Ja«, versetzte Gabriel, »und jedenfalls, wenn ich nicht die Tochter meines Vaters liebe, so liebe ich die Tochter des Mörders meines Vaters! Denn an dem König, an Heinrich II. habe ich Rache zu nehmen für den Tod meines Vaters, nicht wahr, Aloyse?«

»Wer weiß das außer Gott?« antwortete die Amme.

»Überall Verwirrung und Finsternis! Zweifel und Schrecken!« sprach Gabriel. »Oh! ich werde ein Narr werden, Amme! Doch nein.« sagte der tatkräftige junge Mann, »ich will kein Narr werden, ich will es nicht! ich werde zuerst alle Mittel erschöpfen, um die Wahrheit zu ergründen. Ich werde zu Frau von Valentinois gehen und sie um ihr Geheimnis fragen. Sie ist katholisch, gottesfürchtig, ich werde von ihr einen Eid erhalten, der mir ihre Aufrichtigkeit bezeugt. Ich werde zu Catharina von Medicis gehen, die vielleicht etwas erfahren hat. Ich werde zu Diana gehen und, die Hand auf meinem Herzen, die Schläge meines Herzens befragen. Wohin werde ich nicht gehen? Ich würde zum Grabe meines Vaters gehen, wenn ich es wüßte, wenn ich es finden könnte, Aloyse, und ich würde ihn mit einer so mächtigen Stimme beschwören, daß er sich unter den Toten erheben müßte, um mir zu antworten.«

»Armes, teures Kind!« murmelte Aloyse, »so kühn und so mutig, selbst nach diesem furchtbaren Schlag! so stark gegen ein so grausames Geschick.«

»Und ich werde keine Minute verlieren, um zum Werk zu schreiten«, sprach Gabriel, indem er, von einem gewissen Tätigkeitsfieber bewegt, aufstand.

»Es ist vier Uhr: in einer halben Stunde bin ich bei der Frau Großseneschallin; eine halbe Stunde hernach bei der Königin; um sechs Uhr da, wo mich Diana erwartet, und wenn ich diesen Abend zurückkomme, Aloyse, habe ich vielleicht eine Ecke von diesem dunkeln Schleier meines Schicksals aufgehoben. Diesen Abend sehen wir uns wieder.«

»Und ich, gnädiger Herr, kann ich nichts tun, um Euch bei Eurer furchtbaren Aufgabe zu unterstützen?« fragte Aloyse.

»Du kannst zu Gott beten, Aloyse, bete zu Gott.«

»Für Euch und für Diana, ja, gnädiger Herr.«

»Bete auch für den König, Aloyse«, sprach Gabriel mit finsterner Miene.

Und er ging mit hastigen Schritten hinaus.

XIV.

Diana von Poitiers.

Der Connetable von Montmorency war noch bei Diana von Poitiers und sprach zu ihr mit hochmütigem Tone, ebenso rau und gebieterisch, als sie sich sanft und weich gegen ihn zeigte.

»Ei! Gottes Tod! es ist am Ende Eure Tochter«, sagte er, »und Ihr habt bei ihr dieselben Rechte und dieselbe Gewalt wie der König, fordert diese Heirat.«

»Mein Freund«, erwiderte Diana, »bedenkt, da ich bis jetzt, was die Zärtlichkeit betrifft, sehr wenig Mutter gewesen bin, so kann ich nicht hoffen, genug Mutter hinsichtlich der Gewalt zu sein: ich kann nicht schlagen, ohne geliebte zu haben. Wir, Frau von Angoulême und ich, sind wie Ihr wißt, sehr kalt gegen einander, und trotz ihres anfänglichen Entgegenkommens haben wir uns beständig nur in seltenen Zwischenräumen gesehen. Sie hat überdies einen großen persönlichen Einfluß auf den Geist des Königs zu gewinnen vermocht, und ich weiß in der Tat nicht, wer von uns Beiden zu dieser Stunde die Mächtigere ist. Was Ihr von mir fordert, Freund, ist also sehr schwierig, wenn nicht zu sagen unmöglich. Laßt diese Heirat, und ersetzt, sie durch eine glänzendere Verbindung. Der König hat die kleine Johanna an Carl von Mayenne verlobt, wir werden von ihm die kleine Margarethe für Euren Sohn erhalten.«

»Mein Sohn liegt in einem Bett, und nicht in einer Wiege«, entgegnete der Connetable, »und wie vermöchte ein kleines Mädchen zum Glück meines Hauses beizutragen? Frau von Castro hat im Gegenteil, wie Ihr mir wunderbar passend bemerkten Einen großen persönlichen Einfluß auf den Geist des Königs, und deshalb will ich Frau von Castro zur Söhnerin haben. Gottes Tod! es ist seltsam, daß ein Edelmann, der den Namen des ersten Barons der Christenheit führt, wenn er sich herbeiläßt, eine Bastardin zu heiraten, so viel Schwierigkeiten findet, diesen Mißbund zu schließen. Madame, Ihr seid nicht umsonst die Geliebte des Königs, wie ich nicht umsonst Euer Liebhaber bin. Trotz Frau von Castro, trotz diesem Jungfernknecht, der sie

anbetet, will ich, daß diese Heirat« stattfinde, ich will es.«

»Nun wohl! hört mein Freund«, sprach Diana von Poitiers mit sanftem Tone, »ich mache mich anheischig, das Mögliche und das Unmögliche zu tun, um Euch zu diesem Ziele zu führen. Was soll ich Euch mehr sagen? Doch Ihr werdet wenigstens besser gegen mich sein, und nicht mehr in diesem plumpen Tone mit mir sprechen, Böser!«

Und mit ihren zarten, rosigen Lippen streifte die schöne Herzogin den grauen starren Bart des alten Anne, der sie brummend gewähren ließ.«

Denn so war diese seltsame Liebe, die, nichts erklärte, wenn nicht eine seltsame Entsittlichung der vergötterten Geliebten eines jungen schönen Königs für einen alten Graubart, der sie hart behandelte. Das rohe Wesen von Montmorency entschädigte sie für die Galanterie von Heinrich II., und sie fand mehr Reize in der üblen Behandlung des Einen, als in den Schmeicheleien des Andern. Ungeheuerliche Laune eines weiblichen Herzens! Anne von Montmorency war weder geistreich noch glänzend, und er galt mit Recht für habgierig und geizig. Die furchtbaren Strafen, die er der meuterischen Bevölkerung von Bordeaux auferlegt, hatten ihm allein eine Art von gehässiger Berühmtheit verliehen. Allerdings brav, eine gewöhnliche Eigenschaft in Frankreich, war er bis dahin kaum in den Schlachten, an denen er Anteil genommen, glücklich gewesen. Bei den Siegen von Ravenna und Marignan, wo er noch nicht befehligte, zeichnete man ihn nicht unter der Menge aus; an der Bicoque, wo er Oberster der Schweizergarden war, ließ er beinahe sein ganzes Regiment niedermetzeln, und bei Pavia wurde er gefangen genommen. Sein militärischer Ruhm ging nicht weiter, und Saint-Laurent sollte dem Allem eine klägliche Krone aussetzen. Ohne die Gunst von Heinrich II., die diesem wahrscheinlich durch Diana von Poitiers eingeflößt wurde, wäre er der Zweite im Rat wie im Kriege geblieben, und dennoch liebte ihn Diana, schmeichelte sie ihm, gehorchte sie ihm in Allem, die Geliebte eines reizenden Königs, die Sklavin eines lächerlichen Kriegsknechtes.

In diesem Augenblick kratzte man bescheiden an der Türe, ein Page trat auf die Erlaubnis von Frau von Valentinois ein und meldete, der Vicomte d'Exmés bitte inständig und aus einem sehr

wichtigen Beweggründe, einen Augenblick bei der Herzogin vorgelassen zu werden.

»Der Verliebte!« rief der Connetable, »was will er denn von Euch, Diana? Sollte er zufällig kommen, um sich von Euch die Hand Eurer Tochter zu erbitten?«

»Darf ich ihn eintreten lassen?« fragte fügsam die Favoritin.

»Allerdings, allerdings; dieser Schritt kann uns unterstützen. Doch er warte einige Augenblicke. Noch ein Wort, damit wir uns verständigen.«

Diana von Poitiers erteilte diesen Befehl dem Pagen, der wieder hinausging.

»Wenn der Vicomte d'Exmés zu Euch kommt, Diana«, sprach der Connetable, »so geschieht es, weil sich unerwartete Schwierigkeiten erheben, und weil der Fall sehr verzweifelt sein muß, daß er zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht nimmt. Hört mich also wohl, und wenn Ihr meine Instruktion genau befolgt, so wird Eure, ich gestehe es, etwas gewagte Vermittlung beim König vielleicht unnötig werden. Diana, um was auch der Vicomte bei Euch nachsuchen mag, verweigert es ihm. Bittet er Euch um seinen Weg, so schickt ihn auf die seiner Bahn entgegengesetzte Seite, will er, daß Ihr ja antwortet, so sagt nein und ja, wenn er auf ein Nein hofft. Seid verächtlich, hochmütig, schlimm gegen ihn, kurz seid die würdige Tochter der Fee Melusine, von der *Ihr* aus dem Hause Poitiers abstammt, wie es scheint. Habt Ihr mich verstanden, Diana? und werdet Ihr tun, was ich sage?«

»Punkt für Punkt, mein Connetable.«

»Dann werden sich die Strähnen des Galant ein wenig verwirren. Der Arme wirft sich so in den Rachen de . . . «

Er wollte sagen der Wölfin, doch er Verbesserte sich:

»Der Wölfe. Ich lasse Euch allein, Diana, und legt mir gut Rechenschaft ab von diesem schönen Prätendenten. Heute Abend!«

Er war so gnädig, Diana auf die Stirne zu küssen, und entfernte sich sodann. Man führte durch eine andere Türe den, Vicomte d'Exmés ein.

Gabriel verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Diana, die ihm durch

den hochmütigsten Gruß antwortete; doch Gabriel bewaffnete sieh mit Mut für diesen ungleichen Kampf der glühenden Leidenschaft gegen die eisige Eitelkeit, und begann mit ziemlich viel Ruhe.

»Madame«, sprach er, »der Schritt, den ich bei Euch tue, ist allerdings kühn und Wahnsinnig. Doch es gibt zuweilen im Leben so ernste, so erhabene, so feierliche Umstände, daß sie uns über die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes, über die gewöhnlichen Bedenklichkeiten setzen. Ich befinde mich nun in einer dieser furchtbaren Krisen des Schicksals. Der Mann, der mit Euch spricht, Madame, legt in Eure Hände sein Leben, und wenn Ihr es ohne Mitleid fallen laßt, so wird es zerschellen.«

Frau von Valentinois machte nicht das geringste Zeichen der Ermutigung. Den Leib vorwärts geneigt das Kinn auf ihre Hand, und den Ellenbogen auf ihr Knie stützend, schaute sie Gabriel fest und mit einer Miene verdrießlichen Erstaunens an.

»Madame«, fuhr Gabriel fort, indem er den betrübenden Einfluß dieses absichtlichen Schweigens von sich abzuschütteln suchte. »Ihr wißt, oder wißt vielleicht nicht, daß ich Frau von Castro liebe. Ich liebe sie, Madame mit einer tiefen, glühenden, unwiderstehlichen Liebe.«

»Was geht das mich an?« schien ein nachlässiges Lächeln von Diana von Poitiers sagen zu wollen.

»Ich spreche von dieser Liebe die meine Seele erfüllt, Madame, um dazu zu gelangen, Euch zu sagen, ich könne, ich müsse sogar die blinden Fatalitäten und die unversöhnlichen Forderungen der Leidenschaft verstehen, entschuldigen, bewundern. Weit entfernt, diese zu tadeln, wie der gemeine Haufen, sie zu zergliedern, wie die Philosophem sie zu verdammen, wie die Priester, knie ich vor ihr nieder, und bete sie an wie eine Ausstrahlung Gottes. Sie macht das Herz, in das sie eintritt, reiner, größer, göttlicher, und hat sie nicht Jesus geheiligt an dem Tag, wo er zu Magdalena sagte, sie sei gebenedeit unter allen Weibern, weil sie viel geliebt?«

Diana von Poitiers änderte ihre Haltung, und streckte sich die Augen halb geschlossen, nachlässig in ihrem Lehnstuhle aus.

»Wo will er hinaus mit seiner Rede?« dachte sie.

»Ihr seht also, Madame«, fuhr Gabriel fort, »die Liebe ist für mich heilig; mehr noch, sie ist allmächtig in meinen Augen. Lebte der Gemahl von Frau von Castro noch, ich würde Frau von Castro lieben und es nicht einmal versuchen, einen unwiderstehlichen Instinkt zu besiegen. Nur die falsche Liebe läßt sich bändigen, die wahre Liebe aber kann man eben so wenig vermeiden, als befehlen. Ihr selbst, Madame, auserkoren und geliebt von dem größten König der Welt, müßt deshalb nicht vor der Berührung einer aufrichtigen Leidenschaft geschützt sein, und hättet Ihr derselben nicht zu widerstehen vermocht, so würde ich Euch beklagen und beneiden, aber nie verdammen.«

Dasselbe Schweigen von Seiten der Herzogin von Valentinois. Ein spöttisches Erstaunen war das einzige Gefühl, das sich auf ihrem Gesichte ausprägte. Gabriel sprach mit noch mehr Wärme, als wollte er diese eherne Seele an den Flammen der seinigen erweichen:

»Ein König verliebt sich, und das ist ganz einfach, in eine bewunderungswürdige Schönheit; Ihr seid gerührt von dieser Liebe, doch Euer Herz, das sie erwidern will, kann es dies notwendig? Ach! nein. Aber an der Seite des Königs sieht Euch ein Edelmann schön, mutig, ergeben; er liebt Euch, und diese Leidenschaft dunkler, aber nicht minder mächtig, erreicht Eure Seele, in welche der Geist eines Königs nicht einzubringen vermochte; seid Ihr nicht auch Königin, Königin durch die Schönheit, wie der Fürst, der Euch liebt, König durch die Macht ist? Besteht nicht unter Euch unabhängige und freie Gleichheit? Sind es die Titel, welche die Herzen gewinnen? Wer konnte Euch verhindern, daß Ihr einen Tag, eine Stunde, in Eurem edlen Vertrauen, den Untertan dem Herrn Vorzogt? Ich wenigstens nicht, der ich mich zu wenig auf edle Gefühle verstehe, wenn ich Frau Diana von Poitiers ein Verbrechen daraus machen wollte, daß sie, von Heinrich II. geliebt, den Grafen von Montgomery liebte.«

Diana machte plötzlich eine Bewegung, stand halb auf und öffnete ihre großen, grünen, klaren Augen. In der Tat, zu wenig Personen kannten ihr Geheimnis am Hof, als daß dieses rasche Wort von Gabriel nicht einiges Erstaunen bei ihr verursacht haben müßte.

»Habt Ihr materielle Beweise von dieser Liebe?« fragte sie nicht ohne eine gewisse Unruhe.

»Ich habe nur eine moralische Gewißheit, Madame, doch ich habe sie.«

»Ha . . . « machte sie, indem sie wieder ihre freche Miene annahm. »Nun! dann ist es mir ganz gleichgültig, Euch die Wahrheit zu gestehen. Ja, ich habe den Grafen von Montgomery geliebt. Hernach?«

Doch hernach wußte Gabriel nichts Bestimmtes mehr, und er wandelte nur noch in der Finsternis der Vermutungen. Dennoch fuhr er fort:

»Ihr habt Jacques von Montgomery geliebt, Madame, und ich wage, sogar zu behaupten, daß Ihr sein Andenken liebt; denn ist er von der Oberfläche der Welt verschwunden, so ist es für Euch geschehen. Nun wohl! in seinem Namen beschwöre ich Euch, Madame, und richte ich eine Frage an Euch, die Euch vielleicht vermessen vorkommen wird, ich wiederhole es, doch ich wiederhole auch, daß Eure Antwort, wenn Ihr mir zu antworten die Güte habt, in meinem Herzen nur Dankbarkeit und Anbetung zur Folge haben wird; denn an dieser Antwort hängt mein Leben; ich wiederhole endlich, daß ich, wenn Ihr sie mir nicht verweigert, fortan mit Leib und Seele Euch gehören werde, und die gediegenste Macht der Erde kann eines treuen Armes und eines ergebenen Herzens bedürfen, Madame.«

»Vollendet, mein Herr, kommen wir zu der furchtbaren Frage«, sprach die Herzogin.

»Ich will mich auf die Knie werfen, um sie gegen Euch auszusprechen, Madame«, sagte Gabriel, während er wirklich niederkniete.

Und er fuhr dann mit bebendem Herzen und zitternder Stimme fort:

»Madame, im Verlaufe des Jahres 1538 habt Ihr den Grafen von Montgomery geliebt.«

»Es kann sein«, antwortete Diana von Poitiers. »Hernach?«

»Im Januar 1539 ist der Graf von Montgomery verschwunden, und im Mai 1539 wurde Diana von Castro geboren.«

»Nun?« fragte Diana.

»Nun, Madame«, sagte Gabriel so leise, daß sie ihn kaum hörte. »hierin liegt das Geheimnis, das ich mir zu Euren Füßen von Euch erfehlen will, das Geheimnis, von dem mein Schicksal abhängt, und das, glaubt mir, in meinem Busen sterben wird, wenn Ihr es mir zu enthüllen die Gnade haben wollt. Vor dem Kruzifix, das ich hier über Eurem Haupte erblicke, schwöre ich es Euch, Madame; man würde mir eher das Leben als Euer Bekenntnis entreißen. Und überdies könntet Ihr mich immer noch Lügen strafen; man würde Euch mehr glauben als mir, und ich verlange keinen Beweis von Euch, sondern nur Euer Wort, Madame. Madame, sollte Jacques von Montgomery der Vater von Diana von Castro Sein?«

»Ah! ah!« sagte Diana, in ein verächtliches Gelächter ausbrechend, »die Frage ist in der Tat vermessen, und Ihr hattet Recht so lange Umschweife zu machen. Beruhigt Euch jedoch, mein lieber Herr, ich grolle Euch deshalb nicht, Ihr interessiert mich wie ein Rätsel, Und in der Tat, Ihr interessiert mich noch; denn was kümmert es Euch, Herr d'Exmés, ob Frau von Angoulême die Tochter des Königs, oder das Kind des Grafen ist? Der König gilt für ihren Vater, das muß Eurem Ehrgeiz genügen, wenn Ihr ehrgeizig seid. In was mischt Ihr Euch also, und warum befragt Ihr so anmaßend und so unnütz die Vergangenheit? Ihr habt einen Grund, sagt Ihr, doch was ist dieser Grund.«

»Ich habe wahrhaftig einen Grund, Madame; doch ich beschwöre Euch, habt die Gnade, mich nicht darnach zu fragen.«

»Ah! ah!« versetzte Diane, »Ihr wollt meine Geheimnisse ergründen und bewahrt die Eurigen. Der Handel wäre für Euch wenigstens vorteilhaft.«

Gabriel machte das elfenbeinerne Kruzifix los. das über dem hinter Diana stehenden geschnitzten Betpult von Eichenholz befestigt war, und sprach:

»Bei Eurem ewigen Heile, Madame, schwört, zu verschweigen, was ich Euch sagen werde, und es auf keine Weise gegen mich zu mißbrauchen?«

»Ein solcher Ei . . . « sagte Diana.

»Ja, Madame, denn ich weiß, daß Ihr eine eifrige, fromme Katholikin seid, und« wenn Ihr bei Eurem ewigen Heil schwört, so

werde ich Euch glauben.«

»Und wenn ich mich weigere, zu schwören?«

»So schweige ich, Madame, und Ihr habt mir mein Leben verweigert.«

»Wißt Ihr, mein Herr«, versetzte Diana, »daß Ihr auf eine seltsame Weise meine weibliche Neugierde reizt? Ja, das Geheimnis, mit dem Ihr Euch auf eine so tragische Weise umhüllt, zieht mich an und führt mich in Versuchung. Ihr habt diesen Sieg über meine Einbildungskraft davongetragen, ich sage es Euch offenherzig, und ich glaubte nicht, daß man mich in diesem Grade stacheln könnte. Wenn ich schwöre, so geschieht es, um mehr über Euch zu erfahren, das glaubt nur Reine Neugierde, ich muß es gestehen.«

»Ich flehe Euch auch an, um etwas zu erfahren, Madame, nur ist meine Neugierde die eines Angeklagten, der sein Todesurteil erwartet; eine bitten, furchtbare Neugierde, wie Ihr seht! Wollt Ihr diesen Eid sprechen, Madame?«

»Sagt die Worte, und ich werde sie wiederholen; mein Herr.«

Und Diana wiederholte wirklich nach Gabriel:

»Bei meinem Heile in diesem und in jenem Leben schwöre ich, Niemand in der Welt das Geheimnis zu entdecken, das Ihr mir sagen werdet, nie mich desselben zu bedienen, um Euch zu schaden, und in allen Punkten zu handeln, als ob ich es nie gewußt hätte und noch nicht wüßte.«

»Gut, Madame«, sagte Gabriel, »ich danke Euch für diesen ersten Beweis Von Nachgiebigkeit. Mit zwei Worten werdet Ihr nun Alles begreifen: Ich heiße Gabriel von Montgomery, und Jacques von Montgomery war mein Vater.«

»Euer Vater« rief Diana, indem sie sich ganz bewegt und erstaunt hoch aufrichtete.

»So daß Diana von Castro, die ich liebe, oder mit einer wahnsinnigen Liebe zu lieben glaubte, ist sie die Tochter des Grafen, meine Schwester ist!«

»Ah! ich begreife«, versetzte Diana von Poitiers, sich ein wenig erholend. »Das rettet den Connetable dachte sie.«

»Nun, Madame«, fuhr Gabriel, bleich, aber fest fort, »wollt Ihr mir die Gnade bewilligen, wie Ihr es so eben getan, auf dieses

Kruzifix zu schwören, daß Frau von Castro die Tochter von Heinrich II. ist? . . . Ihr antwortet nicht? Oh! warum antwortet ihr nicht, Madame?»

»Weil ich diesen Schwur nicht aussprechen kann.«

»Ah! mein Gott! mein Gott! Diana ist das Kind meines Vaters?» rief Gabriel ganz wankend.

»Ich sage das nicht! ich werde das nie zugestehen«, sprach Frau von Valentinois; »Diana von Castro ist die Tochter des Königs.«

»Oh! wahrhaftig, Madame . . . wie gut seid Ihr!« sagte Gabriel; »doch Verzeiht, Euer Interesse kann Euch so zu sprechen gebieten. Schwört also, Madame, schwört: im Namen meines Vaters, der für Euch gestorben ist, im Namen Eures Kindes, das Euch segnen wird, schwört.«

»Ich werde nicht schwören«, erwiderte die Herzogin. »Warum sollte ich schwören?«

»Aber, Madame, so eben habt Ihr einen Eid ausgesprochen, dem ähnlich, um welchen ich Euch anflehe, einzig und allein, um eine alltägliche Neugierde zu befriedigen, Ihr habt es mir selbst gesagt; und nun, da es sich um das Leben eines Menschen handelt, da Ihr mit ein paar Worten zwei Existenzen aus dem Abgrunde ziehen könnt, fragt Ihr: Warum sollte ich diese paar Worte sagen?«

»Kurz, mein Herr, ich werde nicht schwören«, sprach Diana kalt und entschlossen.«

»Und wenn ich nichtsdestoweniger Frau von Castro heirate, Madame, und wenn Frau von Castro meine Schwester ist, glaubt Ihr, das Verbrechen werde nicht auf Euch zurückfallen?«

»Nein, da ich nicht geschworen habe.«

»Gräßlich! gräßlich« rief Gabriel. »Doch bedenkt, Madame, daß ich überall sagen kann, Ihr habet den Grafen von Montgomery geliebt, Ihr habet den König verraten, und ich, der Sohn des Grafen, habe Gewißheit darüber.«

»Moralische Gewißheit, doch keine Beweise«, versetzte mit einem schlimmen Lächeln Diana, welche nun wieder ihre freche, hochmütige Gleichgültigkeit annahm. »Ich werde Euch Lügen strafen, mein Herr, und Ihr habt es, auch selbst gesagt, wenn Ihr

behauptet, und ich leugne, so wird man nicht Euch glauben. Fügt dem bei, daß ich dem König sagen kann, Ihr habet es gewagt, mir eine unverschämte Liebe zu erklären, und mir gedroht, mich zu verleumden, wenn ich nicht nachgeben würde. Ihr wäret dann verloren. Herr Gabriel von Montgomery. Doch verzeiht«, fügte sie aufstehend bei, »ich bin genötigt, Euch zu verlassen; Ihr habt mich wahrhaftig sehr interessiert, und Eure Geschichte ist eine ganz seltsame.«

Sie klopfte an ein Glöckchen, um ihren Pagen zu rufen.

»Oh! das ist schändlich!« rief Gabriel, indem er sich mit seinen geballten Fäusten vor die Stirne schlug. »Oh! warum seid Ihr eine Frau, und warum bin ich ein Edelmann? Doch nehmt Euch nicht desto weniger in Acht, Madame, Ihr werdet nicht ungestraft mit meinem Herzen und mit meinem Leben gespielt haben, und Gott wird Euch bestrafen und mich rächen; denn was Ihr tut, ich wiederhole es, ist schändlich.«

»Ihr findet das?« sagte Diana.

Und sie begleitete diese Worte mit einem kurzen, trockenen, spöttischen Gelächter, das ihr eigentümlich war.

In diesem Augenblick hob der Page, den sie gerufen hatte, den Türvorhang auf. Sie machte Gabriel einen kleinen ironischen Bückling und verließ das Zimmer.

»Gut!« sagte sie zu sich selbst, »Mein Connetable bat offenbar Glück. Fortuna ist wie ich: sie liebt ihn. Warum des Teufels lieben wir ihn?«

Gabriel ging, trunken vor Wut und Schmerz, hinter Diana weg.

XV.

Catharina von Medicis.

Aber Gabriel war ein braves, festes Herz, voll Mut und Entschlossenheit. Nach dem ersten Augenblick der Bestürzung schüttelte er seine Niedergeschlagenheit von sich ab, erhob das Haupt und ließ sich bei der Königin melden.

Catharina von Medicis konnte in der Tat von der unbekanntenen Tragödie der Nebenbublerschaft ihres Gemahls und des Grafen von Montgomery haben reden hören: wer weiß, ob sie nicht sogar eine Rolle darin gespielt hatte? Sie zählte zu jener Zeit kaum zwanzig Jahre. Mußte nicht die Eifersucht der schönen und vernachlässigten jungen Frau beständig die Augen auf alle Handlungen und Fehler ihrer Nebenbuhlerin offen halten? Gabriel rechnete darauf, ihre Erinnerungen würden ihn auf dem dunklen Pfade erleuchten, wo er nur tappend fortschritt, während er auf demselben klar zu sehen, als Liebender und als Sohn, für sein Glück oder für seine Rache, ein so großes Interesse hatte.

Catharina empfing den Vicomte d'Exmés mit dem ausgezeichneten Wohlwollen, das sie ihm bei jeder Gelegenheit bewies.

»Ihr seid es schöner Sieger«, sagte sie, »welchem glücklichen Zufall verdanke ich Euren freundlichen Besuch? Ihr laßt Euch nur selten bei mir sehen, Herr d'Exmés, und es ist sogar, wie ich glaube, das erste Mal, daß Ihr Audienz in unsern Gemächern von uns verlangt. Ihr seid jedoch und werdet stets willkommen bei uns sein.«

»Madame«, sprach Gabriel, »ich weiß nicht, wie ich Euch für so viel Güte danken soll; seid überzeugt, daß meine Ergebenheit . . . «

»Laßt Eure Ergebenheit«, unterbrach ihn die Königin, »nennt uns die Absicht, die Euch hierher führt. Könnte ich Euch etwa in irgend einer Sache dienlich sein?«

»Ja, Madame, ich glaube, daß Ihr es könntet.«

»Desto besser, Herr d'Exmés«, sagte Catharina mit dem

ermutigendsten Lächeln, »und wenn das, was Ihr von mir verlangen werdet, in meiner Gewalt liegt, so mache ich mich im Voraus anheischig, es Euch zu bewilligen. Das ist vielleicht eine etwas gefährdende Verbindlichkeit, doch Ihr werdet sie nicht mißbrauchen, mein schöner Edelmann.«

»Gott behüte mich, Madame, das ist nicht meine Absicht.«

»Sprecht also, laßt hören«, sagte die Königin seufzend.

»Madame, es ist eine Auskunft, die ich mir von Euch zu erbitten wage, nichts mehr. Doch für mich ist dieses Nichts Alles. Ihr werdet mich daher entschuldigen, wenn ich Erinnerungen in Euch zurückrufe, die Eurer Majestät schmerzlich sein müssen. Es handelt sich um ein Ereignis, das in das Jahr 1539 zurückgeht.«

»Oh! ich war damals noch sehr jung, beinahe ein Kind«, sprach die Königin.

»Doch schon sehr schön und sicherlich sehr liebenswürdig«, erwiderte Gabriel.

»Einige sagten es zuweilen«, versetzte die Königin, entzückt über die Wendung, welche das Gespräch nahm.

»Und dennoch«, fuhr Gabriel fort, »dennoch wagte es eine andere Frau, Eingriffe in das Recht zu tun, das Ihr von Gott, von Eurer Geburt und Eurer Schönheit habt, und diese Frau, nicht zufrieden, von Euch, durch Magie und Zauberwerk ohne Zweifel, die Augen und das Herz eines Gatten abwendig zu machen, der noch zu jung war, um hellsehend zu sein, diese Frau verriet denjenigen, welcher Euch verriet, und liebte den Grafen von Montgomery. Doch in Eurer gerechten Verachtung habt Ihr dies alles vielleicht vergessen, Madame?«

»Nein«, sagte die Königin, »dieses Abenteuer und alle die beginnenden Schliche derjenigen, von welcher, Ihr sprecht, sind meinem Gedächtnis noch gegenwärtig. Ja, sie liebte den Grafen von Montgomery; als sie ihre Leidenschaft entdeckt sah, behauptete sie feiger Weise, es sei eine Finte gewesen . . . m das Herz des Dauphin zu prüfen; und als Montgomery verschwand, vielleicht auf ihren Befehl allein! da weinte sie nicht, sondern sie erschien vielmehr am andern Tage lachend und toll auf dem Ball. Ja, ich erinnere mich stets der ersten Intrigen, mit deren Hilfe diese Frau mein junges Königtum untergrub; denn ich betrübte

mich damals darüber und brachte meine Tage und meine Nächte in Tränen hin. Doch seitdem ist mein Stolz erwacht: ich hatte stets mehr als meine Pflicht erfüllt; ich hatte beständig durch meine Würde meinem Titel als Gattin, als Mutter und als Königin Ehre gemacht; ich hatte dem König und Frankreich sieben Kinder geschenkt. Doch nun liebe ich meinen Gatten mit Ruhe als einen Freund und als den Vater meiner Kinder, und ich gestehe ihm das Recht nicht zu, ein zärtliches Gefühl von mir zu fordern; ich habe genug gelebt für das allgemeine Wohl, kann ich nicht auch ein wenig für mich selbst leben? Habe ich mein Glück nicht teuer genug errungen? Wenn sich mir eine junge und leidenschaftliche Ergebenheit böte, wäre es ein Verbrechen von mir, sie nicht zurückzustoßen, Gabriel?«

Die Blicke von Catharina erläuterten ihre Worte. Doch der Geist von Gabriel war anderswo. Seitdem die Königin nicht mehr von seinem Vater sprach, hörte er nicht mehr, er träumte. Diese Träumerei, welche Catharina in dem Sinn erklärte, den sie wünschte, mißfiel ihr nicht; doch Gabriel brach bald das Stillschweigen.

»Eine letzte Erleuchtung Madame, und zwar die wichtigste«, sagte er. »Ihr seid so vortrefflich gegen mich! Wahrhaftig, ich wußte wohl, als ich zu Euch kam, daß ich befriedigt von hinnen gehen würde. Ihr habt von Ergebenheit gesprochen, zählt auf die meinige, Madame. Doch ich bitte, vollendet Euer Werk! Da Ihr die einzelnen Umstände des finsternen Abenteuers des Grafen von Montgomery gekannt habt, wißt Ihr, ob man zur Zeit daran zweifelte daß Frau von Castro, welche einige Monate nach dem Verschwinden des Grafen geboren wurde, wirklich die Tochter des Königs war? Hat die üble Nachrede, sagen wir sogar die Verleumdung, nicht einen Verdacht in dieser Hinsicht geäußert und Herrn von Montgomery die Vaterschaft von Diana zugeschrieben?«

Catharina von Medicis schaute Gabriel eine Zeit lang stillschweigend an, als wollte sie sich Rechenschaft von der Absicht geben, welche seine Worte diktiert hatte. Sie glaubte diese Absicht gefunden zu haben und erwiderte lächelnd:

»Ich habe in der Tat wahrgenommen, daß Ihr auf Frau von Castro aufmerksam wart und ihr beständig den Hof machtet. Ich

kenne nun Eure Beweggründe. Ihr wollt nur, ehe Ihr weiter geht, Euch versichern nicht wahr? daß Ihr keinen falschen Weg verfolgt, und daß Ihr Eure Huldigungen wirklich einer Königstochter zuwendet? Nachdem Ihr die legitimierte Tochter von Heinrich II. geheiratet, wollt Ihr nicht eines Tags durch eine unerwartete Entdeckung finden, daß Ihr zur Frau den Bastard des Grafen von Montgomery habt. Mit einem Wort, Ihr seid ehrgeizig, Herr d'Exmés. Verteidigt Euch nicht, ich schätze Euch darum nur um so mehr, und das kann überdies den Plänen, die ich mit Euch habe, nicht nur nicht in den Weg treten, sondern sie vielmehr unterstützen. Ihr seid ehrgeizig nicht wahr?«

Ah! Madame«, versetzte Gabriel verlegen, »Vielleicht . . . «

»Es ist gut, ich sehe, daß ich Euch erraten habe, mein edler Herr«, sprach die Königin. »Nun wohl! wollt Ihr einer Freundin glauben? Gerade im Interesse Eurer Entwürfe entsagt Euren Absichten auf diese Diana. Ich weiß in Wahrheit nicht, ob sie die Tochter des Königs oder die Tochter des Grafen ist, und die letzte Hypothese könnte wohl die wahre sein; aber wäre sie auch vom König geboren, so ist es doch nicht die Frau und die Stütze, die Ihr braucht. Frau von Angoulême ist eine schwache, weichliche Natur, ganz Gefühl, — Liebreiz, wenn Ihr wollt, — doch ohne Kraft, ohne Energie, ohne Mut. Sie hat die Gunst des Königs zu gewinnen gewußt, das gebe ich zu, doch sie wird sie nicht zu benützen verstehen. Was ihr zur Verwirklichung Eurer großen Chimären braucht, Gabriel, ist ein Männliches, mächtiges Herz, das Euch hilft, wie es Euch liebt, das Euch dient und sich Eurer bedient, und das zu gleicher Zeit Eure Seele und Euer Leben erfüllt. Dieses Herz habt Ihr gefunden, ohne es zu wissen, Vicomte d'Exmés.«

Er schaute sie erstaunt an. Sie fuhr hingerissen fort.«

»Hört: unser Los muß uns Königinnen von den gewöhnlichen Convenienzen freisprechen, wollen wir, hochgestellt wie wir sind, daß eine zärtliche Leidenschaft uns erreiche, so müssen wir ihr einen Schritt entgegentun und ihr die Hand bieten. Gabriel, Ihr seid schön, brav, glühend und stolz! von dem ersten Augenblick, wo ich Euch gesehen, regte sich in mir für Euch ein unbekanntes Gefühl, und, habe ich mich getäuscht? Eure Worte, Eure Blicke, sogar dieser Schritt heute, der vielleicht nur ein geschickter

Umschweif ist, Alles hat mich vermuten lassen, daß ich keinem Undankbaren begegnet bin!«

»Madame . . . « sagte Gabriel erschrocken.

»Ja, Ihr seid bewegt und erstaunt, ich sehe es«, versetzte Catharina mit ihrem süßesten Lächeln. »Nicht wahr, Ihr urteilt nicht zu streng über meine notwendiges Offenherzigkeit? Ich wiederhole Euch, die Königin muß der Frau zur Entschuldigung dienen. Ihr seid schüchtern, wenn gleich ehrgeizig, Herr d'Exmés, und durch Bedenklichkeiten, welche unter mir stehen, hätte ich eine kostbare Ergebenheit verlieren können. Ich wollte lieber zuerst sprechen. Beruhigt Euch, erhebt Euch! bin ich denn so furchtbar?«

»Oh! ja«, murmelte Gabriel bleich und bestürzt.

Doch die Königin, die ihn hörte, täuschte sich abermals im Sinn seiner Ausrufung.

»Auf! auf!« sagte sie mit einem freudigen Zweifel, »ich habe Euch die Vernunft noch nicht so sehr verlieren gemacht, wie mir scheint, daß Ihr Eure Interessen darüber Vergessen hättet, und die Auskunft, um die Ihr mich über Frau von Angoulême batet, dient wohl ein wenig zum Beweis hierfür. Doch seid unbesorgt, ich sage Euch noch einmal, ich will nicht Eure Erniedrigung, sondern Eure Größe. Gabriel, ich habe mich bis jetzt in den zweiten Rang gestellt, doch wißt, ich werde bald im ersten glänzen: Frau Diana von Poitiers ist nicht mehr in einem Alter, um lange ihre Schönheit und ihre Macht zu behalten. Von dem Tage an, wo das Zauberwerk dieser Frau verschwindet, beginnt meine Regierung, und vernehmt, daß ich zu regieren wissen werde, Gabriel: die Herrscherinstinkte, die ich in mir fühle, sind mir Gewährschaft hierfür, und überdies fließt in mir das Blut der Medicis. Der König wird eines Tags einsehen, daß er keinen gewandteren, geschickteren, erfahreneren Rat hat, als mich, und dann Gabriel, worauf wird dann nicht der Mann Anspruch machen können, der sein Glück mit dem meinigen verbunden hat, als das meinige noch dunkel war? der in mir die Frau und nicht die Königin geliebt hat? Wird die Gebieterin des Königreiches nicht würdig denjenigen belohnen wollen, welcher Catharina ergeben ist? Dieser Mann, wird er nicht ihr zweiter, ihr rechter Arm, der wahre König unter einem Phantom von einem König sein? Wird er nicht

in seiner Hand alle Würden und alle Kräfte Frankreichs halten? Ein schöner Traum, nicht wahr, Gabriel? Nun! Gabriel, wollt Ihr dieser Mann sein?«

Sie reichte ihm mutig die Hand.

Gabriel setzte, ein Knie auf die Erde und küßte diese so weiße und so reizende Hand. Doch sein Charakter war zu redlich und zu gerade, um sich zu den Listen und Lügen einer geheuchelten Liebe zu leihen. Zwischen einen Betrug und eine Gefahr gestellt, war er zu offenherzig und zu entschlossen, um zu zögern, und sein männlich« Gesicht erhebend, sprach er:

»Madame, der demütige Edelmann, der zu Euren Füßen liegt, bittet Euch, ihn als den ehrfurchtsvollsten Eurer Diener, und als den ergebensten Eurer Untertanen zu betrachten. Abe . . . «

»Aber«, unterbrach ihn Catharina mit einem Lächeln, »es sind nicht die Ausdrücke der Verehrung, was man von Euch fordert, mein edler Kavalier.«

»Und dennoch, Madame«, fuhr Gabriel fort, »kann ich mich, indem ich mit Euch spreche, keiner süßeren zärtlicheren Worte bedienen, denn verzeiht! diejenige, welche ich liebte, ehe ich Euch nur kannte, ist wirklich Frau Diana von Castro, und keine Liebe, wäre es auch die Liebe einer Königin, vermöchte Platz in diesem Herze . . . inden, das ganz von einem andern Bilde erfüllt ist.«

»Ah!« war das einzige, was Catharina, die Stirne bleich und die Lippen an einander gepreßt, von sich zu geben vermochte.

Mit gesenktem Haupte, jedoch ohne zu zittern, erwartete Gabriel den Sturm der Entrüstung und Verachtung, der über ihn losbrechen sollte. Verachtung und Entrüstung ließen nicht lange auf sich warten, und nachdem sie einige Minuten geschwiegen hatte, sprach Catharina von Medicis, welche nur mit großer Mühe ihre Stimme und ihren Zorn bewältigt.«

»Wißt Ihr, Herr d'Exmés, daß ich Euch keck, um nicht zu sagen unverschämt finde? Wer sprach mit Euch von Liebe, mein Herr? Woraus schließt Ihr, daß man Eure so scheue Tugend versuchen wollte? Ihr müßt eine sehr freche und sehr eitle Ansicht von Eurem Verdienste haben, um an solche Dinge zu glauben und auf eine so vermessene Weise ein Wohlwollen zu erklären, das, nur

Unrecht gehabt hat, sich an so unwürdiger Stelle zu äußern. Ihr habt im Ernst eine Frau und eine Königin beleidigt, mein Herr!«

»Oh Madame«, versetzte Gabriel, »glaubt, daß fromme Ehrfurch . . . «

»Genug!« unterbrach ihn Catharina, »ich sage Euch, daß Ihr mich beleidigt habt, und daß Ihr hierher gekommen seid, um mich zu beleidigen! Warum seid Ihr hier? Welcher Beweggrund führte Euch hierher? Was geht mich Eure Liebe, was geht mich Frau von Castro, was geht mich Alles an, was Euch betrifft! Ihr kamt, um bei mir Auskunft zu suchen? ein lächerlicher Vorwand! Ihr wolltet durch eine Königin von Frankreich die Polizei Eurer Leidenschaft machen lassen. Das ist wahnsinnig, sage ich Euch, und ich füge noch bei: es ist beschimpfend!«

»Nein, Madame«, erwiderte Gabriel, stolz das Haupt erhebend, »Ihr seid dadurch nicht beschimpft worden, daß Ihr einen ehrlichen Mann gefunden habt, der Euch lieber verwunden, als täuschen wollte«

»Schweigt, mein Herr«, rief Catharina, »ich befehle Euch, zu schweigen und zu gehen. Schätzt Euch glücklich, daß ich dem König Eure freche Verachtung noch nicht enthüllen will; doch erscheint nie wieder vor mir, und haltet fortan Catharina von Medicis für Eure unversöhnliche Feindin. Ja, ich werde Euch wiederfinden dessen seid gewiß, Herr d'Exmés! Doch mittlerweile geht.«

Gabriel verbeugte sich vor der Königin und ging hinaus ohne ein Wort zu sagen.

»Ah!« dachte er, als er sich allein fand, »ein Haß mehr! Doch was würde das mir machen, wenn ich etwas über meinen Vater und über Diana erfahren hätte? Die Geliebte des Königs und die Frau des Königs zu Feindinnen! Das Schicksal will mich vielleicht darauf vorbereiten, daß ich der Feind des Königs werde. Gehen wir nun zu Diana, die Stunde ist gekommen, und Gott wolle, daß mir diese letzte Leuchte nicht entswinde, und daß ich nicht noch trauriger und trostloser von derjenigen, welche mich liebt als von denjenigen, welche mich hassen, weggehe!«

XVI.

Geliebter oder Bruder.

Als Jacinthe Gabriel in das Zimmer von Diana von Castro einführte, die diese als legitimierte Tochter des Königs im Louvre bewohnte, lief Diana in ihrem naiven, keuschen Ergüsse dem Vielgeliebten entgegen, ohne auf irgend eine Weise ihre Freude zu verbergen. Sie hätte nicht einmal ihre Stirne seinem Kuß entzogen, doch er begnügte sich ihr die Hand zu drücken.

»Endlich seid Ihr da, Gabriel!« sagte sie. »Mit welcher Ungeduld erwartete ich Euch, mein Freund! Längst weiß ich nicht mehr, wohin ich das Übermaß des Glückes, das ich in mir fühle, überströmen lassen soll. Ich spreche allein, Ich lache allein, ich bin toll! Doch Ihr seid hier, Gabriel, und wir können wenigstens mit einander glücklich sein! Nun! was habt Ihr denn, mein Freund? Ihr seht kalt, ernst. beinahe traurig aus. Mit diesem gezwungenen Gesicht, mit diesen zurückhaltenden Manieren bezeugt Ihr mir Eure Liebe und Gott und meinem Vater Eure Dankbarkeit.«

»Eurem Vater . . . Ja, sprechen wir von Eurem Vater, Diana. Was den Ernst betrifft, der Euch in Erstaunen setzt, so ist es meine Gewohnheit, mit dieser strengen Miene das Glück zu empfangen, denn ich mißtraue zuerst seinen Geschenken, da ich bis jetzt nicht daran gewöhnt bin und erfahren habe, daß es nur zu oft einen Schmerz unter seiner Gunst verbarg.«

»Ich wußte weder, daß Ihr so sehr Philosoph, noch daß Ihr so unglücklich seid, Gabriel«, erwiderte Diana halb freudig, halb gereizt; »doch laßt hören! Ihr sagtet, Ihr wollt vom König sprechen; das klingt besser: wie edel und gut ist er gewesen, Gabriel!«

»Ja, Diana, er liebt Euch sehr, nicht wahr?«

»Mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, Gabriel.«

»Allerdings«, murmelte der Vicomte d'Exmés, »er kann glauben, sie sei seine Tochte . . . Über Eines wundere ich mich«, sprach er sodann laut, »wie konnte der König, der sicherlich schon die Ahnung der Liebe, die er für Euch hegen würde, im

Herzen hatte, nichtsdestoweniger zwölf Jahre lang Euch gar nicht sehen, nicht kennen lernen, und nach Vimoutiers verbannt lassen, wo Ihr unbekannt und verloren bleiben müßtet? Habt Ihr ihn nie nach der Ursache dieser seltsamen Gleichgültigkeit gefragt Diana? Wißt Ihr, ein solches Vergessen ist schwer mit dem Wohlwollen in Einklang zu bringen, das er nun für Euch kundgibt.«

»Oh!« erwiderte Diana, »er, der arme Vater war es nicht, der mich vergaß.«

»Wer denn?«

»Wer? wenn nicht Frau Diana von Poitier . . . ich ich weiß nicht, ob ich sagen soll, meine Mutter.«

»Und warum fügte sie, darein, Euch so in der Einsamkeit und fern von sich zu lassen, Diana? Hätte sie sich nicht Eures Daseins freuen und in den Augen des Königs Eurer Geburt, die ihr einen Anspruch mehr auf seine Liebe gab, rühmen müssen? Was hatte sie zu befürchten, ihr Gemahl war tot, ihr Vater tot?«

»Ganz richtig, Gabriel«, erwiderte Diana, »und es wäre mir schwer, um nicht zu sagen unmöglich, diesen seltsamen Stolz rechtfertigen, dem zu Folge Frau von Valentinois nie einwilligte, mich als ihr Kind anzuerkennen. Ihr wißt also nicht, Freund, daß sie den König Anfangs bewog, meine Geburt zu verbergen, daß sie mich nur auf sein Zudringen, und beinahe auf seinen Befehl zurückrief, und daß sie nicht einmal in meiner Legitimationsurkunde genannt sein wollte? Ich beklage mich nicht darüber, Gabriel, denn ohne diesen seltsamen Stolz hätte ich Euch nicht kennen lernen, und Ihr würdet mich nicht geliebt haben; doch ich habe zuweilen mit Kummer an die Abneigung meiner Mutter und Alles das gedacht, was mich betrifft!«

»Eine Abneigung, welche ganz wohl nichts Anderes als ein Gewissensvorwurf sein könnte«, dachte Gabriel mit Schrecken; »sie wußte, daß sie den König täuschte, und tat es nicht ohne Zögern und ohne Furch . . . «

»Aber an was denkt Ihr denn, mein Freund?« versetzte Diana, »und warum richtet Ihr alle diese Fragen an mich?«

»Aus keinem Grund; ein Zweifel meines unruhigen Herzens. Kümmert Euch nicht darum, Diana; doch wenn Eure Mutter nur

Abneigung und beinahe Haß gegen Euch offenbart, Diana, so entschädigt Euch Euer Vater für diese Kälte durch seine Zärtlichkeit; und Ihr Eurerseits, wenn Ihr Euch schüchtern und beklommen bei Frau von Valentinois fühlt, so erweitert sich dagegen Euer Herz in Gegenwart des Königs und erkennt in ihm einen wahren Vater, nicht wahr?«

»O gewiß« erwiderte Diana, »am ersten Tag wo ich ihn sah, und wo er mit so viel Güte zu mir sprach, fühlte ich mich alsbald zu ihm hingezogen. Nicht aus Politik bin ich zuvorkommend und liebevoll gegen ihn, sondern aus Instinkt: wäre er nicht der König, wäre er nicht mein Wohltäter und Beschützer, ich würde ihn eben so sehr lieben; es ist mein Vater!«

»Man täuscht sich nicht in solchen Dingen« rief Gabriel entzückt; »meine teure Diana, meine Vielgeliebte! es geziemt sich für Euch, Euren Vater so zu lieben, es geziemt sich, daß Ihr Euch in seiner Gegenwart von Liebe und Dankbarkeit bewegt fühlt. Diese sanfte, kindliche Frömmigkeit gereicht Euch zur Ehre, Diana.«

»Und es geziemt sich auch für Euch, sie zu begreifen und zu billigen, mein Freund«, sprach Diana. »Doch nun, nachdem wir von meinem Vater, von der Zuneigung, die er für mich offenbart und die ich ihm zurückgebe, und von unseren Verbindlichkeiten gegen ihn gesprochen haben, wie wäre es, wenn wir ein wenig von uns und unserer Liebe sprechen würden? Was wollt Ihr? man ist selbstsüchtig«, fügte sie mit der ihr eigentümlichen reizenden Freimütigkeit bei. Wäre übrigens der König da, so würde er es mir zum Vorwurf machen, daß ich gar nicht an mich, an uns denke. Wißt Ihr, Gabriel, was er mir noch so eben wiederholte: ›Teures Kind, sei glücklich, glücklich sein, verstehst Du wohl? heißt mich glücklich machen.‹ Ist also unsere Schuld an die Dankbarkeit abbezahlt, mein Herr, so wollen wir uns selbst nicht zu sehr vergessen.«

»Das ist es«, sprach Gabriel nachdenkend, »überlassen wir uns nun ganz der Zuneigung, die uns mit einander für das Leben verbindet. Schauen wir in unsere Herzen und sehen wir, was darin vorgeht. Erzählen wir uns gegenseitig unsere Seelen.«

»Das gefällt mir«, sagte Diana, »das wird reizend sein!«

»Ja, reizend«, versetzte Gabriel traurig. »Sprecht zuerst Diana;

wie fühlt Ihr für mich? Liebt Ihr mich nicht weniger als euren Vater?«

»Böser Eifersüchtiger! Wißt vor Allem, daß ich Euch ganz anders liebe. Es ist nicht leicht, Euch das zu erklären! Ist der König da, so bin ich ruhig, und mein Herz schlägt nicht schneller als gewöhnlich; doch wenn ich Euch sehe dann verbreitet sich durch mein ganzes Wesen eine seltsame Unruhe, die mir wehe tut und mich zugleich entzückt. Ich sage meinem Vater vor aller Welt die liebkosendem süßen Worte, die mir in den Mund kommen, doch mir scheint, ich hätte nie den Mut, zu Euch vor irgend Jemand nur: ›Gabriel!‹ zu sagen, selbst wenn ich Eure Frau wäre. Mit einem Wort, ebenso friedlich als die Freude ist, die ich bei, meinem Vater fühle, ebenso sehr ist das Glück, das Eure Gegenwart mir bringt, unruhig, ich möchte sagen schmerzlich, und dieser Schmerz ist dennoch köstlicher als jene Ruhe.«

»Schweige! oh! schweige!« rief Gabriel ganz verwirrt. »Ja, Du liebst mich! und das erschreckt mich! und das beruhigt mich, will ich sagen . . . denn Gott hätte am Ende diese Liebe nicht gestattet, wenn Du mich nicht lieben könntest.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Diana erstaunt; »Warum bringt Euch mein Geständnis, das ich Euch wohl zu tun berechtigt bin, da Ihr mein Gatte sein werdet, so sehr außer Euch? Welche Gefahr kann sich in meiner Liebe verbergen?«

»Keine, teure Diana, keine. Merkt nicht darauf, die Freude berauscht mich, die Freude! Ein so hohes Glück macht den Schwindel. Ihr habt mich jedoch nicht immer mit dieser Unruhe und diesem Schmerz geliebt. Als wir noch mit einander unter dem Schatten der Bäume von Vimoutiers spazieren gingen, hattet Ihr für mich nur eine schwesterliche Liebe.«

»Ich war damals ein ›Kind‹«, sagte Diana; »ich hatte nicht sechs Jahre der Einsamkeit von Euch geträumt; meine Liebe war nicht mit mir gewachsen; ich hatte nicht zwei Monate inmitten eines Hofes gelebt, wo die Verdorbenheit der Sprache und der Sitten mich dennoch nicht mehr unsere reine und heilige Leidenschaft lieben machen konnte.«

»Das ist wahr, das ist wahr, Diana.«

»Doch Ihr, Freund«, sprach Diana, »sagt nun Eurerseits, was

Ihr an Ergebenheit und Liebesglut in Euch habt. Öffnet mir Euer Herz wie ich Euch das meinige entschleierte. Wenn meine Worte Euch wohlgetan haben, so laßt mich auch Eure Stimme sagen hören, wie sehr Ihr mich liebt, und wie Ihr mich liebt?«

»Oh! ich weiß es nicht, ich kann es Euch nicht sagen! fragt mich nicht hierüber; fordert nicht, daß ich mich selbst frage, es ist zu gräßlich!«

»Gabriel . . . « rief Diana ganz bestürzt, »Eure Worte sind schrecklich, fühlt Ihr das nicht? Wie? Ihr wollt mir nicht einmal sagen, daß Ihr mich liebt!«

»Ob ich Dich liebe, Diana! sie fragt mich, ob ich sie liebe! ja, ich liebe Dich wie ein Wahnsinniger, wie ein Verbrecher vielleicht.«

»Wie ein Verbrecher!« versetzte Frau von Castro erstaunt, »welches Verbrechen kann in unserer Liebe liegen? Sind wir nicht Beide frei? Wird nicht mein Vater zu unserer Verbindung einwilligen? Gott und die Engel freuen sich über eine solche Liebe!«

»Herr, mache, daß sie Dich nicht lästert«, rief Gabriel in seinem Innern, »Wie ich vielleicht vorhin gotteslästerlich war, als ich mit Aloyse sprach.«

»Aber was ist es denn?« fuhr Diana fort. »Mein Freund, Ihr seid doch nicht krank? Woher kommen bei Euch, der Ihr gewöhnlich so fest seid, diese schimärischen Befürchtungen? Oh! ich habe nicht bange an Eurer Seite, ich weiß, daß ich bei Euch eben so sehr in Sicherheit bin, als bei meinem Vater. Hört, um Euch zu Euch selbst, zum Leben, zum Glück zurückzurufen, schließe ich mich ohne Bangen an Eure Brust an . . . ein geliebter Gatte! ich lege ohne Bedenken meine Stirne auf Eure Lippen.«

Sie näherte sich ihm lächelnd und reizend, hob ihr leuchtendes Antlitz zu ihm empor, und erfleht mit ihrem engelischen Blick seine keusche Liebkosung.

Doch Gabriel stieß sie voll Schrecken zurück und rief:

»Nein, gehe! laß mich, fliehe!«

»O mein Gott« sagte Diana, indem sie ihre Arme an der Seite herabfallen ließ, »Mein Gott! er stößt mich zurück, er liebt mich nicht.«

»Ich liebe Euch zu sehr!«

»Wenn Ihr mich liebtet, würden Euch meine Liebkosungen Abscheu machen?«

»Machen sie mir wirklich Abscheu?« sagte Gabriel, von einem zweiten Schrecken erfaßt. »Ist es mein Instinkt, der sie zurückstößt, und nicht meine Vernunft? Oh! komm! Diana, damit ich sehe, damit ich fühle, damit ich erfahre. Komm und laß mich in der Tat meinen Mund auf Deine Stirne drücken, ein Bruderkuß, den ein Bräutigam sich wohl erlauben kann.«

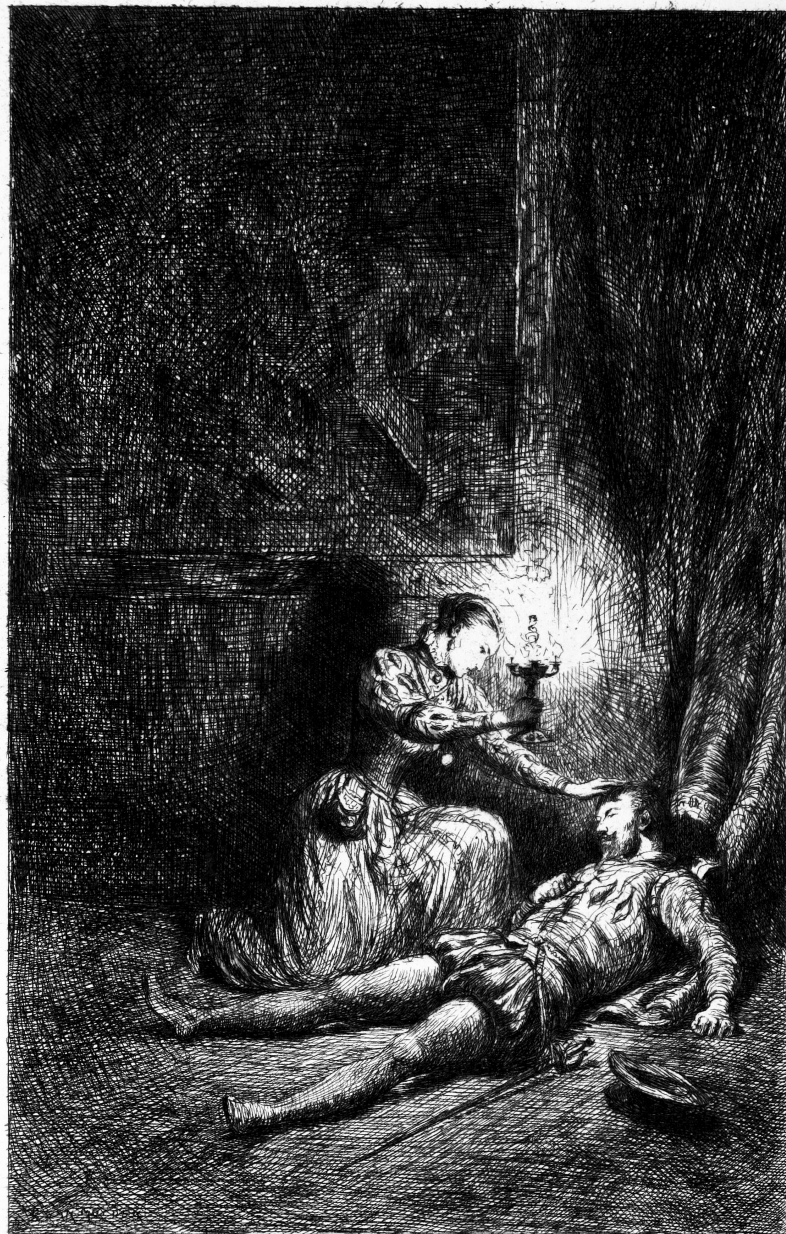
Er zog Diana an sein Herz und drückte einen langen Kuß auf ihre Haare.

»Ah! ich täuschte mich«, sagte er, entzückt bei dieser zarten Berührung; »es ist nicht die Stimme des Blutes, was in mir schreit, es ist die Stimme der Liebe. ich erkenne sie. Welch ein Glück!«

»Was sagst Du denn, Freund?« versetzte Diana; »Du sagst, Du liebst mich. Das ist Alles, was Ich hören und wissen will«

»O ja, ich lieb Dich, angebeteter Engel, ich liebe Dich mit innigem Verlangen, mit heißer Leidenschaft, ich liebe Dich wahnsinnig. Ich liebe Dich, und Dein Herz an dem meinigen schlagen fühlen, siehst Du, das ist der Himme . . . oder es ist die Hölle!« rief plötzlich Gabriel, indem er sich von der Umarmung von Diana losmachte »Gehe, gehe, laß mich fliehen, ich bin verflucht!«

Und er floh ganz verwirrt aus dem Zimmer, und ließ Diana stumm vor Schrecken und versteinert vor Verzweiflung zurück.



Gabriel wußte nicht, wohin er ging, noch was er tat, er stieg maschinenmäßig schwankend, trunken die Treppe hinab. Diese drei Prüfungen waren zu viel für feine Vernunft. Als er in die große Galerie des Louvre kam, schlossen sich seine Augen unwillkürlich, seine Beine bogen sich, und er sank an der Wand in die Knie und murmelte:

»Ich sah vorher, daß mich der Engel noch mehr leiden machen würde, als die zwei Teufel!«

Hierauf ward er ohnmächtig. Es war Nacht geworden, und Niemand ging durch die Galerie.

Erst als er eine kleine Hand über seine Stirne streifen und eine

sanfte Stimme zu seiner Seele sprechen hörte, kam er wieder zu sich. Er öffnete die Augen. Die Dauphine-Königin, Maria Stuart war, eine brennende Kerze in der Hand, vor ihm.

»Zum Glück ein anderer Engel«, sagte Gabriel.

»Ihr seid es, Herr d'Exmés?« sprach Maria. »Oh! Ihr habt mir Angst gemacht, ich glaubte, Ihr wäret tot. Was habt Ihr? wie bleich seid Ihr! Fühlt Ihr Euch besser? ich werde rufen, wenn Ihr wollt.«

»Unnötig, Madame«, sagte Gabriel, indem er aufzustehen suchte. »Eure Stimme hat mich zum Leben zurückgerufen.«

»Wartet, ich helfe Euch« versetzte Maria Stuart. »Armer junger Mann! seid Ihr entstellt! Ihr wart also ohnmächtig! Im Vorübergehen erblickte ich Euch, und es gebrach mir an Kraft, zu rufen. Und dann beruhigte mich die Überlegung ein wenig; ich näherte mich Euch, doch ich brauchte hübsch Mut dazu! ich legte meine Hand auf Eure Stirne, welche ganz eisig war, ich rief Euch, und Ihr kamt wieder zum Bewußtsein. Geht es nun besser?«

»Ja, Madame, seid gesegnet für Eure Güte. Ich entsinne mich nun. Ein furchtbarer Schmerz preßte mir plötzlich die Schläfe wie ein eiserner Schraubstock zusammen, meine Knie wichen unter mir, und ich fiel an der Wand hin. Doch warum hat mich dieser Schmerz gepackt? Ah! ja, ich erinnere mich nun, ich erinnere mich ganz und gar. Ach! mein Gott! mein Gott! ich erinnere mich.«

»Irgend ein großer Kummer hat sich Eurer bemächtigt, nicht wahr?« Versetzte Maria. »Oh! ja, denn nur bei der Erinnerung an das, was Ihr gelitten habt, seid Ihr jetzt viel bleicher als je. Stützt Euch auf meinen Arm, ich bin stark. Ich will rufen und Euch Leute geben, die Euch nach Hause führen.«

»Ich danke Euch, Madame«, sagte Gabriel, seine Kräfte und seine Energie zusammenraffend »Ich fühle die notwendige Stärke in mir, um allein nach Hause zu gehen. Seht, ich gehe ohne Hilfe und festen Schrittes. Doch ich danke Euch darum nicht minder, und ich werde mich, so lange ich lebe, Eurer rührenden Güte erinnern, Madame. Ihr seid mir wie ein tröstender Engel in einer Krise meines Schicksals erschienen. Nur der Tod kann das in meinem Herzen verwischen.«

»O mein Gott! was ich getan habe, ist ganz natürlich, Herr d'Exmés. Ich hätte es für jedes leidende Geschöpf getan, und um

so mehr für Euch, von dem ich weiß, daß Ihr der ergebene Freund meines Oheims von Guise seid. Dankt mir nicht für so wenig.«

»Dieses Wenige, Madame, war Alles in dem verzweifelten Schmerz, in welchem ich zu Boden lag. Ihr wollt nicht, daß man Euch dankt, doch ich, ich will mich erinnern.«

»Gott befohlen, Herr d'Exmés, pflegt Euch gut und sucht Euch zu trösten.«

Sie reichte ihm die Hand, Gabriel küßte sie ehrfurchtsvoll, dann ging sie nach der einen Seite, während er sich in der entgegengesetzten Richtung entfernte.

Als er aus dem Louvre war, folgte er dem Rande des Wassers, und nach einer halben Stunde befand er sich in der Rue des Jardins Er hatte nicht einen einzigen Gedanken, sondern nur ein großes Leiden in seinem Gehirn.

Aloyse erwartete ihn voll Angst.

»Nun?« fragte sie ihn.

Gabriel bewältigte eine Blendung, die abermals sein Gesicht verschleierte. Er hätte gern geweint, doch er konnte nicht. Mit bebender Stimme antwortete er:

»Ich weiß nichts, Aloyse! Alles ist stumm gewesen, diese Frauen und mein Herz; ich weiß nichts, wenn nicht, daß meine Stirne eisig ist, und daß ich dennoch brenne. Mein Gott! mein Gott!«

»Mut, gnädiger Herr!« sprach Aloyse.

»Mut«, erwiderte Gabriel, »ich habe Mut. Gott sei Dank, ich sterbe.«

Und er fiel abermals rücklings auf den Boden, doch diesmal kam er nicht zu sich.

XVII.

Das Horoskop.

»Der Kranke wird leben, Frau Aloyse. Die Gefahr war groß, und die Wiederherstellung wird lange dauern. Alle diese Aderlässe haben den armen jungen Mann geschwächt, doch er wird leben, zweifelt durchaus nicht daran, und dankt Gott, daß die Vernichtung des Körpers den Schlag geschwächt hat, den seine Seele empfing; denn solche Wunden heilen wir nicht, und die seinige hätte können tödlich sein, und kann es vielleicht noch sein.«

Der Doktor, welcher so sprach, war ein Mann von hoher Gestalt, mit großer gewölbter Stirne und durchdringendem tiefen Augen. Das Volk nannte ihn Meister Nostredame; er unterzeichnete für die Gelehrten *Nostradamus*. Er schien nicht über vierzig Jahre alt zu sein.

»Aber, Jesus! seht ihn doch an, mein Herr«, erwiderte Frau Aloyse, »so liegt er hier seit dem siebenten Juni Abends, wir haben heute den zweiten Juli und während dieser ganzen Zeit sprach er kein Wort, schien er mich weder zu sehen, noch zu kennen. Ach! er ist schon wie tot. Ihr berührt seine Hand, und er bemerkt es nicht einmal!«

»Desto besser, ich wiederhole es, Frau Aloyse, möchte er so spät als möglich zum Gefühle seiner Leiden zurückkehren; kann er, wie ich hoffe, noch einen ganzen Monat in dieser Lähmung ohne Bewußtsein und ohne Gedanken verharren so ist er gänzlich gerettet.«

»Gerettet!« sprach Aloyse, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug, als wollte sie Gott danken.

»Er ist es jetzt schon, wenn nicht ein Rückfall eintritt, und Ihr könnt es der hübschen Zofe sagen, welche sich zweimal täglich nach ihm erkundigt; unter dem Allem steckt eine Leidenschaft einer vornehmen Dame, nicht wahr? Das ist zuweilen reizend, zuweilen unselig.«

»Oh! hier ist es unselig, Ihr habt Recht, Meister Nostredame«,

sprach seufzend Aloyse.

»Gott wolle, daß er sich aus der Leidenschaft wie aus der Krankheit herausreißt, Frau Aloyse, wenn nicht Krankheit und Leidenschaft dieselben Wirkungen und dieselben Ursachen haben. Ich würde für die eine stehen und nicht für die andere.«

Nostradamus öffnete die weiche, träge Hand, die er in der seinigen hielt, und betrachtete mit einer träumerischen Aufmerksamkeit die innere Fläche dieser Hand. Er spannte sogar die Haut über dem Zeigefinger und dem Mittelfinger aus; er schien nicht ohne eine gewisse Anstrengung in seinem Gedächtnis? eine Erinnerung zu suchen.

»Das ist sonderbar«, sagte er halblaut und wie zu sich selbst, »ich studiere wiederholt diese Hand, und es ist mir, als hätte ich sie schon zu einer andern Zeit untersucht. Doch welche Zeichen waren mir damals aufgefallen? Die Mensalinie ist günstig, die mittlere ist zweifelhaft, doch die Lebenslinie ist vollkommen. Im Übrigen nichts als Gewöhnliches. Die vorherrschende Eigenschaft dieses jungen Mannes muß ein fester, strenger Wille sein, ein Wille, so unversöhnlich als der von einer sichern Hand abgeschossene Pfeil. Das ist es nicht, was mich einst in Erstaunen setzte. Und dann sind meine Erinnerungen zu verworren, um nicht einer älteren Zeit anzugehören, und Euer Herr, Frau Aloyse, ist wohl noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt.«

»Er ist vierundzwanzig.«

»Also ist er im Jahr 1533 geboren; wißt Ihr an welchem Tage, Frau Aloyse?«

»Am 6. März.«

»Doch Ihr wißt nicht, ob am Morgen oder am Abend?«

»Verzeiht, ich war bei seiner Mutter, der ich bei ihren Geburtswehen beistand. Der gnädige Herr Gabriel ist auf den Schlag halb sieben Uhr Morgens geboren.«

Nostradamus schrieb sich das auf und sagte dann:

»Ich werde sehen, wie an diesem Tag und zu dieser Stunde der Stand des Himmels war. Doch wenn der Vicomte d'Exmés zwanzig Jahre älter wäre, so würde ich schwören, daß ich seine Hand schon in der meinigen gehalten. Übrigens ist wenig daran gelegen! nicht der Zauberer wie mich das Volk zuweilen nennt,

hat hier zu tun, sondern der Arzt, und ich wiederhole Euch, Frau Aloyse, der Arzt steht nun für den Kranken.«

»Verzeiht, Meister«, sprach Aloyse traurig, »Ihr habt gesagt, Ihr stündet für die Krankheit, doch Ihr stündet nicht für die Leidenschaft.«

»Die Leidenschaft!« murmelte Nostradamus lächelnd, »ei! mir dünkt, der Umstand, daß die kleine Zofe täglich zweimal hier erscheint, beweist, daß sie keine verzweifelte ist.«

»Im Gegenteil, Meister, im Gegenteil«, rief Aloyse voll Schrecken.

»Geht doch, Dame Aloyse! reich, brav, jung und schön wie der Vicomte d'Exmés, wird man nicht lange von den Damen in einer Zeit, wie die unsrige ist, zurückgestoßen; man wird höchstens zuweilen vertagt.«

»Nehmt jedoch an, es sei dem nicht so, Meister. Nehmt an, wenn der gnädige Herr wieder zum Leben und zur Vernunft zurückkehrt, sei der erste, der einzige Gedanke, der diese wiedererweckte Vernunft berührt, der: ›Die Frau welche ich liebe, ist unwiderruflich für mich verloren.‹ Was wird dann geschehen?«

»Oh! hoffen wir, daß Eure Voraussetzung nicht gegründet ist, Dame Aloyse, das wäre schrecklich. Dieser mächtige Schmerz in dem so schwachen Gehirn wäre gräßlich! So weit man einen Menschen nach den Zügen seines Gesichtes und dem Blicke seiner Augen beurteilen kann, ist Euer Herr, Aloyse, kein oberflächlicher Mensch und hier wäre sein energischer, mächtiger Wille nur eine Gefahr mehr und es könnte, an dem Unmöglichen gebrochen, das Leben mit ihm brechen.«

»Jesus! mein Kind würde sterben!« rief Aloyse.

»Es wäre wenigstens Gefahr vorhanden. daß wieder eine Hirnentzündung einträte«, sprach Nostradamus. »Doch es gibt immer Mittel, vor seinen Augen einen Schimmer der Hoffnung glänzen zu lassen. Er würde nach der entferntesten, nach der flüchtigsten Möglichkeit greifen und wäre gerettet.«

»Dann wird er gerettet«, sprach Aloyse mit düsterer Miene, »ich werde meineidig, doch er wird gerettet sein. Herr Nostradamus, ich danke Euch.«

Es verging eine Woche und Gabriel schien seinen Geist, wenn

nicht zu finden, doch wenigstens zu suchen. Seine noch irren und ausdruckslosen Augen befragten die Gesichter und die Gegenstände; dann fing er an die Bewegungen zu unterstützen, die man ihm verleihen wollte, sich allein aufzurichten, und den Trank zu nehmen, den ihm Nostradamus reichte.

Aloyse stand unermüdlich zu seinen Häupten und wartete.

Nach Verlauf einer weiteren Woche konnte Gabriel sprechen. Es war noch nicht völlig Licht in dem Chaos seines Verstandes; er sprach nur unzusammenhängende Worte ohne Folge, welche jedoch Bezug auf Tatsachen seines vergangenen Lebens hatten. Mehr noch, Aloyse zitterte, wenn der Arzt da war, er könnte eines von seinen Geheimnissen erraten.

Sie täuschte sich nicht gänzlich in ihren Befürchtungen, und eines Tags rief Gabriel in seinem fieberhaften Schläfe in Gegenwart von Nostradamus:

»Sie glauben, ich heiße Vicomte d'Exmés. Nein, nein, nehmt Euch in Acht! Ich bin der Graf von Montgomery.«

»Der Graf von Montgomery!« sprach Nostradamus von einer Erinnerung berührt.

»Stille!« sagte Aloyse, indem sie einen Finger an ihre Lippen legte.

Doch Nostradamus ging weg, ohne daß Gabriel ein Wort beigefügt hatte, und da am andern Tag und an den folgenden Tagen der Arzt nicht mehr von den dem Kranken entschlüpften Worten sprach, so befürchtete Aloyse, darauf zurückkehrend, seine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was Gabriel zu verbergen ein Interesse haben konnte. Dieser Vorfall schien daher für Beide vergessen.

Bei Gabriel ging es immer besser; er erkannte Aloyse und Martin-Guerre; er verlangte nach dem, was er brauchte, er sprach mit einer traurigen Weichheit, welche glauben ließ, er habe seine Vernunft endlich wieder erlangt.

Eines Morgens, an dem Tag, wo er zum ersten Male aufstand, sprach er zu Aloyse:

»Amme, der Krieg?«

»Welcher Krieg?«

»Der Krieg gegen Spanien und England?«

»Oh! gnädiger Herr, man hört nur klägliche Erzählungen davon. Durch zwölftausend Mann Engländer verstärkt sind die Spanier, wie man sagt, in der Picardie eingefallen. Man schlägt sich auf der ganzen Grenze.«

»Desto besser«, versetzte Gabriel.

Aloyse schrieb diese Antwort einem Rest vom Delirium zu. Am andern Tag aber sprach Gabriel mit vollkommener Geistesgegenwart:

»Ich habe Dich gestern nicht gefragt, ob Herr von Guise aus Italien zurückgekommen ist?«

»Er ist unter Weges, gnädiger Herr«, antworte Aloyse erstaunt.

»Das ist gut. Welchen Tag des Monats haben wir heute?«

»Dienstag den vierten August, gnädiger Herr.«

»Am siebenten ist es also zwei Monate, daß ich mich auf mein Schmerzensbette niedergelegt habe.«

»Oh! wie erinnert sich der gnädige Herr dessen?« rief Aloyse zitternd.

»Ja, ich erinnere mich, Aloyse, ich erinnere mich; aber«, fügte er traurig bei, »wenn ich nichts vergessen habe, so scheint es mir dagegen, daß man mich vergessen hat; Niemand ist gekommen, um sich nach mir zu erkundigen, Aloyse?«

»Doch, gnädiger Herr«, erwiderte mit zitternder Stimme Aloyse, welche ängstlich auf dem Gesichte ihres jungen Gebieters die Wirkung ihrer Worte verfolgte; »eine Zofe Namens Jacinthe kam zweimal jeden Tag, um sich nach Eurem Befinden zu erkundigen. Aber seit vierzehn Tagen, seitdem sich eine merkliche Besserung erklärt hat, kommt sie nicht mehr.«

»Sie kommt nicht mehr . . . und weißt Du warum, Amme?«

»Ja, gnädiger Herr. Ihre Gebieterin hat, wie mir Jacinthe das letzte Mal sagte, vom König die Erlaubnis erhalten, sich wenigstens bis zum Ende des Krieges in ein Kloster zurückzuziehen.«

»Wahrhaftig!« sagte Gabriel mit einem sanften, schwermütigen Lächeln.

Und während eine Träne, die erste, die er seit zwei Monaten vergoß, langsam über seine Wange floß, fügte er bei:

»Teure Diana!«

»Oh! gnädiger Herr«, rief Aloyse außer sich vor Freude, »Ihr habt diesen Namen ausgesprochen, ohne eine Erschütterung, ohne darüber ohnmächtig zu werden. Meister Nostradamus hat sich getäuscht. Der gnädige Herr ist gerettet, der gnädige Herr wird leben, und ich brauche meinen Schwur nicht zu brechen.«

Man sieht, daß die arme Amme vor Freude verrückt war, aber Gabriel verstand zum Glück nur ihre letzten Worte. Mit einem bitteren Lächeln erwiderte er:

»Ja, ich bin gerettet, und dennoch, meine gute Aloyse, werde ich nicht leben.«

»Wie so, gnädiger Herr?« fragte Aloyse, an allen Gliedern zitternd.

»Der Körper hat mutig Widerstand geleistet«, antwortete Gabriel, »doch die Seele, Aloyse, glaubst Du, die Seele sei nicht tödlich verletzt? Es ist wahr, ich werde mich von dieser langen Krankheit erholen, und ich lasse mich heilen, wie Du siehst. Doch zum Glück schlägt man sich auf der Grenze, ich bin Kapitän der Garben, und mein Platz ist da, wo man sich schlägt. Sobald ich zu Pferde steigen kann gehe ich dahin, wo mein Platz ist . . . Und in der ersten Schlacht, die ich mitmache, Aloyse, werde ich es so einrichten, daß ich nicht mehr zurückzukommen brauche.«

»Heilige Jungfrau! Ihr werdet Euch töten lassen! Und warum dies, gnädiger Herr, warum dies?«

»Warum? weil Frau von Poitiers geschwiegen hat, Aloyse, weil Diana vielleicht meine Schwester ist, und weil ich Diana liebe; weil der König vielleicht meinen Vater hat ermorden lassen, und weil ich den König nicht ohne eine Gewißheit bestrafen kann. Da ich nun weder meinen Vater rächen, noch meine Schwester heiraten kann, so weiß ich nicht, was ich auf der Welt zu tun hätte. Deshalb will ich sie verlassen.«

»Nein, Ihr werdet sie nicht verlassen«, sprach Aloyse mit dumpfem Tone und düsterer Miene. »Ihr werdet sie nicht verlassen, gerade weil Ihr viel zu tun habt, weil Euch ein schreckliches Geschäft obliegt, dafür stehe ich Euch. Doch hiervon werde ich mit Euch erst an dem Tag sprechen, wo Ihr völlig wiederhergestellt seid, und wo mir Meister Nostradamus die Versicherung gibt, daß Ihr mich hören könnt, und daß Ihr Kraft

dazu habt.«

Dieser Tag kam am Dienstag der darauf folgenden Woche. Gabriel ging seit drei Tagen aus, um sein Feldgerät in Ordnung bringen zu lassen und Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen, und Nostradamus hatte gesagt, er würde noch einmal am Tage seinen Wiedergenesenden besuchen, doch dies wäre das letzte Mal.

In einem Augenblick, wo Aloyse sich mit Gabriel allein fand, sprach sie:

»Habt Ihr über den äußersten Entschluß, den Ihr gefaßt, nachgedacht, und beharrt Ihr bei diesem Entschluß?«

»Ich beharre dabei.«

»Ihr wollt Euch also töten?«

»Ich will mich töten lassen.«

»Weil Ihr kein Mittel mehr habt, um zu erfahren, ob Frau von Castro Eure Schwester ist oder nicht ist sterbt Ihr?«

»Aus diesem Grunde.«

»Was sagte ich Euch, um Euch auf die Spur dieses furchtbaren Geheimnisses zubringen? Erinneret Ihr Euch?«

»Gewiß! Gott in der andern Welt und zwei Personen in dieser wären allein in dieses Geheimnis eingeweiht gewesen. Die zwei menschlichen Geschöpfe wären Diana von Poitiers und der Graf von Montgomery mein Vater. Ich habe Frau von Valentinois gebeten, beschworen, bedroht, doch ich bin unsicherer und trostloser als je von ihr weggegangen.«

»Aber Ihr fügtet bei, gnädiger Herr: müßtet Ihr in das Grab Eures Vaters hinabsteigen, um ihm das Geheimnis zu entreißen, Ihr würdet hinabsteigen, ohne zu erbleichen.«

»Oh! ich weiß nicht einmal, wo dieses Grab ist.«

»Ich auch nicht, doch man sucht es, gnädiger Herr.«

»Und wenn ich es auch gefunden hättet« rief Gabriel, »würde Gott für mich ein Wunder tun? Die Toten sprechen nicht, Aloyse.«

»Die Toten, nein; die Lebenden, ja.«

»Großer Gott! was willst Du damit sagen?« rief Gabriel erbleichend.

»Daß Ihr nicht, wie Ihr in Eurem Delirium wiederholten der Graf

von Montgomery sondern nur der Vicomte von Montgomery seid, weil Euer Vater, der Graf von Montgomery noch leben muß.«

»Himmel und Erde! Du weißt, daß er, daß mein Vater noch lebt?«

»Ich weiß es nicht, gnädiger Herr, doch ich Vermute und hoffe es, denn es war eine starke, mutige Natur, wie die Eurige, die sich mächtig gegen das Leiden und das Unglück anstremte. Wenn er noch lebt, wird er nicht, wie Frau Diana, den Aufschluß über das Geheimnis verweigern, von dem Euer Glück abhängt!«

»Doch wo ihn finden? von wem ihn verlangen? Aloyse, im, Namen des Himmels, sprich!«

»Das ist eine schreckliche Geschichte, gnädiger Herr, und ich hatte, auf den Befehl Eures Vaters, meinem Mann geschworen, sie Euch nie zu enthüllen; denn sobald Ihr sie wißt, werdet Ihr Euch in furchtbare Gefahren stürzen, gnädiger Herr, Ihr werdet Feinden, welche hundertmal stärker sind, als Ihr, den Krieg erklären. Doch die verzweifeltste Gefahr ist immer noch besser, als ein gewisser Tod. Ihr wart entschlossen zu sterben, und ich weiß, daß Ihr in Eurem Entschluß nicht gewankt hättet. Ich will Euch lieber den Wechselfällen des verwegenen Kampfes preisgeben, den Euer Vater für Euch fürchtete. Euer Tod ist so minder sicher und wird immerhin etwas verzögert werden. Ich will Euch also Alles sagen, gnädiger Herr, und Gott wird mir vielleicht meinen Eidbruch vergeben.«

»Ja, gewiß, meine gute Aloys . . . Mein Vater! mein Vater lebt . . . sprich geschwinde!«

Doch in diesem Augenblick klopfte Jemand bescheiden an die Türe und Nostradamus erschien.

»Ah, ah! Herr d'Exmés«, sagte er zu Gabriel, »Wie munter und belebt finde ich Euch! Das gefällt mir, Ihr wart nicht so vor einem Monat. Mir scheint, Ihr seid nun völlig bereit, zu Feld zu ziehen!«

»Wirklich zu Feld zu ziehen!« sprach Gabriel, indem er mit funkelndem Auge Aloyse anschaute.

»Ich sehe also, daß der Arzt nichts mehr hier zu tun hat«, versetzte Nostradamus.

»Nichts mehr, als meinen Dank, Meister, und den Preis für Eure Dienste, wenn ich dies sagen darf, zu empfangen, denn in

gewissen Fällen bezahlt man das Leben nicht.«

Und er drückte dem Doktor die Hand und legte in diese Hand eine Rolle Gold.

»Ich danke, Herr Vicomte d'Exmés«, sprach-Nostradamus. »Doch erlaubt mir, Euch ebenfalls ein Geschenk zu machen, von dem ich glaube, daß es für Euch von Wert ist.«

»Was ist das, Meister?«

»Ihr wißt, gnädiger Herr, daß ich mich nicht allein damit beschäftigt habe, die Krankheiten der Menschen kennen zu lernen. Ich wollte weiter und höher sehen, ich wollte ihre Geschicke ergründen, eine Aufgabe voll von Zweifeln und Schatten; doch in Ermangelung von Licht habe ich, wie mir scheint, zuweilen den Schimmer gesehen. Gott hat, davon bin ich fest überzeugt, zweimal den breiten, mächtigen Plan des Schicksals von jedem Menschen geschrieben: einmal in die Gestirne des Himmels, in sein Vaterland, zu dem er so oft die Augen erhebt, und dann in die Linien seiner Hand, ein verworrenes Zauberbuch, das er beständig bei sich trägt, welches er jedoch ohne zahllose Studien nicht einmal zu buchstabieren vermag. Viele Tage und viele Nächte; hindurch habe ich in diese zwei Wissenschaften, welche bodenlos sind, wie das Faß der Daumen, in die Chiromantie und die Astrologie einzudringen gesucht. Ich habe alle Jahre der Zukunft vor mich heraufbeschworen, und in tausend Jahren werden die Menschen, die dann leben, vielleicht manchmal über meine Prophezeiungen staunen. Aber ich weiß nichtsdestoweniger, daß die Wahrheit nur durch Blitze leuchtet; denn wenn ich zuweilen sehe, so zweifle ich leider viel öfter. Dessen ungeachtet weiß ich, daß ich in Zwischenräumen Stunden der Hellsichtigkeit habe, die mich sogar erschrecken, gnädiger Herr. In einer von diesen Stunden sah ich vor fünfundzwanzig Jahren das Geschick eines Edelmannes am Hofe von König Franz klar in den Gestirnen, welche bei seiner Geburt herrschten, und in den verwickelten Linien seiner Hand geschrieben. Dieses seltsame gefahrvolle Geschick fiel mir ungemein auf. Beurteilt mein Erstaunen als ich in Eurer Hand und in den Gestirnen Eurer Geburt ein Horoskop dem ähnlich, welches mich einst so sehr in Erstaunen gesetzt hatte, herauszufinden glaubte. Doch ich konnte es nicht so klar

unterscheiden wie einst und ein Zwischenraum von fünfundzwanzig Jahren verwirrte meine Erinnerungen. Im vorigen Monat, gnädiger Herr, sprach Ihr endlich in Eurem Fieber einen Namen aus; ich hörte nur diesen Namen, doch er ergriff mich. Es war der Name des Grafen von Montgomery!«

»Des Grafen von Montgomery?« rief Gabriel erschrocken.

»Ich wiederhole Euch, gnädiger Herr, daß ich nur diesen Namen gehört habe; am Übrigen war mir wenig gelegen. Denn dieser Name war der des Mannes, dessen Schicksal mir leuchtend wie der helle Mittag erschienen war. Ich lief nach Hause, durchwühlte meine alten Papiere und fand das Horoskop des Grafen von Montgomery wieder. Doch es ist seltsam und mir in den dreißig Jahren, seitdem ich studiere, noch nicht vorgekommen, Ihr müßt mit dem Grafen von Montgomery in geheimnisvollen Beziehungen, in seltsamer Verwandtschaft stehen, und Gott, der nie zwei Menschen zwei gleiche Geschicke gegeben hat, hatte Euch Beide ohne Zweifel zu denselben Ereignissen vorbehalten. Denn ich hatte mich nicht getäuscht: die Linien der Hand und die Gestirne des Himmels waren für Euch Beide dieselben. Ich will übrigens nicht sagen, es finde keine Verschiedenheit in den einzelnen Umständen von Eurer Beider Leben statt, die vorherrschende Tatsache aber, welche es Charakterisiert, ist dieselbe. Ich habe den Grafen von Montgomery einst aus dem Auge verloren, dennoch aber weiß ich, daß eine von meinen Weissagungen sich für ihn verwirklicht hat. Er hat den König mit einem Feuerbrand an der Stirne verwundet. Ob sein übriges Geschick in Erfüllung gegangen ist, weiß ich nicht. Ich kann nur behaupten, daß das Unglück und der Tod, wodurch er bedroht war, auch Euch bedrohen!«

»Ist es möglich?« sagte Gabriel.

»Hier, gnädiger Herr«, sprach Nostradamus, indem er dem Vicomte d'Exmés ein zusammengerolltes Papier überreichte, »Hier ist das Horoskop, das ich zur Zeit für den Grafen von Montgomery geschrieben hatte. Ich würde es heute nicht anders für Euch schreiben.«

»Gebt, Meister, gebt, dieses Geschenk ist in der Tat unschätzbar, und Ihr könnt nicht glauben, in welchem Maße es für mich kostbar wird.«

»Ein letztes Wort, damit Ihr auf Eurer Hut seid, obgleich Gott der Gebieter ist und man nicht wohl seinen Ratsschlüssen entgehen kann. Die Nativität von Heinrich II. weissagt, er werde in einem Duell oder in einem Einzelkampfe seinen Tod finden.«

»Ja welchem Zusammenhang . . . «

»Wenn Ihr dieses Pergament gelesen habt, werdet Ihr mich verstehen, gnädiger Herr. Nun habe ich nur noch von Euch Abschied zu nehmen und Euch zu wünschen, daß die Katastrophe, welche Gott in Euer Leben gelegt hat, wenigstens unwillkürlich sein möge.«

hiernach verbeugte sich Nostradamus vor Gabriel, der ihm die Hand drückte und ihn bis zur Türe geleitete, und ging hinaus.

Sobald er zu Aloyse zurückkam, entfaltete Gabriel das Pergament, und nachdem er sich versichert hatte, daß ihn Niemand stören oder belauern konnte, las er mit lauter Stimme; wie folgt:

»Bei Spiel, bei Liebe wird er berühren
Des Königs Stirne
Mit Wunden schlagen und Hörner setzen
Des Königs Stirne;
Es wird ihn, lieben, sein mündel töten
Des Königs Dame.«

»Es ist gut!« rief Gabriel, die Stirne strahlend und den Blick triumphierend. »Nun kannst Du mir erzählen, liebe Aloyse, wie Heinrich II. den Grafen von Montgomery meinen Vater, lebendig begraben hat.«

»Der König Heinrich II.!« rief Aloyse, »woher wißt Ihr, gnädiger Herr.«

»Ich errate es! Doch Du kannst mir das Verbrechen enthüllen, da Gott mir schon die Rache hat verkündigen lassen.«

XVIII.

Der schlimmste Fall einer Coquette.

Wir vervollständigen durch die Memoiren und Chroniken der Zeit die Erzählung von Aloyse welche ihr Gatte Perrot Navrigny, der Stallmeister und Vertraute des Grafen von Montgomery, von allen Lebensumständen seines Gebieters unterrichtet hatte, und geben in Folgendem die düstere Geschichte von Jacques von Montgomery, dem Vater von Gabriel. Sein Sohn kannte die allgemeinen und offiziellen Verhältnisse, aber die unselige Entwicklung, welche diese Geschichte schloß, war ihm unbekannt, wie Allen.

Jacques von Montgomery, Herr von Lorges, war wie alle seine Ahnen mutig und tapfer, und unter der kriegerischen Regierung von Franz I. sah man ihn stets in der ersten Reihe da, wo man sich schlug. Er wurde auch bald zum Obersten des französischen Fußvolks ernannt.

Unter seinen hundert Heldentaten war jedoch ein ärgerliches Ereignis das, auf welches Nostradamus anspielte.

Es fiel im Jahr 1521 vor; der Graf von Montgomery war ungefähr zwanzig Jahre alt und erst Kapitän; der Winter war streng und die jungen Leute machten, den jungen König Franz I. an der Spitze, eine Schneeballpartie: ein Spiel nicht ohne Gefahr und zu jener Zeit sehr in der Mode. Man teilte sich in zwei Lager, die Einen verteidigten ein Haus und die Andern griffen es mit Schneebällen an. Der Graf von Enghien, Herr von Cérises, wurde in einem solchen Spiel getötet. Es fehlte nicht viel, so hätte Jacques von Montgomery den König auch getötet. Als die Schlacht beendet war, wollte man sich wieder erwärmen; man hatte das Feuer erlöschen lassen, und alle diese stürmischen jungen Toren wollten es wieder anzünden. Jacques brachte in aller Eile zuerst einen Brand in einer Feuerzange, doch er traf unter Weges auf Franz I., der nicht mehr Zeit hatte sich zu schützen, und mit dem feurigen Scheit heftig auf die Stirne gestoßen wurde. Es entstand hierdurch zum Glück nur eine Wunde, doch eine ziemlich bedeutende, und die häßliche Narbe,

die sie zurückließ, gab Anlaß zu der Mode des langen Bartes und der kurzen Haare, nach der Verordnung von Franz I.

Da der Graf von Montgomery dieses unglückliche Ereignis durch tausend schöne Waffentaten vergessen machte, so bewahrte der König keinen Groll gegen ihn und erhob ihn zu den höchsten Stellen bei Hof und im Heere. Im Jahre 1530 heiratete Jacques Claudine de la Boissière. Es war eine einfache Convenienzheirath, dennoch beweinte er lange seine Frau, welche im Jahre 1533 nach der Geburt von Gabriel starb. Der Grund seines Charakters war, wie bei allen denjenigen, welche zu etwas Unseligem vorherbestimmt sind, die Traurigkeit. Als er Witwen und allein war, bestanden seine Zerstreungen in Degenstichen; er stürzte sich aus Langeweile in die Gefahr. Doch im Jahre 1538, nach dem Waffenstillstand von Nizza, als dieser Mann des Krieges und der Tätigkeit sich in die Hofordnung fügen und mit einem Paradedegen an der Seite in den Galerien der Tournelles und des Louvre spazieren gehen mußte, da wäre er vor Überdruß beinahe gestorben.

Eine Leidenschaft rettete ihn und brachte ihn ins Verderben.

Die königliche Circe zog in ihren Zaubergarten dieses naive, kräftige alte Kind. Er verliebte sich in Diana von Poitiers.

Düster und verdrießlich ging er drei Monate um sie her, ohne ein einziges Mal das Wort an sie zu richten, doch er schaute sie mit einem Blick an, der Alles sagte. Es brauchte nicht so viel für die Großseneschallin, um zu begreifen, daß diese Seele ihr gehörte. Sie schrieb seine Leidenschaft in einen Winkel ihres Gedächtnisses, um sich bei Gelegenheit derselbe . . . edienen.

Die Gelegenheit kam. Franz I. fing an seine schöne Geliebte zu vernachlässigen, und er wandte sich Madame d'Etampes zu, welche minder schön war, aber den großen Vorteil, auf eine andere Art schön zu sein, für sich hatte.

Als die Symptome der Vernachlässigung offenkundig wurden, sprach Diana zum ersten Male in ihrem Leben mit Jacques von Montgomery. Dies geschah in den Tournelles, bei einem Feste, das der König seiner neuen Favoritin gab.

»Herr von Montgomery?« sagte Diana dem Grafen rufend.

Er näherte sich ihr mit pochender Brust und verbeugte sich

linkisch.

»Wie traurig seid Ihr, Herr von Montgomery!« sagte sie.

»Zum Sterben, Madame.«

»Und warum dies, großer Gott?«

»Madame, ich möchte mich gern töten lassen.«

»Für irgend Jemand ohne Zweifel.«

»Für irgend Jemand wäre es sehr süß; doch meiner Treue! für nichts wäre es auch süß.«

»Das ist eine furchtbare Schwermut«, versetzte Diana; »doch woher kommt diese schwarze Krankheit?«

»Weiß ich es, Madame?«

»Ich weiß es, Herr von Montgomery, Ihr liebt mich.«

Jacques wurde ganz bleich, dann aber bewaffnete er sich mit einer Entschlossenheit, die er sicherlich nicht gebraucht hätte, um sich mitten in ein feindliches Bataillon zu werfen, und antwortete mit einer rauhen, zitternden Stimme:«

»Nun wohl! ja; Madame, ich liebe Euch und das ist schlimm.«

»Das ist gut!« versetzte Diana lachend.

»Was habt Ihr gesagt?« rief Montgomery, zitternd. »Ah! nehmt Euch in Acht, Madame? dies ist kein Spiel, es ist eine aufrichtige, tiefe Liebe, obgleich sie unmöglich ist, oder gerade weil sie unmöglich ist.«

»Und warum ist sie unmöglich?« fragte Diana.

»Madame«, antwortete Jacques, »Verzeiht meine Offenherzigkeit; ich habe nicht die Dinge durch Worte schminken gelenkt. Liebt Euch der König nicht, Madame?«

»Es ist wahr«, versetzte Diana seufzend, »er liebt mich.«

»Ihr seht also, daß es mir verboten ist, wenn nicht Euch zu lieben, doch wenigstens Euch diese unwürdige Liebe zu erklären.«

»Eurer unwürdig, das ist richtig«, sprach die Herzogin.«

»Oh! nein, nicht meiner!« rief der Graf, »und könnte es eines Tages geschehe . . . «

Doch Diana unterbrach ihn mit einer ernsten Traurigkeit und mit einer gut gespielten Würde und sagte:

»Genug Herr von Montgomery, ich bitte Euch, laßt uns dieses

Gespräch abbrechen.«

Sie grüßte ihn kalt, entfernte, sich und ließ den armen Grafen von tausend entgegengesetzten Gefühlen, von Eifersucht, Liebe, Haß, Schmerz und Freude hin- und hergeworfen. Diana kannte also die Anbetung, die er für sie hegte, doch er, er hatte sie vielleicht verwundet? Er hatte ihr ungerecht, undankbar, grausam scheinen müssen! Er wiederholte sich alle die erhabenen Albernheiten der Liebe.

Am andern Tag sagte Diana von Poitiers zu Franz I.:

»Wißt Ihr auch, Sire, daß Herr von Montgomery in mich verliebt ist?«

»Ei! ei!« versetzte Franz lachend, »die Montgomery sind von altem Geschlecht und beinahe eben so edel als ich; mehr noch, beinahe eben so brav, und wie ich sehe beinahe eben so galant.«

»Ist das Alles, was Eure Majestät mir zu erwidern findet?« sagte Diana.

»Was soll ich Euch antworten, mein Herz?« versetzte der König. »Muß ich durchaus dem Grafen von Montgomery grollen, weil er wie ich guten Geschmack und gute Augen hat?«

»Handelte es sich um Madame d'Etampes, so würdet Ihr das nicht sagen«, murmelte Diana verletzt.

Sie trieb dieses Gespräch nicht weiter. Doch sie beschloß die Prüfung weiter zu treiben, Als sie Jacques von Montgomery einige Tage darauf wieder sah, rief sie ihn abermals:

»Wie! Herr von Montgomery, noch trauriger, als gewöhnlich?«

»Allerdings, Madame«, antwortete der Graf demutsvoll, »denn ich zittere, Euch beleidigt zu haben.«

»Nicht beleidigt, mein Herr, sondern nur betrübt«, sprach die Herzogin.

»Oh! Madame«, rief Montgomery »ich, der ich all mein Leben geben würde, um Euch eine Träne zu ersparen, wie kann ich Euch den geringsten Schmerz verursachen!«

»Ließt Ihr mich nicht hören, da ich die Geliebte des Königs sei, so habe ich nicht das Recht, auf die Liebe eines Edelmanns Anspruch zu machen.«

»Ah! das war nicht mein Gedanke, Madame, es konnte nicht mein Gedanke sein, da ich, ein Edelmann, Euch mit einer eben so

aufrichtigem als tiefen Liebe zugetan bin. Ich wollte nur sagen, Ihr könntet mich nicht lieben, da der König Euch liebte und Ihr den König liebtet.«

»Der König liebt mich nicht, und ich liebe den König nicht«, entgegnete Diana.

»Gott des Himmels! dann könntet Ihr also mich lieben?« rief Montgomery.

»Ich kann Euch lieben«, erwiderte Diana ruhig, »doch ich werde Euch nie sagen können, daß ich Euch liebe.«

»Warum dies«, Madame?«

»Um meinem Vater das Leben zu retten, konnte ich die Geliebte des Königs von Frankreich werden; doch um meine Ehre wieder zu erhalten, darf ich nicht die des Grafen von Montgomery sein.«

Sie begleitete diese Halbweigerung mit einem so leidenschaftlichen und so schmach tenden Blick, daß der Graf nicht mehr an sich halten konnte.

»Ah! Madame«, sagte er zu der coquetten Herzogin, »wenn Ihr mich liebtet, wie ich Euch liebe? . . . «

»Nun?«

»Was ist mir an der Welt, an den Vorurteilen der Familie und der Ehre gelegen! für mich seid Ihr das Weltall. Seit drei Monaten lebe ich nur von Eurem Anblick. ich liebe Euch mit der ganzen Glut und der ganzen Blindheit der ersten Liebe. Eure erhabene Schönheit berauscht, verwirrt mich. Wenn Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe, seid die Gräfin von Montgomery, seid meine Frau.«

»Ich danke, Graf«, sprach Diana triumphierend, »ich werde mich dieser edlen, hochherzigen Worte erinnern. Mittlerweile wißt Ihr, daß Grün und Weiß meine Farben sind.«

Ganz entzückt küßte Jacques die weiße Hand von Diana: er war stolzer und glücklicher, als wenn die Krone der Welt ihm gehört hätte.

Und als am andern Tag Franz I. gegen Diana von Poitiers bemerkte, ihr neuer Anbeter fange an öffentlich ihre Farben zu tragen, da sagte sie, indem sie den König mit der ganzen Schärfe ihres Blickes anschaute:

»Ist es nicht sein Recht, Sire, kann ich ihm nicht gestatten,

meine Farben zu tragen, da er mir seinen Namen zu tragen anbietet?«

»Ist es möglich?« fragte der König.

»Es ist gewiß Sire«, antwortete mit einem bestimmten Nachdruck die Herzogin, welche einen Augenblick glaubte, es sei ihr gelungen, und die Eifersucht erwecke bei dem Ungetreuen die Liebe wieder.

Doch nachdem er nur kurz geschwiegen, stand der König auf um das Gespräch abubrechen, und sagte heiter zu Diana:

»Wenn es sich so verhält, Madame, so werden wir die Stelle des Großseneschalls, welche seit dem Tod von Herrn von Brezé, Eurem ersten Gemahl, erledigt geblieben ist, Herrn von Montgomery zum Hochzeitsgeschenk geben.«

»Und Herr von Montgomery Sire, wird sie annehmen können« versetzte Diana mit stolzem Tone, »denn ich werde eine treue und rechtschaffene Gattin für ihn sein und ihn nicht für alle Könige des Weltalls verraten.«

Der König verbeugte sich lächelnd ohne zu antworten und entfernte sich.

Madame d'Etampes trug entschieden den Sieg davon.

Groll im Herzen, sagte an demselben Tag die ehrgeizige Diana zu dem entzückten Jacques:

»Mein mutiger Graf, mein edler Montgomery, ich liebe Dich.«

XIX.

Wie Heinrich II. zu Lebzeiten seines Vaters seine Erbschaft einzuziehen anfang.

Die Heirat von Diana und vom Grafen von Montgomery wurde auf drei Monate nach dieser Zeit festgestellt, und bei dem so verleumderischen, so ausschweifenden Hofe ging das Gerücht, in ihrem Drang nach Rache gebe Diana von Poitiers ihrem zukünftigen Gemahl Handgelder.

Und dennoch vergingen drei Monate, und der Graf von Montgomery war verliebter als je, doch Diana verschob von Tag zu Tag die Vollziehung ihres Versprechens.

Dies kam davon her, daß sie kurze Zeit, nachdem sie es eingegangen, bemerkt hatte, mit welchen Blicken sie verstohlen der junge Dauphin anschaute. Hierdurch wurde ein neuer Ehrgeiz in dem Herzen der gebieterischen Diana erweckt. Der Titel der Gräfin von Montgomery konnte nur eine Niederlage bedecken. Der Titel einer Geliebten des Dauphin war beinahe ein Sieg. Wie! Madame d'Etampes, welche stets auf eine verächtliche Weise von dem Alter von Diana sprach, war nur vom Vater geliebt, und sie, Diana, wurde vom Sohn geliebt, ihr die Jugend, ihr die Hoffnung, ihr die Zukunft. Madame d'Etampes war *ihr* nachgefolgt doch *sie* war die Nachfolgerin von Madame d'Etampes. Sie würde wartend, geduldig, ruhig, wie eine lebendige Drohung vor ihr stehe . . . Denn Heinrich würde eines Tags König sein, und Diana immer noch schön, und abermals Königin. Das war in der Tat ein wahrer Sieg.

Der Charakter von Heinrich machte ihn noch gewisser. Er war damals erst neunzehn Jahre alt; doch er hatte an mehr als einem Krieg Teil genommen; seit vier Jahren war er mit Catharina von Medicis verheiratet, und dennoch war er ein wildes, scheues Kind geblieben. So kühn und vollendet er sich in der Reitkunst, im Fechten, bei den Ritterspielen und bei allen Übungen zeigte, welche Geschmeidigkeit und Gewandtheit erfordern, ebenso linkisch und verlegen war er bei den Festen des Louvre und in

Gegenwart der Frauen. Schwerfälligen Geistes und Urteils gab er sich dem hin, welcher ihn nehmen wollte. Anne von Montmorency, der kalt mit dem König stand, hatte sich dem Dauphin zugewendet, und erteilte ihm wohl alle seine Ratschläge und brachte ihm den ganzen Geschmack des schon reifen Mannes bei. Er leitete ihn nach seinem Gefallen und machte ihn gegen alle seine Launen fügsam. Er warf in diese schwache, zarte Seele tiefe Wurzeln einer unzerstörbaren Gewalt und bemächtigte sich Heinrichs dergestalt, daß nur das Ansehen einer Frau das seinige gefährden konnte.

Doch er bemerkte bald zu seinen! Schrecken, daß *sein Zögling* verliebt wurde. Heinrich vernachlässigte die Freundschaften mit denen er ihn weise umgeben hatte. Sonst scheu, wurde Heinrich traurig und beinahe träumerisch Montmorency schaute umher und glaubte wahrzunehmen, daß Diana von Poitiers die Königin seiner Gedanken war. Der rohe Kriegsknecht liebte Diana mehr als eine Andere! In seinen plumpen Gedanken schätzte er die königliche Kurtisane richtiger zu ihrem wahren Werte, als der ritterliche Montgomery. Er ordnete seinen Plan nach den gemeinen Instinkten, die er bei dieser Frau, den seinigen gemäß, erriet, und fortan ruhig, ließ er den Dauphin im Verborgenen für die Großseneschallin seufzen.

Sie war in der Tat die Schönheit, welche das erstarrte Herz von Heinrich erwecken mußte! Sie war witzig, herausfordernd, lebhaft; ihr feiner Kopf hatte hübsche, rasche Bewegungen, ihr Blick glänzte von Versprechungen und ihre ganze Person besaß eine magnetische (damals sagte man magische) Anziehungskraft, welche den armen Heinrich verführen mußte. Es kam ihm vor, als müßte ihm diese Frau die unbekannte Wissenschaft eines neuen Lebens enthüllen. Die Sirene war für ihn, den Scheuen, den Neugierigen den Naiven, anziehend und gefährlich wie ein Geheimnis oder wie ein Abgrund.

Diana fühlte dies Alles; doch sie zögerte noch aus Furcht vor Franz I. in der Vergangenheit und vor dem Grafen von Montgomery in der Gegenwart, sich in diese neue Zukunft einzulassen.

Als aber eines Tags der König, stets galant und eifrig, selbst gegen die Frauen, die er nicht liebte, und sogar gegen die, welche

er nicht mehr liebte, mit Diana von Poitiers in einer Fenstervertiefung plauderte, erblickte er den Dauphin, der mit verstohlenem, eifersüchtigem Auge diese Unterredung von Diana und seinem Vater belauerte.

»Franz«, tief Heinrich mit lauter Stimme.

»Ah! mein Herr Sohn, was macht Ihr da?« sagte er zu ih . . . »nähert Euch doch!«

Ganz bleich und beschämt, beschloß Heinrich, nachdem er eine Minute zwischen seiner Pflicht und seiner Angst geschwankt hatte, statt die Einladung seines Vaters zu erwidern, die Flucht zu ergreifen, als ob er ihn gar nicht gehört hätte.

»Oh! was für ein scheuer, linkischer Bursche ist das!« sagte der König; »könnt Ihr eine solche Schüchternheit begreifen, Frau Diana? Ihr, die Göttin der Wälder, habt Ihr je einen scheueren Damhirsch gesehen? Ah! ein abscheulicher Fehler.«

»Beliebt es Eurer Majestät, daß ich Monseigneur den Dauphin bessere?« versetzte Diana lächelnd.

»Es dürfte schwerlich in der Welt einen artigeren Lehrmeister und eine süßere Lehre geben«, sagte der König.

»So haltet ihn für gebessert, Sire, ich übernehme es«, sprach Diana.

Sie hatte in der Tat bald den Flüchtling eingeholt.

Der Graf von Montgomery, der an diesem Tag Dienst hatte, war nicht im Louvre.

»Ich verursache Euch also einen gewaltigen Schrecken, Hoheit . . . «

So begann Diana das Gespräch und die Belehrung. Wie sie diese beschloß, wie sie keinen von den Mißgriffen des Prinzen bemerkte und seine geringsten Worte bewunderte, wie sie ihn mit der Überzeugung verließ, er sei geistreich und reizend geworden, wie er in der Tat nach und nach bei ihr reizend und geistreich wurde, wie sie allmählich in jeder Hinsicht die Gebieterin seines Herzens wurde und ihm zu gleicher Zeit Befehle, Lektionen und Glück gab, dies ist die ewige und unübersetzbare Komödie, welche sich stets spielen, aber nie schreiben wird.

Und Montgomery? Oh! Montgomery liebte Diana zu sehr, um sie zu beurteilen, er hatte sich ihr zu blindlings hingegeben, um

klar zu sehen. Jedermann machte längst bei Hofe seine Bemerkungen über die neue Liebschaft von Frau von Poitiers, als sich der edle Graf immer noch in seinen sorgfältig von Diana unterhaltenen Illusionen wiegte. Das Gebäude an dessen Errichtung sie arbeitete, war noch zu gebrechlich, als daß sie nicht hätte eine gewaltige Erschütterung und den ganzen Einsturz befürchten sollen. Sie behielt also den Dauphin aus Ehrgeiz und den Grafen aus Klugheit.

XX.

Vom Nutzen der Freunde.

Lassen wir Aloyse die Erzählung, welche für diese Präliminarien nur die Unterlage gewesen sind, fortsetzen und vollenden.

»Meinem Mann, dem braven Perrot«, sagte sie zu Gabriel, der ihr aufmerksam zuhorchte, »waren auch die Gerüchte welche sich über Diana verbreiteten, und die Spöttereien zu Ohren gekommen, die man sich über Herrn von Montgomery erlaubte. Doch er wußte nicht, ob er seinen Gebieten den er vertrauensvoll und glücklich sah, davon in Kenntnis setzen, oder ob er ihm das abscheuliche Gewebe verbergen sollte, in das ihn die ehrgeizige Frau verstrickt hatte. Er teilte mir seine Zweifel mit, denn ich gab ihm gewöhnlich gute Ratschläge, und er hatte meine Verschwiegenheit und Festigkeit erprobt. Aber hier war ich wie er in Verlegenheit, wozu man sich entschließen sollte.«

»Eines Abends befanden wir uns, Perrot und ich, gerade hier in diesem Zimmer, gnädiger Herr, denn der Graf von Montgomery behandelte uns nicht als Diener sondern als Freunde, und er hatte sogar in Paris die patriarchalische Gewohnheit der Winterabende in der Normandie beibehalten, wo Herren und Knechte sich an demselben Heerd nach der gemeinschaftlichen Arbeit des Tages wärmen. Der Graf saß nachdenkend und den Kopf in der Hand vor dem Feuer. Er ging gewöhnlich Abends zu Frau von Poitiers, doch seit einiger Zeit ließ sie ihm oft sagen, sie wäre krank und könnte ihn nicht empfangen. Er dachte ohne Zweifel an dieses; Perrot besserte die Riemen an einem Panzer aus, und ich spann.«

»Es war am 7. Januar 1539, an einem kalten, regnerischen Abend, und am Tag nach Epiphani. Erinnert Euch an dieses unheilschwangere Datum, gnädiger Herr.«

Gabriel machte ein Zeichen, daß er kein Wort verliere, und Aloyse fuhr fort:

»Plötzlich meldete man Herrn von Langeais, Herrn von Boutières und den Grafen von Sancerre, drei Edelleute des

Hofes, Freunde unseres Gebieters, doch noch mehr Freunde von Madame d'Etampes. Alle drei waren in große, dunkle Mantel gehüllt, und obgleich sie lachend eintraten, kam es mir doch vor, Als ob sie das Unglück mitbrächten und mein Instinkt täuschte mich leider nicht.«

Der Graf von Montgomery stand auf und ging den Eintretenden mit jenen gastfreundlichen, anmutigen Manieren, die ihm so gut ließen, entgegen.«

»Seid willkommen, meine Freunde«, sprach er zu den drei Edelleuten, indem er ihnen die Hand drückte.

Auf ein Zeichen nahm ich ihnen ihre Mantel ab, und alle drei setzten sich.

»Welches Glück führt Euch in meine Wohnung?« fuhr der Graf fort.

»Eine dreifache Wette«, antwortete Herr von Boutières, »und Eure Gegenwart hier, mein lieber Graf, macht, daß ich die meinige in diesem Augenblick gewinne.«

»Ich«, sagte Herr von Langeais, »ich hatte die meinige schon gewonnen.«

»Und ich.« versetzte der Graf von Sancerre, »ich werde Die meinige sogleich gewinnen, das sollt Ihr sehen.«

»Und was habt Ihr denn gewettet, meine Herren?« fragte Montgomery.

»Langeais hatte mit d'Enghien gewettet, der Dauphin wäre diesen Abend nicht im Louvre«, sagte Herr von Boutières. »Wir gehen an Ort und Stelle und erhalten den erforderlichen Beweis, daß d'Enghien verloren hat.«

»Was Herrn von Boutières betrifft«, sprach der Graf Von Sancerre, »so hatte er mit Herrn von Montejan gewettet, Ihr wäret diesen Abend zu Hause, mein lieber Graf, und Ihr seht, daß er gewonnen hat.«

»Und Du hast auch gewonnen, Sancerre, dafür stehe ich Dir«, versetzte seinerseits Herr von Langeais, »denn im Ganzen bilden die drei Wetten nur eine, und wir hätten mit einander verloren oder gewonnen. Sancerre, Herr von Montgomery, hat hundert Pistolen gegen d'Aussun gewettet, Frau von Poitiers wäre diesen Abend krank.«

»Euer Vater«, Gabriel, erbleichte furchtbar.

»Ihr habt in der Tat gewonnen, Herr von Sancerre«, sagte er mit erschütterter Stimme, »denn die Frau Großseneschallin ließ mich so eben benachrichtigen, sie könne Niemand empfangen, weil sie plötzlich unpäßlich geworden sei.«

»Ah!« rief der Graf von Sancerre, »ich sagte es doch! Meine Herren, Ihr werdet mir gegen d'Aussun bezeugen, daß er mir hundert Pistolen schuldig ist.«

»Und Alte lachten wie die Narren. Doch der Graf von Montgomery blieb ernsthaft.«

»Meine Freunde«, sagte er mit einem etwas bitteren Tone, »wollt Euch nun herbeilassen, mir dieses Rätsel zu erklären.«

»Meiner Treue! sehr gern«, erwiderte Herr von Boutières, »doch entfernt diese guten Leute.«

»Wir waren schon an der Türe, Perrot und ich, doch der Herr Graf gebot uns durch ein Zeichen, zu bleiben, und sprach zu den jungen Edelleuten:

»Es sind ergebene Freunde, und da ich über nichts zu erröten habe, so habe ich auch nichts zu verbergen.«

»Es sei«, erwiderte Herr von Langeais, »das riecht zwar ein wenig nach der Provinz, doch die Sache geht im Ganzen mehr Euch an, als uns, Graf. Ich bin auch sicher, daß sie das große Geheimnis schon wissen, denn es ist in der Stadt im Umlauf und Ihr werdet herkömmlicher Weise der Letzte sein, der es erfährt.«

»Aber sprecht doch!« rief der Graf von Montgomery.

»Mein lieber Graf«, sagte Herr von Langeais, »wir werden sprechen, denn es ist uns peinlich, einen Edelmann wie wir und einen galanten Mann, Wie Ihr seid, so täuschen sehen zu sollen. Doch wenn wir sprechen, so geschieht es unter der Bedingung, daß Ihr die Offenbarung mit Philosophie, das heißt lachend, hinnehmt, denn ich versichere Euch, dies Alles ist Euren Zorn nicht wert, und überdies wäre Euer Zorn hier zum Voraus entwaffnet.«

»Ich warte, und wir werden sehen«, erwiderte der gnädige Herr mit kaltem Tone.

»Lieber Graf«, sprach sodann Herr von Boutières, der jüngste und unbesonnenste der drei Edelleute, »Ihr kennt die Mythologie,

nicht wahr, Ihr wißt ohne Zweifel die Geschichte von Diana und Endymion? Doch welches Alter glaubt Ihr, daß Endymion zur Zeit seiner Liebschaft mit Diana Phöbe gehabt habe? Wenn Ihr Euch einbildet, er habe vierzig gezählt, so enttäuscht Euch, mein Theater, denn er zählte noch nicht einmal zwanzig Jahre, und sein Bart war noch nicht gewachsen. Ich weiß das von meinem Hofmeister, der vollkommen damit vertraut war. Und deshalb ist diesen Abend Endymion nicht im Louvre, deshalb ist Diana Luna untergegangen und unsichtbar, ohne Zweifel wegen des Regens, und deshalb endlich seid Ihr zu Hause, Herr von Montgomer . . . oraus Folgt, daß mein Hofmeister ein großer Mann ist, und daß wir unsere drei Wetten gewonnen haben. Es lebe die Freude!«

»Beweise?« fragte kalt der Graf.

»Beweise!« versetzte Herr von Langeais »Ihr könnt sie selbst holen. Wohnt Ihr nicht zwei Schritte von der Luna?«

»Das ist richtig. Ich danke!« sprach der Graf.

»Und er stand auf. Die drei Freunde mußten ebenfalls aufstehen, sie waren ziemlich abgekühlt und beinahe erschrocken über das strenge, düstere Wesen von Herrn von Montgomery.«

»Ah! Graf«, sagte Herr von Sancerre, »begeht keine Albernheit, keine Unklugheit, und erinnert Euch, daß es eben so wenig gut ist, sich am jungen Löwen, als am alten Löwen zu reiben.«

»Seid unbesorgt!« erwiderte der Graf.

»Ihr grollt uns darum nicht im Mindesten?«

»Je nachdem«, entgegnete er.

»Dann geleitete er sie zurück, oder er trieb sie vielmehr bis zur Türe, und als er sich wieder umwandte, sagte er zu Perrot:

»Meinen Mantel und meinen Degen.«

Perrot brachte Beides.

»Ist es wahr, daß Ihr das wußtet, Ihr Leute?« fragte der Graf seinen Degen umschnallend.

»Ja, gnädiger Herr«, antwortete Perrot mit niedergeschlagenen Augen.

»Und warum habt Ihr mich nicht davon in Kenntnis gesetzt?«

»Gnädiger Herr . . . « stammelte mein Gatte.

»Es ist richtig; Ihr wart nicht Freunde, sondern nur gute Leute.«

»Dabei klopfte er freundschaftlich auf die Schulter seines Stallmeisters. Er war sehr bleich, sprach jedoch mit einer gewissen feierlichen Ruhe. Er sagte zu Perrot:

»Ist es schon lange, daß diese Gerüchte im Umlauf sind?«

»Gnädiger Herr«, erwiderte Perrot, »es sind fünf Monate, daß Ihr Frau Diana von Poitiers liebt, da Eure Heirat auf den Monat November festgestellt worden ist. Und man versichert, der Dauphin habe Diana einen Monat nachdem sie Euer Gesuch entgegengenommen, geliebt; doch man spricht erst seit zwei Monaten davon und es sind keine vierzehn Tage, daß ich es weiß. Die Gerüchte haben erst seit der Vertagung Eurer Heirat Haltbarkeit gewonnen, und man spricht nur insgeheim davon aus Furcht vor seiner Hoheit dem Dauphin. Ich habe gestern einen von den Leuten von Herrn de la Garde geschlagen, weil er so unverschämt war, in meiner Gegenwart darüber zu lachen, und der Baron de la Garde hat es nicht gewagt, mir deshalb einen Verweis zu geben.«

»Man wird nicht mehr darüber lachen«, sprach der gnädige Herr mit einem Tone, der mich schauern machte.

Als er fertig war, fuhr er mit der Hand über seine Stirne und sagte zu mir:

»Aloyse, hole mir Gabriel, ich will ihn umarmen.«

»Gnädiger Herr Gabriel, Ihr schließt Euren Cherubimschlaf und Ihr fingt an zu weinen, als ich Euch weckte und aufhob. Ich hüllte Euch in eine Decke und brachte Euch so zu Eurem Vater. Er nahm Euch in seine Arme, schaute Euch eine Zeit lang stillschweigend an, als wollte er durch Euren Anblick Ruhe gewinnen, und drückte dann auf Eure schönen, abgeschlossenen Augen einen Kuß. Eine Träne rollte zu gleicher Zeit auf Euer rosiges Antlitz, die erste Träne, die dieser starke, mutige Mann in meiner Gegenwart vergossen hatte. Er übergab Euch sodann wieder mir und sprach:

»Ich empfehle Dir mein Kind, Aloyse.«

»Ach! dies ist das letzte Wort, das er an mich gerichtet hat. Es ist in meinem Innern geblieben und ich höre es noch.«

»Ich will Euch begleiten, gnädiger Herr«, sagte nun mein braver

Perrot.

»Nein, Perrot«, antwortete Herr von Montgomery, »ich muß allein sein, bleibe.«

»Aber gnädiger Herr . . . «

»Ich will es«, sagte er.

»Man durfte keine Einwendung machen, wenn er so sprach, und Perrot schwieg.

»Der Graf nahm unsere Hände und sagte:

»Gott befohlen! meine guten Freunde; nein! nicht Gott befohlen, auf Wiedersehen!«

»Und dann ging er ruhig und mit sicherem Schritte hinaus, als würde er in einer Viertelstunde wiederkehren.«

»Perrot sagte nichts; doch sobald sein Herr außen war, nahm er ebenfalls seinen Mantel und seinen Degen. Wir wechselten kein Wort, und ich suchte ihn nicht zurückzuhalten, er tat seine Pflicht, indem er dem Grafen folgte, und war es auch zum Tode. Er streckte die Arme nach mir aus, weinend warf ich mich darein. und nachdem er mich zärtlich geküßt hatte, eilte er auf der Spur von Herrn von Montgomery fort. Dies Alles hatte keine Minute gedauert, und wir hatten keine Silbe gesprochen.«

»Als ich allein war, fiel ich auf meinen Stuhl und schluchzte und betete. Der Regen hatte sich außen verdoppelt, und der Wind brauste und heulte mit aller Gewalt. Doch Ihr, gnädiger Herr Gabriel, wart wieder friedlich in Euren unterbrochenen Schlaf versunken, aus dem Ihr nur als eine Waise erwachen solltet.«

XXI.

Worin nachgewiesen ist, daß die Eifersucht zuweilen die Titel vor der französischen Revolution abzuschaffen vermochte.

Das Hotel Brézé, das Frau Diana damals bewohnte, war wie Herr von Langeais gesagt hatte, nur zwei Schritte von dem unsrigen entfernt, in der Rue du Figuier Saint-Paul, wo dieses Unglücksgebäude noch besteht.

»Perrot folgte seinem Herrn von ferne, sah ihn Vor der Türe von Frau Diana stille stehen, anklopfen und eintreten. Er näherte sich sodann. Herr von Montgomery sprach mit Stolz und Sicherheit zu den Bedienten, welche sich seinem Fortschreiten widersetzen wollten und behaupteten, ihre Gebieterin wäre krank in ihrem Zimmer. Doch der Graf ging weiter und Perrot benützte die Unruhe, um hinter ihm durch die offen gebliebene Türe zu schlüpfen . . . Er kannte genau die Gelegenheit des Hauses, da er mehr als eine Botschaft zu Frau Diana gebracht hatte. Ungehindert stieg er in der Dunkelheit hinter Herrn von Montgomery hinauf, war es, weil man ihn nicht bemerkte, oder weil man kein Gewicht auf den Stallmeister legte, sobald der Herr den Befehl gebrochen hatte.«

»Oben auf der Treppe fand der Graf zwei Kammerfrauen der Herzogin, welche ganz unruhig aussahen und ihn fragten, was er zu einer solchen Stunde wolle. Es hatte in der Tat zehn Uhr auf allen Glockentürmen der Umgegend geschlagen. Herr von Montgomery antwortete mit Festigkeit, er wolle auf der Stelle Frau Diana sehen, er habe ihr ohne Verzug wichtige Dinge mitzuteilen, und wenn sie ihn nicht empfangen könne, so werde er warten.«

Er sprach sehr laut und so, daß er in dem nahen Schlafzimmer der Herzogin gehört werden mußte.«

»Eine von den Frauen trat in dieses Zimmer ein, kam bald zurück und sagte:

»Frau von Poitiers liege zu Bette, aber sie werde kommen, um mit ihm zu reden, und er möge sie im Sprechzimmer erwarten.«

»Der Dauphin war also nicht da, oder er benahm sich sehr furchtsam für einen Sohn von Frankreich! Herr von Montgomery folgte ohne Schwierigkeit den zwei Frauen, welche mit Kerzen in der Hand vorangingen, in das Sprechzimmer.«

»Perrot, der im Schatten auf den Stufen der Treppe gekauert geblieben war, ging nun vollends hinauf und verbarg sich hinter einer hochschäftigen Tapete in einem Korridor, der gerade das Schlafzimmer von Frau Diana von Poitiers von dem Sprechzimmer trennte, wo Herr von Montgomery sie erwartete. Im Hintergrunde dieses weiten Ganges befanden sich zwei vermauerte Türen, von denen die eine einst in das Sprechzimmer, die andere in das Schlafzimmer geführt hatte. Perrot schlüpfte hinter die Türvorhänge, welche man der Symmetrie wegen gelassen hatte, und er sah zu seiner Freude, daß er, wenn er horchen würde, Alles hören konnte, was in dem einen oder in dem andern Zimmer vorging. Nicht als wäre mein braver Mann durch eine gemeine Neugierde angetrieben worden: die letzten Worte des Grafen, als er uns verließ, und ein geheimer Instinkt machten ihn darauf aufmerksam, daß sein Herr große Gefahr lief, und gerade in diesem Augenblick stellte man ihm vielleicht eine Falle, und er wollte in der Nähe bleiben, um ihm in der Not beizustehen.«

»Leider, wie Ihr sehen werdet, gnädiger Herr, ist keines von den Worten, die er hörte und mir später mitteilte, im Stand, das geringste Licht über die dunkle und unselige Frage zu verbreiten, die Euch heute beschäftigt.«

»Herr von Montgomery hatte nicht zwei Minuten gewartet, als Frau von Poitiers mit einer gewissen Hast in das Sprechzimmer eintrat.«

»Was soll das bedeuten, Herr Graf« fragte sie, wund woher rührt dieser nächtliche Überfall, nachdem ich Euch habe bitten lassen, heute nicht zu kommen?«

»Ich will Euch das mit zwei aufrichtigen Worten sagen, Madame. Doch schickt zuerst Eure Frauen weg, Nun hört mich. Ich werde kurz sein. Man hat mir so eben mitgeteilt, Ihr gebt mir einen Nebenbuhler, dieser Nebenbuhler sei der Dauphin, und . . . befinde sich gerade heute Abend bei Euch.«

»Und Ihr habt es geglaubt, da Ihr herbeieilt, um Euch zu

versichern?« versetzte Frau Diana mit stolzem Tone.

»Ich habe gelitten, Diana, und ich eilte herbei, um bei Euch ein Mittel gegen mein Leiden zu suchen.«

»Nun habt Ihr mich gesehen«, sprach Frau von Portiers. »Ihr wißt, daß sie gelogen, laßt mich zur Ruhe gehen. Entfernt Euch . . . in des Himmels Namen, Jacques.«

»Nein, Diana«, sagte der Graf, ohne Zweifel unruhig über den Eifer, mit dem sie ihn entfernen wollte; »nein, denn wenn sie gelogen hätten, indem sie behaupteten, der Dauphin wäre hier, so haben sie vielleicht nicht gelogen, wenn sie versicherten, er würde diesen Abend kommen, und es wäre mir sehr lieb, wenn ich sie ganz und gar von der Verleumdung überzeugen könnte.«

»Ihr werdet also bleiben, mein Herr?«

»Ich werde bleiben, Madame. Legt Euch nieder, wenn Ihr krank seid, Diana, ich werde mit Eurer Erlaubnis Euren Schlaf hüten.«

»Mit welchem Rechte, mein Herr, würdet Ihr das tun?« rief Diana. »Unter welchem Titel? Bin ich nicht noch frei?«

»Nein, Madame«, erwiderte mit festem Tone der Graf, »es steht Euch nicht frei, einen rechtschaffenen Edelmann, dessen Bewerbungen Ihr angenommen habt, zum Gespötte des Hofes zu machen.«

»Ich werde wenigstens diese letzte Anmaßung nicht billigen«, sprach Frau Diana; »Ihr habt ebenso wenig das Recht, hierzu bleiben, als die Anderen ein Recht haben, Euch zu verspotten. Ihr seid nicht mein Gatte, nicht wahr? So viel ich weiß, führe ich nicht Euren Namen?«

»Ei! Madame«, rief nun Herr von Montgomery in einer Art von Verzweiflung, »was liegt mir daran, daß man mich verspottet! Mein Gott! das ist hier nicht die Frage, Ihr wißt es wohl, Diana; nicht meine Ehre blutet und schreit, sondern meine Liebe. Hätte ich mich durch die Spöttereien dieser drei Fante beleidigt gefunden, so würde ich ganz einfach meinen Degen gezogen haben. Doch mein Herz war zerrissen, Diana, und ich eilte herbei. Meine Würde! mein Ruf! Das ist es nicht, um was es sich handelt, keines Wegs; es handelt sich darum, daß ich Euch liebe, daß ich verrückt, daß ich eifersüchtig bin, daß Ihr mir gesagt und bewiesen habt, Ihr liebt mich, und daß ich Jeden töten werde, der

es wagt, diese Liebe zu berühren, die mein Gut ist, und wäre es der Dauphin, wäre es der König selbst, Madame! Ich werde mich nichts um den Namen meiner Rache bekümmern, das versichere ich Euch. Doch so wahr Gott lebt, ich werde mich rächen.«

»Und worüber denn, wenn es Euch beliebt? Und warum?« fragte hinter Herrn von Montgomery eine gebieterische Stimme.

»Perrot schauerte, denn durch den schwach beleuchteten Gang sah er den Herrn Dauphin, der nunmehr König ist und hinter dem Dauphin das höhnisch harte Gesicht von Herrn von Montmorency erscheinen.«

»Ah!« rief Frau Diana, indem sie in in einen Lehnstuhl sank und die Hände rang, »das habe ich befürchtet.«

»Herr von Montgomery stieß Anfangs nur einen gewaltigen Schrei aus, dann hörte ihn Perrot mit ziemlich ruhiger Stimme sagen:

»Gnädigster Herr Dauphin . . . ein einziges Wort, habt die Gnade! sagt mir, daß Ihr nicht hierherkommt, weil Ihr Frau Diana von Poitiers liebt und weil Frau Diana von Poitiers Euch liebt.«

»Herr von Montgomery«, erwiderte der Dauphin mit einem noch bewältigten Zorn, »ein einziges Wort auf Befehl! sagt mir, daß ich Euch nicht hier finde, weil Frau Diana Euch liebt, und weil Ihr Frau Diana liebt.«

»Da die Szene sich so gestaltete, so standen hier nur noch einander gegenüber der Erbe des größten Thrones der Welt und ein einfacher Edelmann; doch zwei Männer, zwei gereizte eifersüchtige Nebenbuhler, zwei leidende Seelen, zwei zerrissene Herzen.«

»Ich war der angenommene und bezeichnete Gemahl von Frau Diana, man wußte es, Ihr wußtet es«, erwiderte Herr von Montgomery, der schon den Titel wegließ, auf den der Prinz ein Recht hatte.

»Versprechen in die Luft, vergessenes Versprechen!« rief Heinrich; »und wenn sie vielleicht auch jünger sind, als die Ewigen, so sind die Rechte meiner Liebe darum nicht minder sicher, und ich werde sie behaupten.«

»Ah! der Unkluge! er spricht von seinen Rechten!« rief der Graf, schon trunken von Eifersucht und Wut. »Ihr wagt es also, zu

behaupten, diese Frau gehöre Euch?»

»Ich sage, daß sie wenigstens nicht Euch gehört«, versetzte Heinrich. Ich sage, daß ich bei Madame mit ihrer Erlaubnis bin, und daß, wie mir scheint, nicht dasselbe bei Euch der Fall ist. Ich erwarte also ungeduldig, daß Ihr weggeht, mein Herr.«

»Wenn Ihr so ungeduldig seid, nun so laßt uns mit einander gehen, das ist ganz einfach.«

»Eine Aufforderung!« rief Montmorency, der nun vertrat. »Ihr wagt es, mein Herr, einen Dauphin von Frankreich herauszufordern?«

»Es gibt hier keinen Dauphin von Frankreich«, erwiderte der Graf, »es gibt nur einen Menschen, der so anmaßend ist, zu behaupten, er werde von der Frau geliebt, die ich liebe.«

»Ohne Zweifel machte er einen Schritt gegen Heinrich, denn Perrot hörte Frau Diana rufen:

»Er will den Prinzen beschimpfen! er will den Prinzen töten! zu Hilfe!«

»Und ohne Zweifel verlegen über die seltsame Rolle, die sie spielte, stürzte sie hinaus, trotz Herrn von Montmorency, der ihr sagte, sie möchte sich beruhigen, sie hätten zwei Schwerter gegen eines, und ein gutes Gefolge unten. Perrot sah Frau Diana durch den Korridor eilen und schluchzend in ihr Schlafzimmer fliehen, indem sie ihre Frauen und die Leute des Dauphin rief.

»Doch ihre Flucht dämpfte die Hitze der zwei Gegner durchaus nicht; Herr von Montgomery nahm voll Bitterkeit das Wort Gefolge, das man ausgesprochen, auf und rief:

»Mit dem Schwerte seiner Leute gedenkt ohne Zweifel Seine Hoheit der Dauphin die Beleidigungen, die man ihm angetan, zu rächen?«

»Nein, mein Herr«, erwiderte Heinrich stolz, »das meinige wird genügen, um einen Frechen zu bestrafen.«

»Beide legten schon die Hand an den Griff ihres Degen; doch Herr von Montmorency trat dazwischen und sprach:

»Verzeiht, gnädigster Herr, derjenige, welcher morgen vielleicht König sein wird, hat nicht das Recht, heute sein Leben zu wagen. Ihr seid nicht ein Mensch, Hoheit, Ihr seid eine Nation: ein Dauphin von Frankreich schlägt sich nur für Frankreich.«

»Wohl!« rief Herr von Montgomery, »doch ein Dauphin von Frankreich, der Alles hat, entreißt mir dann nicht diejenige, in welche ich einzig mein Leben gesetzt, diejenige, welche für mich mehr ist, als meine Ehre, mehr als mein Kind in der Wiege, mehr als meine unsterbliche Seele; denn sie hätte mich dies Alles vergessen gemacht, diese Frau, die mich vielleicht hinterging! doch nein, sie täuschte mich nicht, das ist unmöglich; ich liebe sie zu sehr! Gnädigster Herr, verzeiht mir meine Heftigkeit, meinen Wahnsinn, und laßt Euch herbei, mir zu sagen, daß Ihr Diana nicht liebt. Zu einer Frau, die man liebt, kommt man nicht begleitet von Herrn von Montmorency und eskortiert von acht bis zehn Reitern! das hätte ich bedenken sollen.«

»Diesen Abend«, sprach Herr von Montmorency, »wollte ich Seiner Hoheit mit einer Escorte folgen, weil man mich insgeheim benachrichtigt hatte, es würde ihr heute ein Hinterhalt gestellt werden. Ich mußte jedoch Seine Hoheit auf der Schwelle dieses Hauses allein gehen lassen. Aber der Lärm Eurer Stimme, mein Herr, drang bis zu uns und verpflichtete mich, weiter zu gehen und dem Rate unbekannter Freunde, die mich zu so gelegener Zeit behutsam machten, ganz und gar Glauben zu schenken.«

»Ich kenne sie, diese unbekanntten Freunde!« erwiderte bitter lachend der Graf. »Es sind ohne Zweifel dieselben, die auch mich benachrichtigt haben, der Dauphin wäre diesen Abend hier, und es ist ihnen ihr Plan nach Wünschen gelungen, ihnen und ihr, welche sie handeln ließ. Denn ich nehme an, daß Madame d'Etampes nur durch einen auffallenden Skandal Frau von Poitiers kompromittieren wollte. Der Herr Dauphin hat nun, indem er nicht zögerte, seinen Liebesbesuch mit einem Heere zu machen, wunderbar diesen wunderbaren Plan unterstützt! Ah! es ist so weit gekommen, Heinrich von Valois, daß Ihr nicht mehr die geringste Schonung für Frau von Brézé habt . . . «

Ihr erklärt sie also öffentlich für Eure offizielle Geliebte? Sie gehört also wirklich und unwiderruflich Euch, diese Frau? Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, es ist nichts mehr zu hoffen! Ihr habt mir sie in der Tat gestohlen, und mit ihr mein Glück, und mit ihr mein Leben. Nun wohl! Donner und Blut! ich habe nun keine Schonung mehr zu beobachten. Daß Du ein Sohn von Frankreich bist, Heinrich von Valois, ist kein Grund, nicht mehr Edelmann zu

sein, und Du wirst mir Rechenschaft ablegen über Deine Pflichtvergessenheit, oder Du bist nur ein Feiger!«

»Elender!« rief der Dauphin, indem er seinen Degen zog und auf den Grafen zuing; doch Herr von Montmorency warf sich ihm abermals entgegen.

»Gnädigster Herr, ich sage Euch noch einmal, daß der Erbe des Thrones sein Schwert nicht kreuzen wird eines Weibes wegen mit einem . . . «

»Mit einem Edelmann, der älter ist als Du, erster Baron der Christenheit!« unterbrach ihn der Graf außer sich. »Jeder Edelmann ist übrigens so viel wert als der König, und die Könige sind nicht immer so klug gewesen, als Ihr behaupten wollt, Ihr Leute, und zwar aus Gründen! Carl von Neapel hat Alfons von Arragonien herausgefordert, Franz I., was noch nicht so lange her ist, hat Carl V. herausgefordert. Das war König gegen König: es mag sein! Herr von Nemours, der Neffe des Königs, hat einen einfachen spanischen Kapitän gefordert. Die Montgomery sind so, viel wert als die Valois, und da sie sich mehrere Male mit den Kindern von Frankreich oder von England vermählt haben, so können sie sich wohl mit ihnen schlagen. Die alten Montgomery führten die französischen Lilien im zweiten und dritten Felde. Seit ihrer Rückkehr nach England, wohin sie Wilhelm dem Eroberer folgten, war das Wappen der Montgomery azurblau mit einem Löwen mit goldenen Klauen und silberner Zunge, und dabei der Wahlspruch:

Garde bien, und drei Lilien auf rotem Grunde. Auf, Hoheit, da unsere Wappen ähnlich sind, wie unsere Schwerter, so folgt einer guten Regung des Rittertums! Ah! wenn Ihr diese Frau liebtet, wie ich sie liebe, und wenn Ihr mich haßtet, wie ich Euch hasse! doch nein: Ihr seid nur ein schüchternes Kind, das glücklich ist, sich hinter seinem Hofmeister verbergen zu können.«

»Herr von Montmorency, laßt mich«, rief der Dauphin, der sich gegen Montmorency sträubte, welcher ihn zurückhalten wollte.

»Gottes Ostern! nein, ich werde es nicht zugeben, daß Ihr Euch mit diesem Wütenden schlagt. Zurück! herbei?« rief er mit lauter Stimme.

»Und man hörte auch deutlich Frau Diana, welche sich über die

Treppe neigte, aus Leibeskräften rufen:

»Zu Hilfe! kommt herauf, Ihr Leute, wollt Ihr Eure Herren erwürgen lassen?«

»Dieser Dalilahs-Verrath, denn sie waren im Ganzen zu Zwei gegen Einen, trieb ohne Zweifel die blinde Wut des Grafen auf's Äußerste. Vor Schrecken in Eis verwandelt, hörte ihn Perrot sagen:

»Bedarf es der höchsten Beleidigung, um Euch, Deinen Unterhändler und Dich, Heinrich von Valois, von der Notwendigkeit mir Genugtuung zu geben, zu überzeugen?«

»Perrot nahm an, daß er sodann auf den Dauphin zugegangen war und die Hand gegen ihn erhoben hatte. Heinrich stieß ein dumpfes Gebrülle aus. Doch Herr von Montmorency hielt wahrscheinlich den Arm des Prinzen zurück, denn während er stärker als je: »Zu Hilfe! zu Hilfe!« schrie, hörte Perrot, der nicht mehr sehen konnte, den Prinzen ausrufen:

»Sein Handschuh hat meine Stirne, gestreift, er kann nur noch von meiner Hand sterben, Montmorency!«

»Dies Alles war mit der Schnelligkeit des Blitzes vorgefallen. In demselben Augenblick erschienen die Leute von der Escorte. Es entstand ein heftiger Kampf, und man vernahm einen gewaltigen Lärmen von stampfenden Füßen und klirrenden Schwertern. Herr von Montmorency schrie:

»Bindet den Wütenden.«

»Und der Dauphin?«, Tötet ihn nicht! im Namen des Himmels tötet ihn nicht!«

»Der zu ungleiche Kampf dauerte nur eine Minute.

Perrot hatte nicht einmal Zeit, hinzuzulaufen, um seinem Herrn zu helfen. Als er auf die Türschwelle kam, sah er einen von den Reitern auf dem Boden ausgestreckt und drei andere mit blutenden Wunden. Doch der entwaffnete Graf war schon gebunden und wurde von fünf bis sechs Reitersknechten gehalten, welche, ihn zu gleicher Zeit angefallen hatten. Perrot, den man im Tumult nicht bemerkte, glaubte den Interessen von Herrn von Montgomery nützlicher zu sein, wenn er frei blieb; und es dadurch in seiner Macht behielte, seine Freunde zu benachrichtigen oder ihm bei einer günstigeren Gelegenheit

beizustehen. Er kehrte daher geräuschlos an seinen Posten zurück und wartete hier, das Ohr auf der Lauer und die Hand am Schwert, da Herr von Montgomery weder tot noch verwundet war, auf den Augenblick, sich zu zeigen und ihn vielleicht zu retten, denn Ihr werdet sogleich sehen, gnädiger Herr, daß es meinem braven Mann weder an Mut noch an Kühnheit fehlte. Doch er war eben so weise als tapfer und wußte geschickt seinen Vorteil zu fassen. Für den Augenblick konnte er nur beobachten; was er auch mit großer Kaltblütigkeit und Aufmerksamkeit tat.

»Obgleich gebunden, rief Herr von Montgomery immer noch:

»Sagt ich es Dir nicht, Heinrich von Valois, Du wurdest nur zehn Schwerter dem meinigen und den gehorsamen Mut Deiner Soldaten meiner Beleidigung entgegensetzen!«

»Ihr seht, Herr von Montmorency«, sprach der Dauphin bebend.

»Man kneble ihn! rief Herr von Montmorency statt jeder Antwort; »ich werde Euch sagen lassen«, fuhr er fort indem er sich an die Soldaten wandte, »ich werde Euch sagen lassen, was Ihr mit ihm zu tun habt. Bis dahin bewacht ihn auf das Schärfste. Ihr steht mir mit Eurem Kopfe für ihn.«

»Hiernach verließ er das Sprechzimmer und zog den Dauphin mit sich fort. Sie durchschritten den Gang, wo Perrot hinter der Tapete verborgen war, und traten bei Frau Diana ein.«

»Perrot ging an die entgegengesetzte Wand und drückte sein Ohr an die andere vermauerte Türe.«

»Die Szene, der er beigewohnt hatte, war vielleicht minder schrecklich, als die, welche er nun vernehmen sollte.«

Zweiter Teil.

I.

Was ist der schlagende Beweis, den eine Frau geben kann, daß ein Mann nicht mehr ihr Geliebter ist?

»**H**err von Montmorency« sprach der Dauphin, mit einer zornigen Traurigkeit eintretend, »wenn Ihr mich nicht beinahe mit Gewalt zurückgehalten hättet, so wäre ich minder unzufrieden mit mir und mit Euch, als ich dies bin.«

»Eure Hoheit erlaube mir, zu bemerken, daß es als junger Mensch und nicht als Königssohn sprechen heißt. Eure Tage gehören nicht Euch, sie gehören Eurem Volk, gnädigster Herr, und die gekrönten Häupter haben höhere Pflichten als die andern Menschen.«

»Warum bin ich denn gegen mich aufgebracht, warum schäme ich mich?« sagte der Prinz. »Ah! Ihr seid es, Madame«, sprach er, sich an Diana wendend, die er ohne Zweifel gerade erst bemerkte.

»Und da in diesem Augenblick die verletzte Eitelkeit den Sieg über die eifersüchtige Liebe davontrug, so fügte er bei:

»Bei Euch und durch Euch ist mir die erste Beleidigung zu Teil geworden.«

»Ach! ja, bei mir, doch sagt nicht durch mich gnädigster Herr«, erwiderte Diana. »Habe ich nicht eben so sehr, und noch mehr als Ihr gelitten? Bin ich nicht unschuldig an dem Allem. Liebe ich denn diesen Menschen, habe ich ihn denn je geliebt?«

»Sie verleugnete ihn, nachdem sie ihn verraten hatte; das war ganz einfach.

»Ich liebe nur Euch, gnädigster Herr«, fuhr sie fort, »meine Seele und mein Leben gehören ganz Euch, und mein Dasein beginnt erst an dem Tag, wo Ihr dieses Herz angenommen habt,

das Euch ergeben ist. Früher kann es geschehen sein, und ich erinnere mich auch unbestimmt, daß ich Herrn von Montgomery einige Hoffnung in der Ferne hatte erblicken lassen. Doch jedenfalls war es nichts Bestimmtes, keine gewisse Verbindlichkeit. Als Ihr kamt, war Alles vergessen. Und seit dieser Zeit, ich schwöre es, — glaubt eher meinen Worten, als den eifersüchtigen Verleumdungen Von Madame d'Etampes und ihren Anhängern! — seit dieser gesegneten Zeit hat jeder Gedanke meines Geistes, jeder Pulsschlag meines Herzens Euch gehört, gnädigster Herr. Dieser Mensch lügt, dieser Mensch handelt im Einverständnis mit meinen Feinden, dieser Mensch hat kein Recht auf diejenige, welche Euch so ganz gehört, Heinrich. Ich kenne diesen Menschen kaum, und liebe ihn nicht nur nicht, großer Gott! sondern ich hasse und verachte ihn. Seht, ich frage Euch nicht einmal, ob er noch lebt, oder ob er tot ist, ich bekümmere mich nur um Euch. Ihn hasse ich.«

»Ist das wahr, Madame?«" fragte der Dauphin mit einem Überreste düsteren Mißtrauens.

»Die Beweisführung wird leicht und rasch sein«, versetzte Herr von Montmorency. »Herr von Montgomery lebt, Madame, doch er ist von unseren Leuten mit Banden beladen, und außer Stand, zu schaden. Er hat den Prinzen schwer beleidigt. Ihn vor die Gerichte zu bringen, ist unmöglich: die Verurteilung wegen eines solchen Verbrechens hätte noch mehr Gefahren, als das Verbrechen selbst. Daß sich seine Hoheit der Dauphin in einen Einzelkampf mit diesem Frechen einlassen soll, ist noch viel unmöglicher. Was ist also Eure Ansicht in dieser Sache, Madame, und was sollen wir mit diesem Menschen tun?«

»Es trat ein Augenblick des Stillschweigens voll innerer Bewegung ein. Perrot hemmte seinen Atem, um die Worte, welche lange nicht hervorkommen wollten, besser zu hören. Doch Frau Diana hatte offenbar bange vor sich selbst und vor dem, was sie sagen würde. Sie zögerte vor ihrem eigenen Spruch.

»Endlich mußte sie sprechen, und sie sagte mit ziemlich fester Stimme:

»Herr von Montgomery hat das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen. Herr von Montmorency, zu welcher Strafe verurteilt man diejenigen, welche sich der

Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben?«

»Zum Tode«, antwortete der Connetable.

»Meine Ansicht ist es also, daß dieser Mensch sterbe«, sprach Frau Diana mit kaltem Tone.

»Alle schauerten, und erst nach einer zweiten Pause sagte Herr von Montmorency:

»In der Tat, Madame, Ihr liebt Herrn von Montgomery nicht, und habt ihn nie geliebt.«

»Doch ich«, versetzte der Dauphin, »ich will weniger als je, daß Herr von Montgomery sterbe.«

»Das ist auch meine Ansicht«, versetzte Montmorency; »doch ich denke, nicht aus denselben Beweggründen wie bei Euch, Hoheit: die Meinung, welche ihr aus Großmut ausgesprochen habt, billige ich aus Klugheit. Herr von Montgomery hat mächtige Freunde und Verwandte in Frankreich und in England; man weiß überdies bei Hofe, daß er diesen Abend hier mit uns zusammentreffen mußte. Verlangt man ihn morgen laut und geräuschvoll von uns zurück, so müssen wir nicht einen Leichnam zu zeigen haben. Der Adel duldet es nicht, daß man ihn behandelt wie gemeine Menschen und ohne Umstände tötet. Wir müssen notwendig antworten können: »Herr von Montgomery ist auf, der Flucht . . . « oder: »Herr von Montgomery ist verwundet und krank . . . « Doch in jedem Fall: »Herr von Montgomery lebt . . . « Und wenn man uns auf das Äußerste treibt, wenn man ihn hartnäckig von uns zurückfordert nun! so muß es uns am Ende frei stehen, ihn aus seinem Gefängnis oder aus seinem Bett zu ziehen und ihn den Verleumdern zu zeigen. Doch ich hoffe, die Vorsichtsmaßregel, wird, wenn auch gut, nichtsdestoweniger unnötig sein. Man wird morgen und übermorgen nach Herrn von Montgomery fragen. In acht Tagen wird man weniger, und in einem Monat wird man gar nicht mehr davon reden. Nichts vergißt sich so schnell als ein Freund, und man muß wohl den Gegenstand des Gespräches verändern! Ich finde daher, daß der Schuldige weder sterben, noch leben soll: er muß verschwinden.«

»Es sei!« sagte der Dauphin, »er reife ab, er verlasse Frankreich! Er hat Güter und Verwandte in England, er flüchte sich dahin!«

»Nein, gnädigster Herr!« entgegnete Montmorency. »Der Tod ist zu viel, doch die Verbannung ist nicht genug. Wollt Ihr fügte er die Stimme dämpfend bei, »wollt Ihr, daß dieser Mensch eher in England als in Frankreich sagt, er habe Euch mit einer beschimpfenden Gebärde bedroht?«

»Oh! erinnert mich nicht hieran!« rief der Dauphin mit den Zähnen knirschend.

»Laßt mich Euch dennoch daran erinnern, gnädigster Herr, um Euch vor einem unklugen Entschluß zu bewahren. Ich wiederhole Euch, der Graf muß nichts enthüllen können, weder lebendig, noch tot. Die Leute unserer Escorte sind sicher und wußten überdies nicht, mit wem sie es zu tun hatten. Der Gouverneur des Chatelet ist mein Freund; mehr noch, taub und stumm wie sein Gefängnis, und dem Dienste Seiner Majestät ergeben. Herr von Montgomery werde noch in dieser Nacht in das Chatelet gebracht. Ein guter Kerker wird ihn uns bewahren, oder zurückgeben, wie wir wollen. Morgen ist er verschwunden, und wir verbreiten über dieses Verschwinden die widersprechendsten Gerüchte. Wenn diese Gerüchte nicht von selbst fallen, wenn die Freunde des Grafen ihn mit zu großer Beharrlichkeit zurückfordern, was nicht wahrscheinlich ist, wenn sie eine strenge Untersuchung bis aufs Äußerste treiben, worüber ich mich wundern würde, so rechtfertigen wir uns mit einem Wort, indem wir die Register des Chatelet vorzeigen, welche beweisen, daß Herr von Montgomery des Verbrechens der Majestätsbeleidigung angeklagt, im Gefängnis den regelmäßigen Spruch des Gerichtes erwartet. Und haben wir diesen Beweis gegeben, fällt es dann uns zur Last, wenn das Gefängnis ungesund ist, wenn der Kummer und die Reue zu viel Gewalt über Herrn von Montgomery gehabt haben, und wenn er gestorben ist, ehe er vor einem Gericht erscheinen konnte?«

»Oh! Herr von Montmorency!« versetzte der Dauphin schauernd.

»Seid« unbesorgt, gnädigster Herr«, sprach der Rat des Prinzen, »wir werden nicht nötig haben, zu diesem Äußersten zu greifen. Die durch die Abwesenheit des Grafen veranlaßten Gerüchte werden sich von selbst legen. Die Freunde werden sich trösten und rasch vergessen, und Herr von Montgomery wird,

wenn er will, von dem Augenblick an, wo er für die Welt tot ist, für das Gefängnis leben.«

»Hat er nicht einen Sohn?«

»Ja, ein Kind von wenigen Jahren, dem man sagt, man wisse nicht, was aus seinem Vater geworden, und das, ist es einmal groß, seine eigenen Interessen seine eigenen Leidenschaften haben, und eine fünfzehn bis zwanzig Jahre alte Geschichte nicht mehr zu ergründen suchen wird.«

»Alles dies ist richtig und gut zusammengefaßt«, sprach Frau von Poitiers; »ich neige mich, ich billige und bewundere.«

»Ihr seid in der Tat zu gut«, versetzte Montmorency äußerst geschmeichelt, »ich sehe, daß wir ganz geschaffen sind, um uns zu verstehen.«

»Doch ich billige nicht und bewundere nicht!« rief der Dauphin, »ich mißbillige im Gegenteil und widersetze mich.«

»Mißbilligt, gnädigster Herr, und Ihr werdet Recht haben«, sagte Herr von Montmorency, »mißbilligt, aber widersetzt Euch nicht; tadelt, aber laßt gewähren. Alles dies geht Euch nichts an, und ich übernehme die ganze Verantwortlichkeit vor den Menschen und vor Gott.«

»Nur wird fortan ein Verbrechen zwischen uns bestehen, nicht wahr?« Versetzte der Dauphin, »und Ihr werdet mehr als mein Freund, Ihr werdet mein Mitschuldiger sein.«

»Oh! solche Gedanken seien fern von mir!« rief der schlaue Minister. »Doch Ihr sollt Euch eben so wenig dadurch gefährden, daß Ihr den Schuldigen bestraft, als dadurch, daß Ihr ihn bekämpft. Wollt Ihr, daß wir dem König, Eurem Vater, Meldung machen?«

»Nein, nein; mein Vater darf Von Allem dem nichts erfahren«, sagte der Dauphin rasch.

»Meine Pflicht«, erwiderte Herr von Montmorency, »würde mich jedoch verbinden, ihn davon in Kenntnis zu setzen, gnädigster Herr, wenn Ihr beharrlich glaubtet, die Zeit ritterlicher Handlungen daure noch fort. Doch übereilen wir nichts, wenn Ihr es wünscht, und lassen wir unsern Rat durch die Zeit reisen. Versichern wir uns nur der Person des Grafen, was eine notwendige Bedingung für unsere weiteren Pläne ist, wie diese auch sein mögen, und

verschieben wir auf später jede förmliche Entschließung über diesen Gegenstand.«

»Es sei!« sagte der Dauphin, dessen schwacher Wille mit Eifer diesen vorgeblichen Aufschub ergriff. »Herr von Montgomery wird so Zeit haben, von einer ersten unbedachten Aufwallung zurückzukommen, und ich werde mit Muße das überlegen können, was mir mein Gewissen und meine Würde zu tun befehlen.«

»Kehren wir also in den Louvre zurück, gnädigster Herr, und beurkunden wir dort unsere Gegenwart«, sprach Herr von Montmorency. »Ich werde ihn Euch morgen wieder schicken, Madame«, sagte er, sich mit einem Lächeln an Frau von Poitiers wendend, »denn ich konnte sehen, daß Ihr ihm in einer wahren Liebe zugetan seid.«

»Aber ist Seine Hoheit der Dauphin auch davon überzeugt?« versetzte Diana, »und hat er mir das so wenig von mir vorhergesehene Unglück dieses Zusammentreffens verziehen?«

»Ja, Ihr liebt mich . . . furchtbar, in der Tat, Diana!« erwiderte der Dauphin nachdenkend; »ich bedarf des Glaubens zu sehr, um zu zweifeln, und hätte der Graf auch wahr gesprochen, so sah ich doch zu sehr an dem Schmerz, der sich meiner bemächtigte, als ich Euch verloren zu haben mir einbildete, daß Eure Liebe für mein Dasein fortan notwendig ist, und daß, wenn man Euch liebt, dies für das ganze Leben geschieht.--«

»Ah! möchtet Ihr wahr sprechen«, rief Diana mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke, indem sie die Hand küßte, die ihr der Prinz zum Zeichen der Versöhnung reichte.

»Vorwärts, gehen wir ohne Verzug«, sagte Herr von Montmorency.

»Auf Wiedersehen, Diana.«

»Auf Wiedersehen *mein Herr*« sprach die Herzogin, indem sie diese beiden Worte mit einem Ausdruck voll unsäglichen Zaubers trennte.

»Sie geleitete ihn bis zu der Schwelle des Zimmers zurück. Während der Dauphin die Treppe hinab stieg, öffnete Herr von Montmorency wieder die Türe des Sprechzimmers, wo Herr von Montgomery immer noch bewacht und gefesselt lag, und sprach

sich an den Anführer der Reiter wendend:

»Ich werde Euch sogleich einen von meinen Leuten schicken, der Euch von dem unterrichten soll, was Ihr mit Eurem Gefangenen zu machen habt. Bis dahin überwacht alle seine Bewegungen und verliert ihn nicht eine Minute aus dem Blick. Ihr haftet mir mit Eurem Leben für ihn.«

»Sehr wohl, gnädigster Herr«, antwortete der Reiter.

»Überdies werde ich wachen«, sagte von der Türe aus, wo sie stehen geblieben war, Frau von Poitiers.

»Alle entfernten sich und Perrot hörte in seinem Verstecke nichts mehr, als den regelmäßigen Tritt der im Innern des Sprechzimmers aufgestellten Wache, welche die Türe hütete, während ihre Kameraden den Gefangenen bewachten.«

II.

Eine unnütze Aufopferung.

Nachdem Aloyse einige Augenblicke ausgeruht hatte, denn sie konnte, kaum atmen bei der Erinnerung an diese traurige Geschichte, faßte sie wieder Mut und beendigte ihre Erzählung mit folgenden Worten:

»Es schlug ein Uhr Morgens in dem Augenblick, wo der Dauphin und sein wenig bedenklicher Mentor sich entfernten. Perrot sah, daß sein Herr rettungslos verloren war, wenn er dem Boten von Herrn von Montmorency Zeit ließ, zu erscheinen. Es war ihm nicht entgangen, daß Herr von Montmorency weder ein Losungswort noch irgend ein Zeichen genannt hatte, woran man seinen Abgesandten zu erkennen vermochte. Nachdem er ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatte um das Zusammentreffen von Herrn von Montmorency mit dem Boten wahrscheinlich zu machen, verließ Perrot sachte sein Versteck, ging mit aufgehobenem, Fuße einige Stufen der Treppe hinab stieg sodann diese wieder hinauf, indem er seine Tritte im Gegenteil scharf hörbar machte, und klopfte an die Türe des Sprechzimmers.

Der Plan, den er freiwillig gefaßt hatte, war kühn, hatte aber gerade wegen dieser Kühnheit Chancen des Gelingens.

»Wer da?« fragte die Wache.

»Ein Abgesandter des gnädigsten Herrn von Montmorency.«

»Öffne«, sprach der Anführer der Truppe zu der Wache.

»Man öffnete, Perrot trat keck, den Kopf hoch, ein.

»Ich bin der Stallmeister von Herrn Charles von Manffol, der, wie Ihr wißt, im Dienste von Herrn von Montmorency steht. Wir kamen von der Wache im Louvre ab, mein Herr und ich, als wir auf der Gréve Herrn von Montmorency in Begleitung eines großen, tief in seinen Mantel gehüllten jungen Mannes begegneten. Herr von Montmorency erkannte Herrn von Manffol und rief ihn. Nachdem sie einige Augenblicke mit einander gesprochen hatten, befohlen sie mir, hierher in die Rue du Figuier

zu Frau Diana von Poitiers zu gehen. Ich werde, sagten sie, hier einen Gefangenen finden, über welchen mir Herr von Montmorency Instruktionen gab, die ich zu vollziehen habe. Ich verlangte zu diesem Behuf einige Mann Escorte, doch er sagte mir, es wären hier schon Bewaffnete genug, und ich sehe in der Tat, daß Ihr zahlreicher seid, als es nötig ist, um die persönliche Sendung zu unterstützen, mit der man mich betraut hat. Wo der Gefangene Ah! hier ist er! nehmt ihm den Knebel heraus, denn ich muß mit ihm sprechen, und er muß mir antworten können.«

»Der gewissenhafte Anführer der Soldaten zögerte noch, trotz des entschiedenen Tones von Perrot.

»Habt Ihr mir keinen geschriebenen Befehl zu übergeben?« fragte er.

»Schreibt man Befehle auf der Gréve um zwei Uhr Morgens?« erwiderte Perrot die Achseln zuckend; »Herr von Montmorency sagte mir, Ihr wäret von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt.«

»Das is Wahr.«

»Nun, was für Chicanen macht Ihr mir denn, mein braver Mann? Entfernt Euch Ihr und Eure Leute, denn was ich diesem Herrn zu sagen habe, muß zwischen ihm und mir geheim bleiben; Ei! versteht Ihr mich denn nicht? Weicht zurück, Ihr Leute.«

»Sie wichen in der Tat zurück, und Perrot näherte sich Herrn von Montgomery, der nun von seinem Knebel befreit war.

»Mein braver Perrot!« sprach der Graf, welcher seinen Stallmeister sogleich erkannt hatte, »wie kommst Du hierher?«

»Ihr sollt es erfahren, gnädiger Herr, doch wir haben keine Minute zu verlieren; hört mich.«

»Er erzählte ihm in wenig Worten, die Szene welche bei Frau Diana vorgefallen war, sowie den Entschluß, den Herr von Montmorency gefaßt zu haben schien", auf immer das furchtbare Geheimnis der Beleidigung mit dem Beleidiger zu begraben. Man müsse sich daher dieser tödlichen Gefangenschaft durch einen verzweifelten Streich entziehen.«

»Und was gedenkst Du zu tun, Perrot?« fragte Herr von Montgomery. »Sieh'! sie sind ihrer Acht gegen uns Zwei, und wir befinden uns nicht in einem befreundeten Haus fügte er voll Bitterkeit bei.«

»Gleichviel!« erwiderte Perrot, »laßt mich nur machen und sprechen, und Ihr seid gerettet, Ihr seid frei.«

»Wozu sollte es mich nützen, Perrot?« sagte traurig der Graf, »was sollte ich mit dem Leben und der Freiheit tun? Diana liebt mich nicht! Diana haßt mich und verrät mich!«

»Laßt die Erinnerung an diese Frau, und denkt an Euer Kind, gnädiger Herr.«

»Du hast Recht, Perrot, ich habe ihn zu sehr vergessen, meinen armen kleinen Gabriel, und Gott straft mich dafür., Für ihn muß ich, will ich die letzte Möglichkeit der Rettung versuchen, die Du mir bietest, Freund. Doch vor Allem höre mich: entgeht mir diese Möglichkeit, scheitert die durch ihre Vermessenheit wahnsinnige Unternehmung, die Du zu wagen im Begriffe bist, so will ich dem verwaisten Knaben nicht als Erbschaft die Folge meines unseligen Geschickes vermachen, ich will ihm nach meinem Verschwinden aus dem Leben nicht die furchtbaren Feindschaften hinterlassen, denen ich unterlegen bin. Schwöre mir also, daß wenn das Gefängnis oder das Grab sich für mich öffnet, Gabriel nie durch Dich erfahren soll, wie sein Vater aus dieser Welt Verschwunden ist. Bekäme er Kenntnis von diesem furchtbaren Geheimnis, so würde er eines Tags mich rächen oder retten wollen, und er würde sich in's Verderben stürzen. Ich werde, ohne diese Last beizufügen, seiner Mutter immer noch eine schwere Rechenschaft abzulegen haben. Mein Sohn lebe glücklich und ohne Sorge über die Vergangenheit seines Vaters! Schwöre mir dies, Perrot und halte Dich nur Deines Eides entbunden, wenn die drei handelnden Personen, der Szene, die Du mir berichtet hast vor mir sterben, Hund wenn der Dauphin (der ohne Zweifel dann König sein wird), Frau Diana und Herr von Montmorency in das Grab ihren allmächtigen Haß mitnehmen und nichts mehr gegen mein Kind vermögen. Dann, in dieser sehr zweifelhaften Voraussetzung, versuche er es, wenn er kann, mich aufzufinden und zurückzufordern. Doch bis dahin wisse er eben so wenig als die Andern, weniger als die Andern das Ende seines Vaters. Du versprichst es mir Perrot? Du schwörst es mir? Ich überlasse mich Deiner verwegenen und, ich befürchte es, unnützen Ergebenheit nur unter dieser Bedingung.«

»Ihr wollt es, gnädiger Herr? Ich schwöre also.«

»Auf das Kreuz Deines Schwertes, Perrot, Gabriel wird nichts durch Dich von diesem gefährlichen Geheimnis erfahren?«

»Auf das Kreuz meines Schwertes, gnädiger Herr«, sprach Perrot, die rechte Hand ausstreckend.

»Ich danke, Freund. Nun tue, was Du willst, mein treuer Diener. Ich übergehe mich Deinem Mut und der Gnade Gottes.«

»Kaltblütigkeit und Festigkeit«, versetzte Perrot. »Ihr werdet sehen.«

Dann sich an den Anführer der Soldaten wendend.

»Die Zusagen, die mir der Gefangene geleistet hat, sind befriedigend, Ihr könnt ihn nun losbinden und gehen lassen.«

»Ihn losbinden? ihn gehen lassen?« versetzte der erstaunte Sbirre.

»Ei, allerdings! das ist der Befehl des durchlauchtigen Herrn von Montmorency.«

»Des Herrn von Montmorency?« versetzte der Führer den Kopf schüttelnd; »er hat uns befohlen, diesen Gefangenen auf's Schärfste zu bewachen, und uns gesagt, als er wegging, wir müßten mit unserem Kopf für ihn haften. Wie kann der gnädigste Herr von Montmorency nun diesen Edelmann in Freiheit setzen wollen?«

»Wie ihr weigert Euch, mir zu gehorchen, während ich in seinem Namen spreche?« sagte Perrot, ohne im Geringsten von seiner Sicherheit zu verlieren.

»Ich zögere. Hört, würdet Ihr mir befehlen, diesen Herrn zu erdrosseln, oder ihn in das Wasser zu werfen, oder ihn in die Bastille zu führen, so würden wir gehorchen, aber ihn loslassen, das ist nicht unseres Amtes.«

»Es sei«, sprach Perrot, ohne aus der Fassung zu geraten. »Ich habe Euch die Befehle, »die ich erhalten, eröffnet und wasche im Übrigen meine Hände, Ihr seid Herr von Montmorency für die Folgen Eures Ungehorsams verantwortlich. Doch ich habe nichts, mehr hier zu tun, guten Abend.«

»Und er öffnete die Türe, als ob er gehen wollte.

»He! einen Augenblick«, sagte der Sbirre, »habt Ihr denn so große Eile? Ihr versichert mich also, es sei der Wille von Herrn von Montmorency, den Gefangenen gehen zu lassen, Ihr seid

auch dessen gewiß, daß Herr von Montmorency Euch schickt?«

»Dummkopf«, versetzte Perrot, »wie hätte ich sonst erfahren, daß ein Gefangener hier bewacht wird? Ist Jemand weggegangen, um es zu sagen, wenn nicht Herr von Montmorency selbst?«

»Wohl! man wird Euch Euren Gefangenen losbinden«, sagte der Scherge, unzufrieden wie ein Tiger, dem man den Knochen entzieht, welchen er eben zerreißen will. »Beim Leibe Christi! wie veränderlich sind doch diese vornehmen Herren.«

»Es ist gut. Ich erwarte Euch«, sagte Perrot.

»Er blieb nichtsdestoweniger außen auf der ersten Stufe der Treppe, das Gesicht den Staffeln zugekehrt und seinen gezogenen Dolch in der Hand. Sollte er den wahren Boten von Montmorency heraufkommen sehen, würde er ihn keinen Schritt mehr tun lassen.

»Doch er sah nicht und hörte nicht hinter sich Frau von Poitiers, durch den Lärmen herbeigezogen, aus ihrem Schlafzimmer herauskommen und auf die offen gebliebene Türe des Sprechzimmers zugehen. Sie gewährte, daß man Herrn von Montgomery losband, der bei ihrem Anblick vor Schrecken stumm blieb.

»Elende! was macht Ihr da?« rief sie.

»Wir gehorchen den Befehlen von Herrn von Montmorency, Madame«, antwortete der Anführer der Sbirren, »wir binden den Gefangenen los.«

»Unmöglich!« versetzte Frau von Poitiers. »Herr von Montmorency konnte keinen solchen Befehl geben. Wer hat Euch diesen Befehl überbracht?«

»Die Sbirren deuteten auf Perrot, der sich, als er Frau Diana hörte, von Staunen und Schrecken erfaßt, umgedreht hatte. Ein Strahl der Lampe fiel auf das bleiche Gesicht des armen Perrot; Frau Diana erkannte ihn.

»Dieser Mensch?« sagte sie, »dieser Mensch ist der Stallmeister des Gefangenen! Seht, was Ihr tun wolltet!«

»Eine Lüge!« entgegnete Perrot, der noch zu leugnen suchte. »Ich bin bei Herrn von Manffol und Herr von Montmorency hat mich hierher geschickt.«

»Wer sagt, er sei von Herrn von Montmorency geschickt?« sprach die Stimme eines Hinzukommenden, der kein Anderer war, als der ächte Abgesandte. »Meine braven Leute, dieser Mensch lügt. Hier ist der Ring und das Siegel der Montmorency, und Ihr müßt mich überdies erkennen, ich bin der Graf von Montansier.³ Wie, Ihr habt es gewagt, diesem Menschen den Knebel auszuziehen und ihn loszubinden? Unglückliche, man kneble ihn und binde ihn noch fester.«

»Das lasse ich mir gefallen!« sagte der Anführer der Sbirren, »das sind wahrscheinliche und verständliche Befehle!«

»Armer Perrot!-« sprach nun der Graf.

»Er ließ sich nicht einmal herab, ein Wort des Vorwurfs gegen Frau Diana beizufügen, obgleich er Zeit hatte, bis ihm das Sacktuch im Mund befestigt war. Vielleicht befürchtete er auch, seinen braven Stallmeister noch mehr zu gefährden. Doch Perrot ahmte leider seine Klugheit nicht nach und sprach, sich voll Entrüstung an Frau Diana wendend:

»Gut, Madame, Ihr bleibt wenigstens im Treuebruch nicht auf halbem Wege stehen! Der heilige Peter verleugnete seinen Gott dreimal; doch Judas verriet ihn nur ein einziges Mal. Ihr habt Euren Geliebten seit einer Stunde dreimal verraten. Judas war allerdings nur ein Mensch, und Ihr seid eine Frau und eine Herzogin!«

»Packt diesen Menschen!« rief Frau Diana wütend.

»Packt diesen Menschen!« wiederholte der Graf von Montansier.

»Ah! ich bin noch nicht gefangen!« rief Perrot.

»Und er nahm einen verzweifelten Anlauf, sprang bis zu Herrn von Montgomery, fing an dessen Bande mit einem Dolch zu durchschneiden und rief ihm zu:

»Helft Euch, gnädiger Herr, und laßt uns unser Leben teuer verkaufen.«

»Doch er hatte kaum Zeit, ihm den linken Arm frei zu machen, denn er konnte sich nur unvollständig verteidigen, während er die Stricke des Grafen zu durchschneiden suchte. Von allen Seiten umringt und bedrängt, warf ihn ein gewaltiger Streich, den er zwischen die Schultern erhielt zu den Füßen seines Herrn, und er

fiel bewußtlos und wie tot nieder.«



III.

Das die Blutflecken nie ganz verschwinden.

Was hierauf vorging, wußte Perrot nicht.

»Als er wieder zu sich kam, war der erste Eindruck, den er empfand, ein Eindruck der Kälte. Er sammelte seine Gedanken, öffnete die Augen und schaute umher: es war immer noch finstere Nacht. Er fand sich auf dem nassen Boden ausgestreckt und ein Leichnam lag an seiner Seite. Bei dem Schimmer der kleinen Lampe, welche beständig in der Nische der Bildsäule der Jungfrau brannte, erkannte er, daß er aus dem Cimetiere des Innocents⁴ war. Der Leichnam neben ihm war der der Wache, welche Herr von Montgomery getötet hatte. Ohne Zweifel hatte man meinen armen Mann auch für tot gehalten.

»Er versuchte es, aufzustehen; doch nun erwachte der furchtbare Schmerz seiner Wunden. Indem er jedoch alle seine Kräfte mit übermenschlichem Mute zusammenraffte, gelang es ihm, sich zu erheben und einige Schritte zu tun. In diesem Augenblick zerstreute der Schein einer Stocklaterne den tiefen Schatten, und Perrot sah zwei Männer von unheimlichem Aussehen, welche Grabscheiter und Hauen bei sich hatten, herbeikommen.

»Man hat uns gesagt, unter der Bildsäule der Jungfrau«, sprach einer von den Beiden.

»Hier sind unsere Männer«, versetzte der Andere, als er den Soldaten erblickte. »Doch nein, es ist nur Einer.«

»Suchen wir den Andern.«

»Die Totengräber leuchteten mit ihrer Laterne auf dem Boden umher. Doch Perrot hatte die Kraft gehabt, sich hinter ein Grab zu schleppen, das ziemlich entfernt von dem Orte war, wo sie suchten.

»Der Teufel wird unsern Mann geholt haben«, sagte einer von den Totengräbern, der ein scherzhafter Mensch zu sein schien.

»Oh!« entgegnete der Andere, »sprich keine solche Dinge zu dieser Stunde und an diesem Orte.«

»Und er bekreuzte sich mit allen Zeichen des Schreckens.

»Es ist offenbar nur Einer«, sprach der erste Totengräber. »Was läßt sich da machen? Bah! begraben wir immerhin diesen; wir sagen, der Andere sei entwichen, oder man habe vielleicht schlecht gezählt.«

»Sie fingen an ein Grab zu graben, und Perrot, der sich allmählich schwankend entfernte, hörte den heitern Totengräber zu seiner Freude sagen:

»Ich bedenke, wenn wir gestehen, daß wir nur einen Leichnam gefunden und nur ein Grab gemacht haben, so wird uns der Mann vielleicht nur fünf Pistolen statt zehn geben. Wäre es vielleicht nicht das Beste für unsern Vorteil, wenn wir die seltsame Flucht des zweiten Leichnams verschweigen würden?«

»In der Tat!« entgegnete der fromme Totengräber. »Wir sagen nur, wir haben das Geschäft getan, und das ist dann nicht gelogen.«

»Perrot hatte indessen, nicht ohne tödliche Schwächen, die Rue Aubry-le-Boucher erreicht. Da sah er den Karren eines Gärtners vorüberkommen, der vom Markte zurückkehrte, und er fragte den Führer, wohin er ginge.«

»Nach Montreuil«, antwortete der Mann.

»Es wäre sehr gutherzig von Euch, wenn Ihr: mich auf den Rand Eures Karrens bis zur Ecke der Rue Geoffroy-Lasnier, bei der Rue Saint-Antoine, wo ich wohne, sitzen ließt.«

»Steigt auf«, sprach der Gemüsegärtner.

»Perrot machte so ohne zu große Anstrengung den Weg der ihn von seinem Hause trennte, und dennoch glaubte er mehr als zehnmal während der Fahrt vom Leben in den Tod hinüberzugehen. Endlich in der Rue Geoffroy-Lasnier hielt der Wagen an.

»Hollah! Freund, Ihr seid zu Hause«, rief der Gemüsegärtner.

»Ich danke! mein braver Mann«, sagte Perrot.

»Er stieg ab, stolperte fort, und war genötigt, sich an der nächsten Wand zu halten, die er traf.

»Der Kamerad hat einen Schluck über Durst getrunken«, sprach der Bauer, »es lebe der Rausch!« rief er und ging, ein Trinklied trällernd, seines Weges.

»Perrot brauchte eine Stunde, um von der Rue Saint-Antoine in die Rue des Jardins zu gelangen. Zum Glück sind die Januarnächte lang! er begegnete noch Niemand und kam gegen sechs Uhr nach Hause.

»Trotz der Kälte, gnädiger Herr, hatte mich die Unruhe die ganze Nacht am offenen Fenster gehalten. Beim ersten Ruf von Perrot lief ich an die Türe und öffnete ihm.

»Stille, bei Deinem Leben!« sagte er, »hilf mir in unser Zimmer hinaufsteigen, aber hüte Dicht vor jedem Schrei, vor jedem Wort.«

»Er schritt fort, unterstützt von mir, die ich, obschon ich ihn verwundet sah, doch seinem Verbote gemäß nicht zu sprechen wagte und nur in der Stille weinte. Als wir soeben waren, und ich ihm seine Kleider und seine Waffen abgenommen hatte, bedeckte das Blut es Unglücklichen meine Hände, und seine Wunden erschienen mir breit und gähnend. Er kam meinem Ausruf durch eine gebieterische Gebärde zuvor und nahm auf dem Bett die Stellung, die ihn am wenigsten leiden machte.

»Gib mindestens zu, daß ich einen Wundarzt holen lasse«, sagte ich schluchzend.

»Unnötig!« erwiderte er, »Du weißt, daß ich mich ein wenig auf die Kunst der Ärzte verstehe. Eine von meinen Wunden, die unter dem Hals, ist tödlich, und ich glaube, ich würde schon nicht mehr leben, wenn nicht etwas Stärkeres als der Schmerz mich aufrecht erhalten, und wenn nicht Gott, der die Mörder und Verräter bestraft, mein Ende um einige Stunden verlängert hätte, damit ich seinen zukünftigen Plänen diene. Bald wird mich das Fieber fassen, und Alles wird abgemacht sein. Kein Arzt in der Welt vermag etwas hiergegen.«

»Er sprach mit peinlicher Anstrengung. Ich flehte Ihn an, ein wenig zu ruhen.

»Du hast Recht«, sagte er, »ich muß meine letzten Kräfte schonen. Gib mir nur Schreibzeug.«

»Ich brachte ihm was er verlangte. Doch er hatte nicht bemerkt, daß ihm durch einen Degenstoß die rechte Hand gestoßen worden war. Er schrieb, auch sonst nur mit Schwierigkeit, und er mußte Feder und Papier wegwerfen.

»Nun, so werde ich sprechen«, sagte er, »und Gott wird mich

leben lassen, bis ich vollendet habe. Denn wenn dieser gerechte Gott die drei Feinde meines Herrn in ihrer Macht oder in ihrem Leben schlägt, was die vergänglichen Güter der Bösen sind, so muß Herr von Montgomery durch seinen Sohn gerettet werden können.«

»Hierauf, gnädiger Herr«, fuhr Aloyse fort, »hierauf erzählte mir Perrot die ganze traurige Geschichte, die ich vor Euch entrollt habe. Er machte jedoch lange und häufige Unterbrechungen, und wenn er sich zu sehr erschöpft fühlte, um fortzufahren, befahl er mir, ihn zu verlassen und mich den Leuten des Hauses zu zeigen.«

»Ich erschien, leider ohne Mühe, sehr unruhig über den Grafen und meinen Mann. Ich schickte Alle aus, um zuerst im Louvre, sodann bei sämtlichen Freunden des Herrn Grafen von Montgomery, und endlich bei seinen einfachen Bekannten Erkundigungen einzuziehen. Frau von Poitiers antwortete, sie habe ihn nicht gesehen und Herr von Montmorency er wisse nicht, warum man ihn belästige.«

»So wurde jeder Verdacht von mir entfernt, was Perrot wollte, und seine Mörder konnten glauben, ihr Geheimnis wäre im Kerker des Herrn und im Grabe des Stallmeisters begraben.«

»Als die Diener auf einige Zeit entfernt waren und ich Euch, gnädiger Herr Gabriel, einem derselben an vertraut hatte, stieg ich wieder zu meinem armen Perrot hinauf, der mutig in seiner Erzählung fortfuhr.«

»Gegen Mittag schienen sich die furchtbaren Schmerzen die er bis dahin ausgestanden hatte, ein wenig zu legen. Er sprach leichter und mit einer gewissen Belebtheit. Als ich mich hierüber freute, sagte er traurig lächelnd:

»Diese scheinbare Besserung ist das Fieber, das ich Dir angekündigt. Doch Gott sei Dank! das gräßliche Gewebe ist vor Dir enthüllt. Du weißt nun, was Gott und die drei Mörder allein wußten, und Deine treue, feste, mutige Seele wird, dessen bin ich sicher, dieses blutige Geheimnis bis zu dem Tage bewahren, wo es, wie ich hoffe, Dir gestattet ist, es demjenigen zu enthüllen, welcher ein Recht darauf hat. Du hast den Schwur gehört, den Herr von Montgomery von mir forderte. Du wirst mir diesen Schwur wiederholen, Aloyse. So lange es für Gabriel gefährlich

sein wird, seinen Vater am Leben zu wissen, so lange die drei allmächtigen Feinde, die meinen Herrn getötet haben, vom Zorn Gottes in dieser Welt gelassen werden, schweigst Du, Aloyse schwöre dies Deinem sterbenden Gatten.«

»Weinend schwur ich und an diesem heiligen Schwur bin ich zur Verräterin geworden, gnädiger Herr, denn mächtiger und furchtbarer als je, leben Eure drei Feinde immer noch.

»Doch Ihr solltet sterben, und wenn Ihr von meiner Offenbarung mit Weisheit und Vorsicht Gebrauch machen wollt, kann das, was Euch Verderben sollte, Euch und Euren Vater retten. Wiederholt mir doch, gnädiger Herr, daß ich kein unverzeihliches Verbrechen begangen habe, und daß der Absicht wegen Gott und mein lieber Perrot mir meinen Meineid vergeben können.«

»Ja Allem dem ist kein Eidbruch, fromme Frau«, erwiderte Gabriel, und Dein ganzes Benehmen ist nur Ergebenheit und Heldenmut. Doch vollendet! vollendet!«

»Perrot«, fuhr Aloyse fort, fügte noch bei:

»Bin ich nicht mehr, teure Frau, so wirst Du klug daran tun, dieses Haus zu schließen, die Diener zu entlassen, und mit Gabriel und unserem Kinde nach Montgomery zu gehen. Und selbst in Montgomery bewohne nicht das Schloß, ziehe Dich in unser kleines Haus zurück und bilde den Erben des edlen Grafen, wenn nicht gänzlich insgeheim, doch wenigstens ohne Gepränge und ohne Geräusch, so daß seine Freunde ihn kennen, und daß seine Feinde ihn vergessen. Alle unsere guten Leute dort, und der Verwalter und der Kaplan werden Dich in der großen Pflicht unterstützen, die Dir der Herr auferlegt. Es ist vielleicht besser, wenn Gabriel selbst bis zu seinem achtzehnten Jahre den Namen den er führt, nicht kennt und nur weiß, daß er ein Edelmann ist. Du wirst es übrigens sehen. Unser würdiger Kaplan und der edle Herr von Vimoutiers, der natürliche Vormund des Kindes, werden Dir mit ihrem Rat beistehen, doch selbst vor diesen sichereren Freunden verbirg das, was ich Dir erzählt habe. Beschränke Dich darauf, ihnen zu sagen, Du fürchtest für Gabriel die mächtigen Feinde seines Vaters.«

»Perrot fügte noch verschiedene Warnungen bei, die er mir auf tausenderlei Art wiederholte, bis ihn wieder seine Leiden, verbunden mit nicht minder schmerzlichen Schwachen,

heimsuchten, er benützte jedoch den kleinsten Augenblick der Ruhe, um mich zu ermutigen und zu trösten.

»Er sagte mir auch und ließ mich Eines versprechen, was, ich muß es gestehen, nicht am wenigsten Energie von mir heischte, und mir nicht am wenigsten Martern bereitete.

»Für Herrn von Montmorency«, sprach er, »liege ich im Kirchhof begraben. Ich muß also mit dem Grafen verschwunden sein. Fände sich hier eine Spur meiner Rückkehr, so wärest Du, Aloyse, verloren, und Gabriel vielleicht mit Dir! Doch Du hast einen starken Arm und ein mutiges Herz. Hast Du mir die Augen geschlossen, so raffe alle Kräfte Deiner Seele und Deines Leibes zusammen, erwarte Mitternacht, und sobald Jedermann hier nach der Anstrengung des Tages entschlummert ist, trage meinen Leichnam in das alte Grabgewölbe der Herren von Brissac, denen dieses Hotel einst gehörte. Niemand dringt mehr in diese verlassene Gruft, und Du findest den verrosteten Schlüssel! dazu in der großen Kiste im Zimmer des Grafen. Ich werde somit ein geweihtes Grab haben, und obgleich ein einfacher Stallmeister Unwürdig ist, unter so vielen vornehmen Herren zu ruhen, so gibt es doch nach dem Tode nur Christen, nicht wahr?«

»Da der arme Perrot einer Ohnmacht nahe war und darauf drang, daß ich ihm mein Wort gebe, so versprach ich ihm, was er wollte. Gegen Abend bemächtigte sich seiner das Delirium, dann folgten furchtbare Schmerzen. Ich zerschlug mir die Brust aus Verzweiflung, daß ich ihn nicht erleichtern konnte; doch er bedeutete mir durch ein Zeichen, es wäre Alles vergeblich.

»Vom Fieber und von gräßlichen Leiden verzehrt, sagte er zu mir:

»Aloyse, gib mir zu trinken; nur einen Tropfen.«

»Ich hätte ihm in meiner Unwissenheit schon etwas geboten, um diesen glühenden Durst zu stillen, an dem er, wie er sagte, litt; doch er hatte mich immer zurückgewiesen. Ich holte daher eiligst ein Glas, das ich ihm reichte.

»Ehe er es nahm, sprach er zu mir:

»Aloyse, einen letzten Kuß und ein letztes Gott befohlen . . . und erinnere Dich, erinnere Dich!«

»Ich bedeckte sein Gesicht mit Küssen und Tränen. Er

verlangte sodann von mir das Kruzifix, hielt seine sterbenden Lippen auf die Nägel des Kreuzes Jesu und sprach nur noch:

»O mein Gott . . . mein Gott!«

Nachdem er mir schwach und zum letzten Male die Hand gedrückt hatte, nahm er das Glas, das er mir bot. Er trank einen Mund voll, zuckte heftig auf und fiel auf sein Kopfkissen zurück.

»Er war tot.

»Den Rest des Abends brachte ich im Gebet und in Tränen hin. Doch ich wohnte wie gewöhnlich Eurem Schlafengehen bei, gnädiger Herr. Es wunderte sich indessen Niemand über meinen Schmerz. Die Bestürzung war allgemein im Haus, und die treuen Diener beweinten insgesamt den Grafen und ihren guten Kameraden Perrot.

»Gegen zwei Uhr Nachts ließ sich kein Geräusch mehr vernehmen, und ich allein Wachte. Ich wusch das Blut ab, mit dem der Körper meines Mannes bedeckt war, ich hüllte ihn in ein Tuch, empfahl mich Gott, und trug die teure Last hinab, welche meinem Herzen noch schwerer war, als meinem Arm. Wenn meine Kräfte mich verließen, kniete ich zu dem Leichnam nieder und betete.

»Endlich, nach Verlauf einer ewig langen halben Stunde, gelangte ich zu der Türe des Gewölbes. Als ich sie nicht ohne Mühe öffnete, löschte ein eisiger Winds meine Lampe aus und erstickte mich beinahe. Nichtsdestoweniger kam ich wieder zu mir, zündete meine Lampe abermals an und legte den Körper meines Gatten in ein offen und leer gebliebenes Grab, das seiner zu harren schien; dann, nachdem ich zum letzten Male sein Leichentuch geküßt hatte, ließ ich den schweren marmornen Deckel herabfallen, der mich für immer von dem teuren Gefährten meines Lebens trennte. Das Geräusch des Steines auf dem Stein verursachte mir einen solchen Schrecken, daß ich mir kaum Zeit ließ, die Türe des Gewölbes wieder zu schließen, die Flucht ergriff, und erst in meinem Zimmer wieder anhielt, wo ich halbtot auf einen Stuhl niedersank. Doch ich mußte vor Tag noch die blutigen Tücher verbrennen, welche mich hätten verraten können. Als der Morgen erschien, war mein hartes Geschäft beendet, und es blieb nicht eine Spur von den Ereignissen des vorhergehenden Tages und der Nacht übrig. Ich hatte Alles mit der Sorgfalt einer

Missetäterin vertilgt, welche auch nicht die entfernteste Erinnerung, an ihr Verbrechen zurücklassen will.

»Nur hatte mich die so große Anstrengung erschöpft, und ich wurde krank. Doch es war meine Pflicht, für die zwei Waisen zu leben, welche die Vorsehung meinem Schutz allein anvertraut hatte, und ich lebte, gnädiger Herr.«

»Arme Frau, arme Märtyrerin«, sprach Gabriel, Aloyse die Hand drückend.

»Einen Monat nachher«, fuhr die Amme fort, »brachte ich Euch gemäß den letzten Vorschriften meines Mannes, nach Montgomery.«

»Was Herr von Montmorency vorhergesehen, trat wirklich ein. Eine Woche lang war bei Hofe nur von dem unerklärlichen Verschwinden des Grafen von Montgomery und seines Stallmeisters die Rede; bald sprach man weniger davon, und dann bildete die nahe bevorstehende Ankunft Von Kaiser Karl V. der Frankreich durchziehen sollte, um die Genter zu bestrafen, den einzigen Gegenstand aller Gespräche

»Im Monat Mai desselben Jahres, fünf Monate nach dem Tode Eures Vaters, gnädiger Herr, wurde Diana von Castro geboren.«

»Ja . . . « sprach Gabriel nachdenkend, »doch gehörte Frau von Poitiers meinem Vater? Hat sie den Dauphin nach ihm, hat sie ihn . . . zu gleicher Zeit mit ihm geliebt? Dunkle Fragen, welche die üblen Gerüchte eines mäßigen Hofes nicht hinreichend zu lösen im Stande sind . . . Doch mein Vater lebt! mein Vater muß leben! und ich werde ihn wiederfinden, Aloyse. Es sind nun in mir zwei Menschen, ein Sohn und ein Liebender, die ihn aufzufinden wissen werden.«

»Gott wolle es . . . « sprach Aloyse.

»Und Du hast seitdem über das Gefängnis, in welchem diese Elenden meinen Vater begraben konnten, nichts mehr erfahren?« fragte Gabriel.

»Nichts, gnädiger Herr, die einzige Andeutung, die wir hierüber haben, ist jenes von Perrot aufgefaßte Wort von Herrn von Montmorency, der Gouverneur des Chatelet sei ein ergebener Freund von ihm, für den er stehen könne.«

»Des Chatelet! rief Gabriel, »des Chatelet!«

Und der rasche Blitz einer gräßlichen Erinnerung zeigte ihm plötzlich den düsteren, trostlosen Greis, der nie ein Wort sprechen sollte, den Greis, den er mit einer so seltsamen Gemütsbewegung in einem der tiefsten Kerker des königlichen Gefängnisses gesehen hatte . . .

Gabriel warf sich in Tränen zerfließend in die Arme von Aloyse.

IV.

Das heroische Lösegeld.

Doch am andern Tag, am 12. August, ging Gabriel festen Schrittes und mit ruhigem Antlitz nach dem Louvre, um beim König Audienz zu verlangen.

Er hatte lange mit Aloyse und mit sich selbst erwogen, was er tun und was er sagen sollte. Überzeugt, daß die Heftigkeit gegen einen königlichen Gegner nur dazu dienen würde, ihm das Schicksal seines Vaters zuzuziehen beschloß Gabriel, entschieden und würdig, aber mäßig und ehrfurchtsvoll zu Werke zu gehen; er wollte bitten, und nichts fordern. War es nicht immer noch Zeit, laut zu sprechen, und mußte er nicht zuvor sehen, ob achtzehn Jahre nicht den Haß von Heinrich II. abgestumpft hatten?

Indem Gabriel einen solchen Entschluß faßte zeigte er eben so viel Weisheit und Klugheit, als das kühne Vorhaben zuließ, für das er sich entschieden hatte.

Die Umstände sollten ihm übrigens einen unerwarteten Beistand gewähren.

Als er gefolgt von Martin-Guerre, diesmal gefolgt vom wahren Martin-Guerre, in den Hof des Louvre kam, bemerkte Gabriel eine ungewöhnliche Bewegung; doch er hatte zu starr seinen eigenen Gedanken im Auge, um aufmerksam die geschäftigen Gruppen und die betrübnen Gesichter zu betrachten, welche sich seinen ganzen Weg entlang wahrnehmen ließen.

Nichtsdestoweniger mußte er eine Sänfte mit dem Wappen der Guisen erkennen und den Kardinal von Lothringen grüßen, welcher in großer Aufregung aus dieser Sänfte ausstieg.

»Ei! Ihr seid hier, Herr Vicomte d'Exmés?« sprach Karl von Lothringen, »Ihr seid also gänzlich wiederhergestellt? desto besser! desto besser! Mein Herr Bruder erkundigte sich erst in seinem letzten Briefe mit großer Teilnahme nach Euch.«

»Monseigneur, so viel Güte . . . « erwiderte Gabriel.

»Ihr verdient sie für so viel Tapferkeit!« sprach der Kardinal.

»Doch wohin geht Ihr so rasch?«

»Zum König, Monseigneur.«

»Hm! der König hat ganz andere Geschäfte, als Euch zu empfangen, mein junger Freund. Hört, ich begeben mich auch zu Seiner Majestät, welche so eben nach mir verlangt hat. Gehen wir mit einander hinauf, ich führe Euch ein, und Ihr leiht mir Euren jungen Arm. Hilfe für Hilfe. Das ist es, was ich sogleich Seiner Majestät sagen werde, denn Ihr habt wohl die traurige Kunde vernommen?«

»Wahrhaftig, nein!« antwortete Gabriel; »ich komme so eben von Hause und habe in der Tat nur eine gewisse Bewegung bemerkt.«

»Ich glaube es wohl!« versetzte der Kardinal.

»Herr von Montmorency hat dort beim Heere wieder einen von seinen gewöhnlichen Streichen gemacht. Er wollte dem belagerten Saint-Quentin zu Hilfe eilen, der mutige Connetable! Steigt nicht so schnell hinauf, Herr d'Exmés, ich bitte Euch, ich habe nicht mehr Eure zwanzigjährigen Beine. Ich sagte also, er habe dem Feinde eine Schlacht angeboten, der unerschütterliche General! Das geschah vorgestern, am 10. August, am Saint-Laurent-Tage. Er hatte ungefähr eben so viele Truppen, als die Spanier, eine bewundernswürdige Reiterei und die Elite des französischen Adels. Nun wohl! er richtete die Dinge so gut ein, der erfahrene Feldherr, daß er in den Ebenen von Gibercourt und Lizerolles eine furchtbare Niederlage erlitt, und daß er selbst gefangen genommen und verwundet wurde, und mit ihm alle diejenigen Anführer und Generale welche nicht auf dem Schlachtfeld geblieben sind. Herr von Enghien gehört zu den Letztern, und von der ganzen Infanterie sind nicht hundert Mann zurückgekommen. Deshalb, Herr d'Exmés, seht Ihr alle Welt so bewegt, und deshalb läßt mich Seine Majestät ohne Zweifel rufen.«

»Großer Gott!« rief Gabriel selbst bei seinem persönlichen Schmerz von diesem Unglück des Staats tief ergriffen, »großer Gott! können die Tage von Poitiers und Azincourt wirklich für Frankreich wiederkehren? Aber Saint-Quentin, Monseigneur?«

»Saint-Quentin hielt sich noch beim Abgang des Boten, und der

Neffe des Connetable, der Herr Admiral Gaspard von Coligny, der die Stadt verteidigte, hatte geschworen, die Mißgriffe seines Oheims dadurch zu mildern, daß er sich eher unter den Trümmern des Platzes begraben lassen, als ihn übergeben würde. Doch ich befürchte sehr, daß er zu dieser Stunde schon begraben, und der letzte Damm der den Feind aushält, genommen ist.«

»Dann wäre das Königreich verloren.«

»Gott beschütze Frankreich«, sprach der Kardinal, »doch wir sind nun beim König und wir werden sehen, was er tun will, um sich selbst zu beschützen.«

Die Wachen verbeugten sich vor dem Kardinal und ließen ihn natürlich vorüber, ihn den notwendigen Mann nach der Lage der Dinge und denjenigen, dessen Bruder allein noch das Land retten konnte. Karl von Lothringen trat, gefolgt von Gabriel, ohne Widerstand beim König ein, den er allein mit Frau von Poitiers und ganz in Bestürzung fand. Als Heinrich den Kardinal sah, ging er ihm voll Eifer entgegen und sprach:

»Eure Eminenz sei willkommen! Nun! Herr von Lothringen, welch eine gräßliche Katastrophe! Ich frage Euch, wer hätte das geglaubt?«

»Ich, Sire«, antwortete der Kardinal, »wenn mich Eure Majestät vor einem Monat, zur Zeit des Abgangs von Herrn von Montmorency gefragt hätte . . . «

»Keine leere Anschuldigung, mein Vetter«, erwiderte der König; »es handelt sich nicht um die Vergangenheit, sondern um die so bedrohliche Zukunft, um die so gefährvolle Gegenwart. Der Herr Herzog von Guise ist auf der Rückkehr aus Italien begriffen, nicht war?«

»Ja, Sire, und er muß nun in Lyon sein.«

»Gott sei gelobt!« rief der König. »Herr von Lothringen, in die Hände Eures erhabenen Bruders lege, ich das Heil des Staates. Habet, Ihr und er, für dieses glorreiche Ziel Vollmacht und souveräne Gewalt. Seid Könige wie ich und mehr als ich. Ich habe selbst an Herrn von Guise geschrieben, um seine Rückkunft zu beschleunigen. Hier ist der Brief. Eure Eminenz wolle die Güte haben, auch zu schreiben, ihrem Bruder unsere Lage zu schildern und ihm zu bemerken, wie notwendig es ist keine Minute zu

verlieren wenn man Frankreich noch bewahren will. Sagt Herrn von Guise, daß ich mich ganz auf ihn verlasse. Schreibt, Herr Kardinal, schreibt schnell, ich bitte Euch. Ihr braucht nicht von hier wegzugehen. Dort in jenem Kabinett findet Ihr Alles, was Ihr nötig habt. Gestiefelt und gespornt, wartet der Eilbote schon unten im Sattel. Habt die Gnade, geht. Geht, eine halbe Stunde mehr oder weniger kann Alles retten oder Alles verderben.«

»Ich gehorche Eurer Majestät«, antwortete der Kardinal, indem er sich nach dem Kabinett wandte, »und mein ruhmwürdiger Bruder wird mir gehorchen, denn sein Leben gehört dem König und dem Königreich. Doch, mag es ihm gelingen, mag er scheitern, Seine Majestät wird die Gnade haben, sich später zu erinnern, daß sie ihm die Gewalt in einer verzweiflungsvollen Lage anvertraut hat.«

»Sagt gefahrvoll, sagt nicht verzweifelt«, entgegnete der König. »Meine gute Stadt Saint-Quentin und ihr braver Verteidiger, Herr von Coligny, halten sich noch.«

»Oder hielten sich wenigstens noch vor zwei Tagen«, entgegnete Karl von Lothringen. »Aber die Festungswerke waren in einem erbärmlichen Zustand, die ausgehungerten Einwohner sprachen von Übergabe, und ist Saint-Quentin heute in der Gewalt des Spaniers, so gehört ihm Paris in acht Tagen. Gleichviel, Sire, ich werde an meinen Bruder schreiben, und Ihr wißt, was einem Menschen möglich ist, wird Herr von Guise tun.«

Gabriel war ganz nachdenkend im Hintergrund geblieben, ohne bemerkt zu werden. Sein junges, edles Herz war tief bewegt von der furchtbaren Bedrängnis, welche Frankreich gefährden, er vergaß, daß es Herr von Montmorency, sein grausamster Feind, war, den man besiegt, verwundet und gefangen genommen hatte. Er sah für den Augenblick in ihm nur den General der französischen Truppen, und dachte beinahe eben so sehr an die Gefahren des Vaterlands, als an die Schmerzen seines Vaters. Das edle Kind hatte Liebe für alle Gefühle und Mitleid für jedes Unglück, und als der König, nachdem der Kardinal hinausgegangen, trostlos in seinen Lehnstuhl zurückfiel und, die Stirne in seinen Händen, ausrief:

»O Saint-Quentin, auf dir beruht nun das Schicksal Frankreichs. Saint-Quentin, meine gute Stadt, wenn du nur noch acht Tage

Widerstand zu leisten vermöchtest! Herr von Guise hätte Zeit zurückzukehren die Verteidigung ließe sich hinter deinen treuen Mauern organisieren! während, wenn sie fallen, der Feind gegen Paris marschiert und Alles verloren ist. Saint-Quentin, ich gäbe dir für jede deiner Stunden des Widerstands ein Privilegium, und für jeden deiner eingestürzten Steine einen Diamant, wenn du nur noch acht Tage widerstehen könntest!«

»Sire, es wird widerstehen, und zwar mehr als acht Tage«, sprach Gabriel vorschreitend.

Er hatte seinen Entschluß gefaßt, einen erhabenen Entschluß!

»Herr d'Exmés!« riefen gleichzeitig Heinrich und Diana, der König mit Erstaunen, Diana mit Verachtung.

»Wie kommt Ihr hierher, mein Herr?« fragte der König mit strengem Tone.

»Sire, ich bin mit Seiner Eminenz eingetreten.«

»Das ist etwas Anderes«, versetzte Heinrich. »Doch was sagtet Ihr, Herr d'Exmés? Ich glaube, Saint-Quentin könnte widerstehen?!«

»Ja, Sire, und Ihr sagtet wenn es widerstande so würdet Ihr ihm Freiheiten und Reichtümer geben.«

»Ich wiederhole es«, sprach der König.

»Wohl, Sire, würdet Ihr das, was Ihr der Stadt, die sich verteidigte, zu bewilligen geneigt seid, dem Mann verweigern, der sie zur Verteidigung bewegen, der der ganzen Stadt seinen energischen Willen einflößen und sie nicht eher übergeben würde, als bis der letzte Mauerflügel unter der feindlichen Kanone gefallen wäre? Würdet Ihr den Mann, der Euch diese acht Tage des Widerstandes und folglich Euer Königreich gegeben hätte, auf die Gnade, die er von Euch forderte, warten lassen? würdet Ihr um eine Gnade mit demjenigen feilschen, welcher Euch ein Reich zurückgegeben hätte?«

»Nein, gewiß nicht!« rief der König, »Alles, was ein König vermag, würde dieser Mann bekommen.«

»Der Handel ist abgeschlossen, Sire, denn ein König kann nicht nur, er muß verzeihen, und dieser Mann verlangt von Euch eine Verzeihung, und keine Titel, kein Geld.«

»Aber wo ist er? Wer ist dieser Retter?« fragte der König.

»Er steht vor Euch, Sire. Ich bin es, Euer einfacher Kapitän der Leibwachen; doch ich fühle in meiner Seele und in meinem Arm eine übermenschliche Kraft und werde Euch beweisen, daß ich nicht prahle, wenn ich mich anheischig mache, zugleich mein Vaterland und meinen Vater zu retten.«

»Euren Vater, Herr d'Exmés?«

»Ich heiße nicht d'Exmés«, sprach Gabriel; »ich bin Gabriel von Montgomery, der Sohn des Grafen Jacques von Montgomery, dessen Ihr Euch erinnern Sire.«

»Der Sohn des Grafen von Montgomery!« rief der König indem er sich erbleichend erhob.

Frau Diana rückte auf ihrem Stuhl mit einer Bewegung des Schreckens zurück.

»Ja, Sire«, sprach Gabriel ruhig, »ich bin der Vicomte von Montgomery, der für den Dienst, den er Euch dadurch leisten wird, daß er Saint-Quentin acht Tage lang behauptet, nur die Freiheit seines Vaters von Euch verlangt.«

»Euer Vater, mein Herr«, sagte der König, »ist tot, verschwunden, was weiß ich? Ich weiß nicht, wo Euer Vater ist.«

»Doch ich, Sire, ich weiß es«, versetzte Gabriel eine furchtbare Angst überwindend. »Mein Vater ist seit achtzehn Jahren im Chatelet und erwartet dort den göttlichen Tod oder das menschliche Mitleid. Mein Vater lebt, dessen bin ich sicher. Sein Verbrechen ist mir nicht bekannt.«

»Es ist Euch nicht bekannt?« fragte der König düster und die Stirne faltend.

»Es ist mir nicht bekannt, Sire, sein Vergehen muß schwer sein, daß es eine so lange Gefangenschaft verdient hat, doch es ist nicht unverzeihlich, da es nicht den Tod verdiente. Sire, hört mich. In achtzehn Jahren hat die Gerechtigkeit Zeit gehabt, zu entschlummern, und die Milde, zu erwachen. Die menschlichen Leidenschaften, die uns böse oder gut machen, widerstehen einer so langen Dauer nicht. Mein Vater der als Mann in den Kerker gekommen ist, wird ihn als Greis verlassen. Hat er nicht gesühnt, so schuldig er auch sein mag? Und wenn die Strafe Zufällig zu hart war, ist er nicht zu schwach, um sich zu erinnern? Sire, gebt einen armen Gefangenen, der fortan ohne Gewicht ist, dem

Leben zurück. Christlicher König, erinnert Euch der Worte des christlichen Symbols und verzeiht die Schuld Anderer, damit Euch die Eurige verziehen werde.«

Diese letzten Worte wurden mit einem so bezeichnenden Ton gesprochen, daß der König und Frau von Valentinois sich anschauten, als wollten sie voll Schrecken eine Frage an einander richten.

Doch Gabriel wollte nur auf eine zarte Weise den schmerzlichen Punkt ihres Gewissens berühren, und er fügte eiligst bei:

»Bemerkt, Sire, daß ich als treuer und gehorsamer Untertan zu Euch spreche. Ich sage nicht zu Euch: »Mein Vater ist nicht gerichtet worden, man hat meinen Vater insgeheim verurteilt, ohne ihn zu hören, und diese Ungerechtigkeit gleicht sehr der Rache . . . Ich, sein Sohn, appelliere also laut vor dem Adel Frankreichs gegen den geheimen Spruch, der ihn getroffen; ich werde öffentlich Allem, was ein Schwert hat, die Verletzung kundtun, welche uns Allen in der Person eines Edelmanns zugefügt worden ist.«

Heinrich machte eine Bewegung.

»Ich sage Euch das nicht, Sire«, fuhr Gabriel fort. »Ich weiß, daß es äußerste Notwendigkeiten gibt, welche stärker sind als das Gesetz und das Recht. Ich ehre, wie sie ohne Zweifel mein Vater ehren würde, die Geheimnisse einer schon fern von uns liegenden Vergangenheit. Ich bitte Euch nur, mir zu erlauben, durch eine glorreiche und befreiende Handlung den Rest der Strafe meines Vaters abzukaufen. Als Lösegeld biete ich Euch an, Saint-Quentin eine Woche lang von dem Feinde frei zu halten, und wenn das nicht genügt, den Verlust von Saint-Quentin dadurch auszugleichen, daß ich den Engländern oder auch den Spaniern eine andere Stadt abnehme! Das ist im Ganzen wohl die Freiheit eines Greises wert. Nun! ich werde das tun, Sire, und noch mehr, denn die Sache, welche meinen Arm bewaffnet, ist rein und heilig, mein Wille ist stark und kühn, und ich fühle, daß Gott mit mir sein wird.«

Frau Diana konnte sich eines ungläubigen Lächelns vor diesem heldenmütigen Vertrauen eines jungen Mannes nicht erwehren, das sie nicht kannte und nicht zu begreifen vermochte.

»Ich verstehe Euer Lächeln, Madame«, sprach Gabriel mit einem schwermütigen Blick; »Ihr glaubt, ich werde dieser großen Aufgabe unterliegen, nicht wahr? Mein Gott! das ist möglich. Es ist möglich, daß meine Ahnungen mich trügen. Doch dann werde ich sterben! Ja, Madame, ja, Sire, wenn die Feinde vor Ablauf von acht Tagen in Saint-Quentin eindringen, so lasse ich mich auf der Bresche der Stadt töten, die ich nicht zu verteidigen im Stande gewesen bin. Gott, mein Vater und Ihr könnt nicht mehr von mir verlangen. Mein Geschick wird dann in dem Sinne in Erfüllung gegangen sein, den der Herr gewollt hat: mein Vater wird im Kerker sterben, wie ich auf dem Schlachtfelde sterbe, und Ihr werdet natürlich zu gleicher Zeit von der Schuld und dem Gläubiger befreit sein.«

»Was er sagt, ist wenigstens richtig!« flüsterte Diana dem nachdenkenden König ins Ohr.

Dann sprach sie zu Gabriel, während Heinrich immer noch sein träumerisches Stillschweigen beobachtete:

»Ist es in dem Fall, daß Ihr unterliegen und Euer Werk unerfüllt lassen würdet, mein Herr, nicht schwer anzunehmen, es werde Euch kein Erbe, Eurer Schuldforderung, kein Vertrauter Eures Geheimnisses überleben?«

»Ich schwöre Euch bei dem Heile meines Vaters, daß, wenn ich sterbe, Alles mit mir sterben, und daß Niemand das Recht oder die Macht haben wird, Seine Majestät hierüber zu belästigen. Ich unterwerfe mich zum Voraus den Plänen Gottes, wie Ihr, Sire, seinen Dazwischentritt anerkennen müßt, wenn er mir die erforderliche Kraft verleiht, mein großes Vorhaben zu erfüllen. Sterbe ich, so spreche ich Euch von jeder Verbindlichkeit, sowie von jeder Verantwortung, wenigstens gegen die Menschen, frei; denn die Rechte des Allerhöchsten sind unverjährbar.«

Heinrich bebte; doch diese von Natur unentschlossene Seele wußte nicht, wozu sie sich entscheiden sollte, und der schwache Fürst wandte sich gegen Frau von Poitiers, als wollte er von ihr Rat und Beistand fordern.

Diese begriff seine Unentschlossenheit, an welche sie übrigens gewöhnt war, und sprach mit einem seltsamen Lächeln:

»Ist es nicht Eure Ansicht, Sire, daß wir an das Wort Von Herrn

d'Exmés, der, wie mir scheint, ein redlicher und ganz ritterlicher Edelmann ist, glauben müssen? Ob seine Bitte begründet ist oder nicht, weiß ich nicht, und das Stillschweigen Eurer Majestät in dieser Hinsicht erlaubt weder mir, noch irgend Jemand, etwas zu behaupten, und läßt alle Zweifel hierüber bestehen. Doch nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, Sire, kann man ein so edles Anerbieten nicht zurückweisen, und wenn ich an Eurer Stelle wäre, so würde sich Herr d'Exmés mein königliches Wort verpfänden, daß ich ihm, wenn er seine heldenmütigen und abenteuerlichen Versprechungen verwirklicht, jede Gnade bewilligen werde, die er dagegen Verlangen dürfte.«

»Ah! Madame, das ist Alles, was ich wünschelt!« sprach Gabriel.

»Doch noch ein letztes Wort«, sagte Diana, indem sie ihren durchdringenden Blick auf den jungen Mann heftete: »Wie und warum habt Ihr Euch entschlossen, von einem Geheimnis, das mir wichtig zu sein scheint, vor einer Frau zu sprechen, welche vielleicht ziemlich indiskret und, wie ich denke, diesem ganzen Geheimnis völlig fremd ist?«

»Ich hatte zwei Gründe, Madame«, antwortete Gabriel mit vollkommener Kaltblütigkeit »Einmal dachte ich, es könnte und müßte kein Geheimnis für Euch im Herzen Seiner Majestät bestehen. Ich teilte Euch also nur mit, was Ihr später erfahren hättet, oder schon wußtet. Sodann hoffte ich, was auch geschehen ist, Ihr würdet die Gnade haben, mich beim König zu unterstützen, Ihr würdet ihn antreiben, mich zu dieser Prüfung abzusenden, und Ihr, eine Frau, würdet abermals, wie Ihr es stets sein mußtet, auf der Partei der Milde sein.«

Es wäre dem aufmerksamsten Beobachter unmöglich gewesen, in dem Tone von Gabriel die geringste ironische Absicht, und in seinen unempfindlichen Zügen das mindeste Lächeln der Verachtung herauszufinden. Der durchdringende Blick von Frau Diana verlor hier seine Mühe.

Sie erwiderte das, was im Ganzen ein Kompliment sein konnte, durch eine leichte Verbeugung des Kopfes.

»Erlaubt mir nun eine Frage«, sprach sie sodann. »Es ist nur ein Umstand, der meine Neugierde reizt. Wie könnt Ihr, der Ihr noch so jung, im Besitze eines achtzehnjährigen Geheimnisses

sein?«

»Ich werde Euch um so lieber antworten, »Madame, sprach Gabriel ernst und düster, »als meine Antwort dazu dienen soll, Euch von dem Dazwischentritt Gottes bei dem Allem zu überzeugen. Ein Stallmeister meines Vaters, Perrot Avrigny, der bei den Ereignissen, welche das Verschwinden des Grafen herbeiführten, getötet wurde, ist mit der Erlaubnis Gottes aus seinem Grabe erstanden und hat mir das, was ich Euch gesagt habe, mitgeteilt.«

Bei dieser Antwort, welche mit feierlichem Tone gegeben wurde, richtete sich der König bleich und mit keuchender Brust hoch auf, und selbst Frau von Poitiers konnte sich, trotz ihrer stählernen Nerven, eines Schauers nicht erwehren. In jener abergläubischen Zeit, wo man gern an Erscheinungen und Gespenster glaubte, mußte das Wort von Gabriel; mit der Überzeugung der Wahrheit gesprochen, in der Tat furchtbar für zwei geängstigte Gewissen sein.

»Das genügt, mein Herr«, sprach der König hastig und mit bewegter Stimme, »ich bewillige Euch Alles, was Ihr von mir verlangt. Geht! geht!«

»Ich kann also auf der Stelle, dem Worte Eurer Majestät vertrauend, nach Saint-Quentin aufbrechen?« versetzte Gabriel.

»Ja, reist, mein Herr«, sprach der König, der trotz der ermahnenden Blicke von Diana große Mühe hatte, sich von seiner Unruhe zu erholen; »reist auf der Stelle ab, tut, was Ihr uns versprochen habt, und ich gebe Euch mein Ehrenwort als König und Edelmann, daß ich tun werde, was Ihr wollt.«

Gabriel verbeugte sich mit freudigem Herzen vor dem König und vor der Herzogin, und ging dann hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, als hätte er, nachdem er erlangt, was er wünschte, keine Minute mehr zu verlieren.

»Endlich ist er fort . . . « sprach Heinrich, indem er, wie von einer ungeheuren Last befreit, atmete.

»Sire«, sagte Frau von Poitiers, »beruhigt und bewältigt Euch. Ihr hättet Euch beinahe vor diesem Menschen verraten.«

»Es ist nicht ein Mensch, Madame, es ist meine Reue, welche lebt, es ist mein Gewissen, welches spricht«, erwiderte der König.

»Wohl, Sire«, versetzte Diana, die sich wieder erholte, »Ihr habt Recht gehabt, diesem Gabriel seine Bitte zu bewilligen und ihn dahin zu schicken, wohin er geht; denn wenn ich mich nicht sehr täusche, wird Eure Reue vor Saint-Quentin sterben und Ihr werdet von Eurem Gewissen frei sein.«

Der Kardinal von Lothringen kehrte in diesem Augenblick mit dem Briefe zurück, den er an seinen Bruder geschrieben hatte, und der König fand nicht Zeit, zu antworten.

Als Gabriel mit leichtem Herzen vom König wegging, hatte er nur einen Gedanken in der Welt, und nur einen Wunsch: voll Hoffnung diejenige wiederzusehen, welche er voll Angst verlassen hatte; Diana von Castro Alles zu sagen, was er nun von der Zukunft erwartete. und aus ihren Blicken den Mut zu schöpfen, dessen er so sehr bedürfen sollte.

Er wußte, daß sie in ein Kloster gegangen war, doch in welches Kloster? Ihre Frauen waren ihr vielleicht nicht gefolgt, und er wandte sich nach der Wohnung, die sie früher im Louvre inne gehabt hatte, um Jacinthe zu befragen.

Jacinthe hatte ihre Gebieterin begleitet; doch Denise, die zweite Kammerfrau, war geblieben, und sie empfing Gabriel.

»Ah! Herr d'Exmés" rief sie, »seid willkommen! Bringt Ihr mir zufällig Nachricht von meiner guten Gebieterin?«

»Ich komme im Gegenteil, um bei Euch mich zu erkundigen, Denise«, erwiderte Gabriel.

»Ah! heilige Jungfrau! ich weiß ganz und gar nichts, und Ihr seht mich gerade sehr beunruhigt.«

»Und warum diese Unruhe, Denise?« fragte Gabriel, der selbst sehr unruhig zu werden anfang.

»Wie!« versetzte die Zofe, »Ihr wißt ohne Zweifel nicht, wo sich Frau von Castro befindet?«

»Ich weiß es durchaus nicht, Denise, und hoffte es von Euch zu erfahren.«

»Jesus! gnädiger Herr, hat sie sich nicht vor einem Monat entschlossen, den König um Erlaubnis zu bitten, sich ins Kloster zurückziehen zu dürfen?«

»Dies ist mir bekannt, hernach?«

»Hernach! das ist gerade das Furchtbare, denn wißt Ihr,

welches Kloster sie gewählt hat? das der Benediktinerinnen, dessen Superiorin ihre alte Freundin, Schwester Monica, ist, in Saint-Quentin, gnädiger Herr! in Saint-Quentin, welches gegenwärtig belagert wird, oder gar schon von diesen heidnischen Spaniern und Engländern genommen worden ist. Sie war noch nicht vierzehn Tage dort angekommen, gnädiger Herr, als die Belagerung des Platzes begann.«

»Oh!« rief Gabriel; »in dem Allem ist der Finger Gottes, er belebt immer den Sohn durch den Liebenden und verdoppelt so meinen Mut und meine Kräfte. Ich danke, Denise, das ist für Deine gute Auskunft«, fügte er bei, indem er ihr eine Börse in die Hände legte. »Bete zu Gott für Deine Gebieterin und für mich.«

Eiligst ging er hierauf in den Hof des Louvre hinab, wo Martin-Guerre seiner harrte.

»Wohin gehen wir nun, gnädiger Herr« fragte ihn der Stallmeister.

»Dahin, wo die Kanone donnert, Martin, nach Saint-Quentin! nach Saint-Quentin! wir müssen übermorgen dort sein und brechen in einer Stunde auf, mein Braver.«

»Ah! desto besser!« rief Martin. »O großer heiliger Martin, mein Patron«, fügte er bei, »ich will mich noch darein fügen, daß ich ein Täufer, Spieler und Unzüchter bin. Doch ich würde mich, das sage ich Euch zum Voraus, mitten durch die feindlichen Bataillons stürzen wenn ich je feig wäre.«

V.

Jean Peugouy der Weber.

Es fand im Rathause der Stadt Saint-Quentin eine Versammlung der militärischen Häupter und bürgerlichen Notabilitäten am 15. August statt. Die Stadt hatte sich noch nicht übergeben, doch man sprach stark von Übergabe. Die Leiden und die, Entblößungen der Einwohner hatten den höchsten Grad erreicht, und da sie ihre Stadt nicht mehr zu retten hoffen durften, da sich der Feind derselben einen Tag früher oder später bemächtigen mußte, war es nicht besser, wenigstens so viel Elend abzukürzen?

Gaspard von Coligny, der mutige Admiral, den der Connetable von Montmorency sein Oheim, mit der Verteidigung des Platzes beauftragt hatte, wollte den Spanier nur bei der äußersten Notwendigkeit einlassen. Er wußte, daß jeder Tag Aufschub, so schmerzlich er auch den armen Belagerten war, die Rettung des Königreiches sein konnte. Doch was vermochte er gegen die Entmutigung und das Gemurre einer ganzen Bevölkerung? Der Krieg außen gestattete keine Chancen eines Kampfes im Innern, und wenn die Bewohner von Saint-Quentin sich eines Tags weigerten, die Arbeiten zu verrichten, die man von ihnen ebenso gut, als von den Soldaten verlangte, so wurde jeder Widerstand unnütz, und man hatte nur noch Philipp II. und seinem General Emanuel Philibert von Savoyen die Schlüssel der Stadt und den Schlüssel von Frankreich zu übergeben.

Doch ehe es so weit kam, wollte Coligny einen letzten Versuch machen, und deshalb hatte er diese Versammlung der Vornehmsten der Stadt zusammenberufen, welche uns vollends über den verzweifelten Zustand der Festungswerke und besonders über den Zustand des Mutes, dieses besten Festungswerkes, belehrend wird.

Auf die Rede, mit der der Admiral die Sitzung eröffnete, indem er an die Vaterlandsliebe derjenigen appellierte, welche ihn umgaben, antwortete man nur durch ein düsteres Stillschweigen. Dann rief Gaspard von Coligny unmittelbar den Kapitän Oger, einen von den braven Edelleuten auf, die ihm gefolgt waren. Er

hoffte, mit den Offizieren beginnend, die Bürger zum Widerstand nachzuziehen. Doch die Ansicht des Kapitän Oger war leider nicht die, welche der Admiral erwartete.

»Da Ihr mir die Ehre erweist, mich um meine Meinung zu fragen, Herr Admiral«, sprach der Kapitän, »so werde ich sie Euch mit Betrübniß, aber offenherzig sagen. Saint-Quentin kann nicht länger widerstehen. Wenn wir die Hoffnung hätten, uns nur acht Tage, nur vier Tage, nur zwei Tage zu halten, so würde ich sagen: »Diese zwei Tage können der Armee gestatten, sich hinter uns zu organisieren, diese zwei Tage können das Vaterland retten, lassen wir die letzte Mauer und den letzten Mann fallen, und ergeben wir uns nicht.« Doch ich bin überzeugt, daß der erste Sturm, der vielleicht in einer Stunde stattfindet, uns dem Feinde Preisgeben wird. Muß man es also nicht vorziehen, da es noch Zeit ist, durch eine Kapitulation das zu retten, was sich von der Stadt retten läßt, und wenn wir die Niederlage nicht vermeiden können, wenigstens die Plünderung zu vermeiden?«

»Ja, ja, so ist es; gut gesprochen, das ist der einzige vernünftige Beschluß, den man fassen kann«, murmelte die Versammlung.

»Nein, nein, meine Herren«, rief der Admiral, »es handelt sich hier nicht um die Vernunft, sondern um das Herz. Daß ein einziger Sturm den Spanier in den Platz bringen soll, während wir schon fünf zurückgeschlagen haben, kann ich übrigens nicht glauben. Sprecht, Lauxford, Ihr, der Ihr die Leitung der Arbeiten und der Gegenminen habt, nicht wahr, die Festungswerke sind in hinreichend guten: Zustand, um noch lange zu halten? Sprecht offenherzig, macht die Dinge nicht besser und nicht schlimmer, als sie sind, wir haben uns versammelt, um die Wahrheit kennen zu lernen, und die Wahrheit ist es, was ich fordere.«

»Ich will sie Euch also sagen«, sprach der Ingenieur Lauxford, »oder vielleicht die Umstände werden sie Euch besser als ich und ohne Schmeichelei sagen. Hierzu wird genügen, daß Ihr mit mir im Geist die verwundbaren Punkte der Wälle untersucht. Herr Admiral, vier Tore sind zu dieser Stunde dem Feinde geöffnet, und ich wundere mich, wenn ich es gestehen soll, daß er noch nicht davon Gebrauch gemacht hat. Erstens ist auf dem Boulevard Saint-Martin die Bresche so breit, daß zwanzig Mann neben

einander durchpassiren können. Wir haben dort mehr als zweihundert Mann, lebende Mauern, verloren, welche jedoch nie die steinernen Mauern werden ersetzen können. An der Porte Saint-Jean steht nur noch der große Turm, und der beste Teil des Mittelwalles ist niedergerissen. Wohl ist dort eine ganz geschlossene und zugerüstete Gegenmine, doch ich befürchte, wenn man sie gebrauchen will, wird sie den großen Turm einstürzen machen, der noch allein die Angreifenden im Schach hält, während seine Trümmer ihnen als Leitern dienen würden. Im Flecken Remicourt haben die Laufgräben der Spanier die Rückseite des Grabens durchbrechen, und sie haben sich dort unter dem Schutze einer Blendung festgestellt, unter der sie die Mauern ohne Unterlaß angreifen. Ihr wißt endlich, Herr Admiral, daß die Feinde auf der Seite des Faubourg d'Ile nicht nur Herren der Gräben, sondern auch des Boulevard und der Abtei sind, und daß sie sich dort so gut einquartiert haben, daß es kaum mehr möglich ist, ihnen auf diesem Punkte Schaden zuzufügen, während sie Schritt für Schritt die Brustwehr, welche nur fünf bis sechs Fuß dick ist, gewinnen, mit ihren Batterien die Arbeiter des Boulevard de la Reine in den Flanken fassen, und eine solche Verheerung unter ihnen anrichten, daß man darauf verzichten mußte, sie bei diesem Werke zurückzuhalten. Der Rest der Wälle würde sich vielleicht noch halten, doch das sind vier tödliche Wunden, durch welche das Leben der Stadt bald entströmen muß, Herr Admiral. Ihr habt Wahrheit von mir verlangt, ich gebe sie Euch, so traurig sie auch ist, und überlasse Eurer Weisheit und Behutsamkeit die Sorge, davon Gebrauch zu machen.«

Hierüber entstand abermals ein Gemurmel der Menge, und wenn es Niemand wagte, laut das Wort zu nehmen, so sagte doch Jeder leise:

»Das Beste ist, sich zu übergeben und sich nicht den unseligen Wechselfällen eines Sturms bloßzustellen.«

Doch der Admiral sprach, ohne sich entmutigen zu lassen:

»Meine Herren, noch ein Wort. Entgehen uns unsere Mauern, wie Ihr gesagt habt, Herr Lauxford, so haben wir, um sie zu ersetzen, mutige Soldaten, lebendige Wälle. Ist es mit ihnen und unter der eifrigen Mitwirkung der Bürger nicht möglich, die Einnahme der Stadt um einige Tage zu verzögern? Und was

heute noch schmäzlich wäre, würde dann glorreich . . . ja, die Festungswerke sind zu schwach, das gebe ich zu, doch unsere Truppen sind zahlreich genug, nicht wahr, Herr von Rambouillet?«

»Herr Admiral«, sprach der ausgerufene Kapitän, wären wir dort auf dem Platze, mitten unter der Menge, welche den Erfolg unserer Beratungen erwartet, so würde ich Euch antworten: ja; denn man müßte Allen Hoffnung und Vertrauen einflößen. Doch hier im Rate, vor diesen durch ihren Mut erprobten Männern, zögere ich nicht, Euch zu sagen, daß die Mannschaft nicht genügt für den harten, gefahrvollen Dienst, den wir zu tun haben. Wir haben Waffen allen denjenigen gegeben, welche sie zu tragen im Stande waren. Die Anderen sind bei den Verteidigungsarbeiten beschäftigt, zu denen Kinder und Greise beitragen. Selbst die Frauen helfen uns, indem sie den Verwundeten beistehen und sie pflegen. Nicht ein Arm ist unnütz, und dennoch fehlt es an Armen. Auf keinem Punkte der Wälle ist ein Mann zu viel, und häufig sind es zu wenig. Man mag immerhin sich vervielfältigen, und kann es doch nicht machen, daß nicht fünfzig Mann mehr an der Porte Saint-Jean, und wenigstens fünfzig weitere auf dem Boulevard Saint-Martin notwendig sind. Die Niederlage an Saint-Laurent hat uns der Verteidiger beraubt, auf die wir hoffen konnten, und wenn Ihr keine von Paris erwartet, Herr Admiral, so ist es Eure Sache, in Betracht zu ziehen, ob in einem solchen äußersten Fall Grund vorhanden ist, die wenigen Streitkräfte, die uns bleiben, und diese Trümmer unserer mutigen Krieger zu wagen, welche noch so wirksam zu Erhaltung anderer Plätze gib vielleicht zur Erhaltung des Vaterlandes dienen können.«

Die ganze Versammlung unterstützte und billigte diese Worte durch ihr Gemurmel, und der Ruf der Menge, welche sich um das Rathaus drängte, erläuterte dieselben noch viel beredter.

Doch nun rief eine Donnerstimme:

»Stille!«

Und es schwiegen in der Tat Alle, denn derjenige, welcher so laut und so fest sprach, war Jean Peuquoy, der Altmeister der Weberzunft, ein sehr geachteter, sehr gehörter und ein wenig gefürchteter Bürger der Stadt.

Jean Peuquoy war das Musterbild jener braven bürgerlichen Race, welche ihre Stadt zugleich wie eine Mutter und wie ein Kind

liebte; sie anbetete und schmälte, für sie lebte und im Fall der Not für sie starb. Für den ehrlichen Webermeister gab es auf der Welt nur Frankreich und in Frankreich nur Saint-Quentin. Niemand kannte, wie er, die Geschichte und die Überlieferungen der Stadt, die alten Gebräuche und die alten Legenden. Es gab kein Quartier, keine Straße, kein Haus, das in der Gegenwart und in der Vergangenheit etwas Verborgenes für Jean Peuquoy hatte. Er war der eingefleischte Bürgersmann. Seine Werkstätte war der zweite Marktplatz, und sein hölzernes Haus in der Rue Saint-Martin das zweite Rathaus. Dieses ehrwürdige Haus machte sich durch ein ziemlich seltsames Schild bemerkbar: durch ein bekränzttes Weberschiff zwischen dem Geweih eines Zehners. Einer von den Ahnen von Jean Peuquoy (denn JEAN Peuquoy zählte Ahnen wie ein Edelmann!), ein Weber wie er, wie sich von selbst versteht, und dabei ein berühmter Bogenschütze hatte auf mehr als hundert Schritte mit zwei Pfeilschüssen die Augen dieses schönen Hirsches ausgehöhlt. Man sieht noch in Saint-Quentin, in der Rue Saint-Martin, das herrliche Gestänge. Auf zehn Meilen in der Runde kannte man damals das stattliche Geweih und den Weber. Jean Peuquoy war also gleichsam die lebendige Stadt, und jeder Einwohner von Saint-Quentin vernahm, wenn er ihn hörte, die Stimme seines Vaterlandes.

Deshalb rührte sich Keiner mehr, als der Weber mitten unter dem Lärmen ausrief:

»Stille!«

»Ja, stille!« fuhr er fort, »ich bitte Euch, meine guten Landsleute und teure Gefährten, schenkt mir eine Minute Aufmerksamkeit. Betrachten wir, wenn es Euch gefällt, mit einander, was wir schon getan haben, und es wird uns vielleicht über das belehren, was wir noch tun sollen. Als der Feind unsere Mauern zu belagern anfang, als wir unter der Anführung des furchtbaren Emanuel Philibert alle diese Spanier, Engländer, Deutsche und Wallonen wie Unglücksheuschrecken um unsere Stadt her niederfallen sahen, nahmen wir unser Schicksal mutig an, nicht wahr? Wir murrten nicht, wir klagten die Vorsehung nicht darüber an, daß sie gerade Saint-Quentin als das Sühneopfer Frankreichs bezeichnete. Der Herr Admiral wird uns in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; von dem Tage an, wo er hier

ankam und uns den Beistand seiner Erfahrung und seines Mutes brachte, suchten wir seine Pläne durch unsere Personen und durch unsere Güter zu unterstützen. Wir haben unsere Mundvorräte, unsere Güter und unser Geld preisgegeben, und selbst die Armbrust, die Pike oder die Haue genommen. Diejenigen, welche nicht Schildwachen auf den Wällen waren, machten sich zu Arbeitern in der Stadt. Wir trugen dazu bei, die meuterischen Bauern der Umgegend, welche sich weigerten, mit ihrer Arbeit die Zufluchtsstätte zu bezahlen, die wir ihnen gegeben hatten, zu zügeln und zu Disziplinieren. Alles endlich, was man von Menschen fordern konnte, deren Handwerk der Krieg nicht ist, haben wir, wie ich glaube, getan. Wir hofften auch, der König, unser Herr, würde bald an seine braven Bürger von Saint-Quentin denken und uns schleunigst Hilfe schicken. Dies geschah. Der Connetable von Montmorency eilte herbei, um die Truppen von Philipp II. von hier zu verjagen, und wir dankten Gott und dem König. Doch der unselige Saint-Laurent-Tag hat in wenigen Stunden unsere Hoffnungen zerstört. Der Connetable wurde gefangen genommen, sein Heer vernichtet, und wir sind nun verlassener als je. Es sind seitdem fünf Tage abgelaufen, und der Feind hat diese fünf Tage benützt. Drei heftige, hartnäckige Stürme haben uns mehr als zweihundert Mann und ganze Mauerflügel gekostet. Die Kanonen hören nicht mehr auf zu donnern, und sie begleiten sogar meine Worte. Wir wollen sie jedoch nicht hören, und wir horchen nur nach der Seite von Paris, ob nicht irgend ein Geräusch uns eine neue Hilfe verkündigte. Doch nichts! Die letzten Quellen sind, wie es scheint, für den Augenblick erschöpft. Der König läßt uns im Stich und hat etwas ganz Anderes zu tun, als an uns zu denken. Er muß dort sammeln, was ihm an Kräften bleibt; er muß das Königreich vor einer Stadt retten, und wenn er zuweilen noch die Augen und den Geist gegen Saint-Quentin wendet, so tut er es, um sich zu fragen, ob sein Todeskampf Frankreich Zeit lassen werde, zu leben. Doch Hoffnung, doch Aussichten auf Rettung und Hilfe gibt es für uns jetzt nicht mehr, teure Mitbürger und Freunde. Herr von Rambouillet und Herr von Lauxford haben die Wahrheit gesprochen. Die Mauern und die Soldaten fehlen uns, unsere alte Stadt stirbt, und wir sind verlassen, in Verzweiflung, verloren . . . «

»Ja! ja!« rief einstimmig die Versammlung, »man muß sich ergeben.«

»Nein«, entgegnete Jean Peuqouy, »Man muß sterben.«

Das Stillschweigen des Erstaunens folgte auf diesen unerwarteten Schluß. Der Weber benützte es, um noch energischer fortzufahren.

»Man muß sterben. Das, was wir schon getan haben, befiehlt uns das was uns noch zu tun bleibt. Die Herren Lamford und von Rambouillet sagen, wir *können* nicht widerstehen. Doch Herr von Coligny sagt, wir *müssen* widerstehen. Widerstehen wir! Ihr wißt, ob ich unserer guten Stadt Saint-Quentin ergeben bin, meine Brüder. Ich liebe sie in der Tat, wie ich meine alte Mutter liebte. Jede von den Kugeln, welche an ihre ehrwürdigen Mauern schlägt, scheint mich in's Herz zu treffen. Und dennoch, da der Genera! gesprochen hat, finde ich, daß man gehorchen muß. Der Arm empöre sich nicht gegen den Kopf, und Saint-Quentin gehe unter! Der Herr Admiral weiß, was er tut und was er will. Er hat in seiner Weisheit die Geschicke einer Stadt und die Geschicke Frankreichs abgewogen. Er findet gut, daß Saint-Quentin wie eine Schildwache auf ihrem Posten sterbe, und es ist gut. Derjenige, welcher murt, ist ein Feiger, und derjenige, welcher nicht gehorcht, ist ein Verräter. Die Mauern stürzen ein, machen wir Mauern aus unsern Leichnamen; gewinnen wir eine Woche, gewinnen wir zwei Tage, gewinnen wir eine Stunde um den Preis von all unserem Blut, von all unserer Habe. Der Herr Admiral weiß wohl, was dies Alles wert ist, und da er Alles von uns fordert, so braucht er es. Er wird Gott und dem König seine Rechenschaft ablegen, das geht uns nichts an. Unsere Aufgabe ist es zu sterben, wenn er zu uns sagt: »Sterbt.« Das Gewissen von Herrn von Coligny mag das Übrige ordnen. Er ist verantwortlich seien wir gehorsam.«

Nach diesen düsteren, feierlichen Worten schwiegen Alle und neigten das Haupt, und Gaspard von Coligny wie die Anderen und mehr als, die Anderen. Es war in der Tat eine schwere Last, die ihm der Altmeister der Weberzunft auferlegte, und er konnte sich eines Schauers nicht erwehren bei dem Gedanken an alle die Existenzen, für welche man ihn verantwortlich machte.«

»Freunde und Brüder«, fuhr Jean Peuqouy fort, »aus Eurem

Stillschweigen sehe ich, daß Ihr mich begriffen habt und meine Worte billigt, doch man kann von Gatten und Vätern nicht verlangen, daß sie laut ihre Kinder und Frauen verurteilen. Hier schweigen heißt antworten. Ihr laßt den Herrn Admiral Eure Frauen zu Witwen, und Eure Kinder zu Waisen machen; doch nicht wahr, Ihr könnt ihr Urteil nicht selbst fällen; das ist richtig. Sagt nichts und sterbt. Niemand hätte die Grausamkeit, von Euch zu verlangen, Ihr sollt rufen: »Es sterbe Saint-Quentin!« Doch wenn Eure patriotischen Herzen, wie ich glaube, mit dem meinigen im Einklang stehen, so könnt Ihr wenigstens rufen: »Es lebe Frankreich!«

»Es lebe Frankreich« wiederholte ein Gemurmel schwach wie eine Klage und düster wie Schluchzen.

Doch Gaspard von Coligny erhob sich nun tief erschüttert und rief:

»Hört! hört! ich übernehme nicht allein eine so furchtbare Verantwortlichkeit; ich konnte Euch widerstehen, als Ihr dem Feinde weichen wolltet, doch wenn Ihr mir nachgebt, kann ich nicht streiten, und da Ihr endlich in dieser Versammlung Alle gegen meine Ansicht seid, und Alle Euer Opfer für unnütz halte . . . «

»Gott verzeihe mir«, unterbrach ihn eine starke Stimme. in der Menge, »Gott verzeihe mir, ich glaube Ihr wollt auch von Übergabe sprechen, Herr Admiral.«

VI.

Gabriel bei der Arbeit.

»Wer wagt es, mich zu unterbrechen« fragte Gaspard von Coligny, die Stirne faltend.

»Ich!« antwortete vorschreitend ein Mann in der Tracht eines Bauern aus der Gegend von Saint-Quentin.

»Ein Bauer!« versetzte der Admiral.

»Nein, kein Bauer«, erwiderte der Unbekannte, »sondern der Vicomte d'Exmés, Kapitän bei den Leibwachen des Königs, der im Namen Seiner Majestät hier erscheint.«

»Im Namen des Königs«, rief die erstaunte Menge.

»Im Namen des Königs«, erwiderte Gabriel, »und Ihr seht, daß er seine braven Bürger von Saint-Quentin nicht verläßt und stets an sie denkt. Ich bin vor drei Stunden als Bauer verkleidet hier angekommen, und während dieser drei Stunden habe ich Eure Mauern besichtigt und Eure Beratung mit angehört. Doch laßt Euch sagen, das, was ich gehört, steht durchaus nicht im Einklang mit dem, was ich gesehen. Was bedeutet diese weiberartige Entmutigung, die sich wie ein panischer Schrecken der festesten Geister bemächtigt? Woher kommt es, daß Ihr so plötzlich jede Hoffnung verliert und Euch einer schimärischen Furcht hingebt. Wie! Ihr wißt nichts Anderes, als Euch gegen den Willen des Herrn Admirals zu empören oder den Kopf als fügsame Opfer zu beugen? Erhebt bei Gott die Stirne, doch nicht gegen Eure« Führer, sondern gegen den Feind, und wenn es Euch unmöglich ist, zu siegen, so macht daß Eure Niederlage glorreicher sei als ein Triumph. Ich komme von den Wällen und sage Euch, daß Ihr Euch noch vierzehn Tage halten könnt, und der König fordert von Euch nur eine Woche, um Frankreich zu retten. Auf Alles, was Ihr in diesem Saale gehört habt, will ich mit zwei Worten antworten; ich will für die Übel ein Mittel und für die Zweifel eine Hoffnung bezeichnen.«

Die Offiziere und Notabeln drängten sich um Gabriel, schon ergriffen von dem Übergewicht dieses mächtigen,

sympathetischen Willens.

»Hört! hört!« riefen sie.

Mitten unter dem Stillschweigen der Teilnahme fuhr Gabriel fort:

»Ihr zuerst, Herr Lauxford der Ingenieur, was sagtet Ihr? Vier schwache Punkte der Wälle könnten dem Feinde die Tore öffnen? Sehen wir mit einander. Die Gegend des Foubourg d'Île ist am meisten bedroht; die Spanier sind Herren der Abtei und unterhalten von dort ein so wohlgenährtes Feuer, daß unsere Arbeiter es nicht mehr wagen, sich daselbst zu zeigen. Erlaubt mir, Herr Lauxford, Euch ein sehr einfaches und ganz vortreffliches Mittel zu nennen, sie zu behüten, ein Mittel, das ich in diesem Jahre von den Belagerten in Civitella habe anwenden sehen. Um unsere Arbeiter vor den spanischen Batterien zu beschützen, genügt es, quer über das Boulevard alte Schiffe voll von Säcken mit Erde über einander zu setzen. Die Kugeln verlieren sich in dieser weichen Erde und hinter dieser Schutzwehr sind unsere Arbeiter eben so sehr in Sicherheit, als wenn sie außer dem Bereiche der Kanonen wären. Im Flecken Remicourt untergraben die Feinde, geschützt durch eine Blendung, ruhig die Mauer, sagtet Ihr? Ich habe wirklich diese Sache bewahrheitet gefunden. Doch dort, Herr Ingenieur, müßt Ihr eine Gegenmine anbringen und nicht bei der Porte Sankt-Jean, wo der dicke Turm Eure Gegenmine nicht nur nutzlos, sondern gefährlich macht. Ruft Eure Minirer vom Osten nach dem Süden, Herr Lauxford, und Ihr werdet Euch gut dabei befinden. Doch die Porte Saint-Jean, doch das Boulevard Saint-Martin werden ohne Verteidigung bleiben, fragt Ihr? Fünfzig Mann auf dem ersten Punkt, fünfzig auf dem zweiten genügen. Herr von Rambouillet hat es uns so eben selbst gesagt. Doch, fügte er bei, diese hundert Mann fehlen uns. Nun! ich bringe sie Euch.«

Ein Gemurmel des Erstaunens und der Freude kreiste in der Versammlung.

»Ja«, sprach Gabriel mit einem noch festeren Tone, als er die Geister durch sein Wort ein wenig wiederbelebt sah; »ich habe drei Meilen von hier den Baron von Vaulpergues mit seiner Compagnie von dreihundert Lanzen wieder zusammengebracht. Wir verständigten uns. Ich versprach, durch alle Gefahren des feindlichen Lagers hierherzugehen und mich über die günstigen

Orte zu versichern, wo er mit seiner Truppe in die Stadt gelangen könnte. Ich bin gekommen, wie Ihr seht, mein Plan ist gemacht, und ich kehre zu Vaulpergues zurück. Wir teilen seine Compagnie in drei Corps. Ich übernehme selbst das Kommando von einer der Abteilungen und in der nächsten Nacht, einer mondlosen Nacht, wenden wir uns, jeder seinerseits, gegen eine zum Voraus bezeichnete Schlupfporte. Wir haben Unglück, wenn nur eine von unsern drei Truppen dem Feinde entgeht; in jedem Fall wird eine entgehen, hundert entschlossene Mann werden in den Platz geworfen, und an Proviant fehlt es nicht. Die hundert Mann werden, wie ich sagte, an der Porte Saint-Jean und auf dem Boulevard Saint-Martin aufgestellt, und sprecht nun, Herr Lauxford, Herr von Rambouillet, welcher Punkt der Mauern dem Feind noch einen leichten Durchgang wird gewähren können?«

Ein allgemeiner Zuruf empfing diese guten Worte, welche so mächtig die Hoffnung in allen diesen entmutigten Herzen belebten.

»Oh!« rief Jean Peuquoy, »oh! nun können wir kämpfen, nun können wir siegen.«

»Kämpfen, ja; siegen, ich wage es nicht, dies zu hoffen«, erwiderte Gabriel voll Würde; »ich will Euch die Lage nicht besser machen, als sie ist, ich wollte nur, daß man sie Euch nicht schlimmer mache. Ich wollte Euch Allen, und Euch zuerst, Meister Jean Peuquoy, der Ihr so mutige, aber so traurige Worte gesprochen, ich wollte Euch einmal beweisen, daß Euch der König nicht verlassen, und dann, daß Eure Lage glorreich und Euer Widerstand nützlich sein könne. Ihr sagtet: »Opfern wir uns!« Ihr habt auch gesagt: »Kämpfen Wir!« Das ist ein großer Schritt. Ja, es ist möglich, es ist wahrscheinlich daß die sechzigtausend Mann, welche Eure Festungswerke belagern, sich derselben bemächtigen werden. Doch hütet Euch vor Allem, zu glauben, der edle Kampf, den Ihr ausgehalten haben werdet, gebe Euch grausameren Repressalien preis. Emanuel Philibert ist ein tapferer Soldat, der den Mut liebt und ehrt und Eure Tugend nicht bestrafen wird. Sodann bedenkt, daß Ihr, wenn Ihr Euch noch zehn bis zwölf Tage halten könnt, vielleicht Eure Stadt verloren, aber sicherlich Euer Vaterland gerettet habt. Ein großer und erhabener Erfolg! Die Städte wie die Menschen haben ihre

Adelsbriefe, und die Heldentaten, die sie vollbringen, sind ihre Titel und ihre Ahnen. Eure Enkel, Ihr Bewohner von Saint-Quentin, werden eines Tags stolz auf ihre Väter sein. Man kann Eure Mauern zerstören, doch wer wird im Stande sein, das erhabene Andenken an diese Belagerung zu zerstören . . . Mut also, Ihr edlen Schildwachen des Reiches. Rettet den König, rettet das Vaterland. Die Stirne gesenkt, schient Ihr so eben entschlossen, als ergebene Opfer zu sterben. Erhebt nun das Haupt sterbt Ihr, so sterbt Ihr als freiwillige Helden, und Euer Andenken wird nicht untergehen. Ihr seht also, daß Ihr mit mir rufen könnt: »Es lebe Frankreich! es lebe Saint-Quentin!«

»Es lebe Frankreich! es lebe Saint-Quentin! es lebe der König! riefen hundert Stimmen voll Begeisterung.

»Und nun nach den Wällen und zur Arbeit!« sprach Gabriel, »und feuert durch Euer Beispiel Eure Mitbürger an, die auf Euch warten. Morgen, das schwöre ich Euch, werden hundert Arme mehr bei dem Werke der Rettung und des Ruhmes Euch unterstützen.«

»Nach den Wällen.« rief die Menge.

Und sie stürzte hinaus, ganz außer sich vor Freude, Hoffnung und Stolz, und riß durch ihre Erzählungen und ihre Begeisterung diejenigen mit sich fort, welche den unerwarteten Befreier nicht gehört hatten, den Gott und der König der erschöpften Stadt zuschickten.

Gaspard von Coligny der würdige und edle Führer, hatte Gabriel mit einem Stillschweigen des Erstaunens und der Bewunderung angehört. Als sich die ganze Versammlung mit einem Triumphgeschrei zerstreute, stieg er von dem Sitze herab, den er einnahm, ging auf den jungen Mann zu, drückte ihm die Hand und sprach:

»Ich danke, mein Herr, Ihr habt Saint-Quentin und mich vor der Schande, vielleicht Frankreich und den König vor dem Untergang gerettet.«

»Ach! ich habe noch nichts getan, Herr Admiral«, erwiderte Gabriel, »ich muß nun zu Vaulpergues zurückkehren, und Gott allein kann machen, daß ich hinauskomme, wie ich hereingekommen bin, und daß ich die hundert Mann meinem

Versprechen gemäß in den Platz führe.«



VII.

Worin Martin-Guerre nicht geschickt ist.

Gabriel von Montgomery unterhielt sich noch über eine Stunde mit dem Admiral. Coligny war erstaunt über die Fertigkeit, die Kühnheit und die Kenntnisse dieses jungen Mannes, der ihm von Strategie sprach wie ein Obergeneral, von Verteidigungswerken wie ein Ingenieur, und vom moralischen Einfluß wie ein Greis. Gabriel bewunderte seinerseits den edlen und schönen Charakter von Gaspard, und die Güte, die Redlichkeit des Gewissens, die aus ihm den reinsten und loyalsten Edelmann seiner Zeit machten. Der Neffe glich allerdings nur sehr wenig dem Oheim! Diese zwei Männer, der Eine mit schon ergrauenden Haaren, der Andere mit völlig schwarzen Locken begriffen und schätzten einander nach Verlauf einer Stunde, als ob sie sich schon seit zwanzig Jahren gekannt hätten.

Nachdem sie sich über die Maßregeln verständigt hatten, welche zu nehmen waren, um den Einzug der Kompanie von Vaulpergues zu begünstigen, nahm Gabriel von dem Admiral Abschied, wobei er voll Sicherheit: »Auf Wiedersehen!« zu ihm sprach. Er ließ sich zuvor noch die Losungsworte und die erforderlichen Signale nennen.

Wie sein Herr als Bauer verkleidet, erwartete ihn Martin-Guerre unten an der Treppe des Rathauses.

»Ah! Ihr seid da, gnädiger Herr?« rief der brave Stallmeister. »Ich bin sehr froh, Euch endlich wiederzusehen, da ich seit einer Stunde alle Vorübergehende vom Vicomte d'Exmés mit Gott weiß welchen Lobeserhebungen und Ausrufungen sprechen hörte. Ihr habt die ganze Stadt umgekehrt. Welchen Talisman habt Ihr denn mitgebracht, gnädiger Herr, um so den Geist einer ganzen Bevölkerung zu verändern.«

»Das Wort eines entschiedenen Mannes, Martin, und nichts Anderes, doch es genügt nicht, zu sprechen, es muß jetzt gehandelt werden.«

»Handeln wir, gnädiger Herr, das Handeln geht mir sogar

besser, als das Sprechen; wir werden, wie ich sehe, unter der Nase der feindlichen Wachen nach dem Felde zu spazieren gehen. Vorwärts, gnädiger Herr, ich bin bereit.«

»Nicht so hastig, Martin«, entgegnete Gabriel, »es ist noch zu hell, und ich erwarte den Abendnebel, um von hier wegzugehen, das ist mit dem Admiral verabredet. Wir haben beinahe drei Stunden vor uns. Überdies habe ich während dieser Zeit noch etwas zu tun«, fügte er mit einer gewissen Verlegenheit bei, »ja, eine wichtige Fürsorge zu treffen, einige Erkundigungen in der Stadt einzuziehen.«

»Ich verstehe«, sagte Martin-Guerre, »abermals über die Kräfte der Garnison, nicht wahr? oder über die schwachen Seiten der Festungswerke? Welch ein unermüdlicher Eifer!«

»Du verstehst gar nichts, mein armer Martin«, erwiderte Gabriel lächelnd; »nein, ich weiß Alles, was ich in Beziehung auf die Wälle und Truppen wissen wollte, und es ist . . . ein mehr persönlicher Gegenstand, was mich in diesem Augenblick beschäftigt.«

»Sprecht, gnädiger Herr, und wenn ich Euch zu etwas dienlich sein kann . . . «

»Ja, Martin, ich weiß, Du bist ein treuer Diener und ein ergebener Freund; ich habe auch keine Geheimnisse für Dich, als diejenigen, welche nicht mir gehören. Wenn Du also nicht weißt, was ich mit Unruhe und Liebe nach Erfüllung meiner Pflichten in dieser Stadt suche, Martin, so ist dies ganz einfach der Fall, weil Du es vergessen hast.«

»Oh! verzeiht, gnädiger Herr, ich bin nun auf der Spur« rief Martin. »Nicht wahr, es handelt sich um eine Benediktinerin?«

»Ganz richtig, Martin. Was ist aus ihr in dieser bewegten Stadt geworden? Ich habe es nicht gewagt, den Admiral zu fragen, aus Furcht, ich könnte mich durch meine Unruhe verraten. Hätte er mir wohl auch zu antworten gewußt? Diana wird ohne Zweifel bei ihrem Eintritt in das Kloster den Namen verändert haben?«

»Ja«, erwiderte Martin, »denn ich habe mir sagen lassen, daß derjenige, welchen sie führt, und der mir reizend vorkommt, etwas heidnisch sei, wegen Frau von Poitiers, denke ich . . . Schwester Diana! das paßt gerade zusammen, wie ich und mein anderes

Ich, wenn es betrunken ist.«

»Was ist nun zu tun?« sprach Gabriel. »Das Beste wäre vielleicht, wenn wir uns nach dem Kloster der Benediktinerinnen im Allgemeinen erkundigen würden.«

»Ja«, versetzte Martin-Guerre, »und dann werden wir vom Allgemeinen auf das Besondere übergehen, wie mein alter Pfarrer sagte, der im Verdacht stand, er wäre ein Lutheraner. Nun, gnädiger Herr, für diese Erkundigungen, wie für alle Dinge, bin ich zu Euren Befehlen.«

»Wir müssen jeder seinerseits auf Erkundigung ausgehen, Martin, auf diese Art haben wir zwei Chancen für eine. Sei geschickt und behutsam, und suche vor Allem nicht zu trinken, Du Völler, wir bedürfen unserer ganzen Kaltblütigkeit.«

»Oh! der gnädige Herr weiß, daß ich seit Paris meine alte Nüchternheit wiedererlangt habe und nur lauter Wasser trinke. Es ist mir seitdem nicht einmal begegnet, daß ich doppelt gesehen habe.«

»Das gefällt mir . . . In zwei Stunden komme auf diesen Platz.«

»Ich werde hier sein, gnädiger Herr.«

Und sie trennten sich.

Zwei Stunden nachher trafen sie sich wieder, wie sie es verabredet hatten. Gabriel war strahlend, Martin-Guerre aber ziemlich verlegen. Alles, was Martin-Guerre erfahren, war, daß die Benediktinerinnen mit den anderen Frauen der Stadt die Sorge und die Ehre, die Verwundeten zu verbinden und zu pflegen, hatten teilen wollen; daß sie jeden Tag in den Ambulanzen zerstreut waren, und nur am Abend, umgeben von der Ehrfurcht und der Bewunderung der Soldaten, in das Kloster zurückkehrten.

Gabriel wußte zum Glück mehr. Als ihn der erste der beste Vorübergehende von Allem unterrichtet hatte, was Martin-Guerre wußte, fragte Gabriel nach dem Namen der Superiorin des Klosters. Dies war, wie man sich erinnert, die Mutter Monica, die Freundin von Diana von Castro. Gabriel erkundigte sich sodann nach dem Ort, wo er die heilige Frau finden würde.

»Am gefahrvollsten Orte«, antwortete man ihm.

Gabriel ging nach dem Faubourg d'Ile und fand in der Tat die Superiorin. Sie wußte schon durch das öffentliche Gerücht, wer

der Vicomte d'Exmés war, was er auf dem Rathause gesagt hatte und weshalb er nach Saint-Quentin gekommen: sie empfing ihn als den Abgesandten des Königs und als den Retter der Stadt.

»Ihr werdet Euch also nicht wundern, meine Mutter«, sprach Gabriel zu ihr, »wenn ich, im Namen des Königs hier erscheinend, mich bei Euch nach der Tochter Seiner Majestät, nach Frau Diana von Castro erkundige. Ich habe sie vergebens unter den Nonnen gesucht, denen ich auf meinem Wege begegnete. Sie ist doch hoffentlich nicht krank?«

»Nein, Herr Vicomte«, antwortete die Superiorin; doch ich habe sie aufgefordert, heute im Kloster zu bleiben und ein wenig auszuruhen; denn Niemand ist ihr an Mut und Aufopferung gleich gekommen. Sie war überall gegenwärtig und stets bereit, und übte mit einem freudigen Eifer ihre erhabene Wohltätigkeit, was die Tapferkeit von uns friedlichen Nonnen ist. Ah! es ist die würdige Tochter aus dem Blute Frankreichs. Und dennoch wollte sie ihren Titel und Rang nicht bekannt werden lassen, und sie wird Euch sogar Dank wissen, Herr Vicomte, wenn Ihr dieses ruhmwürdige Inkognito achtet. Gleichviel verbarg sie ihren Adel, so zeigte sie ihre Herzensgüte, und alle Leidende kennen dieses Engelsantlitz, das wie eine himmlische Hoffnung durch ihre Schmerzen zieht. Sie hat sich nach dem Namen unseres Ordens Schwester Benedicta genannt, doch unsere Verwundeten welche das Lateinische nicht verstehen, nennen sie ganz einfach die Schwester Bénie.⁵«

»Das ist die Frau Herzogin wohl wert!« rief Gabriel, dessen Augenlider sanfte Tränen befeuchteten. »Ich kann sie also morgen sehen, Mutter . . . wenn ich nämlich zurückkomme!«

»Ihr werdet zurück kommen, mein Bruder«, erwiderte die Superiorin, »und da, wo Ihr am meisten Seufzer und Schmerzgeschrei hört, findet Ihr die Schwester Bénie.«

hiernach kam Gabriel zu Martin-Guerre zurück, das Herz voll Mut, und nun, wie die Superiorin, sicher, daß er unversehrt aus der furchtbaren Gefahr der Nacht hervorgehen würde.

VIII.

Worin Martin-Guerre ungeschickt ist.

Gabriel hatte ziemlich genau Erkundigung über die Umgegend von Saint-Quentin eingezogen, um sich vor jedem Verirren zu schützen. Durch den Einbruch der Nacht begünstigt, ging er mit Martin-Guerre durch die am wenigsten bekannte Schlupfpforte aus der Stadt. Beide in lange braune Mantel gehüllt, schlüpfen sie wie Schatten in die Gräben, und von da durch die Bresche in das Feld.

Doch sie waren der größten Gefahr noch nicht überhoben. Feindliche Abteilungen durchstreiften die Umgegend bei Tag und bei Nacht; Verschiedene Lager waren um die Stadt her aufgeschlagen und jedes Zusammentreffen konnte für unsere Bauern Soldaten unglücklich sein. Das geringste Mißgeschick dem sie sich aussetzen mußten, war, die beabsichtigte Expedition um einen Tag zu Verzögern, das heißt vielleicht auf immer unnütz zu machen.

Als sie nach einer halben Stunde auf einen Kreuzweg kamen, wo die Straße eine Gabel bildete, hielt Gabriel an und schien nachzudenken. Martin-Guerre hielt auch an, aber er dachte nicht nach. Er überließ gewöhnlich diese Sorge seinem Herrn. Martin-Guerre war ein braver und treuer Stallmeister, doch er wollte und konnte nichts Anderes sein als die Hand, Gabriel war der Kopf.

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte Gabriel:

»Martin, wir haben hier zwei Wege vor uns, welche beide nach dem Walde von Angimont führen, wo uns der Baron von Vaulpergues erwartet. Wenn wir beisammen bleiben, können wir mit einander gefangen werden. Getrennt verdoppeln wir unsere Chancen des Gelingens, wie beim Aufsuchen von Frau von Castro. Schlagen wir jeder einen von den zwei Wegen ein. Du nimmst diesen, es ist der längere, aber der sicherere, wie der Herr Admiral glaubt. Du wirst jedoch zu den Zelten der Wallonen kommen, wo Herr von Montmorency gefangen sein muß. Du umgehst sie, wie in der vergangenen Nacht. Festigkeit und, Unerschrockenheit! Begegnest Du einer Truppe, so gibst Du Dich

für einen verspäteten Bauern aus, der den um Saint-Quentin gelagerten Spaniern Lebensmittel gebracht hat. Ahme so gut Du kannst das picardische Patois nach, was bei Fremden nicht schwer ist. Gehe vor Allem mehr auf der Seite der Unverschämtheit, als auf der der Verlegenheit. Du mußt Dir ein Ansehen geben, als wärest Du Deiner Sache ganz sicher. Wenn Du stockst, bist Du verloren.«

»Oh! seid unbesorgt, gnädiger Herr«, sagte Martin-Guerre mit einer klugen Miene. »Man ist nicht so einfältig, als man aussieht, und ich werde schon hübsch mit ihnen umzuspringen Wissen.«

»Gut gesprochen, Martin. Ich meines Theils gehe dorthin; es ist der kürzere, aber der gefährliche Weg, denn er führt unmittelbar nach Paris und wird deshalb schärfer als die andern bewacht. Ich werde, wie ich befürchte, auf mehr als ein feindliches Detachement stoßen und mehr als einmal in die Gräben zu tauchen oder mich in den Gebüsch zu verbergen haben. Dann ist es am Ende wohl möglich, daß ich gar nicht an meinem Ziel anlange. Gleichviel, Martin, man warte nur eine halbe Stunde auf mich. Bin ich nach dieser Frist nicht bei Euch eingetroffen, so breche Herr von Vaulpergues ohne längeren Verzug auf. Dies wird gegen Mitternacht geschehen und die Gefahr wird minder groß sein, als diesen Abend. Empfiehl ihm nichtsdestoweniger in meinem Namen die größte Vorsicht, Martin. Du weißt, was zu tun ist: seine Compagnie in drei Corps teilen und sich der Stadt auf drei entgegengesetzten Punkten so heimlich, als möglich nähern. Man darf nicht zu sehr hoffen, daß es allen drei Abteilungen gelingt. Doch der Verlust von einer gereicht der andern vielleicht zur Rettung. Es ist einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir uns nicht wiedersehen, mein braver Martin, aber man darf nur an das Wohl des Vaterlandes denken. Deine Hand, und Gott beschütze Dich!«

»Oh! ich bete zu ihm nur für Euch, gnädiger Herr. Rettet er Euch, so mag er mit mir machen, was er will, denn ich bin nur dazu gut, daß ich Euch liebe und Euch diene . . . oh! und ich hoffe auch, daß diesen verdammten Spaniern einen guten Streich spiele.«

»Ich sehe Dich gern in dieser Verfassung. Vorwärts! viel Glück und vor Allem Sicherheit!«

»Viel Glück, gnädiger Herr, und Klugheit.«

Der Herr und der Stallmeister trennten sich abermals. Anfangs ging für Martin Alles gut und obgleich es ihm kaum möglich war, sich von der Straße zu entfernen, vermied er doch ziemlich geschickt einige verdächtige Kriegersleute vor denen ihn die schwarze Nacht verbarg. Aber er näherte sich dem Lager der Wallonen, und die Schildwachen verdoppelten sich.

An der Ecke von zwei Wegen fand sich Martin-Guerre plötzlich zwischen zwei Truppen, wovon die eine zu Fuß, die andere zu Roß, und ein wohlausgesprochenes: »Wer da?« bewies dem armen Martin, daß man ihn bemerkt hatte.

»Vorwärts« sagte er zu sich selbst. »Der Augenblick ist gekommen. um die Unverschämtheit zu zeigen, die mir mein Herr empfohlen hat.«

Und von einer leuchtenden, providentiellen Idee erfaßt, fing er an, aus vollem Halse das Lied von der Belagerung von Metz zu fingen.

»Es kamen hergezogen
Die deutschen Kriegerwogen,
Um Metz die Stadt zu stürmen
Und Leich' auf Leich' zu thürmen.«

»Heda! wer da?« rief eine Stimme mit fast unverständlichem Jargon.«

»Ein Bauer von Angimont«, antwortete Martin-Guerre in einem beinahe nicht minder dunklen Jargon.

Und er setzte seinen Weg und sein Lied mit wechselnder Eile und Begeisterung fort.

»Holla! willst Du wohl schweigen und stehen bleiben, Unglücksbauer, mit Deinem verfluchten Lied?« rief die raue Stimme.

Martin-Guerre bedachte, daß die Überlästigen, die ihn anriefen, zehn gegen einen waren, daß sie ihn mit Hilfe ihrer Pferde immerhin leicht erreichen würden, und daß seine Flucht den schlimmsten Eindruck machen müßte. Er blieb also stehen. Im Ganzen war er nicht ärgerlich darüber, daß er eine Gelegenheit fand, seine Gewandtheit und Kaltblütigkeit zu entwickeln. Sein Herr, der zuweilen an ihm zu zweifeln schien, würde nun keinen

Grund mehr hierzu haben, wenn er sich geschickt aus seiner so schwierigen Lage herauszuziehen wüßte.

»Beim heiligen Quentin dem Märtyrer!« sagte er gegen die Gruppe vorschreitend, »es ist etwas Schönes, was Ihr da macht, daß Ihr einen armen verspäteten Bauern verhindert, nach Angimont zu seiner Frau und seinen Kindern zurückzukehren. Sprecht, was wollt Ihr?«

Was er sagte, sollte picardisch gesprochen sein, wurde aber auvergisch mit einem provencalen Accent gesprochen.

Der Mann, welcher gerufen hatte, beabsichtigte auch, französisch zu antworten, doch er antwortete wallonisch mit einem deutschen Accent.

»Was wir wollen? Dich fragen und visitieren, Nachtvogel, der Du wohl unter Deinem Bauernkittel einen Spion verbergen könntest.«

»Fragt mich, visitiert mich«, erwiderte Martin-Guerre mit einem schallenden, unwahrscheinlichen Gelächter.

»Das geschieht im Lager wohin Du uns folgen wirst.«

»Im Lager! das ist gut. Ich will mit dem Anführer sprechen. Ah! Ihr Verhaftet einen unglücklichen Bauern der von Saint-Quentin kommt, wohin er Euren Kameraden dort Lebensmittel gebracht hat. Gott verdamme mich, wenn ich wieder anfangen! Ich lasse Eure ganze Armee nach Belieben vor Hunger krepieren. Ich wollte nach Angimont gehen, um andern Proviant zu holen; doch da Ihr mich auf der Straße festhaltet, guten Abend! Ah! Ihr kennt mich nicht, und ich werde Euch Euer Benehmen wieder vergelten. Mich für einen Spion halten! Ich werde mich beim Anführer beklagen! Vorwärts in's Lager!«

»Alle Teufel! welche Sprache!« entgegnete derjenige, welcher die Abteilung befehligte. »Der Anführer, Freund, bin ich, und mit mir habt Ihr es zu tun, wenn wir klar sehen werden. Glaubt Ihr, man werde wegen eines Burschen Eurer Art die Generale aufwecken?«

»Ja, zu den Generalen will ich geführt werden!« rief Martin-Guerre mit großer Zungenfertigkeit. Ich habe den Generalen und Marschällen etwas zu sagen. Ich habe ihnen zu sagen, daß man nicht so ohne: »Aufgepaßt!« zu rufen einen Menschen Verhaftet,

der Euch und Eure Leute nährt. Ich habe nichts Böses getan. Ich bin ein ehrlicher Einwohner von Angimont. Ich werde eine Entschädigung für meine Mühe verlangen, und Ihr sollt für die Eurige gehenkt werden.«

»Kamerad er sieht aus, als ob er seiner Sache sicher wäre!« sagte zum Reiter einer von seinen Leuten.

»Ja«, erwiderte der Andere, »und ich würde ihn auch freilassen, wenn ich nicht in Augenblicken diese Haltung und diese Stimme zu erkennen glaubte. Vorwärts, Marsch! Im Lager wird sich Alles aufklären.«

Zu größerer Sicherheit zwischen zwei Reiter gestellt, hörte Martin-Guerre unter Weges nicht auf, zu fluchen und zu schwören. Als er in das Zelt eintrat, in das man ihn zuerst führte, fluchte und schwor er immer noch.

»So behandelt Ihr Eure Verbündeten, Ihr Leute! Ah! das ist gut, man wird Euch Hafer für Eure Tiere und Mehl für Euch liefern! Ich verlasse Euch. Sobald Ihr mich erkannt und freigegeben habt, kehre ich nach Angimont zurück und gehe nicht mehr von dort weg. Oder ich gehe vielmehr weg, und zwar schon morgen um bei dem gnädigsten Herrn Emanuel Philibert persönlich Klage zu führen. Er wird mir keine solche Schmach antun.«

In diesem Augenblick hielt der Fähnrich der Reiter Martin-Guerre eine Fackel vor das Gesicht . . . er wich vor Erstaunen und Schrecken drei Schritte zurück.

»Beim Teufel«, rief er, »ich täuschte mich nicht.«

Er ist es, der Elende! Erkennt Ihr ihn jetzt nicht, Ihr Leute?«

»Oh! ja, oh! ja«, wiederholten einer nach dem andern die Reiter, welche ebenfalls Martin-Guerre mit einer Neugierde anschauten, die sich alsbald in Entrüstung verwandelte.

»Ah! Ihr erkennt mich endlich?« versetzte der arme Bauer, der ernstlich unruhig zu werden anfing. »Ihr wißt, wer ich bin? Martin Cornouiller von Angimont. Ihr werdet mich freilassen, das ist in der Tat kein Unglück.«

»Dich freilassen, Strauchdieb, Galgenvogel, Unzüchter!« rief der Fähnrich, die Augen entflammt und die Fäuste geballt.

»Ah! was packt Euch denn, Freund?« sagte Martin. »Ich bin vielleicht zu dieser Stunde nicht mehr Martin Cornouiller?«

»Nein, Du bist nicht Martin Cornouiller«, entgegnete der Fähnrich, »und um Dich zu entlarven und Lügen zu strafen, sind hier zehn Männer, die Dich kennen. Meine Freunde, nennt diesen Betrüger ihm selbst, um ihn der Lüge und des Betrags zu überweisen.«

»Es ist Arnauld du Thill es ist der elende Arnauld du Thill!« wiederholten zehn Stimmen mit furchtbarer Einhelligkeit.

Arnauld du Thill! was ist das?« fragte Martin erbleichend.

»Ja, verleugne Dich selbst, Heillosler!« rief der Fähnrich, »Doch hier sind zum Glück zehn Zeugen, welche Dir widersprechen. Wirst Du die Frechheit haben, in ihrer Gegenwart zu behaupten, ich habe Dich nicht in der Schlacht von Saint-Laurent im Gefolge des Connetable zum Gefangenen gemacht?«

»Nein, nein«, stammelte Martin, der den Kopf verlor, »ich bin Martin Cornouiller.«

»Du bist Martin Cornouiller?« versetzte der Fähnrich mit einem Lachen der Verachtung: »Du bist nicht der feige Arnauld du Thill, der mir Lösegeld versprach, den ich mit Rücksicht behandelt, der dann in der letzten Nacht die Flucht ergriff, und mir außer dem wenigen Geld, das ich besaß, meine viel geliebte Gudule, die hübsche Marketenderin stahl? Verruchter, was hast Du mit Gudule gemacht?«

»Was ich mit Gudule gemacht habe« erwiderte Martin niedergeschlagen. »Ei! weiß ich es, ich Elender der ich bin? Ah! Ihr erkennt mich also insgesamt? Ihr seid also gewiß, daß Ihr Euch nicht täuscht? Ihr könnt Alle schwören, daß ich Arnauld du Thill heiße, daß mich dieser brave Mann in der Schlacht bei Saint-Laurent gefangen genommen, und daß ich ihm verräterischer Weise seine Gudule entführt habe? Ihr könnt es beschwören?«

»Ja! ja! ja!« riefen die zehn Stimmen.

»Nun, darüber wundere ich mich nicht«, sprach mit kläglichem Tone Martin, der, wie man sich erinnern wird, ziemlich faselte, wenn man diesen Gegenstand seines doppelten Daseins berührte. »Nein, wahrhaftig, ich wundere mich nicht. Ich hätte bis morgen behauptet, ich heiße Martin Cornouiller. Doch Ihr kennt mich als Arnauld du Thill, ich war gestern hier, ich sage nicht nein; ich widersetze mich nicht mehr, ich füge mich. Sobald sich die

Sache so verhält, sind mir Hände und Füße gebunden. Ich hatte das nicht vorhergesehen. Mein Gott! es ist schon so lange, daß meine Alibi aufgehört hatten! Vorwärts! gut, macht mit mir, was Ihr wollt, führt mich fort, sperrt mich ein, knebelt mich! Was Ihr mir von Gudule sagt, überzeugt mich vollends, daß Ihr Euch nicht täuscht. Ja, ich erkenne mich! nur bin ich sehr froh, daß ich erfahren, ich heiße Arnauld du Thill.«

Der arme Martin-Guerre gestand nun Alles, was man wollte, ließ sich mit Beleidigungen und Drohungen überhäufen, und bot Alles Gott dar, als Sühnung für neue Missethaten, deren« man ihn beschuldigte. Da er nicht sagen konnte, was aus Gudule geworden war, so überlud man ihn mit Banden und ließ ihn alle Arten schlimmer Behandlung ausstehen, doch ohne seine engelische Geduld zu ermüden. Er beklagte nur, daß er nicht Zeit« gehabt hatte, seine Sendung bei dem Baron von Vaulpergues zu erfüllen. Doch wer konnte vermuten, es würden sich neue verbrecherische Handlungen gegen ihn kehren und seine schönen Pläne der Geschicklichkeit und Geistesgegenwart zunichte machen?

»Es tröstet mich wenigstens«, sagte er zu sich selbst in dem feuchten Winkel, wo man ihn auf den Boden geworfen hatte, »es tröstet mich, daß vielleicht Arnauld du Thill triumphierend in Saint-Quentin mit der Abteilung von Vaulpergues einzieht. Doch nein, nein, das ist abermals eine Chimäre, und das, was ich von dem Burschen kenne, läßt mich eher annehmen, daß das Ungeheuer in irgend einer Schenke auf der Straße nach Paris sitzt und mit der hübschen Gudule liebkost. Ach! ach ich glaube, ich besäße mehr Herz bei der Buße, wenn ich ein wenig Bewußtsein der Sünde hätte.«

IX.

Kriegslist.

So schimärisch sie ihm auch erschien, so wurde die Hoffnung von Martin-Guerre doch verwirklicht. Als Gabriel nach tausend Gefahren in den Wald kam, wo ihn der Baron von Vaulpergues erwartete, war das erste Gesicht, das er erblickte, das seines Stallmeisters, der erste Schrei, den er von sich gab:

»Martin-Guerre!«

»Ich selbst, gnädiger Herr«, antwortete der Stallmeister entschlossen. Diesem Martin-Guerre brauchte man die Unverschämtheit nicht zu empfehlen.

»Bist Du lange vor mir gekommen, Martin?« fragte Gabriel.

»Ich bin seit einer halben Stunde hier, gnädiger Herr.«

»In der Tat! doch mir scheint, Du hast Deine Kleidung verändert; Du hattest, als Du mich vor drei Stunden verließest, nicht diesen Leibrock?«

»Nein, gnädiger Herr, ich erbat ihn mir von einem Bauern, und gab ihm den meinigen dafür.«

»Gut! Und es ist Dir nichts Schlimmes begegnet?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Im Gegenteil«, sagte der Baron von Vaulpergues, welcher eben hinzukam, »der Bursche wurde, als er hier eintraf, von einem sehr hübschen Mädchen begleitet, von einer flämischen Marketenderin, wie wir aus ihrer Sprache schließen konnten. Die arme Kleine schien sehr zu weinen, doch er hat sie, trotz ihrer Tränen, am Saume des Waldes mit barschem Tone verabschiedet.«

»Nicht ohne sie zuvörderst von einem Teile ihrer Waren befreit zu haben, sprach, der falsche Martin-Guerre mit seinem frechen Gelächter.

»Ah! Martin! Martin! der alte Mensch erscheint wieder«, versetzte Gabriel.

»Der gnädige Herr will sagen, der junge Mensch. Doch Verzeiht!« fügte Arnauld sich seiner Rolle erinnernd bei, »ich

raube mit meinen Possen die so kostbaren Augenblicke Eurer Gnaden.«

»Oh!« sagte der Baron von Vaulpergues, »wenn es Eure Ansicht wäre, Herr d'Exmés, und die des Admirals, so würden wir erst in einer halben Stunde aufbrechen. Es ist noch nicht Mitternacht und ich bin dafür, daß wir gegen drei Uhr vor Saint-Quentin ankommen. Dies ist der Augenblick, wo die Wachsamkeit ermattet und erschlaft. Denkt Ihr nicht auch so, Herr Vicomte?«

»Allerdings, und die Instruktionen von Herrn von Coligny, stimmen ganz mit Eurer Meinung überein. Um drei Uhr Morgens wird er uns erwarten, und zu dieser Stunde müssen wir ankommen, wenn wir überhaupt ankommen.«

»Oh! wir kommen an, gnädiger Herr, erlaubt mir Euch das zu versichern«, sagte Arnauld-Martin. Ich habe, als ich an dem Lager der Wallonen vorüberging die Gelegenheit benützt, um die Gegend zu betrachten, und ich werde Euch sicherer führen, als wenn ich seit vierzehn Tagen in der Nachbarschaft umhergelaufen wäre.«

»Das ist wunderbar, Martin!« rief Gabriel; »Was hast Du Alles in so kurzer Zeit getan! Ich werde fortan dasselbe Vertrauen zu Deinem Verstand, wie zu Deiner Treue haben.«

»Oh! gnädiger Herr, wenn Ihr nur auf meinen Eifer, und besonders auf meine Verschwiegenheit vertraut, höher strebe ich nicht.«

Die Sache des schlaunen Arnauld war durch den Zufall und durch seine Keckheit so gut angesponnen, daß der Betrüger seit der Ankunft von Gabriel nur die Wahrheit gesprochen hatte.

Während Gabriel und Vaulpergues sich im Stillen über den Gang besprachen, den sie zu verfolgen hätten, dachte er sich seinen Plan vollends aus, um die wunderbaren Chancen nicht zu stören, die ihn bis dahin bedient hatten.«

Man vernehme, was geschehen war. Nachdem sich Arnauld mit Hilfe von Gudule aus dem Lager geflüchtet, wo man ihn gefangen gehalten hatte, schweifte er achtzehn Stunden lang in den umliegenden Wäldern umher, denn aus Furcht, wieder in die Hände des Feindes zu fallen, wagte er es nicht, herauszugehen. Gegen Abend glaubte er im Walde von Angimont Spuren von

Reitern zu erkennen, die sich verbergen mußten, da sie sich auf so wenig gebahnte Pfade gewagt hatten. Es waren also Franzosen, welche im Hinterhalt lagen, und Arnauld suchte zu ihnen zu dringen, was ihm auch gelang. Da verabschiedete er auf das Allerleichteste die arme Gudule, welche weinend zu den Zelten zurückkehrte, ohne zu vermuten, daß sie nach dem Verlust ihres Liebhabers ein anderes Selbst von ihm finden sollte. Arnauld begrüßte der erste Soldat von Vaulpergues mit dem Namen Martin-Guerre, und er strafte ihn natürlich nicht Lügen. Indem er mit allen Ohren hörte und so wenig als möglich sprach, erfuhr er bald Alles. Der Vicomte d'Exmés sollte in derselben Nacht zurückkommen, nachdem er den Admiral von der Ankunft von Vaulpergues in Saint-Quentin benachrichtigt und mit ihm die erforderlichen Verfügungen getroffen hatte, um das Hereinbringen des Detachement in die Festung zu bewerkstelligen. Martin-Guerre würde ihn begleiten. Man hielt also natürlich Arnauld für Martin und befragte ihn über seinen Herrn.

»Er wird kommen«, sagte er; »wir haben verschiedene Wege gewählt.«

Und in seinem Innern berechnete er, wie Vorteilhaft es in diesem Augenblick für ihn wäre, sich mit Gabriel zu verbinden; einmal wäre sein Unterhalt in den so schweren Zeiten gesichert; dann wußte er, daß der Connetable von Montmorency, sein Herr zur Stunde Gefangener von Emanuel Philibert, weniger unter der Schmach seiner Niederlage und seiner Gefangenschaft, als Durch den Gedanken litt, daß sein verhaßter Nebenbuhler, der Herzog von Guise, alle Gewalt am Hofe und allen Einfluß auf den Geist des Königs haben sollte. Sich an die Schritte eines Freundes von Guise anhängen, hieß also für Arnauld sich an die Quelle aller Nachrichten stellen, welche er teuer genug an den Connetable verkaufen würde. War endlich Gabriel nicht der persönliche Feind der Montmorency und das Haupthindernis bei der Heirat des Herzogs Franz mit Frau von Castro?

Arnauld erinnerte sich aller dieser Umstände, doch er dachte zugleich mit Schwermut daran, daß die Rückkehr von Martin-Guerre zu seinem Herrn seine schönen Pläne ein wenig stören müßte. Um nicht des Betrugs überwiesen zu werden, lauerte er auch mit der größten Sorgfalt auf Gabriel, in der Hoffnung, Martin-

Guerre zu entfernen oder zu beseitigen. Doch wie groß war seine Freude, als er sah, daß der Vicomte d'Exmés allein ankam und sogleich in ihm seinen Stallmeister erkannte! Arnauld hatte wahr gesprochen, ohne es zu wissen. Dann überließ er sich seinem Glück; er rechnete darauf, daß der Teufel sein Patron den armen Martin in die Hände der Spanier habe fallen lassen, und bemächtigte sich kühn der Rolle des Abwesenden, was ihm, wie wir gescheit, auch gelang.

Als jedoch die Besprechung Von Gabriel und Vaulpergues beendet war und man die drei Abteilungen bildete, um sich auf verschiedenen Seiten in Marsch zu sehen, bat Arnauld dringend, ihn Gabriel auf dem Wege an den wallonischen Zeiten vorüber begleiten zu lassen. Dies war der Weg, den der wahre Martin hatte nehmen müssen, und wenn man ihm wieder begegnen würde, so wollte Arnauld dabei sein, um ihn entweder verschwinden zu machen, oder im Falle der Not selbst zu verschwinden.

Doch man überschritt die Höhe des Berges ohne das Mindeste von Martin zu finden, und der Gedanke an diese sehr geringfügige Gefahr verschwand bald für Arnauld vor der sehr nahen Gefahr, die ihn mit Gabriel und der Truppe, zu der er gehörte, an den überall eingeschlossenen Mauern von Saint-Quentin erwartete.

Im Innern der Stadt war die Angst nicht geringer, wie man sich leicht denken kann; denn die Rettung oder der Untergang von Allen hing von dem kühnen Handstreich von Gabriel und Vaulpergues ab. Der Admiral machte auch schon um zwei Uhr Morgens selbst seine Runde bei den zwischen ihm und Gabriel verabredeten Punkten, und empfahl den ausgewählten Schildwachen, die man an diese schwierigen Posten gestellt hatte, die größte Aufmerksamkeit. Dann stieg Gaspard von Coligny auf den Wartthurm, der die Stadt und die Umgegend Beherrschte, und stumm, unbeweglich, den Atem an sich haltend, horchte er und schaute hinaus in die schweigsame Nacht. Doch er hörte nur das dumpfe, entfernte Geräusch der spanischen Minen und der französischen Gegenminen; er sah nur die Zelte des Feindes, und in größerer Entfernung den düsteren Wald von Origny, der sich schwarz im schwarzen Schatten abhob.

Unfähig, seine Unruhe zu bemeistern, wollte sich der Admiral

wenigstens dem Orte nähern, wo sich das Schicksal von Saint-Quentin entscheiden sollte. Er stieg von dem Wartthurme herab und eilte zu Pferde, gefolgt von einigen Offizieren, nach dem Boulevard de la Reine zu einer der Schlupfforten, wo Vaulpergues ankommen sollte, und wartete hier auf einer Ecke des Walles.

Als es drei Uhr auf der Collegiale schlug, ertönte das Geschrei einer Eule in den Sümpfen der Somme.

»Gott sei gelobt! sie sind da!« rief der Admiral.

Auf ein Zeichen von Coligny machte sich Herr du Breuil aus den Händen ein Sprachrohr und erwiderte das Signal, indem er ganz deutlich das Geschrei des Nachtraben nachahmte.

Dann erfolgte eine Todesstille. Der Admiral und seine Umgebung blieben unbeweglich und wie von Stein, das Ohr auf der Lauer und das Herz zusammengeschnürt.

Doch plötzlich vernahm man einen Musketenschuß in der Richtung, woher der Schrei gekommen war, und beinahe in demselben Augenblick ein allgemeines Feuern, begleitet von Stöhnen, Schmerzgeschrei und gräßlichem Lärmen.

Die erste Abteilung war entdeckt worden.

»Schon hundert Brave weniger«, rief der Admiral.

Dann ging er rasch vom Boulevard herab stieg wieder zu Pferde und wandte sich, ohne ein Wort beizufügen, nach dem Boulevard Saint-Martin, wo er eine andere Abteilung von der Compagnie von Vaulpergues erwartete.

Hier ergriff ihn dieselbe Angst. Gaspard von Coligny glich einem Spieler, der um sein Vermögen auf drei Würfe spielt: er hatte die erste Partie verloren, welches Glück sollte der zweiten zu Teil werden?

Ach! man vernahm denselben Ruf jenseits des Walles, derselbe Ruf antwortete in der Stadt; dann, als ob diese Szene nur die unselige Wiederholung der ersten wäre, machte eine Schildwache abermals Lärm, und das Musketenfeuer und die Schreie verkündigten den erschrockenen Saint-Quentinern einen zweiten Kampf oder Vielmehr eine neue Schlächtere.

»Zweihundert Märtyrer« sprach Coligny mit dumpfem Tone.

Und er sprang abermals auf sein Pferd und war in zwei Minuten

an der Schlupfporte der Vorstadt, die der dritte zwischen ihm und Gabriel verabredete Punkt war. Er ritt so schnell, daß er sich zuerst und allein auf dem Walle befand und seine Offiziere ihn nur allmählich einholten. Aber sie mochten immerhin insgesamt horchen, man hörte nur in der Ferne das Geschrei der Sterbenden und die Ausrufungen der Sieger.

Der Admiral hielt Alles für verloren. Man hatte im feindlichen Lager die Lärmsignale gegeben. Jeder spanische Soldat war erweckt. Derjenige, welcher die dritte Truppe befehligt würde es für geeignet erachtet, sich einer so tödlichen Gefahr nicht preiszugeben, und sich ohne etwas zu unternehmen zurückgezogen haben. So entging auch diese dritte und letzte Hoffnung dem bestürzten Spieler. Coligny sagte sich sogar zuweilen, das letzte Detachment sei vielleicht mit dem zweiten überfallen worden, und es habe sich nur der doppelte Lärmen der Schlächtereien in einem einzigen vermengt.

Eine Träne, eine brennende Träne der Verzweiflung und Wut floß über die gebräunten Wangen des alten Admirals. Durch diese letzte Niederlage abermals entmutigt, würde in einigen Stunden die Bevölkerung mit lauter Stimme die Übergabe des Platzes verlangen, und wäre dies auch nicht der Fall, so verleugnete sich Gaspard von Coligny doch nicht, daß vor so entmutigten Truppen, wie es die seinigen waren, der erste Sturm den Spaniern die Tore von Saint-Quentin und von Frankreich öffnen müßte. Und dieser Sturm würde nicht auf sich warten lassen, man würde das Signal dazu bei Tagesanbruch geben, oder vielleicht auf der Stelle, noch in der Nacht, so lange diese dreißig tausend Mann, stolz darauf, daß sie drei hundert erwürgt, von einem so glorreichen Triumph berauscht wären.

Als wollte er die Befürchtungen von Gaspard von Coligny bestätigen, ließ der Gouverneur du Breuil den Ruf: »Habt Acht!« mit gedämpfter Stimme ertönen, und als der Admiral sich gegen ihn umwandte, zeigte er ihm im Graben eine schwarze, schweigsame Traube, welche im Schritt im Schatten zu marschieren und sich gegen die Schlupfporte zu wenden schien.

»Sind es Freunde oder Feinde?« fragte du Breuil mit leiser Stimme.

»Stille«, erwiderte der Admiral, »wir wollen jedenfalls auf

unserer Hut sein.«

»Warum machen sie denn kein Geräusch mehr?« sagte der Gouverneur. »Es scheint mir doch, ich sehe Pferde, und nicht ein Kiesel ertönt und die Erde sogar scheint taub unter ihren Tritten; Es ist in der Tat, als wären es Gespenster!«

Hiebei machte der abergläubische du Breuil zu größerer Sicherheit das Zeichen des Kreuzes. Doch Coligny, der ernste Denker schaute aufmerksam, ohne Furcht und ohne Grauen die schwarze, stumme Truppe an.

Als die Ankommenden nur noch fünfzig Schritte entfernt waren, ahmte Coligny selbst das Geschrei des Nachtvogels nach.

Das Geschrei der Eule antwortete.

Außer sich vor Freude stürzte der Admiral zu dem Wachtposten der Schlupfpforte, gab Befehl, sogleich zu öffnen, und hundert Reiter, sie wie ihre Tiere in dunkle Mantel gehüllt, ritten stets gleich schweigsam in die Stadt ein. Doch man konnte nun sehen, daß die Hufe der Pferde, welche so matt auf dem Pflaster aufschlugen, mit Leinwandstücken, die man mit Sand gefüllt, umwickelt waren. Durch dieses Mittel, auf das man erst verfiel, als man die zwei andern Abteilungen durch das Geräusch verraten sah, war es der dritten Truppe gelungen, ohne Hindernis die Stadt zu erreichen.

Und derjenige, welcher dieses Auskunftsmittel ersonnen hatte und die Truppe befehligte, war kein Anderer, als Gabriel.

Diese Hilfe von hundert Mann war allerdings wenig, doch sie genügte, um ein paar Tage zwei bedrohte Posten zu unterhalten, und es war das erste glückliche Ereignis einer an Unglücksfällen so fruchtbaren Belagerung. Die Kunde von so guter Vorbedeutung durchlief auf der Stelle die ganze Stadt. Die Türen öffneten sich die Fenster wurden erleuchtet, und ein einstimmiger Beifallsjubel empfing bei ihrem Einzug Gabriel und seine Reiter.

»Nein, keine Freude!« sagte Gabriel mit ernstem Tone. Denkt an die zwei hundert, welche dort gefallen!«

Und er lüpfte den Hut, als wollte er diese toten Helden begrüßen, unter denen der brave Vaulpergues sein mußte.«

»Ja«, sprach Coligny »wir beklagen und bewundern sie. Doch Ihr, Herr d'Exmés, was soll ich Euch sagen und wie soll ich Euch

danken? Laßt Euch wenigstens in meine Arme schließen, Freund, denn Ihr habt Saint-Quentin schon zweimal gerettet.«

Gabriel drückte ihm die Hand und erwiderte abermals:

»Herr Admiral, Ihr werdet mir das in zehn Tagen sagen.«

X.

Die Rechnung von Arnauld du Thill.

Es war Zeit, daß der Streich gelang und die ersehnte Hilfe in die Stadt kam, denn der Tag brach an. Halb gelähmt vor Müdigkeit, weil er vier Tage lang beinahe nicht ausgeruht hatte, wurde Gabriel Vom Admiral in das Rathaus geführt, wo er ihm ein Zimmer neben dem geben wollte, welches er selbst inne hatte. Er warf sich hier erschöpft auf ein Bett nieder und entschlummerte, als ob er nie mehr erwachen sollte.

Er erwachte in der Tat erst gegen vier Uhr Nachmittags, und es war Coligny, der durch seinen Eintritt diesen erquickenden Schlaf unterbrach, dessen der junge Mann, trotz seiner Sorgen, so sehr bedurfte. Es war im Verlaufe des Tags ein Sturm vom Feinde versucht und mutig zurückgeschlagen worden; aber er verkündigte ohne Zweifel einen andern für den nächsten Tag, und der Admiral, der sich bis jetzt bei den Ratschlägen von Gabriel so wohl befunden hatte, kam, um sich abermals solche von ihm zu erbitten.

Gabriel war bald von seinem Bette aufgestanden und bereit, Coligny zu empfangen.

»Nur ein Wort zu meinem Stallmeister, Admiral, und ich bin ganz zu Euren Diensten«, sagte er.

»Tut es, Herr Vicomte d'Exmés«, erwiderte Coligny. »Da ohne Euch die spanische Fahne jetzt auf diesem Rathause flattern würde, so kann ich Euch wohl sagen: Ihr seid zu Hause.«

Gabriel ging an die Türe und rief Martin-Guerre. Martin-Guerre lief sogleich herbei. Gabriel nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm:

»Mein braver Martin, noch gestern sagte ich Dir, ich habe nun ein eben so großes Vertrauen zu Deinem Verstand, wie zu Deiner Treue. Ich will es Dir beweisen. Du gehst auf der Stelle in die Ambulanz des Faubourg d'Ile. Dort fragst Du nicht nach Frau von Castro, sondern nach der Superiorin der Benediktinerinnen, der ehrwürdigen Mutter Monica, und sie allein bittest Du, die Schwester Bénie, verstehst Du wohl, die Schwester Bénie zu

benachrichtigen, der Vicomte d'Exmés, vom König nach Saint-Quentin abgesandt, werde in einer Stunde bei ihr sein und beschwöre sie, ihn zu erwarten. Du siehst, Herr von Coligny wird mich einige Zeit hier zurückhalten, und ein Interesse, das über Leben und Tod entscheidet, zwingt mich, meine Pflicht immer meiner Freude voranzustellen. Gehe also: sie erfahre wenigstens, daß mein Herz bei ihr ist.«

»Sie soll es erfahren, gnädiger Herr«, erwiderte der eilfertige Martin, der in der Tat wegging und seinen Herrn etwas minder ungeduldig und etwas mehr ruhig zurückließ.

Und er beeilte sich wirklich bis zur Ambulanz des Faubourg d'Ile, und fragte überall mit großem Eifer nach der Mutter Monica.

Man zeigte ihm die Superiorin.

»Ah! meine Mutter!« sagte der listige Bursche zu ihr, »wie froh bin ich daß ich Euch endlich treffe! mein armer Herr wäre so traurig geworden, wenn ich meinen Auftrag bei Euch und bei Frau Diana von Castro nicht hätte erfüllen können.«

»Wer seid Ihr denn, mein Freund, und wer schickt Euch?« fragte die Superiorin, eben so erstaunt, als betrübt darüber, daß sie das Geheimnis, welches sie Gabriel empfohlen hatte, so schlecht von ihm bewahrt sah.

»Ich komme im Auftrage des Vicomte d'Exmés«, erwiderte der falsche Martin-Guerre, Einfalt und Gutmütigkeit heuchelnd. »Ihr kennt hoffentlich den Vicomte d'Exmés, die ganze Stadt kennt nur ihm.«

»Gewiß kenne ich unserer Aller Retter«, sprach die Superiorin. »Wir haben viel für ihn gebetet. Auch hatte ich schon gestern die Ehre, ihn zu sehen, und, zählte seinem Versprechen gemäß darauf, ihn heute wiederzusehen.«

»Er wird kommen, der würdige Herr, er wird kommen«, antwortete Arnauld du Thill. »Doch Herr von Coligny hält ihn zurück, und in seiner Ungeduld hat er mich zu Euch, zu Frau von Castro vorausgeschickt. Wundert Euch nicht, gnädige Frau, daß ich diesen Namen weiß und auspreche. Eine alte, zwanzigmal erprobte Ergebenheit erlaubt meinem Herrn, sich mir wie sich selbst anzuvertrauen, und er hat keine Geheimnisse für seinen redlichen Diener. Ich habe nur Geist und Verstand, wie die Leute

sagen, um ihn zu lieben und zu verteidigen, doch diesen Instinkt besitze ich wenigstens in hohem Maße, und Niemand kann ihn mir absprechen, bei den Reliquien des heiligen Quentin! Oh! verzeiht mir, meine Mutter, daß ich so in Eurer Gegenwart schwöre. Ich dachte nicht daran, und die Gewohnheit, seht Ihr, und der Herzensergut . . . «

»Es ist gut! es ist gut!« sprach die Mutter Monica. »Herr d'Exmés gedenkt also zu erscheinen? Er wird willkommen sein. Die Schwester Bénie wünscht besonders seine Gegenwart, um durch ihn Nachricht vom König zu erhalten, der ihn abgesandt hat.«

»Ei, ei!« versetzte Martin einfältig lachend, »der ihn nach Saint-Quentin, aber nicht zu Frau Diana abgesandt hat, denke ich.«

»Was wollt Ihr damit sagen«

»Ich sage, daß ich, der ich den Vicomte zugleich wie einen Herrn und wie einen Bruder liebe, in der Tat sehr froh bin, daß Ihr, eine so achtenswerte und so angesehene Frau, Euch ein wenig in die Liebschaft vom gnädigen Herrn und von Frau von Castro mischt.«

»Liebschaft von Frau von Castro!« rief die Superiorin erschrocken.

»Ei! allerdings«, versetzte der scheinbare Schwachkopf, »hat Euch Frau von Castro nicht Alles anvertraut, Euch, ihrer ehrwürdigen Mutter und einzigen Freundin?«

»Sie hat mir unbestimmt von tiefem Herzenskummer gesprochen«, antwortete die Nonne, »doch von dieser profanen Liebe und dem Namen des Vicomte wußte ich nichts, durchaus nichts.«

»Ja, ja, Ihr leugnet . . . aus Bescheidenheit«, entgegnete Arnould, mit einer klugen Miene den Kopf schüttelnd. »Ich finde Euer Benehmen in der Tat sehr schön, und ich bin Euch meines Teils äußerst dankbar dafür. Ihr handelt wenigstens sehr mutig. »Ah!« habt Ihr Euch gesagt, »der König widersetzt sich dem Liebesverhältnis dieser Kinder? ah! der Vater von Diana würde in einen furchtbaren Zorn geraten, wenn er nur den Verdacht bekam, sie könnten zusammentreffen? Nun wohl! ich, eine fromme und würdige Frau, werde der königlichen Majestät und dem

väterlichen Ansehen trotzen; ich werde meinen armen Verliebten die Sanction meines Beistands und Charakters bieten ich werde ihnen Gelegenheit zu Zusammenkünften bereiten, ich werde ihnen Hoffnung geben und ihre Gewissensbisse zum Schweigen bringen.« Das ist herrlich, das ist prächtig, was Ihr da tut, hört ihr?«

»Jesus!" seufzte nun die Superiorin, ein furchtsames Herz, ein ängstliches Gewissen, indem sie vor Erstaunen und Schrecken die Hände faltete. »Jesus, einem Vater, einem König trotzen, und mein Name, mein Leben vermengt mit Liebesintrigen! oh!«

»Hört«, sagte Arnauld, »ich erblicke gerade dort meinen Herrn, welcher herbeiläuft, um Euch für Eure gute Vermittlung zu danken, und Euch, der ungeduldige junge Mann! zu fragen, wann und wo er mit Eurer Hilfe seine angebetete Geliebte sehen könne.«

Gabriel erschien wirklich atemlos. Doch ehe er sich ihr genähert hatte, hielt ihn die Superiorin durch eine Gebärde zurück, und sprach zu ihm, indem sie sich voll Würde hoch aufrichtete:

»Keinen Schritt, kein Wort mehr. Ich weiß nun, unter welchem Titel und in welchen Absichten Ihr Euch Frau von Castro nähern wollt. Hofft nicht, daß ich fortan meine Hände zu Plänen biete, welche, wie ich befürchte, eines Edelmanns unwürdig sind. Und ich darf und will Euch nun nicht nur nicht mehr hören, sondern ich gedenke mich meiner Autorität zu bedienen, um Diana jede Gelegenheit und jeden Vorwand zu entziehen, Euch zu sehen und mit Euch zusammenzutreffen, sei es im Sprechzimmer des Klosters, sei es in den Ambulanzen. Ich weiß, sie ist frei und hat noch kein Gelübde abgelegt, das sie bindet, doch so lange sie in der von ihr erwählten Zufluchtsstätte unseres frommen Klosters verweilen will, wird sie es für gut finden, daß mein Schutz ihre Ehre und nicht ihre Liebe bewacht.«

Die Superiorin grüßte mit einer eisigen Miene den vor Erstaunen unbeweglichen Gabriel, und entfernte sich, ohne seine Antwort anzuhören und ohne sich nur ein einziges Mal gegen ihn umzuwenden.

»Was soll das bedeuten?« Fragte, nachdem er einen Augenblick ganz verwundert geschwiegen, der junge Mann seinen angeblichen Stallmeister.

»Ich weiß es eben so wenig, als Ihr, gnädiger Herr«, antwortete Arnauld, der seiner inneren Freude die Maske der Bestürzung gab. »Die Frau Superiorin hat mich, wenn ich es sagen soll, sehr schlimm empfangen und mir erklärt, sie wisse Alles von Euren Plänen, aber sie müsse sich den selben widersetzen und die Absichten des Königs unterstützen, und Frau Diana liebe Euch nicht mehr, wenn sie Euch auch je geliebt.«

»Diana liebt mich nicht wehrt« rief Gabriel erbleichend »Ah! ah! . . . desto besser vielleicht! Doch ich will sie noch einmal sehen, ich will ihr beweisen, daß ich weder gleichgültig, noch schuldig gegen sie bin. Du mußt mir notwendig beistehen, Martin-Guerre, daß ich diese letzte Unterredung erlange, welche ich so notwendig brauche, um mich in meiner Aufgabe zu ermutigen.«

Demütig antwortete Arnauld:

»Der gnädige Herr weiß, daß ich ein ergebenes Werkzeug seines Willens bin, und daß ich ihm in allen Stücken gehorche, wie die Hand der Stirne gehorcht. Ich werde, wie ich es so eben getan, alle meine Kräfte aufbieten, damit der gnädige Herr die gewünschte Unterredung mit Frau Von Castro erlangt.«

Der listige Bursche folgte hiernach in die Faust lachend, Gabriel, der ganz niedergeschlagen in das Rathaus zurückkehrte.

Als sich am Abend, nach einer Runde auf den Wällen der falsche Martin-Guerre, in seiner Stube allein befand, zog er aus seiner Brust ein Papier, das er mit einer Miene lebhafter Befriedigung zu lesen anfang.

»Rechnung von Arnauld du Thill für den Herrn Connetable von Montmorency, seit dem Tag, wo genannter Arnauld mit Gewalt von seinem gnädigsten Herren getrennt worden ist.

(Diese Rechnung enthielt sowohl die öffentlichen, als die geheimen Dienste.)

»Dafür, daß er, als er Gefangener des Feindes nach dem Saint-Laurent-Tage war und vor Philibert Emanuel geführt wurde, diesem General den Rat gegeben, den Connetable ohne Lösegeld zu entlassen, unter dem Scheinvorwand der gnädigste Herr würde den Spaniern durch sein Schwert weniger Schaden zufügen, als durch seine Ratschläge beim König Nutzen bringen, fünfzig Taler.

»Dafür, daß er durch List aus dem Lager, wo man den genannten Arnauld gefangen hielt, entwichen ist und dadurch dem Herrn Connetable die Kosten des Lösegelds erspart hat, die er edelmütig bezahlt haben würde, um einen so treuen und so kostbaren Diener wiederzubekommen, hundert Taler.

»Dafür, daß er geschickt und auf unbekanntem Pfaden das Detachement führte, das der Vicomte d'Exmés Saint-Quentin und dem Herrn Admiral von Coligny, dem viel geliebten Neffen des Herrn Connetable, zur Hilfe brachte, zwanzig Franken.«

Es fand sich in der Note von Arnauld noch mehr als ein Artikel, der von eben so großer Habgier zeugte, als die vorhergehenden. Der Spion überlas dieselben, indem er sich den Bart streichelte. Als er bis zum Ende gelesen hatte, nahm er die Feder und fügte der Liste bei:

»Dafür, daß er, nachdem er in den Dienst des Vicomte d'Exmés unter dem Namen Martin-Guerre eingetreten, den genannten Vicomte der Superiorin der Benediktinerinnen als Liebhaber von Frau von Castro verraten und so für lange Zeit diese zwei jungen Leute getrennt hat, wie es im Interesse des Herrn Connetable liegt, zwei hundert Taler.«

»Das ist nun einmal nicht teuer«, sagte Arnauld zu sich selbst, »es ist eines von den Kapiteln, das die anderen durchgehen machen wird. Die Gesamtsumme ist im Ganzen rund. Wir sind nahe an tausend Livres, und mit etwas Einbildungskraft werden wir wohl bis zu zwei tausend kommen; habe ich diese, so ziehe ich mich, meiner Treue! von den Geschäften zurück, ich heirate, ich werde Vater von meinen Kindern und Kirchenvorsteher meiner Gemeinde in irgend einer Provinz sein, und so verwirkliche ich den Traum meines Lebens und das redliche Ziel aller meiner schlimmen Handlungen.«

Arnauld legte sich nieder und entschlummerte über diesen tugendhaften Entschlüssen.

Am andern Tag wurde er von Gabriel aufgefordert, abermals Diana zu suchen, und man errät, wie er sich dieses Auftrags entledigte. Gabriel selbst verließ Herrn von Coligny, um sich zu erkundigen und nachzufragen. Doch gegen zehn Uhr Morgens unternahm der Feind einen wütenden Sturm, und er mußte nach den Boulevards eilen. Gabriel verrichtete, seiner Gewohnheit

gemäß, Wunder der Tapferkeit und benahm sich, als hätte er zwei Leben zu verlieren.

Dies geschah, weil er zwei zu retten hatte.

Überdies würde Diana vielleicht von ihm hören, wenn er sich auszeichnete.

XI.

Theologie.

Gabriel kam im höchsten Grade ermüdet, an der Seite von Gaspard von Coligny vom Sturme zurück, als als zwei Männer, welche auf drei Schritte an ihm vorübergingen, in ihrem Gespräch den Namen der Schwester Bénie nannten. Er verließ den Admiral, lief auf diese zwei Männer zu, und fragte sie voll Begierde, ob sie etwas von derjenigen wüßten, welche sie genannt.

»Oh! mein Gott, nein, Kapiteln, eben so wenig als Ihr«, antwortete einer von den Männern, welcher kein Andere: als Jean Peuquoy war. »Ich äußerte gerade gegen meinen Gefährten meine Unruhe, denn man hat die edle, mutige Schwester den ganzen Tag gar nicht gesehen, und ich sagte, nach einem so heißen Tage, wie der heutige, gebe es doch so viele Verwundete, welche ihre Pflege und ihr engelisches Lächeln nötig hätten. Doch wir werden bald erfahren, ob sie etwa ernstlich krank ist; denn morgen Abend ist die Reihe an ihr, bei den Ambulanzen den Nachtdienst zu tun: bis jetzt hat sie noch nie dabei gefehlt; es sind der Nonnen zu wenige, und sie lösen sich zu rasch hinter einander ab, als daß man eine, wenn es nicht die äußerste Notwendigkeit heischt, freisprechen könnte. Wir werden sie also morgen Abend sicherlich wieder sehen, und ich will Gott für unsere Kranken danken, da sie die Leute zu trösten und wiederzubeleben versteht, wie eine wahre Liebe-Frau.«

»Ich danke, Freund, ich danke«, sprach Gabriel, im dem er voll Wärme Jean Peuquoy, der über diese Ehre ganz erstaunt war, die Hand drückte.

Gaspard von Coligny hatte Jean Peuquoy gehört und die Freude von Gabriel bemerkt. Als dieser wieder zu ihm kam, sagte er jedoch Anfangs nichts zu ihm; sobald sie aber nach Hause zurückgekehrt und Beide allein in dem Zimmer waren, wo der Admiral seine Papiere hatte und seine Befehle erteilt sprach Gaspard mit seinem seinen, sanften Lächeln:

»Ich sehe, Ihr nehmt an dieser Nonne, der Schwester Bénie, einen lebhaften Anteil?«

»Denselben Anteil wie Jean Peuquoy«, antwortete Gabriel errötend, »den selben Anteil, den Ihr ohne Zweifel selbst an ihr nehmt, Herr Admiral, denn Ihr müßtet wie ich bemerken, in welchem Grade sie wirklich unseren Verwundeten fehlt, und welchen wohltätigen Einfluß auf diese und auf alle Streiter ihr Wort und ihre Gegenwart üben.«

»Warum wollt Ihr mich täuschen, Freund?« erwiderte der Admiral mit einer gewissen Traurigkeit. »Ihr habt also sehr wenig Zutrauen zu mir, daß Ihr mich so zu belügen sucht.«

»Wie! Herr Admiral . . . ?« rief Gabriel immer verlegener, »was konnte Euch vermuten lassen . . . «

»Daß die Schwester Bénie keine Andere als Frau Diana von Castro ist?« versetzte Gaspard von Coligny, »und daß Ihr Frau Diana von Castro liebt?«

»Ihr wißt es?“ sprach Gabriel im höchsten Maße erstaunt.

»Wie sollte ich es nicht wissen . . . « sagte der Admiral. »Ist der Herr Connetable nicht mein Oheim? Bleibt für ihn etwas am Hofe verborgen? Hat Frau von Poitiers nicht das Ohr des Königs? Hat Herr von Montmorency nicht das Herz von Diana von Pottiers? Da bei dieser ganzen Angelegenheit wichtige Interessen unserer Familie verwalten, wie es scheint, so hat man mich natürlich schon am Anfang benachrichtigt, ich möge auf meiner Hut sein und die Pläne meiner edlen Verwandtschaft unterstützen. Ich war nicht einen Tag in Saint-Quentin eingerückt, um den Platz, zu verteidigen oder zu sterben, als ich von meinem Oheim einen eigenen Boten erhielt. Dieser Bote kam nicht, wie ich Anfangs glaubte, um mich von den Bewegungen des Feindes und den militärischen Plänen des Connetable zu unterrichten. In der Tat, nein! Er hatte sich durch tausend Gefahren gearbeitet, um mir zu melden, im Kloster der Benediktinerinnen in Saint-Quentin verberge sich unter einem angenommenen Namen Frau Diana von Castro, die Tochter des Königs, und ich habe alle ihre Schritte auf's Sorgfältigste zu überwachen. Durch Gold von dem gefangenen Herrn von Montmorency bestochen, ließ mich sodann gestern ein flämischer Emissär an die südliche Schlupfporte rufen. Ich dachte, er würde mir sagen, ich möge Mut fassen, ich müsse den durch die Niederlage von Saint-Laurent getrüben Ruhm der Montmorency wiederherstellen, der König werde

unfehlbar andern Ersatz dem von Euch herbeigeführten zufügen, und ich habe jedenfalls eher auf der Bresche zu sterben, als Saint-Quentin zu übergeben. Nein, nein, der erkaufte Emissär kam nicht, um mir so hochherzige Worte zu überbringen, Worte, welche beleben und ermutigen . . . ich hatte mich schwer getäuscht . . . Dieser Mensch sollte mir ganz einfach melden, der Vicomte d'Exmés, der am Tage zuvor in diesen Mauern angekommen, unter dem Vorwand, hier zu kämpfen und zu sterben, liebe Frau von Castro, die Verlobte meines Veters, Franz von Montmorency, und die Wiedervereinigung der Liebenden könnte den großen, von meinem Oheim zur Reife gebrachten Plänen Eintrag tun. Doch ich wäre, zum Glück! Gouverneur von Saint-Quentin, und meine Pflicht heischte, meine ganze Tätigkeit daraus zu verwenden, daß ich durch alle mögliche Mittel Frau Diana und Gabriel d'Exmés trenne, indem ich mich besonders allen Zusammenkünften widersetze, und so zur Erhöhung und Macht meiner Familie beitrage!«

Dies Alles wurde mit offenbarer Bitterkeit und Traurigkeit gesagt. Doch Gabriel fühlte nur den Schlag, den man seinen Liebeshoffnungen beibrachte.

»Ihr seid es also«, sprach er mit einem dumpfen Zorn zum Admiral, »Ihr seid es, der mich der Superiorin der Benediktinerinnen verraten hat, und, getreu den Instruktionen Eures Oheims, gedenkt Ihr mir ohne Zweifel eine nach der andern die Möglichkeiten zu entreißen, die mir bleiben dürften, Diana wiederzufinden und wiederzusehen?«

»Schweigt, junger Mann« rief der Admiral mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Stolzes. »Doch ich verzeihe Euch«, fuhr er sanfter fort, »die Leidenschaft verblendet Euch, und Ihr habt noch nicht Zeit gehabt, Gaspard Von Coligny kennen zu lernen.«

In dem Ausdruck dieser Worte lag so viel Adel und Güte, daß jeder Argwohn bei Gabriel verschwand, und daß er sich schämte, ihm nur einen Augenblick Raum gelassen zu haben.

»Verzeiht« sprach er, Gaspard die Hand reichend. »Wie konnte ich glauben, Ihr würdet Euch in solche Intrigen mischen? Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung, Herr Admiral.«

»So ist es gut, Gabriel«, erwiderte Coligny, »ich finde bei Euch

wieder Eure jungen und reinen Instinkte. Nein, ich menge mich gewiß nicht in solche Intrigen, ich verachte sie, und verachte diejenigen, welche sie angesponnen haben. Ich sehe darin nicht den Ruhm, sondern die Schande meiner Familie, und weit entfernt, Nutzen daraus ziehen zu wollen, erröte ich darüber. Wenn diese Menschen, welche ihr Glück durch alle mögliche Mittel, mögen sie schmäählich oder nicht schmäählich sein, auszubauen suchen, welche, um ihren Ehrgeiz oder ihre Habgier zu befriedigen, keine Rücksicht auf den Schmerz und den Ruin von ihres Gleichen nehmen, welche sogar, um früher zu ihrem schändlichen Ziele zu gelangen, über die Leiche des Vaterland« schreiten würden, wenn diese Menschen meine Verwandten sind, so ist es die Strafe, durch die Gott meinen Stolz trifft und mich zur Demut zurückruft; es ist eine Ermütigung, mich streng gegen mich selbst zu zeigen, und unbescholten gegen die Andern, um die Fehler meiner Nächsten zu sühnen«

»Ja«, sagte Gabriel, »ich weiß, daß die Ehre und die Tugend der evangelischen Zeiten in Euch wohnen, Herr Admiral, und ich bitte Euch noch einmal um Entschuldigung, daß ich einen Augenblick zu Euch gesprochen habe, wie zu einem von den Herren unseres Hofes ohne Treue und ohne Glauben, die ich nur zu sehr hassen und verachten gelernt habe.«

»Ach!« entgegnete Coligny, »Man muß sie vielmehr beklagen, diese Armen, deren Ehrgeiz nach einem Nichts strebt, diese armen verblendeten Papisten. Doch ich vergesse, daß ich nicht vor einem von meinen Religionsbrüdern stehe. Gleichviel, Ihr seid würdig, einer der Unseren zu sein, Gabriel, und früher oder später werdet Ihr uns angehören. Ja, Gott, für den alle Mittel heilig sind, wird Euch, ich sehe es vorher, zu der Wahrheit gerade durch die Leidenschaft zurückleiten, und dieser ungleiche Kampf, wo Eure Liebe an einem verdorbenen Hofe scheitern wird, endigt damit, daß er Euch eines Tags, in unsere Reihen führt. Ich wäre glücklich, wenn ich dazu beitragen könnte, Freund, den ersten Samen der göttlichen Ernte in Euer Inneres zu werfen.«

»Ich wußte schon, Admiral, daß Ihr der Partei der Reformierten angehört, und ich habe diese Partei, die man verfolgt, schätzen gelernt. Nichtsdestoweniger bin ich schwachen Geistes, weil ich schwachen Herzens bin, und ich werde stets der Religion

angehören, der Diana zugetan ist.«

»Nun wohl« sprach Gaspard von Coligny, wie seine Religionsgenossen vom Fieber der Proselytenmacherei erfaßt, »nun wohl! wenn Diana von Castro auf der Seite der Religion der Tugend und der Wahrheit steht, so ist sie von unserer Religion, und Ihr werdet es auch sein Gabriel. Ihr werdet es auch sein, ich wiederhole es, weil dieser ausschweifende Hof, mit dem Ihr, Unkluger! in den Kampf tretet, Euch besiegen wird und Ihr Euch werdet rächen wollen. Glaubt Ihr, Herr von Montmorency der sein Auge auf die Tochter des Königs für seinen Sohn geworfen hat, werde einwilligen, Euch diese reiche Beute zu überlassen?«

»Ah! ich würde sie ihm vielleicht nicht einmal streitig machen«, erwiderte Gabriel. »Der König halte nur heilige Verbindlichkeiten, die er gegen mich eingegangen hat . . . «

»Heilige Verbindlichkeiten! Gibt es solche für denjenigen, welcher, nachdem er dein Parlament befohlen, die Frage der Gewissensfreiheit ohne Zwang zu beraten, Anne Dubourg und Dusaur verbrennen ließ, weil sie im Glauben an das königliche Wort die Sache der Reform verteidigten?«

»Oh! sagt mir das nicht, Herr Admiral!« rief Gabriel; »sagt mir nicht, König Heinrich II. werde das feierliche Versprechen nicht halten, das er mir geleistet hat; denn nicht nur mein Glaube würde sich dann empören, sondern, ich befürchte, auch mein Schwert, ich würde nicht Hugenotte, ich würde Mörder.«

»Nein, wenn Ihr Hugenott würdet«, entgegnete Coligny . . . Wir können Märtyrer werden, wir werden nie Mörder sein. Doch Eure Rache, wenn auch nicht blutig, wäre darum nicht minder schrecklich, Freund. Ihr würdet uns mit Eurem jungen Mut, mit Eurer glühenden Begeisterung bei einem Neuerungswerke unterstützen, das dem König unseliger vorkommen dürfte, als vielleicht ein Dolchstoß. Bedenkt, Gabriel, daß wir ihm seine unbilligen Rechte und seine ungeheuerlichen Privilegien zu entreißen suchen würden; bedenkt daß wir nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Regierung eine den Guten heilsame, aber den Verkehrten furchtbare Reform zu bewerkstelligen bemüht wären. Ihr konntet sehen, ob ich Frankreich liebe und ob ich ihm diene. Nun wohl! ich bin bei den Reformen Parteigänger, weil ich in der Reform die Größe und die Zukunft des Vaterlandes sehe.

Gabriel! Gabriel! wenn Ihr nur einmal die mächtigen Bücher unseres Luthers gelesen hättet, so würdet Ihr finden, wie dieser Geist der Prüfung und der Freiheit, den sie atmen, eine andere Seele in Euch brächte und Euch ein neues Leben öffnete.«

»Mein Leben ist meine Liebe für Diana«, antwortete Gabriel; »meine Seele ist eine heilige Aufgabe, welche Gott mir auferlegt hat, und die ich zu erfüllen hoffe.«

»Liebe und Aufgabe eines Mannes müssen sich mit der Aufgabe und der Liebe eines Christen in Einklang sehen! Ihr seid jung und verblendet, Freund; doch ich sehe nur zu genau vorher, und mein Herz blutet, daß ich es Euch sagen muß, das Unglück wird Euch die Augen öffnen. Euer Edelmut und Eure Reinheit werden Euch früher oder später Schmerzen zuziehen an diesem ausgelassenen und bössartigen Hofe, wie die großen Bäume bei einem Gewitter den Blitz anziehen. Dann werdet Ihr über das nachdenken, was ich Euch heute sage. Ihr werdet unsere Bücher kennen lernen, dieses zum Beispiel«, sprach der Admiral, indem er auf einen auf dem Tische liegenden Band deutete. »Ihr werdet diese kühnen und strengen, aber wichtigen und schönen Worte verstehen, welche uns ein junger Mann wie Ihr hören ließ, ein Rat beim Parlament, den man Etienne de la Boëtie nennt. Ihr werdet mit diesem kräftigen Buch über die freiwillige Sklaverei sagen: »Welches Unglück, oder welche Schmach, eine unzählige Menge, nicht gehorchen, sondern knechten, nicht regiert, sondern tyrannisiert werden zu sehen von einem Einzigem und zwar nicht von einem Hercules oder einem Simson, sondern von einem einzelnen Menschlein, und häufig vom Feigsten und Weibischsten der Nation . . . «

»Das sind in der Tat gefährliche verwegene Reden, über welche der Verstand in Staunen gerät«, sprach Gabriel. »Ihr habt übrigens Recht, Herr Admiral, es kann sein, daß mich eines Tags der Zorn in Eure Reihen wirft, daß mich die Unterdrückung zur Partei der Unterdrückten hinüberzieht, doch bis dahin ist mein Leben zu voll, als daß diese Ideen, die Ihr bei mir ahnet; einen Halt gewinnen könnten, und es liegen mir zu viele Dinge zu verrichten ob, als daß ich Zeit finden sollte, über Bücher nachzudenken.«

Nichtsdestoweniger entwickelte Gaspard von Coligny mit

großer Wärme die Lehren und Ideen, welche damals wie ein neuer Wein in seinem Geiste goren, und das Gespräch dehnte sich noch lange zwischen dem leidenschaftlichen jungen Mann und dem überzeugten Mann aus, von denen der eine entschlossen und ungestüm wie die Handlung, der andere ernst und tief wie der Gedanke.

Der Admiral täuschte sich übrigens nicht in seinen düsteren Vorhersehungen, und das Unglück sollte es wirklich übernehmen, den Keim zu befruchten, den diese Unterredung in der glühenden Seele« von Gabriel einsäte.

XII.

Die Schwester Bénie.

Es war ein heiterer, glänzender Augustabend. An dem ruhigen, blauen, ganz mit Sternen besäten Himmel hatte sich der Mond noch nicht erhoben; doch die Nacht war nur um so geheimnisvoller, und darum auch träumerischer und reizender.

Diese süße Ruhe stand in seltsamem Widerspruch mit der Bewegung und dem Geräusch, wovon der Tag erfüllt gewesen. Die Spanier hatten zwei auf einander folgende Stürme unternommen. Sie waren zweimal zurückgeschlagen worden, doch nicht ohne mehr Verwundete und Tode gemacht zu haben, als die geringe Anzahl der Verteidiger des Platzes ertragen konnte. Der Feind hatte im Gegenteil mächtige Reserven und frische Truppen um die ermüdeten Truppen zu ersetzen. Gabriel, der stets auf Alles aufmerksam war, dachte auch, das zweimalige Stürmen an einem Tag habe nur zum Zweck, die Kräfte und die Wachsamkeit der Belagerten zu erschöpfen, um einen dritten Sturm oder einen nächtlichen Überfall zu begünstigen. Es hatte indessen zehn Uhr auf der Collegiale geschlagen und nichts bestätigte seinen Verdacht. Kein Licht glänzte unter den spanischen Zeiten. Im Lager wie in der Stadt hörte man nur den eintönigen Ruf der Schildwachen, und wie die Stadt schien das Lager von den Strapazen des Tages auszuruhen.

Dem zu Folge glaubte Gabriel nach einer letzten Runde um die Wälle einen Augenblick von dieser Wachsamkeit in jeder Minute, mit der er die Stadt wie ein Sohn seine kranke Mutter umgeben hatte, ablassen zu können. Saint-Quentin hatte seit der Ankunft des jungen Mannes schon vier Tage Widerstand geleistet. Nur noch vier Tage, und er würde das dem König geleistete Versprechen gehalten haben, und der König hätte dann das seinige zu halten gehabt.

Gabriel befahl seinem Stallmeister, ihm zu folgen, doch ohne ihm zu sagen, wohin er ging. Seit dem widrigen Vorfall bei der Superiorin fing er wieder an, nicht seiner Treue, wohl aber dem Verstande von Martin-Guerre zu mißtrauen. Er hütete sich also,

ihm die kostbaren Nachrichten mitzuteilen die er durch Jean Peugouy erhalten hatte, und der falsche Martin-Guerre, der seinen Herrn nur zu einer nächtlichen Runde zu begleiten glaubte, war sehr erstaunt, als er sich dem Boulevard de la Reine zuwandte, wo man die große Ambulanz eingerichtet hatte.

»Wollt Ihr denn einen Verwundeten besuchen, gnädiger Herr?« sagte er.

»St!« machte Gabriel, indem er einen Finger auf seine Lippen legte.

Die Hauptambulanz, vor der Gabriel und Arnauld in diesem Augenblick anlangten, war bei den Wällen unfern vom Faubourg d'Ile angebracht, was der gefährlichste Ort und folglich derjenige war, wo man die Hilfe am meisten nötig hatte. Es war ein großes Gebäude, welches vor der Belagerung als Futtermagazin diente, das man aber in dieser Not den Wundärzten hatte zur Verfügung stellen müssen. Die Milde einer Sommernacht erlaubte, die mittlere Türe der Ambulanz offen zu lassen, um die Luft zu erfrischen und zu erneuern. Unten von den Stufen einer äußeren Galerie konnte also Gabriel schon beim Scheine der unablässig brennenden Lampen seinen Blick in diesen Leidenssaal tauchen.

Das Schauspiel war herzerreißend. Man sah wohl da und dort einige blutige Betten, die man in der Hast aufgeschlagen; doch dieser Luxus wurde nur den Bevorzugten eingeräumt. Die Mehrzahl der unglücklichen Verwundeten lag auf Matratzen, auf Decken, und sogar auf Stroh. Seufzer und Wehklagen riefen von allen Seiten die Wundärzte und ihre Gehilfen, welche trotz ihres Eifers nicht auf jede Stimme hören konnten. Sie nahmen den notwendigsten Verband, die dringendste Amputation vor, und die Anderen mußten warten. Die Unglücklichen krümmten sich im Zittern des Fiebers oder in den Zuckungen des Todeskampfes auf ihrem elenden Lager, und wenn einer derselben in einer Ecke ausgestreckt ohne Bewegung und ohne einen Schrei blieb, so sagte das über seinen Kopf gezogene Leintuch deutlich, daß er sich nie mehr rühren oder beklagen sollte.

Vor diesem finstern schmerzlichen Schauspiel hätten die mutigsten und verkehrtesten Herzen ihren Mut und ihre Verhärtung verloren. Arnauld du Thill konnte sich eines Schauers nicht erwehren und Gabriel erbleichte.

Doch auf dieses plötzliche Erblassen des jungen Mannes folgte ein zartes Lächeln. Mitten in dieser Hölle, welche so voll von Schmerzen, als die von Dante, war ihm der ruhige, strahlende Engel erschienen. Diana, oder vielmehr die Schwester Bénie, ging schwermütig, aber mit lichtem Antlitz unter allen diesen armen Verwundeten umher.

Nie war sie dem geblendeten Gabriel schöner vorgekommen. Das Gold, die Diamanten und der Sammet standen ihr bei den Festen des Hofes nicht so gut, als in dieser düsteren Ambulanz das grobe wollene Kleid und der weiße Brustschleier der Nonne. Nach ihrem reinen Profil, nach ihrem keuschen Gang, nach ihrem trostvollen Blick hätte man sie für die an diesen Ort des Leidens herabgestiegene Barmherzigkeit halten sollen. Der Christengeist konnte sich unter keiner bewunderungswürdigeren Form Versinnlichen, und es ließ sich nichts Rührenderes sehen, als diese auserkorene Schönheit, wie sie sich auf die hohlen, durch die Angst entstellten Gesichter herabbeugte, als diese Königstochter, wie sie ihre bewegte, kleine Hand den sterbenden Soldaten ohne Namen reichte.

Gabriel dachte unwillkürlich an Frau Diana von Poitiers, welche ohne Zweifel in diesem Augenblick mit lustigen Verschwendungen und unzüchtigen Liebeshändeln beschäftigt war, und von dem seltsamen Kontraste zwischen den beiden Dianen berührt, sagte er sich, Gott habe sicherlich die Tugenden der Tochter geschaffen, um die Laster der Mutter zu sühnen.

Während sich Gabriel, dessen Fehler übrigens Träumerei nicht war, seiner Beschauung und seinen Vergleichen hingab, ohne zu bemerken, daß die Zeit verging, trat allmählich im Innern der Ambulanz die Ruhe wieder ein. Der Tag war wirklich schon vorgerückt, die Wundärzte beendigten ihre Runde; die Bewegung und der Lärm hörten auf. Man empfahl den Verwundeten Stillschweigen, und der Schlummer und die lindernden Tranke unterstützten diese Empfehlung. Wohl hörte man da und dort noch einiges Stöhnen, doch keine Schreie mehr wie zuvor. Ehe eine halbe Stunde verging, wurde Alles ruhig, so weit das Leiden ruhig sein kann.

Diana hatte ihre letzten Worte des Trostes an die Kranken gerichtet und sie mit den Ärzten und besser als diese zum Frieden

und zur Geduld ermahnt. Alle gehorchten, so gut sie nur immer konnten, ihrer sanft gebieterischen Stimme. Als sie sah, daß für Jeden die Verordnungen erfüllt waren, und daß für den Augenblick Keiner mehr ihrer bedurfte, atmete sie lang. als wollte sie ihre gepreßte Brust erleichtern, und näherte sich der äußeren Galerie, ohne Zweifel, um an der Türe die frische Abendluft einzuziehen und, die Gestirne Gottes betrachtend, von dem Jammers und Elend der Menschen auszuruhen.

Sie stützte sich in der Tat auf ein steinernes Geländer und ihr zum Himmel aufgeschlagener Blick gewährte nicht Gabriel, der unten auf den Stufen wie entzückt vor ihrer himmlischen Erscheinung zehn Schritte von ihr stand.

Eine ziemlich ungestüme Bewegung von Martin-Guerre, der diese Begeisterung nicht zu teilen schien, führte unsern Verliebten wieder auf die Erde zurück.

»Martin,« sagte er mit leiser Stimme zu seinem Stallmeister, »Du siehst, welche einzige Gelegenheit mir geboten ist. Ich will ich muß sie benützen, und, ach! vielleicht zum letzten Male mit Frau Diana sprechen. Wache Du indessen, daß man uns nicht stört, und stelle Dich etwas abseits auf die Lauer, doch so, daß Du im Bereiche meiner Stimme bleibst. Gehe, mein treuer Diener, gehe.«

»Aber« gnädiger Herr«, entgegnete Martin, »befürchtet Ihr nicht, die Frau Supertorin . . . ?«

»Sie ist ohne Zweifel in einem andern Saal«, erwiderte Gabriel. »Und dann darf man nicht zaudern vor der Notwendigkeit, die uns sofort für immer trennen kaum.«

Martin schien sich zu fügen und entfernte sich schwörend, doch ganz leise.

Gabriel näherte sich Diana etwas mehr und rief, seine Stimme dämpfend, um nicht die Aufmerksamkeit von irgend Jemand zu erregen:

»Diana! Diana!«

Diana bebte; doch ihre Augen, welche noch nicht Zeit gehabt hatten, sich an die Finsternis zu gewöhnen, sahen Gabriel Anfangs nicht.

»Ruft man mich?« fragte sie; »und wer ruft mich.«

»Ich!« antwortete Gabriel, als ob die Einsylbe von Medea zu seiner Erkennung genügen müßte.

Sie genügte in der Tat, denn ohne mehr zu verlangen, erwiderte Diana mit einer Stimme, welche die Erschütterung und das Erstaunen beben machten:

»Ihr, Herr d'Exmés! seid Ihr es wirklich? und was wollt Ihr von mir an diesem Ort und zu dieser Stunde? Wenn Ihr mir, wie man mir gemeldet, Nachricht vom König, meinem Vater, bringt, so habt Ihr sehr gezögert und Ihr wählt den Ort und den Augenblick schlecht. Wenn nicht, so wißt Ihr, daß ich nichts zu hören habe und nichts hören will. Nun! Herr d'Exmés, Ihr antwortet nicht? habt Ihr mich nicht verstanden? Ihr schweigt? was bedeutet dieses Stillschweigen, Gabriel?

»Gabriel! nun ist es gut!« rief der junge Mann.

»Ich antwortete Euch nickt, weil Eure kalten Worte mich in Eis verwandelten, und weil ich nicht die, Kraft in mir fand, Euch *Madame* zu nennen, wie Ihr mich *Herr* nanntet. Es ist schon genug daß ich *Ihr* sagen soll.«

»Nennt mich nicht Madame, und nennt mich nicht mehr Diana. Frau von Castro ist nicht mehr hier. Die Schwester Bénie steht vor Euch. Nennt mich *meine Schwester*, und ich werde Euch *mein Bruder* nennen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« rief Gabriel erschrocken zurückweichend. »Ich soll Euch meine Schwester nennen! Großer Gott! warum wollt Ihr, daß ich Euch meine Schwester nenne?«

»Das ist der Name, den mir jetzt Jedermann gibt. Ist es denn ein so erschrecklicher Name?«

»Oh! ja, gewiß! oder vielmehr nein; verzeiht mir, ich bin verrückt. Es ist ein süßer, reizender Titel; ich werde mich daran gewöhnen, Diana, ich werde mich daran gewöhnen . . . meine Schwester.«

»Ihr seht«, versetzte Diana traurig lächelnd. »Es ist übrigens der wahre christliche Name, der mir fortan gebührt; denn obgleich, ich mein Gelübde noch nicht abgelegt habe, bin ich doch schon Nonne dem Herzen nach, und werde es bald auch der Tat nach sein, wenn ich die Erlaubnis des Königs erhalten habe. Überbringt Ihr mir diese Erlaubnis, mein, Bruder?«

Oh!« machte Gabriel im Tone schmerzlichen Vorwurfs.

»Mein Gott! ich versichere Euch, es liegt keine Bitterkeit in diesen Worten«, sagte Diana. »Ich habe seit einiger Zeit so viel unter den Menschen gelitten, daß ich natürlich meine Zuflucht bei Gott suche. Nicht der Trotz läßt mich so handeln und sprechen, sondern der Schmerz.«

In dem Ausdruck von Diana war wirklich nur Schmerz und Traurigkeit. Und dennoch vermischte sich in ihrem Herzen mit dieser Traurigkeit eine unwillkürliche Freude, der sie sich nicht hatte beim Anblick von Gabriel erwehren können, von Gabriel, den sie für ihre Liebe und für diese Welt verloren geglaubt, und den sie heute tatkräftig, stark und vielleicht zärtlich wiederfand.

Ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, war sie ein paar Stufen der Treppe hinabgestiegen und hatte sich, angezogen von einem unüberwindlichen Magnet, Gabriel genähert.

»Hört«, sprach dieser, das grausame Mißverständnis, das unsere zwei Herzen zerrissen hat, muß am Ende aufhören. Ich kann nicht länger den Gedanken ertragen, daß Ihr mich mißkennt, daß Ihr an meine Gleichgültigkeit oder, wer weiß? an meinen Haß glaubt. Dieser furchtbare Gedanke beunruhigt mich, selbst bei der heiligen und schwierigen Aufgabe, die ich zu erfüllen habe. Doch kommt ein wenig beiseit . . . meine Schwester, nicht wahr, Ihr habt noch Vertrauen zu mir? ich bitte Euch, entfernen wir uns von diesem Platz; wenn man uns nicht sehen kann, so kann an uns doch hören, und ich habe Ursache, zu befürchten, daß man unsere Unterredung stören will, während sie doch für meine Vernunft und für meine Ruhe so notwendig ist.«

Diana dachte nicht nach. Solche Worte aus einem solchen Munde gesprochen wirkten allmächtig auf sie. Sie stieg nur zwei Stufen hinauf, um in den Ambulanzsaal zu sehen, ob man ihrer nicht bedurfte, und als sie Alles in entsprechender Ruhe fand, stieg sie sogleich wieder hinab und legte ihre vertrauensvolle Hand auf die redliche Hand ihres *Edelmanns*.

»ich danke«, sprach Gabriel, »die Augenblicke sind kostbar; denn wißt Ihr, was ich befürchte? die Superiorin, welche meine Liebe nun kennt, dürfte kommen und sich dieser Erklärung widersetzen, die jedoch so ernst und rein sein soll, als meine Zuneigung zu Euch, Schwester.«

»Ja«, sagte Diana, nachdem sie selbst mir Eure Ankunft und Euer Verlangen, mich zu sprechen, mitgeteilt, verhinderte mich meine gute Mutter Monica, ohne Zweifel durch irgend Jemand von der Vergangenheit unterrichtet, die ich ihr zum Teil verborgen hatte, verhinderte mich, sage ich, seit drei Tagen aus dem Kloster zu gehen, und hätte mich gern auch diesen Abend zurückgehalten, wäre ich nicht, da die Reihe der Wache in der Ambulanz für mich gekommen, auf Erfüllung meiner schmerzlichen Pflicht bestanden. »Oh! Gabriel, ist es nicht sehr schlimm von mir, daß ich diese sanfte, ehrwürdige Freundin täusche?«

»Soll ich Euch wiederholen«, erwiderte Gabriel schwermütig, »soll ich Euch wiederholen, daß Ihr bei mir wie bei einem Bruder seid, daß ich leider alle Beugungen meines, Herzens schweigen lassen und mit Euch nur wie ein Freund sprechen will und muß . . . Allerdings immer als ein ergebener Freund, der mit Freuden für Euch sterben würde, der aber, seid unbesorgt, eher auf seine Traurigkeit als auf seine Liebe hören wird.«

»Sprecht also, mein Bruder.«

Mein Bruder! dieser furchtbare und zugleich reizende Name erinnerte Gabriel immer an die seltsame, feierliche Alternative, in welche ihn das Geschick gestellt hatte, und vertrieb wie ein magisches Wort die glühenden Gedanken, welche im Herzen des jungen Mannes die stille Nacht und die hinreißende Schönheit der Viel geliebten hätten erwecken können.

»Meine Schwester«, sprach er mit ziemlich fester Stimme, »ich mußte Euch notwendig sehen und mit Euch reden, um zwei Bitten an Euch zu richten: die eine betrifft die Vergangenheit, die andere bezieht sich auf die Zukunft. Ihr seid gut und edelmütig, Diana, und Ihr werdet beide einem Freunde gewähren, der Euch vielleicht nicht mehr auf seinem Wege in dieser Welt treffen soll, und den eine unselige, gefährvolle Sendung jeden Augenblick dem Tode preisgibt.«

»Oh! sagt das nicht!« rief Frau von Castro, einer Ohnmacht nahe und ganz verwirrt, ihre Liebe nach ihrem Schrecken ermessend.

»Ich sage Euch das nicht, damit Ihr Euch beunruhigt, sondern damit Ihr mir eine Verzeihung und eine Gnade nicht verweigert.

Die Verzeihung erbitte ich mir für die Angst und für den Kummer, den Euch mein Wahnsinn an dem Tage bereiten mußte, an welchem ich Euch zum letzten Male in Paris gesehen. Ich habe den Schrecken und die Trostlosigkeit in Euer armes Herz gebracht; ah! meine Schwester, ich war es nicht, der mit Euch sprach, das Fieber sprach aus mir. Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich sagte, und eine mir an demselben Tage zugekommene gräßliche Offenbarung, die ich kaum in mir zurückhalten konnte, erfüllte mich mit Wahnwitz und Verzweiflung. Ihr erinnert Euch vielleicht, meine Schwester, daß mich, als ich Euch verließ, die lange und schmerzliche Krankheit befahl, die mich beinahe das Leben oder wenigstens die Vernunft gekostet hätte?«

»Ich erinnere mich dessen Gabriel!« rief Diana.

»Ich bitte Euch, nennt mich nicht Gabriel! nennt mich immer Bruder, wie vorhin! nennt mich mein Bruder! Diesen Namen, der mir Anfangs bange machte, zu hören, ist mir nun Bedürfnis.«

»Wie Ihr wollt . . . « erwiderte Diana erstaunt.

Doch in diesem Augenblick wurde das regelmäßige Geräusch einer marschierenden Truppe hörbar, und die Schwester Bénie drängte sich furchtsam an Gabriel.

»Mein Gott! wer kommt dort? man wird uns sehen!« sagte sie.

»Es ist eine Patrouille von unseren Leuten«, erwiderte Gabriel ärgerlich.

»Sie werden an uns vorbeikommen, mich erkennen oder anrufen. Oh! laßt mich hineingehen, ehe sie sich uns nähern; laßt mich entfliehen, ich bitte Euch.«

»Nein, es ist zu spät«, entgegnete Gabriel, sie zurückhaltend. »Jetzt fliehen, hieße sich zeigen. Kommt vielmehr dorthin, kommt, meine Schwester!«

Und gefolgt von der zitternden Geliebten, stieg er hastig eine durch ein steinernes Geländer verborgene Treppe hinauf, welche auf den Wall selbst führte. Hier stellte er Diana und sich zwischen ein nicht bewachtes Schilderhaus und die Zinnen.

Die Wache ging auf zwanzig Schritte vorüber, ohne sie zu sehen.

»Das ist ein schlecht beschützter Punkt«, dachte Gabriel, bei dem sein fixer Gedanke stets wachte, zu sieh selbst.

Doch er kehrte sogleich zu Diana zurück, die sich noch nicht völlig beruhigt hatte.

»Seid nun unbesorgt, meine Schwester« sagte er, »die Gefahr ist vorüber. Doch hört mich, denn die Zeit drängt und ich habe auf meinem Herzen noch die zwei Gewichte die es drückten. Ihr habt mir noch nicht gesagt, daß Ihr meinen Wahnsinn vergeben, und ich muß immer noch die schwere Last der Vergangenheit tragen.«

»Verzeiht man das Fieber und die Verzweiflung? nein, mein Bruder, man beklagt sie und tröstet. Ich grollte Euch nicht, ich weinte; Ihr seid nun zur Vernunft und zum Leben zurückgekehrt, und ich füge mich in den Willen Gottes.«

»Ach! die Resignation ist nicht Alles, meine Schwester«, rief Gabriel, »Ihr müßt auch Hoffnung haben. Zu diesem Behufe wollte ich Euch sehen. Ihr habt mich von meinen Gewissensbissen über die Vergangenheit befreit, und dafür danke ich Euch. Doch Ihr müßt mir die Angst für Eure Zukunft von meiner Brust nehmen. »Seht Ihr, Ihr seid einer von den strahlenden Zielpunkten meines Daseins. Über diesen Zielpunkt beruhigt, muß ich mich, wenn ich darauf losgehe, nur um die Gefahren des Weges zu bekümmern haben; ich muß sicher sein, Euch am Ende meines Weges zu finden, mit einem traurigen Lächeln, wenn ich scheitere, mit einem freudigen, wenn es mir gelingt, doch in jedem Fall mit einem Lächeln. Deshalb darf keine Geringschätzung zwischen uns bestehen. Es wird jedoch nötig sein, meine Schwester, daß Ihr an mein Wort glaubt; denn das Geheimnis, das dem Grunde meiner Handlungen innewohnt, gehört nicht mir; ich habe geschworen, es zu bewahren, und wenn man die gegen mich eingegangenen Verbindlichkeiten halten soll, so muß ich auch den Verbindlichkeiten entsprechen, die ich gegen Andere übernommen habe.«

»Erklärt Euch«, sprach Diana.

»Ah! Ihr seht wohl, daß ich zaudere und Umschweife suche, weil ich an das Kleid denke, das Ihr tragt, an den Namen Schwester, den ich Euch gebe, und mehr noch, als an dies Alles, an die Ehrfurcht, die ich für Euch im Herzen hege; und ich will kein Wort aussprechen, das zu berausche Erinnerungen oder zu gefährliche Täuschungen zu erwecken vermöchte. Und dennoch muß ich es Euch wohl sagen, daß Euer angebetetes Bild

nie aus meiner Seele verschwunden ist oder sich nur geschwächt hat, und daß Nichts und Niemand je im Stande sein wird, es zu schwächen.«

»Mein Bruder! . . . « unterbrach ihn Diana zugleich verwirrt und entzückt.

»Oh! hört mich bis zum Ende, meine Schwester«, sprach Gabriel. »Ich wiederhole, nichts hat je diese glühende . . . Ergebenheit, die ich Euch geweiht, verändert, nichts wird sie je verändern, und es wird mir sogar, ich bin glücklich, es zu denken und zu sagen, es wird mir sogar, was auch kommen mag, nicht nur gestattet, sondern beinahe geboten sein, Euch zu lieben. Nur fragt es sich, von welcher Natur diese Zärtlichkeit wird sein müssen? Ach! Gott allein weiß es! Doch ich hoffe, wir werden es bald auch erfahren. Mittlerweile hört, was ich mir von Euch zu erbitten habe, Schwester. Dem Herrn und Eurem Bruder vertrauend, laßt Ihr die Vorsehung und meine Freundschaft gewähren, welche nichts hofft, aber auch nicht verzweifelt. Versteht mich wohl. Ihr habt mir einst gesagt, Ihr liebtet mich, und, verzeiht mir! ich fühle in meinem Herzen, daß Ihr mich noch lieben könnt, wenn das Schicksal es will. Ich wünsche das zu mildern, was meine Worte in meinem Wahnsinn, als ich Euch im Louvre verließ, zu Trostloses hatten: Wir dürfen uns weder durch leere Chimären ködern lassen, noch glauben, Alles sei entschieden für uns in dieser Welt zu Ende. Wartet, binnen Kurzem sage ich Euch von zwei Dingen eines. Entweder: »Diana, ich liebe Dich, erinnere Dich unserer Kindheit und Deiner Geständnisse; Du mußt mir gehören, Diana, und wir müssen durch alle mögliche Mittel vom König seine Einwilligung zu unserer Verbindung erlangen.« Oder spreche ich zu Euch: »Meine Schwester, ein unüberwindliches Mißgeschick widersetzt sich unserer Liebe und will nicht, daß wir glücklich sein sollen; nichts hängt hierbei von uns ab, und es ist etwas Übermenschliches, beinahe Göttliches, was sich zwischen uns stellt, meine Schwester. Ich gebe Euch Euer Versprechen zurück. Ihr seid frei. Schenkt Euer Leben einem Andern, Ihr werdet weder zu tadeln, noch zu beklagen sein, denn leider wären sogar unsere Tränen hier zu viel. Beugen wir das Haupt, ohne ein Wort zu sagen, und nehmen wir unser unvermeidliches Schicksal an. Ihr werdet mir stets teuer und heilig sein; doch unsere beide

Existenzen, welche, Gott sei Dank! noch neben einander gehen können, dürfen sich nie mehr vereinigen.«

»Welch ein seltsames, furchtbares Rätsel!« sprach unwillkürlich Frau von Castro, in eine schreckensvolle Träumerei versunken.

»Dieses Rätsel werde ich Euch dann wohl erklären können. Bis dahin würdet Ihr vergebens den Abgrund dieses Geheimnisses zu erforschen suchen. Bis dahin wartet und betet. Versprecht Ihr mir vor Allem, an mein Herz zu glauben und »dann den trostlosen Gedanken nicht mehr zu hegen, auf diese Welt Verzicht zu leisten, um Euch in einem Kloster zu begraben? Versprecht Ihr mir Glauben und Hoffnung zu haben, wie Ihr schon die Liebe habt?«

»Glauben an Euch, Hoffnung aus Gott, ja, das kann ich Euch nun versprechen, Bruder. Doch warum soll ich mich anheischig machen, in die Welt zurückzukehren, wenn nicht, um Euch dahin zu begleiten? Ist es nicht genug mit meiner Seele? warum soll ich Euch auch mein Leben unterwerfen, wenn *Ihr* es vielleicht nicht seid, dem ich es widmen soll? Mein Gott! ist denn nicht Alles um mich her und in mir Finsternis?«

»Schwester«, sprach Gabriel mit seiner eindringlichen, feierlichen Stimme, »ich verlange von Euch dieses Versprechen, um fortan friedlich und stark auf meinem furchtbaren, vielleicht tödlichen Pfade fortzuwandern und um sicher zu sein, daß ich Euch frei finde und bereit zu der Zusammenkunft, die ich Euch geben werde.«

»Es ist gut, mein Bruder, ich werde Euch gehorchen.«

»Oh! Dank! Dank!« rief Gabriel. »Die Zukunft gehört nun mir. Wollt Ihr Eure Hand als Unterpfand Eures Versprechens in die meinige legen, meine Schwester?«

»Hier ist sie.«

»Oh! jetzt bin ich sicher, daß, ich siege«, sprach der glühende junge Mann. »Mir ist, als könnte nun nichts mehr meinen Wünschen und Absichten entgegenstehen.«

Doch als sollte dieser Traum doppelt Lügen gestraft werden, riefen in demselben Augenblick Stimmen nach der Schwester Bénie von der Seite der Stadt, und zu gleicher Zeit glaubte Gabriel ein leichtes Geräusch auf der Seite der Gräben zu

vernehmen. Doch bekümmerte sich Anfangs nur um den Schrecken von Diana.

»Man sucht mich! man ruft mich! Jesus, wenn man uns beisammen fände! Gott befohlen, mein Bruder! Gott befohlen, Gabriel!«

»Auf Wiedersehen, meine Schwester! auf Wiedersehen, Diana! Geht, ich bleibe hier. Ihr seid nur heraufgegangen, um Luft zu schöpfen. Auf baldiges Wiedersehen und noch einmal meinen Dank.«

Diana stieg schleunigst wieder die Treppe hinab und eilte den Leuten entgegen, welche Fackeln in den Händen trugen und, die Mutter Monica voran, aus vollem Halse nach ihr riefen.

Wer hatte durch falsche und alberne Einflüsterungen den Verdacht der Superiorin erweckt, wenn nicht Arnauld, der sich mit der kläglichsten Miene unter diejenigen mischte, welche die Schwester Bénie suchten. Niemand hatte ein so unschuldiges Aussehen, wie dieser Schurke! er glich auch dem guten Martin-Guerre.

Beruhigt, als er in der Ferne Diana ohne Hindernis mit der Mutter Monica zusammentreffen sah, schickte sich Gabriel an, den Wall ebenfalls zu verlassen, als sich plötzlich ein Schatten hinter ihm erhob.

Ein Mann, ein Feind, stieg, vollständig bewaffnet, auf die Mauer.

Auf diesen Mann zulaufen, ihn mit einem Schwertstreich niederschlagen und, ein Lärmgeschrei erhebend, die an die Mauer angelegte und ganz mit Spaniern beladene Leiter am Kopf packen, war für Gabriel das Werk eines Augenblicks.

Es handelte sich ganz einfach um eine nächtliche Überrumpelung, und Gabriel hatte sich nicht getäuscht: der Feind hatte Schlag auf Schlag zweimal am Tag gestürmt, um in der Nacht sicherer diesen kühnen Versuch wagen zu können.

Doch die Vorsehung oder, um richtiger und heidnischer zu sprechen, die Liebe hatte Gabriel an diesen Punkt geführt. Ehe ein zweiter Feind Zeit hatte, demjenigen, welchen er schon niedergeschlagen, auf die Plattform zu folgen, ergriff er mit seinen starken Händen die beiden Stützen der Leiter, stemmte sich um mehr Kraft zu haben, mit den Füßen an das steinerne

Schilderhaus an und warf die Leiter und die zehn Belagerer, welche sie trug, rückwärts in den Graben.

Ihr Geschrei, als sie sich auf dem Boden zerschellten, vermischte sich mit dem Geschrei von Gabriel, der fortwährend: »Zu den Waffen! zu den Waffen!« rief. Doch zwanzig Schritte von ihm hatte sich eine andere Leiter erhoben, und hier war kein Stützpunkt für Gabriel. Zum Glück erblickte er im Schatten einen großen Stein, die Gefahr verdoppelte seine Kräfte, er vermochte ihn bis auf die Brustwehr emporzuheben, von wo er ihn nur auf die zweite Leiter hinabstoßen durfte: diese furchtbare Last brach sie entzwei und die Unglücklichen, welche daran hinaufstiegen, fielen erschlagen oder gequetscht in den Graben, und erschreckten durch ihren Todeskampf ihre nun zögernden Kameraden.

Das Geschrei von Gabriel hatte indessen Alarm gegeben; die Schildwachen hatten ihn verbreitet: die Trommler schlugen heraus; die Sturmglocke der Collegiale erscholl in hastigen Schlägen. Es vergingen keine fünf Minuten, als schon hundert Mann zum Vicomte d'Exmés herbeieilten, bereit, mit ihm die Angreifenden zurückzuwerfen, die es wagen würden, sich noch zu zeigen, und selbst mit Vorteil auf diejenigen schießend, welche in den Gräben waren und das Feuer ihrer Büchsen nicht erwidern konnten.

Der kühne Handstreich der Spanier war also verfehlt. Er konnte nur gelingen, wenn der Angriffspunkt wirklich von Verteidigern entblößt gewesen wäre, wie man zu bemerken geglaubt hatte. Doch Gabriel war hier und vereitelte die Überrumpelung. Die Belagerer hatten sich nur zurückzuziehen, was sie auch aufs Eiligste taten, doch nicht ohne eine Anzahl von Toten zurückzulassen und viele Verwundete mitzunehmen.

Die Stadt war noch einmal gerettet und wieder durch Gabriel.

Sollte aber das dem König geleistete Versprechen erfüllt sein, so mußte sie noch vier lange Tage festhalten.

XIII.

Eine glorreiche Niederlage.

Der unerwartete Schlag, den sie erhalten, hatte zuerst bei den Belagerern eine Entmutigung zur Folge, und sie schienen einzusehen, daß sie sich der Stadt nur bemächtigen würden, nachdem sie eines nach dem andern die Widerstandsmittel, die man ihnen entgegenstellen konnte, vernichtet hätten. Drei Tage lang versuchten sie keinen neuen Sturm; doch alle ihre Batterien donnerten, alle ihre Minen spielten ohne Ruhe und ohne Rast. Durch einen übermenschlichen Geist belebt, schienen ihnen die Leute, welche den Platz verteidigten, unbesiegbar; sie griffen die Mauern an und diese waren minder fest, als die Brust der Streiter. Die Turme stürzten ein, die Gräben füllten sich der ganze Gürtel der Stadt fiel Stück für Stück. Vier Tage nach ihrem nächtlichen Überfall wagten, die Spanier wieder einen Sturm. Dies war der achte und letzte Tag, den Gabriel von Heinrich II. verlangt hatte. Scheiterte der Angriff der Feinde auch diesmal, so war sein Vater wie die Stadt gerettet; wenn nicht, so wurde seine ganze Mühe und Anstrengung vergeblich; der Greis, Diana und Gabriel selbst waren verloren.

Es ist nicht möglich zu schildern, welchen wütenden Mut er an diesem äußersten Tag entwickelte. Man hätte nicht glauben sollen, es könnten sich in der Seele und in dem Körper *eines* Menschen so viel Macht und Tatkraft finden. Er sah weder die Gefahren, noch den Tod, er dachte nur an seinen Vater und an seine Braut und ging Piken, Musketen, und Kanonenkugeln entgegen, als wäre er unverwundbar. Ein Stück von einem Stein traf ihn an die Seite, eine Lanzenspitze an die Stirne, doch er fühlte seine Wunden nicht und schien trunken vor Tapferkeit; er ging umher, er lief, er schlug, er ermahnte durch die Stimme und das Beispiel. Man sah ihn überall wo die Gefahr dringend war. Wie die Seele den ganzen Körper belebt, so belebte er diese ganze Stadt: er war zehnfach, er war zwanzigfach, er war hundertfach. Und bei dieser wunderbaren Exaltation verließen ihn die Kaltblütigkeit und Klugheit nicht; Mit einem Blicke rascher als

der Blitz bemerkte er die Gefahr und erschien auf der Stelle dabei. Wenn die Angreifenden zurückwichen, wenn die Franzosen, elektrisiert durch diesen ansteckenden Mut, offenbar den Vorteil wieder errangen, eilte er zu einem andern bedrohten Posten.

Dies dauerte sechs Stunden, von ein Uhr bis sieben Uhr.

Um sieben Uhr wurde es Nacht und die Spanier zogen sich auf allen Seiten zurück. Hinter einigen Mauerhügeln, mit ein paar in Trümmern liegenden Türmen und einigen dezimierten und verstümmelten Soldaten hatte Saint-Quentin um einen Tag, Vielleicht auf mehrere Tage seinen glorreichen Widerstand verlängert.

Sobald der letzte Feind den letzten angegriffenen Posten verließ, fiel Gabriel erschöpft von Müdigkeit und Freude in die Hände seiner Umgebung.

Man trug ihn im Triumph nach dem Rathause.

Seine Wunden waren indessen leicht und seine Ohnmacht konnte nicht lange anhalten. Als er wieder zu sich kam, stand der Admiral Coligny ganz strahlend an seiner Seite.

»Herr Admiral«, war das Erste, was Gabriel sprach, »nicht wahr, ich habe nicht geträumt? Es hat heute ein furchtbarer Sturm stattgefunden, den wir glücklich zurückgeschlagen?«

»Ja, Freund, und zum Teil haben wir dies Euch zu verdanken«, erwiderte Gaspard.

»Und die acht Tage, die mir der König bewilligt, sind abgelaufen!« rief Gabriel. »Oh! Dank, Dank, mein Gott!«

»Und, um Euch vollends zu stärken, bringe ich Euch vortreffliche Nachrichten«, sprach der Admiral. »Durch unsere Verteidigung von Saint-Quentin geschützt, organisiert sich, wie es scheint, die Verteidigung des ganzen Gebiets; einer meiner Spinne, der den Connetable sehen und heute während des Tumults herein konnte, gibt mir hierüber die besten Hoffnungen. Herr von Guise ist mit dem Heere von Piemont in Paris angekommen und bereitet im Einklang mit dem Herrn Kardinal von Lothringen Städte und Menschen zum Widerstand vor. Entvölkert und seiner Mauern beraubt, kann Saint-Quentin dem ersten Sturme nicht widerstehen, doch sein Werk und das unsrige ist vollbracht, und-Frankreich ist gerettet, mein Freund. Ja, Alles

bewaffnet sich hinter unseren, getreuen Wällen; der Adel und alle Stände des Staates erheben sich Rekruten erscheinen im Überfluß, an freiwilligen Gaben regnet es zwei deutsche Hilfscorps sind angeworben worden. Hat der Feind mit uns ein« Ende gemacht, was leider nicht mehr lange ausbleiben kann, so wird er wenigstens hinter uns zu tun bekommen. Frankreich ist gerettet, Gabriel!«

»Ah! Herr Admiral, Ihr wißt nicht, wie sehr ihr mir wohltut. Doch erlaubt mir eine Frage: ich richte sie nicht aus bloßer Eitelkeit an Euch, Ihr kennt mich nun zu gut, um dies zu glauben, nein, meine Frage hat einen ernsteren, tieferen Beweggrund. Sagt mir mit zwei Worten, Herr Admiral, glaubt Ihr, daß meine Gegenwart hier seit acht Tagen etwas zu dem glücklichen Erfolge der Verteidigung von Saint-Quentin beigetragen hat?«

»Alles, Freund, Alles!« erwiderte der Admiral, mit edler Offenherzigkeit. »Am Tage Eurer Ankunft wich ich ohne Euren unerwarteten Dazwischentritt, wie Ihr gesehen, ich beugte mich unter der furchtbaren Verantwortlichkeit, mit der man mein Gewissen belastete, ich übergab, selbst den Spaniern den Schlüssel dieser Stadt, die der König meiner Obhut anvertraut hatte. Vollendetet Ihr nicht am; andern Tage Euer Werke dadurch daß Ihr in diese Stadt eine allerdings schwache Hilfe führtet, welche jedoch genügte die Geister der Belagerten wieder zu beleben? Ich spreche nicht von den vortrefflichen Ratschlägen, die Ihr den Minirern und Ingenieure, gegeben. Ich spreche nicht von dem glänzenden Mute, den Ihr stets und überall bei jedem-Sturme entwickeltet. Doch wer hat vor vier Tagen die Stadt von dem nächtlichen Überfall gerettet? Wer hat heute mit unerhörter Kühnheit noch einmal einen Widerstand verlängert, den ich fortan selbst für unmöglich hielt? Ihr, immer Ihr, Freund der Ihr überall gegenwärtig und allzeit fertig auf der ganzen Linie unserer Wälle die Gabe der Allgegenwart der Engel zu teilen schient, so daß unsere Soldaten Euch nicht mehr anders als den *Fünfhundert* nennen! Gabriel, ich sage es mit einer aufrichtigen Freude und einem tiefen Danke, Ihr seid der erste und einzige Retter dieser Stadt, und folglich Frankreichs.«

»Oh! empfangt meinen Dank, Herr Admiral, für Eure gütigen und nachsichtigen Worte! Doch verzeiht, würdet Ihr nicht die

Gewogenheit haben, sie vor Seiner Majestät zu wiederholen?«

»Das ist nicht nur mein Wille, sondern es ist meine Pflicht, und Ihr wißt, daß Gaspard von Coligny sich nie gegen seine Pflicht verfehlt.«

»Welch ein Glück«, rief Gabriel, »und wie sehr werde ich Euch verbunden sein, Herr Admiral! Doch wollt Ihr dem noch einen Dienst beifügen? Sprecht mit Niemand, ich bitte Euch, nicht einmal mit dem Herrn Connetable, besonders nicht mit dem Herrn Connetable, von dem, was ich zu tun vermochte, um Euch in Eurer ruhmwürdigen Aufgabe zu unterstützen. Der König erfahre es allein. Seine Majestät wird daraus ersehen, daß ich nicht für den Ruhm und den Lärmen gearbeitet habe, sondern nur um eine ihr gegenüber eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen, und sie hat, um mich zu belohnen, wenn sie es wünscht, in ihren Händen einen Preis, der tausendmal beneidenswerter ist, als alle Ehren und alle Würden des Reiches. Ja, Herr Admiral, dieser Preis werde mir zugeschrieben, und die Schuld von Heinrich II. gegen mich, wenn es eine Schuld gibt, ist hundertfach bezahlt.«

»Die Belohnung muß in der Tat herrlich sein«, sagte der Admiral. »Gott wolle, daß Euch die Dankbarkeit des Königs nicht täusche. Übrigens werde ich nach Eurem Wunsche handeln, und obgleich es mich Mühe kostet, über Eure Verdienste zu schweigen, so will ich doch schweigen, da Ihr es von mir fordert.«

»Oh!« rief Gabriel, »wie lange habe ich keine Ruhe genossen, wie ich sie in diesem Augenblick empfinde! Wie gut ist es doch, zu hoffen und ein wenig an die Zukunft zu glauben! Nun werde ich ganz heiter auf die Wälle gehen, ich werde mit leichtem Herzen kämpfen und, wie es scheint, unbesiegbar sein. Würden es das Eisen oder das Blei wagen, einen Menschen zu berühren, welcher hofft?«

»Verlaßt Euch nicht zu sehr darauf erwiderte Coligny lächelnd. »Schon kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß diese Gewißheit des Sieges uns trügen wird. Die Stadt ist nunmehr beinahe offen, ein paar Kanonenschüsse werden leicht vollends die letzten Bruchstücke ihrer Mauern und ihrer Türme niedergeschmettert haben. Es bleiben uns kaum noch kräftige Arme, und die Soldaten, welche so mutig bis jetzt die Wälle ersetzten, werden uns ebenfalls fehlen. Der nächste Sturm wird den Feind zum

Herrn des Platzes machen, darüber wollen wir uns nicht täuschen.«

»Kann uns Herr von Guise nicht Entsatz von Paris schicken?« fragte der Vicomte d'Exmés.

»Herr von Guise wird seine kostbaren Mittel nicht für eine zu dreiviertel eingenommene Stadt bloßstellen, und daran tut er wohl. Er behalte seine Mannschaft im Herzen Frankreichs, dort ist sie notwendig. Saint-Quentin ist aufgegeben. Das Sühneopfer hat lange genug gekämpft. Gott sei Dank! es bleibt ihm nichts mehr zu tun übrig als edel zu fallen, und dazu werden wir ihm abermals helfen, nicht wahr, Gabriel? Der Triumph der Spanier vor Saint-Quentin muß sie mehr kosten als eine Niederlage. Wir schlagen uns nicht mehr, um uns zu retten, sondern um uns zu schlagen.«

»Ja, für das Vergnügen, für den Luxus«, sagte Gabriel heiter, »ein Heldenvergnügen, Herr Admiral, ein Luxus Eurer würdig! Nun, so belustigen wir uns damit, daß wir die Stadt noch zwei, drei, vier Tage behaupten, wenn wir können. Halten wir Philipp II., Emanuel Philibert, Spanien, England und Flandern vor diesen paar Steintrümmern im Schach. Dadurch wird immer ein wenig Zeit für Herrn von Guise gewonnen, und wir bekommen ein Schauspiel, das sich komisch ansieht. Was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, daß Ihr seine erhabene Scherzhaftigkeit habt, und daß sich der Ruhm sogar in Euren Augen findet«, antwortete Coligny.

Der Zufall unterstützte Gabriel und Coligny nach Wünschen.

Wütend, so lange vor einer Stadt aufgehalten zu werden und zehn Stürme vergebens unternommen zu haben, wollten Philipp II. und sein General Emanuel Philibert keinen elften versuchen, ohne diesmal des Sieges sicher zu sein. Sie griffen, wie sie es schon vorher getan hatten, drei Tage lang nicht an, und ersetzten ihre Soldaten durch ihre Kanonen, weil in der heldenmütigen Stadt die Mauern entschieden minder hart waren, als die Herzen. Der Admiral und der Vicomte d'Exmés ließen während dieser drei Tage, so weit es tunlich war, den Schaden der Batterien und der Minen durch ihre Arbeiter immer wieder ausbessern; aber leider fehlte es an Armen. Am 26. August Mittags war kein Mauerflügel mehr übrig. Die Häuser waren entblößt wie in einer offenen Stadt, und die Soldaten hatten sich dergestalt gelichtet, daß sie nicht

mehr eine Linie von zwei Mann neben einander auf den Hauptpunkten bilden konnten.

Gabriel mußte es selbst zugestehen; ehe nur das Zeichen zum Stürmen gegeben; war die Stadt schon genommen.

Man nahm sie wenigstens nicht bei der Bresche, welche Gabriel verteidigte. Hier befanden sich mit ihm Herr du Breuil und Jean Peuquoy, und alle drei fochten so gut und vollbrachten so wunderbare Heldentaten, daß sie die Angreifenden dreimal zurücktrieben. Gabriel besonders arbeitete mit freudigem Herzen, und Jean Peuquoy war so sehr erstaunt über die mächtigen Schwertstreiche, die er rechts und links austeilte, daß er beinahe, durch sein Erstaunen zerstreut, getötet worden wäre, und daß Gabriel wiederholt seinem Bewunderer das Leben retten mußte.

Jean Peuquoy schwur auch auf dem Platz seinem Retter ewige Verehrung und Ergebenheit. Er rief sogar in seiner Begeisterung, er beklage seine Vaterstadt etwas weniger, weil er eine andere Zuneigung hegen müsse; Saint-Quentin habe ihm zwar das Leben gegeben, der Vicomte d'Exmés aber habe es ihm erhalten.

Trotz dieser edlen Anstrengungen konnte die Stadt nicht mehr länger Widerstand leisten: ihre Wälle waren nur eine fortlaufende Bresche, und Gabriel, du Breuil und Jean Peuquoy schlugen sich noch, während hinter ihnen die Feinde, Herren von Saint-Quentin, schon die Straßen füllten.

Doch die mutige Stadt wich der Gewalt nur nach siebzehn Tagen und elf Stürmen.

Es waren zwölf Tage seit der Ankunft von Gabriel vorüber, und er hatte das dem König geleistete Versprechen um viermal vierundzwanzig Stunden überschritten.

XIV.

Arnauld du Thill macht abermals seine kleinen Geschäfte.

Im ersten Augenblick wüteten Plünderung und Schlächtereie in der Stadt. Doch Philibert gab seine strengen Befehle, machte der Verwirrung ein Ende, und als der Admiral Coligny vor ihn geführt wurde, sagte et ihm laut seine Komplimente.

»Ich vermag den Mut nicht zu bestrafen«, sprach er, »und die Stadt Saint-Quentin soll nicht härter behandelt werden, als wenn sie sich am ersten Tage, wo wir ihre Mauern zu belagern angefangen, ergeben hätte.«

Und eben so edel als der Besiegte, ließ der Sieger den Admiral die Bedingungen mit sich debattieren, die er hätte auferlegen können.

Saint-Quentin wurde natürlich zu einer spanischen Stadt erklärt; doch diejenigen, welche die fremde Herrschaft nicht annehmen wollten, könnten abziehen, wobei sie jedoch auf das Eigentum ihrer Häuser zu verzichten hätten. Soldaten und Bürger sollten übrigens sogleich frei sein, und Philibert würde nur fünfzig Gefangene jedes Alters, jedes Geschlechts und jedes Standes nach seiner und seiner Kapitäne Wahl behalten, um Lösegeld zu bekommen und damit den rückständigen Sold der Truppen bezahlen zu können. Die Personen und die Güter der Andern sollten unversehrt bleiben, und Philibert würde bemüht sein, jeder Unordnung zu begegnen. Von Coligny, der alle seine persönlichen Mittel bei dieser Belagerung erschöpft hatte, war er so artig, kein Geld zu fordern. Dem Admiral sollte es freistehen, sich am andern Tag zu seinem Oheim, dem Connetable von Montmorency, nach Paris zu begeben; dieser hatte nach Saint-Laurent keine so uneigennützigte Sieger gefunden und war genötigt gewesen, ein gutes Lösegeld zu liefern, das übrigens, wohl verstanden, Frankreich auf die eine oder die andere Weise bezahlen mußte. Doch Emanuel Philibert war an der Ehre gelegen, der Freund von Gaspard zu werden, und er wollte keinen Preis auf seine Freiheit

setzen. Seine vornehmsten Lieutenants und die reichsten Bürger sollten die Kriegskosten decken.

Diese Entscheidungen, welche gewiß von mehr Milde zeugten, als man hätte erwarten sollen, wurden von Coligny mit Unterwerfung und von den Einwohnern mit einer Freude hingenommen, in welche sich einigermaßen Bangigkeit mischte. Auf wen sollte die furchtbare Wahl von Emanuel Philibert und den Seinigen fallen? Das würde der nächste Tag lehren, und an diesem Tag machten sich die Stolzesten sehr demütig und die Reichsten sprachen sehr laut von ihrer Armut.

Eben so tätig, als geistreich handelnd, brachte Arnauld du Thill die Nacht damit hin, daß er an seine Geschäfte dachte, und er fand eine Kombination, welche äußerst einträglich für ihn werden konnte. Er kleidete sich so prächtig als möglich an und ging vom frühen Morgen stolz in den Straßen umher, welche schon mit Siegern aller Sprachen, mit Deutschen, Engländern, Spaniern gefüllt waren.

»Welch ein babylonischer Turm . . . « sagte Arnauld zu sich selbst, als er nichts als fremde Silben an seine Ohren klingen hörte. »Mit den paar Worten Englisch, die ich weiß, werde ich mich nie mit einem von diesen Kauderwälschen verständigen. »Die Einen sagen: »*Carajo!*« die Andern: »*Goddam!*« Die Dritten: *Tausend Sapperment!*« und nicht Eine . . . «

»Lunge und Leber! willst Du wohl stehen bleiben, Strauchdieb!« rief in diesem Augenblick eine gewaltige Stimme hinter Arnauld.

Arnauld wandte sich hastig gegen denjenigen um, welcher trotz eines scharfen englischen Accents doch die Feinheiten der französischen Sprache gründlich zu kennen schien.

Es war ein großer Bursche mit bleicher Gesichtsfarbe und roten Haaren, der sehr listig als Handelsmann und sehr dumm als Mensch zu sein schien. Arnauld erkannte in ihm mit dem ersten Blick einen Engländer.

»Was steht zu Dienst?« fragte er.

»Ich mache Euch zum Gefangenen, das steht mir zu Dienst«, antwortete der Kriegsmann, der seine Sprache mit englischen Vokabeln verzierte, was Arnauld nachzuahmen suchte, um sich dem Andern verständlich zu machen.

»Warum macht Ihr eher mich, als einen Andern um Gefangenen?« versetzte er. »Warum zum Beispiel nicht eher diesen Webermeister, der hier vorübergeht?«

»Weil Ihr besser geputzt seid, als der Weber«, erwiderte der Engländer.

»Alle Wetter!« rief Arnauld, »und mit welchem Rechte verhaftet Ihr mich, wenns beliebt . . . Ihr, ein einfacher Bogenschütze, wie mir scheint?«

»Oh! ich handle nicht für meine eigene Rechnung, sondern im Namen meines Herrn, des Lord Grey, der in der Tat die englischen Bogenschützen befehligt, und dem der Herzog Emanuel Philibert für seinen Anteil und für seine Bemühungen drei Gefangene, zwei Adelige und einen Bürger, mit dem Lösegeld, das er daraus beziehen kann, zugeschrieben hat. Mein Herr aber, der weiß, daß ich weder lahm, noch blind bin, hat mich beauftragt, auf die Jagd zu gehen und ihm drei Gefangene von Wert einzuliefern. Ihr seid das beste Wildbret, das ich noch getroffen habe, und ich nehme Euch am Kragen, mein Herr Bürger.«

»Das ist viel Ehre für einen armen Stallmeister«, erwiderte Arnauld bescheiden. »Wird mich Euer Herr gut füttern?«

»Schurke! glaubst Du, er werde Dich lange füttern?«

»Ich denke so lange, bis es ihm gefällt, mir die Freiheit zu schenken! Er wird mich sicherlich nicht Hungers sterben lassen.«

»Hm!« machte der Bogenschütze, »sollte ich wirklich einen armen abgehaarten Wolf für einen Fuchs mit prächtigem Pelz genommen haben?«

»Ich befürchte es, Herr Bogenschütze, und wenn Euch Lord Grey, Euer Gebieter, eine Kommissionsgebühr bei den Fängen, die Ihr ihm macht, versprochen hat, so glaube ich, daß zwanzig bis dreißig Stockstreiche der einzige Nutzen sein werden, den Ihr von dem Meinigen zieht. Übrigens sage ich das nicht, um Euch meine Person zu entleiben, und ich rate Euch, den Versuch zu machen.«

»Bursche, Du kannst wohl Recht haben!« erwiderte der Engländer, indem er den boshafte Blick von Arnauld näher prüfte; »ich würde mit Dir verlieren, was mir Lord Grey versprochen hat; ein Pfund von hundert Pfund die er durch meine

Fänge gewinnt.«

»Das ist mein Mann!« dachte Arnauld. »Holla!« sprach er laut, »wenn ich Euch eine reiche Beute in die Hände schaffen würde, einen Gefangenen zum Beispiel, der zehntausend Livres wert wäre, sprecht, wäret Ihr der Mann, Euch ein wenig dankbar gegen mich zu zeigen?«

»Zehn tausend Livres!« rief der Engländer, »die Gefangenen von diesem Wert sind in der Tat ziemlich selten. Es würden mir hundert Livres zufallen, wahrlich ein schöner Teil!«

»Ja, doch Ihr müßtet fünfzig dem Freund geben, der Euch den Weg gezeigt hätte. Nicht wahr, das ist billig?«

»Wohlan, es seit« sprach der Bogenschütze von Lord Grey, nachdem er eine Minute gezögert, doch führt mich auf der Stelle zu dem Mann und nennt ihn mir.«

»Wir werden nicht weit gehen, um ihn zu finden; machen wir ein paar Schritte nach dieser Seite. Wartet, ich will mich nicht mit Euch auf dem Marktplatz zeigen; Gestattet, daß ich mich hinter dieser Ecke verberge. Ihr geht Vor. Seht Ihr auf dem Ballon des Rathauses einen Edelmann, der mit einem Bürger plaudert?«

»Ich sehe ihn«, antwortete der Engländer; »ist das mein Mann?«

»Es ist unser Mann.«

»Er heißt?«

»Vicomte d'Exmés.«

»Ah! wahrhaftig, das ist der Vicomte d'Exmés! Man hat im Lager viel von ihm gesprochen. Ist er eben so reich als tapfer?«

»Dafür stehe ich.«

»Ihr kennt ihn also genau?«

»Bei Gott! ich bin sein Stallmeister.«

»Ah! Judas!« rief unwillkürlich der Engländer.

»Nein«, erwiderte Arnauld ruhig, »denn Judas hat sich gehängt, und ich werde mich nicht hängen.«

»Man wird Euch vielleicht die Mühe ersparen!« versetzte der Engländer der zu seinen Stunden scherzhaft war.

»Doch hört, genug der Worte!« sagte Arnauld; »werdet Ihr unsern Handel halten, ja oder nein?«

»Ich halte ihn und führe Euren Herrn zu Mylord. Ihr bezeichnet mir sodann einen andern Adeligen und irgend einen reichen Bürger, wenn Ihr solche kennt.«

»Ich kenne von demselben Werte gegen die Hälfte Eures Nutzens.«

»Topp! Lieferant des Teufels.«

»Ich bin der Eurige«, sprach Arnauld. »Ah! wenigstens nur keine Betrügereien! Unter Schelmen muß man sich verstehen. Übrigens würde ich Euch zu treffen wissen. Beahlt Euer Herr baar?«

»Baar und zum Voraus; Ihr kommt mit uns zu Mylord unter dem Vorwand, Euren Vicomte d'Exmés zu begleiten: ich erhebe meine Summe und gebe Euch auf der Stelle Euren Anteil. Doch Ihr seid, wie es sich versteht, sehr dankbar und helft mir meinen zweiten und dritten Fang finden, nicht wahr?«

»Wir wollen sehen, beschäftigen wir uns vor Allem mit dem ersten.«

»Das wird schnell geschehen sein!« erwiderte der Bogenschütze, »Euer Herr ist zu rau in Kriegszeiten, um nicht im Frieden sanft zu sein . . . wir kennen das; nehmt zwei Minuten vor mir voraus und stellt Euch hinter ihn, Ihr werdet sehen daß man sein Handwerk versteht.«

Arnauld verließ in der Tat seinen würdigen Kumpan, trat in das Rathaus, ging mit seinem zweifach doppelten Gesicht in das Zimmer, wo Gabriel mit Jean Peuquoy plauderte, und fragte ihn, ob er seiner Dienste nicht bedürfte. Er sprach noch, als der Bogenschütze mit einer gewichtigen Miene eintrat. Der Engländer ging gerade auf den Vicomte zu, der ihn erstaunt anschaute, verbeugte sich tief vor ihm, und fragte mit der Rücksicht, die jeder Handelsmann seiner Ware schuldig ist:

»Habe ich die Ehre, mit dem erlauchten Herrn Vicomte d'Exmés zu sprechen?«

»Ich bin in der Tat der Vicomte d'Exmés«, antwortete Gabriel immer mehr erstaunt; was willst Du von mir?«

»Euren Degen, gnädigster Herr«, sprach der Bogenschütze, sich bis auf die Erde bückend.

»Du!« rief Gabriel, indem er mit einer unbeschreiblichen

Gebärde der Verachtung zurückwich.

»Im Namen von Lord Grey, meinem Herrn, gnädigster Herr«, erwiderte der Bogenschütze, »der nicht stolz war. »Ihr seid also einer von den fünfzig Gefangenen bezeichnet, welche der Herr Admiral den Siegern übergeben muß. Grollt also mir, dem Gebrechlichen, dem Schwachen nicht, daß ich genötigt bin, Euch diese unangenehme Nachricht zu verkündigen.«

»Dir grollen! nein.« versetzte Gabriel; »doch Lord Grey, ein Edelmann! hatte sich die Mühe nehmen können, meinen Degen selbst von mir zu verlangen. Ihm will ich ihn übergeben, verstehst Du?«

»Wie es dem gnädigen Herrn beliebt.«

»Ich will glauben, daß mich Dein Herr gegen Lösegeld empfängt.«

»Oh! glaubt es, glaubt es, gnädigster Herr«, erwiderte hastig der Bogenschütze

»Ich folge Dir«, sagte Gabriel.

»Das ist ein unwürdiges Verfahren!« rief Jean Peuquoy. »Ihr habt Unrecht, daß Ihr so nachgeht, Gnädiger Herr. Widersteht, Ihr seid nicht von Saint-Quentin! Ihr seid nicht von dieser Stadt!«

»Meister Jean Peuquoy hat Recht«, sagte Arnauld du Thill voll Eifer, während er zugleich durch ein verstohlenes Zeichen dem Bogenschützen den Bürger denunzierte. »Ja, Meister Jean Peuquoy hat die gerade Wahrheit gesprochen, der gnädigste Herr ist nicht von Saint-Quentin und Meister Jean Peuquoy muß das verstehen! Meister Jean Peuquoy kennt seine ganze Stadt. Er ist seit vierzig Jahren Bürger derselben und Altmeister seiner Zunft! und Hauptmann der Schützencompagnie! Was sagt Ihr dazu, Herr Engländer?«

»Ich sage dazu«, erwiderte der Engländer, welcher begriffen hatte, »ich sage, daß ich, wenn dies der Meister Jean Peuquoy ist, Befehl habe, ihn auch zu verhaften und daß er auf meiner Liste steht.«

»Ich!« rief der würdige Bürger.

»Ihr selbst, mein Meister«, antwortete der Bogenschütze.

Peuquoy schaute Gabriel fragend an.

»Ach! Messire Jean«, sagte der Vicomte Ermés unwillkürlich

seufzend, »ich glaube, nachdem wir unsere Soldatenpflicht in der Schlacht getan haben, ist es das Beste, wenn wir nach beendigtem Kampfe uns dem Rechte des Siegers unterziehen. Fügen wir uns, Meister Jean Peuquouy.«

»Diesem Menschen zu folgen . . . « fragte Peuquouy.

»Gewiß, mein würdiger Freund. Ich fühle mich noch glücklich, bei dieser Prüfung nicht von Euch getrennt zu werden.«

»Das ist richtig!« sprach Jean Peuquouy gerührt, »Ihr seid sehr gut, und da ein großer tapferer Kapitän wie Ihr sein Los hinnimmt darf ein unglücklicher Bürger wie ich murren? Vorwärts, Schelm«, fügte er sich an den Bogenschützen wendend bei, »ich bin Dein Gefangener oder vielmehr der Deines Herrn.«

»Und Ihr folgt mir zu Lord Grey, wo Ihr bleibt, bis Ihr ein gutes Lösegeld geliefert habt?« sagte der Bogenschütze.

»Wo ich immer bleiben werde, Teufelsbraten!« rief Jean Peuquouy. »Eher sterbe ich, als daß Dein Herr je die Farbe meiner Taler kennen lernt; er muß mich, wenn er ein Christ ist, bis zu meinem letzten Tage füttern, und ich habe einen gesegneten Appetit, das sage ich Dir zum Voraus.«

Der Bogenschütze warf einen Blick des Schreckens auf Arnauld du Thill, doch dieser beruhigte ihn durch ein Zeichen und deutete auf Gabriel, der über das Aufbrausen seines Freundes lachte. Der Engländer verstand den Scherz und lachte ebenfalls wohlwollend.

»Nun also«, sagte er, »gnädigster Herr und Ihr, Messire, ich will Euch for . . . «

»Ihr werdet bis zur Wohnung von Lord Grey vorangehen«, unterbrach ihn Gabriel mit stolzem Tone, »und wir treffen dann über unsere Angelegenheit eine Übereinkunft mit Eurem Gebieter.«

»Noch dem Belieben des gnädigen Herrn«, erwiderte demütig der Bogenschütze.

Und ihnen voranschreitend, wobei er zugleich bemüht war, etwas auf der Seite zu gehen, führte er zu Lord Grey den Edelmann und den Bürger, denen Arnauld du Thill in einiger Entfernung folgte.

Lord Grey war ein phlegmatischer und bedächtlicher, langweiliger und gelangweilter Soldat; den Krieg betrieb er als ein

Handelsgeschäft, und es versetzte ihn in sehr schlechte Laune, daß er mit seiner Truppe nur mit dem Lösegeld von drei unglücklichen Gefangenen bezahlt werden sollte.

»Ah! es ist der Vicomte d'Exmés, den ich zum Gefangenen zu bekommen so glücklich bin.« sagte er, indem er Gabriel neugierig anschaute. »Ihr habt uns sehr in Verlegenheit gebracht, mein Herr, und wenn ich als Lösegeld das forderte, was König Philipp II. durch Euch verloren hat, so würde das Reich von Eurem König Heinrich wohl drauf gehen.«

»Ich habe mein Möglichstes getan«, erwiderte Gabriel einfach.

»Euer Möglichstes ist gut, und ich wünsche Euch Glück dazu. Doch es handelt sich nicht um dieses. Das Geschick des Krieges, obgleich Ihr Wunder vollbrachtet, um es abzuwenden, hat Euch in meine Gewalt gegeben Euch und Euren tapfern Degen . . . Doch was könnt Ihr Opfern, um das Recht, Euch desselben zu bedienen, wiederzuerkaufen? Ordnen wir das. Ich weiß, daß Mut und Reichtum leider nicht immer Hand in Hand gehen. Alles kann ich jedoch nicht verlieren. Scheinen Euch fünf tausend Taler ein entsprechender Preis für Eure Freiheit?«

»Nein, Mylord.«

»Nein? Ihr findet das zu teuer?« versetzte Lord Grey. »Ah! verfluchter Krieg! armseliger Feldzug! Viertausend Taler ist nicht zu viel, Gott soll mich verdammen!«

»Das ist nicht genug, Mylord«, erwiderte Gabriel mit kaltem Tone.

»Wie, mein Herr, was sagt Ihr?« rief der Engländer.«

»Ich sage, daß Ihr Euch in meinen Worten getäuscht habt. Ihr habt mich gefragt, ob mir fünftausend Taler ein entsprechendes Lösegeld schienen, und ich antwortete nein; denn meiner Schätzung nach bin ich das Doppelte wert, Mylord.«

»Das ist gut! ich glaube in der Tat, Euer König wird, diese Summe wohl geben können, um sich einen Tapferen Eurer Art zu erhalten.«

»Ich brauche hoffentlich meine Zuflucht nicht zum König zu nehmen, und mein persönliches Vermögen wird mir, wie ich glaube, erlauben, diese unvorhergesehene Ausgabe zu bestreiten und mich unmittelbar meiner Verbindlichkeit gegen Euch zu

entledigen.«

»Es steht also Alles aufs Beste«, sagte Lord Grey, etwas erstaunt. »Ihr werdet mir nach dem Stande der Dinge zehn tausend Taler zu bezahlen haben; und, verzeiht, wann die Bezahlung?«

»Ihr begreift, daß ich diese Summe nicht in eine belagerte Stadt mitgebracht habe; andererseits sind die Mittel von Herrn von Coligny und seinen Freunden hier sehr beschränkt, wie ich denke, und ich will sie nicht belästigen. Doch wenn Ihr mir etwas Zeit bewilligt so kann ich, von Paris kommen lassen . . . «

»Sehr gut! und im« Falle der Not begnüge ich mich mit, Eurem Wort, das Gold wert ist. Doch da Geschäfte Geschäfte sind, und die Uneinigkeit zwischen unseren Truppen und denen Spaniens mich vielleicht nötigen wird, nach England zurückzukehren« so werdet Ihr Euch nicht beklagen, wenn ich Euch bis zu gänzlicher Bezahlung der verabredeten Summe, nicht in dieser spanischen Stadt Saint-Quentin, aus der ich mich entferne, sondern in Calais, einer englischen Stadt, wo mein Schwager, Lord Wentworth Gouverneur ist, zurückhalten lasse. Sagt Euch diese Anordnung zu?«

»Vortrefflich«, antwortete Gabriel, über dessen bleiche Lippen ein bitteres Lächeln schwebte; »ich bitte Euch nur um Erlaubnis, meinen Stallmeister, um Geld zu holen, nach Paris schicken zu dürfen damit meine Gefangenschaft und Euer Vertrauen nicht unter einer zu langen Zögerung zu leiden haben.«

»Nichts kann billiger sein, und seid überzeugt, daß Ihr, in Erwartung der Rückkehr Eures Vertrauten, mit aller Euch gebührenden Rücksicht von meinem Schwager behandelt werdet. Ihr sollt in Calais jede mögliche Freiheit haben, um so mehr, als die Stadt befestigt und geschlossen ist: Ihr werdet bei Lord Wentworth gut speisen, denn er liebt die Tafel und das Schwelgen mehr als er sollte. Doch das ist seine Sache, und seine Frau, meine Schwester, ist tot. Ich wollte Euch nur sagen, Ihr werdet Euch nicht zu sehr langweilen.«

Gabriel verbeugte sich, ohne zu antworten.

»Nun ist die Reihe an Euch, Meister«, sagte Lord Grey, indem er sich an Jean Peuquoy wandte, der während der

vorhergehenden Szene mehr als einmal vor Bewunderung die Achseln gezuckt hatte. »Ihr seid, wie ich sehe, der Bürger, der mir mit zwei Edelleuten bewilligt worden ist?«

»Ich bin Jean Peuqouy.«

»Nun, Jean Peuqouy, welches Lösegeld kann man von Euch verlangen?«

»Ich werde handeln, gnädiger Herr. Kaufmann gegen Kaufmann, wie man sagt. Ihr mögt immer die Stirne falten, ich bin nicht stolz, Mylord und mein Wert beträgt meiner Meinung nach nicht zehn Livres.«

»Gut!« versetzte Lord Grey verächtlich. »Ihr werdet hundert Livres bezahlen, so viel habe ich ungefähr dem Bogenschützen versprochen, der Euch hierher gebracht.«

»Hundert Livres, es sei, da Ihr mich so hoch schätzt.« erwiderte der boshafte Schützenkapitän. »Doch nicht hundert Livres baar, nicht wahr?«

»Wie! habt Ihr nicht einmal diese elende Summe?« rief Lord Grey.

»Ich hatte sie, Mylord, doch ich habe während der Belagerung Alles den Armen und Kranken gegeben.«

»Ihr habt wenigstens Freunde, Verwandte vielleicht?«

»Freunde? man darf nicht zu sehr auf sie zählen; Verwandte? nein, ich habe keine . . . meine Frau ist gestorben, ohne mir Kinder zu hinterlassen, und ich hatte keinen Bruder; es bleibt mir nur ein Vetter . . . «

»Nun! dieser Vetter?« versetzte Lord Grey ungeduldig.

»Dieser Vetter, der mir, wie ich gar nicht zweifle die Summe vorstrecken wird, wohnt gerade in Calais.«

»Ah! potz tausend!« sagte Lord Grey mit einigem Mißtrauen.

»Mein Gott, ja, Mylord«, erwiderte Jean Peuqouy mit einer Miene unverwerflicher Aufrichtigkeit; »mein Vetter heißt Pierre Peuqouy, ist seit mehr als dreißig Jahren Waffenschmied seines Handwerks in der Rue du Martroi und hat den Gott Mars zum Schild.«

»Und er ist Euch ergeben?« fragte Lord Grey.

»Ich glaube wohl, Mylord! ich bin der letzte der Peuqouy von meiner Linie, und er verehrt mich. Vor mehr als zwei

Jahrhunderten hatte ein Peugouy, einer unserer Vorfahren, zwei Söhne; einer wurde Weber und ließ sich in Saint-Quentin nieder, der andere wurde Waffenschmied und nahm seinen Wohnsitz in Calais. Seit jener Zeit weben die Peugouy von Saint-Quentin und schmieden die Peugouy von Calais. Doch obgleich getrennt, lieben sie einander aus der Ferne und stehen sich bei, wie es sich für gute Verwandte und Bürger vom alten Schrot und Korn geziemt. Pierre wird mir leihen, was ich brauche, um mich loszukaufen, dessen bin ich sicher, obwohl ich diesen braven Vetter seit zehn Jahren nicht gesehen habe, denn Ihr Engländer gestattet uns Franzosen nicht leicht den Eintritt in Eure befestigten Städte.«

»Ja«, sprach Lord Grey wohlgefällig »Eure Peugouy von Calais sind jetzt gerade zwei hundert Jahre Engländer.«

»Oh!« rief Jean voll Wärme, »die Peugouy . . . «

Dann unterbrach er sich plötzlich.

»Nun«, versetzte Lord Grey erstaunt, »die Peugouy?«

»Die Peugouy, Mylord«, antwortete Jean, indem er verlegen seine Mütze in den Händen hin und herdrehte, »die Peugouy kümmern sich nicht um Politik, das wollte ich sagen. Mögen sie Engländer oder Franzosen sein, wenn sie nur ihr Brot erwerben, jene mit dem Amboß, diese mit dem Schiffchen, so sind sie zufrieden.«

»Nun, wer weiß?« rief Lord Grey heiter; »Ihr laßt Euch vielleicht als Weber in Calais nieder und werdet auch ein Untertan der Königin Maria, und die Peugouy sind endlich nach so vielen Jahren wiedervereinigt.«

»Meiner Treue! das kann wohl sein!« erwiderte Jean Peugouy treuherzig.

Gabriel konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, als er den tapfern Bürger, der seine Stadt so heldenmütig verteidigt hatte, davon, daß er Engländer werden könnte, so ruhig sprechen hörte, als handelte es sich darum, seine Kasake zu wechseln. Doch ein Blinzeln mit den Augen, während ihn Lord Grey nicht sehen konnte, beruhigte Gabriel über die Vaterlandsliebe seines Freundes, und lehrte ihn, es sei ein Geheimnis im Spiele.«

Lord Grey entließ bald den Einen und den Andern.

»Wir werden morgen mit einander von Saint-Quentin nach Calais abreisen«, sagte er zu ihnen. »Bis dahin könnt Ihr Eure Vorkehrungen treffen und in der Stadt Abschied nehmen. Ich lasse Euch auf Ehrenwort frei, umsomehr«, fügte er mit der Zartheit, die ihn auszeichnete, bei, »Um so mehr, als Ihr an den Toren consignirt seid und Niemand ohne Erlaubnis des Gouverneurs hinaus darf.«

Gabriel erwiderte den Gruß von Lord Grey, ohne zu antworten, und entfernte sich aus dem Hause des Engländers, ohne zu bemerken, daß sein Stallmeister Martin-Guerre zurückblieb, statt ihm zu folgen.

»Was ist denn Eure Absicht, Freund?« sagte er zu Peuqouy, als sie außen waren. »Ist es möglich, daß Ihr keine hundert Taler besitzt, um Euch auf der Stelle loszukaufen? Warum liegt Euch daran, die Reise nach Calais zu machen? Lebt wirklich dieser Vetter Waffenschmied? Welcher seltsame Beweggrund treibt Euch zu dem Allen an?«

»Stille!« erwiderte Jean Peuqouy mit geheimnisvoller Miene; »in dieser spanischen Atmosphäre wage ich es kaum, ein Wort zu sprechen. Ich glaube Ihr könnt auf Euren Stallmeister Martin-Guerre zählen?«

»Ich stehe für ihn; trotz einiger Vergeßlichkeiten und Nachlässigkeiten ist er das treueste Herz der Welt.«

»Gut!« sprach Jean Peuqouy. »Ihr müßt ihn nicht unmittelbar von hier nach Paris schicken, wo er Euer Lösegeld holen soll, sondern mit Euch nach Calais nehmen und von dort aus abgehen lassen. Wir dürften nicht zu viel Augen haben.«

»Was bedeuten diese Vorsichtsmaßregeln?« fragte Gabriel. »Ich sehe, Ihr habt in Calais durchaus keinen Verwandten.«

»Doch!« versetzte Peuqouy lebhaft; »Pierre Peuqouy lebt, so wahr als er sein altes Vaterland Frankreich zu lieben, zu beklagen erzogen worden ist, und gleich mir im Falle der Not einen guten Handstreich tun wird, wenn Ihr zufällig dort einen heldenmütigen Plan faßt, wie Ihr hier so viele ausgeführt habt.«

»Edler Freund, ich errate Dich«, sprach Gabriel, dem Bürger die Hand drückend; »doch Du schättest mich zu hoch und missest mich nach Deinem Maße; Du weißt nicht, wie viel Selbstsucht in

diesem angeblichen Heldenmut lag; Du weißt nicht, daß für die Zukunft eine heilige Pflicht, heiliger noch, wenn es möglich ist, als der Ruhm des Vaterlandes, mich vor Allem und ganz und gar in Anspruch nimmt.«

»Nun wohl!« erwiderte Jean Peugouy. »Ihr werdet diese Pflicht erfüllen wie alle die anderen! Und unter den anderen«, fügte er die Stimme dampfend bei, »ist es vielleicht eine für Euch, wenn sich die Gelegenheit bietet. Calais als Entschädigung für Saint-Quentin zu nehmen.«

XV.

Fortsetzung der ehrenhaften Handelsgeschäfte von Meister Arnauld du Thill.

Überlassen wir den jungen Kapitän und den alten Bürger ihren Siegesträumen und kehren wir zu dem Stallmeister und dem Bogenschützen zurück, welche im Hause von Lord Grey ihre Rechnungen machten.

Der Bogenschütze forderte in der Tat nach dem Abgang der beiden Gefangenen die ihm versprochene Prämie von seinem Herrn, und dieser bezahlte sie ihm auch, ohne Schwierigkeiten zu machen, da er mit der klugen Wahl seines Emissärs ungemein zufrieden war.

Arnauld du Thill erwartete seinerseits seinen Anteil, den ihm der Engländer, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, gewissenhaft überbrachte. Arnauld kritzelte, als der Bogenschütze zu ihm kam, ein paar Zeilen auf die ewige Note des Connetable von Montmorency und murmelte dabei:

»Dafür, daß er geschickt den Vicomte d'Exmés zur Zahl der Kriegsgefangenen setzen ließ, und dadurch den durchlauchtigen Herrn Connetable auf einige Zeit von genanntem Vicomte befreien . . . «

»Was macht Ihr denn da?« sagte zu Arnauld der Bogenschütze, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

»Was ich mache? eine Rechnung.« antwortete der falsche Martin-Guerre. »Wie steht es mit der unsrigen?«

»Sie ist geordnet«, sprach der Bogenschütze und legte Arnauld Taler in die Hände, die dieser aufmerksam beschaute und zählte. »Ihr seht, daß ich ein Mann von Wort bin, und ich beklage mein Geld nicht. Ihr habt mir zwei gute Wahlen bezeichnet; Euer Herr besonders hat nicht gehandelt, im Gegenteil! Der Graubart machte zwar Schwierigkeiten, doch für einen Bürgersmann ist er auch nicht zu schlimm, und ohne Euch ich gestehe es, hätte mein Geschäft schlecht ausfallen können.«

»Ich glaube es wohl«, sagte Arnauld und steckte das Geld in

die Tasche.«

»Ah!« versetzte der Bogenschütze, »ist noch nicht Alles beendet . . . Ihr seht, daß ich ein guter Zahler bin; Ihr müßt mir nun meinen dritten Fang angeben, den zweiten adeligen Gefangenen, auf den wir ein Recht haben.«

»Bei der Messe . . . « rief Arnauld, »ich habe Niemand mehr zu begünstigen, und Ihr dürft nur wählen.«

»Ich weiß es wohl«, erwiderte der Bogenschütze, »und ich fordere Euch auch gerade auf, mir unter den Männern, Frauen, Greifen und Kindern von adeligem Geschlecht, die man in dieser guten Stadt erschnappen kann, wählen zu helfen.«

»Wie!« fragte Arnauld, »die Frauen gehören auch dazu?«

»Die Frauen besonders, und wenn Ihr eine kennt, welche, außer dem Adel und Reichtum, Jugend und Schönheit: besitzt, so werden wir einen hübschen Nutzen zu teilen haben, denn Lord Grey wird sie teuer an seinen Schwager Mylord Wentworth wiederverkaufen, der die gefangenen Frauen noch mehr liebt, als die gefangenen Männer, wie ich mir habe sagen lassen.«

»Leider kenne ich keine«, entgegnete Arnauld du Thill; »ah! doch wohl! aber nein, nein, das ist unmöglich!«

»Warum unmöglich, Kamerad? sind wir nicht die Sieger und Herren hier? und ist, abgesehen vom Admiral, Jemand von der Kapitulation ausgenommen?«

»Es ist wahr, doch die Schönheit, von der ich spreche, darf nicht in die Nähe meines Herrn gebracht werden, er darf sie nicht wiedersehen. Sie in derselben Stadt gefangen zu halten, wäre aber ein schlimmes Mittel, dieselben zu trennen.«

»Bah!« versetzte der Bogenschütze, »wird Mylord Wentworth seine schöne Gefangene nicht im Geheimen und für sich allein bewahren?«

»Ja, in Calais«, sagte Arnauld nachdenkend; »doch unter Wegs . . . mein Herr wird Zeit haben, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen.«

»Nicht, wenn ich will«, sprach der Engländer. »Wir bilden zwei Abteilungen, von denen die eine der andern vorangehen muß, und der Ritter und die Schöne werden beständig zwei Stunden von einander entfernt sein, wenn es Euch Vergnügen macht.«

»Ja, aber was wird der alte Connetable sagen?« fragte sich Arnauld mit lauter Stimme; »wenn er erfährt, daß ich zu diesem schönen Streiche beigetragen habe, so läßt er mich hoch und kurz hängen!«

»Wird er es erfahren? wird es irgend Jemand erfahren?« entgegnete der versuchende Bogenschütze; »Ihr werdet es nicht sagen, wenn nicht etwa Euer Geld die Sprache annimmt, um auszuplaudern, woher es kommt . . . «

»Es gäbe abermals nicht schlimm Geld dabei?« fragte Arnauld.

»Ihr bekämt ebenfalls die Hälfte.«

»Wie Schadei denn die Summe wäre, glaube ich, gut, und der Vater würde, denke ich, keine Kosten scheuen.«

»Der Vater ist also Herzog oder Prinz?« fragte der Bogenschütze.

»Der Vater ist König, Kamerad, und heißt Heinrich II. seines Namens.«

»Eine Tochter des Königs hier!« rief der Engländer. »Gott verdamme mich! wenn Ihr mir nun nicht sagt, wo ich die Taube finde, so werde ich, glaube ich, genötigt sein, Euch zu erdrosseln! Eine Tochter des Königs!«

»Und eine Königin der Schönheit!«

»Oh! Mylord Wentworth würde darüber den Kopf verlieren«, versetzte der Bogenschütze »Kamerad«, fügte er bei, indem er feierlich seine Bügeltasche zog und vor den geblendeten Augen von Arnauld öffnete, »diese Tasche und ihr Inhalt gehören Dir im Austausch für den Namen der Schönen und die Anzeige ihres Lagers.«

»Topp« sprach Arnauld, unfähig, zu widerstehen, und griff nach der Börse.

»Der Name?« fragte der Bogenschütze.

»Diana von Castro, genannt Schwester Bénie.«

»Das Lager?«

»Im Kloster der Benediktinerinnen.«

»Ich laufe«, rief der Engländer und verschwand in größter Eile.

»Gleichviel«, sagte Arnauld, zu seinem Herrn zurückkehrend, »diese werde ich dem Connetable nicht auf Rechnung dringen.«

XVI.

Lord Wentworth.

Drei Tage nachher, am 1. September, stieg Lord Wentworth, der Gouverneur von Calais, nachdem er die Instruktionen seines Schwagers, des Lord Grey entgegengenommen und diesen sich nach England hatte einschiffen sehen, wieder zu Pferde, und kehrte in sein Hotel zurück, wo sich nun Gabriel, Jean Peuquoy und in einem andern Gemache Diana befanden.

Doch Frau von Castro wußte nicht, daß sie ihrem Geliebten so nahe, und war, gemäß dem Versprechen, das der Emissär von Lord Grey Arnauld geleistet hatte, seit ihrer Abreise von Saint-Quentin mit Gabriel nicht zusammengetroffen.

Lord Wentworth bildete mit seinem Schwager den vollkommensten Kontrast: so hochmütig, kalt und geizig Lord Grey war, eben so lebhaft, liebenswürdig und freigebig war Lord Wentworth. Er war ein schöner Edelmann von hoher Gestalt und zierlichen Manieren. Er mochte wohl vierzig Jahre alt sein, und einige weiße Haare mischten sich schon mit seinen üppigem von Natur gelockten schwarzen Haaren. Aber sein ganz jugendlicher Gang und die glühenden Flammen seiner grauen Augen bezeichneten bei ihm das Ungestüm und die Leidenschaften eines jungen Mannes, und er führte in der Tat freudig und mutig ein Leben, als ob er erst zwanzig Jahre alt wäre.

Er trat zuerst in den Saal, wo ihn der Vicomte d'Exmés und Jean Peuquoy erwarteten, und grüßte sie mit lächelnder Freundlichkeit, wie Gäste und nicht wie Gefangene.«

»Seit willkommen in meinem Hause, mein Herr, und Ihr, Meister«, sprach er. »Ich weiß meinem teuren Schwager großen Dank, daß er Euch hierher gebracht hat, Herr Vicomte, und ich freue mich doppelt über die Einnahme von Saint-Quentin. Verzeiht mir, doch an diesem traurigen Kriegesplatz, an welchem ich verbannt lebe, sind die Zerstreungen so selten, ist die Gesellschaft so beschränkt, daß ich mich glücklich schätze, wenn ich von Zeit zu Zeit Jemand finde, mit dem ich sprechen kann, und ich hege den selbstsüchtigen Wunsch, es möge Euer

Lösegeld so spät als möglich ankomme.«

»Es wird in der Tat länger ausbleiben. als ich glaubte, Mylord«, erwiderte Gabriel. »Lord Grey sagte Euch wohl, daß mein Stallmeister, den ich, um es mir zu holen, nach Paris schicken wollte, unter Weges in der Trunkenheit mit einem von den Leuten der Escorte in Händel geraten, eine Wunde am Kopf bekommen hat, welche allerdings nicht gefährlich zu sein scheint, aber ihn, wie ich befürchte, länger als es mir, ich muß es gestehen, lieb ist, in Calais zurückhalten wird.«

»Das ist schlimm für den armen Burschen und gut für mich, mein Herr . . . « sagte Lord Wentworth.

»Ihr seid zu höflich!« erwiderte Gabriel mit ein traurigen Lächeln.

»Nein, meiner Treue! es ist nicht die geringste Höflichkeit, Höflichkeit wäre es ohne Zweifel, Euch auf der Stelle selbst auf Ehrenwort nach Paris gehen zu lassen. Aber ich wiederhole, hierzu bin ich zu selbstüchtig und zu sehr gelangweilt, und ich habe, obgleich aus verschiedenen Beweggründen, keine Mühe gehabt, in die mißtrauischen Absichten meines Schwagers einzugehen, der mir das Versprechen abnahm, Euch nur gegen einen Sack voll Taler zu entlassen. Was wollt Ihr? wir werden mit einander Gefangene sein und uns bemühen, einander gegenseitig die Langweile der Gefangenschaft zu versüßen.«

Gabriel verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen. Es wäre ihm in der Tat lieber gewesen, wenn ihn Lord Wentworth auf Ehrenwort seiner Freiheit und seinem Berufe zurückgegeben hätte. Doch konnte er, der Unbekannte, ein solches Vertrauen fordern?

Er tröstete sich ein wenig damit, daß er dachte, Coligny wäre in diesem Augenblick bei Heinrich II. Er hatte ihn beauftragt, dem König zu melden, was er, um den Widerstand von Saint-Quentin zu verlängern, zu tun vermocht. Der treue Freund würde dies zu berichten gewiß nicht verfehlt haben, und getreu seinem königlichen Versprechen, würde Heinrich vielleicht nur die Rückkehr des Sohnes abwarten, um sich seiner Schuld gegen den Vater zu entledigen.

Gleichviel, Gabriel wußte seine Unruhe um so weniger ganz zu beherrschen, als sie eine doppelte war und er vor seinem

Abgange von Saint-Quentin eine andere eben so teure Person nicht hatte wiedersehen können. Er verfluchte auch von ganzem Herzen den Unfall, der dem unverbesserlichen Trunkenbold Martin-Guerre begegnet war, und teilte nicht in diesem Punkte die Zufriedenheit von Jean Peuquoy, der mit einer inneren Freude seine geheimnisvollen Pläne gerade durch diese Zögerung, welche Gabriel so sehr betrübte, begünstigt sah.

Ohne die schwermütige Zerstretheit seines Gefangenen bemerken zu wollen, fuhr Lord Wentworth fort:

»Ich werde mich indessen bemühen. Herr d'Exmés, kein zu rauer Kerkermeister gegen Euch zu sein, und um Euch jetzt schon zu beweisen, daß es kein beleidigendes Mißtrauen ist, was mich bei meinem Handeln bewegt, erteile ich Euch, wenn Ihr mir Euer Ehrenwort als Edelmann geben wollt, daß nicht zu entweichen suchen werdet, jede Erlaubnis, nach Eurem Belieben auszugehen und in der Stadt umherzulaufen.«

Jean Peuquoy konnte sich hier einer unzweideutigen Bewegung der Freude nicht erwehren, und zog, um sie Gabriel mitzuteilen, den jungen Mann, der über diese Kundgebung nicht wenig erstaunte, von hinten an seinem Kleide.

»Mylord«, antwortete Gabriel auf das artige Anerbieten des Gouverneur, »sehr gern nehme ich Eure Erlaubnis an und Ihr habt mein Ehrenwort, daß ich an keinen Fluchtversuch denken werde.«

»Das genügt«, sprach Lord Wentworth, »und wenn die Gastfreundschaft, die ich Euch bieten kann und muß, obgleich mein vorübergehendes Haus ziemlich schlecht bestellt ist, wenn diese Gastfreundschaft, sage ich, Euch etwas unbequem und drückend vorkäme, so brauchet Ihr Euch durchaus keinen Zwang anzutun, und ich würde es keines Wegs übel bemerken, wenn Ihr dem schlimmen Lager, das zu Eurer Verfügung steht, eine offenere und bequemere. Wohnung, die Ihr wohl in Calais finden dürft, vorzöget.«

»Oh! Herr Vicomte,« sagte mit flehendem Tone Jean Peuquoy zu Gabriel, »wenn Ihr das schönste Zimmer im Hause meines Veters, des Waffenschmiedes, annehmen wollt . . . o würdet Ihr ihn sehr stolz und mich sehr glücklich machen, das schwöre ich Euch.«

Der würdige Peuquoy begleitete diese Worte mit einer bezeichnenden Gebärde, denn er ging nur noch durch Geheimnisse und Verschweigungen zu Werke und war so finster geworden, daß man hätte bange bekommen können.

»Ich danke, mein Freund«, antwortete Gabriel, »doch eine solche Erlaubnis benützen hieße vielleicht sie mißbrauchen.«

»Ich versichere Euch, nein«, entgegnete lebhaft Lord Wentworth, »es steht Euch vollkommen frei, die Wohnung bei Pierre Peuquoy anzunehmen. Er ist ein reicher, tätiger, in seinem Handwerk geschickter Bürger, und der ehrlichste Mann, den man finden kann. Ich kenne ihn wohl, ich kaufte ihm mehrere Male Waffen ab, und er hat eine hübsche junge Person bei sich, seine Tochter oder seine Frau, ich weiß es nicht genau.«

»Seine Schwester, Mylord, meine Base Babette«, sagte Jean Peuquoy. »Ei! ja, sie ist ziemlich artig«, und wenn ich nicht so alt wäre! . . . Pierre hat seine Frau verloren, aber sie hat ihm zwei starke, sehr lebhaftige Jungen hinterlassen, die Euch zerstreuen werden, Herr Vicomte, wenn Ihr die herzliche Gastfreundschaft des Veters annehmen wollt.«

»Ich ermächtige Euch nicht nur, sondern ich fordere Euch hierzu auf«, fügte Lord Wentworth bei.

Gabriel fing entschieden an zu glauben, und zwar nicht ohne Grund, der schöne und galante Gouverneur von Calais wolle sich aus ihm bekannten Motiven eines Gastes entledigen, der zu jeder Stunde in seinem Hause wäre, und gerade wegen der Freiheit, die er ihm ließe, am Ende die seinige beengen könnte. Dies war in der Tat der Gedanke von Lord Wentworth der, wie der Bogenschütze von Lord Grey Arnauld gesagt hatte, die gefangenen Frauen den gefangenen Männern bei Weitem verzog.

Gabriel trug nun kein Bedenken mehr und sagte, indem er sich lächelnd an Jean Peuquoy wandte:

»Da es mir Lord Wentworth erlaubt, werde ich bei Eurem Vetter wohnen.«

Jean Peuquoy machte einen Freudensprung.

»Meiner Treue! «ich glaube, Ihr tut wohl daran, wenn ich die Wahrheit sagen soll«, sprach Lord Wentworth. »Nicht als ob ich nicht glücklich gewesen wäre, Euch nach meinen besten Kräften

beherbergen zu dürfen, aber in einer Tag und Nacht von Soldaten bewachten Wohnung, wo meine langweilige Amtsgewalt strenge Regeln feststellen mußte, hättet Ihr Euch wohl nicht so behaglich finden können, wie Ihr es in dem Hause des braven Waffenschmieds sein werdet. Ein junger Mann bedarf seiner Bequemlichkeit, wir wissen das.«

»Ihr scheint es mir in der Tat zu wissen«, Versetzte Gabriel lachend, »und ich sehe, daß Ihr den ganzen Wert der Unabhängigkeit kennt.«

»Meine Treue, ja«, erwiderte Lord Wentworth mit demselben heiteren Tone, »ich habe noch nicht das Alter erreicht, wo man die Freiheit zu schmähen pflegt.«

Dann sich an Jean Peuquoy wendend:

»Und Ihr, Meister Peuquoy, rechnet Ihr Eurerseits auf die Börse des Veters, wie Ihr auf sein Haus rechnet, wenn es sich um Herrn d'Exmés handelt? Lord Grey sagt mir, Ihr erwartet von ihm die hundert Taler, welche für Euer Lösegeld bestimmt worden sind.«

»Alles was Pierre besitzt, gehört Jean«, antwortete der Bürger; »das war immer so unter den Peuquoy. Ich fühlte mich zum Voraus so sicher, ich könnte das Haus meines Veters als das meinige betrachten, daß ich schon den verwundeten Stallmeister des Herrn Vicomte zu ihm geschickt habe, und nicht minder sicher, daß seine Börse mir offen ist, wie seine Türe, bitte ich Euch, mich von einem Eurer Leute begleiten zu lassen, der Euch die verabredete Summe bringen wird.«

»Unnötig, Meister Peuquoy«, erwiderte Lord Wentworth, »ich lasse Euch auch auf Euer Wort gehen. Morgen oder übermorgen mache ich dem Vicomte d'Exmés bei Pierre Peuquoy Besuch, und werde dann für das meinem Schwager gebührende Geld eine von den schönen Rüstungen wählen, die Pierre so gut macht.«

»Nach Eurem Belieben, Mylord.«

»Muß ich Euch nun sagen, Herr d'Exmés«, sprach der Gouverneur, »daß Ihr, so oft Ihr an meine Türe In klopfen die Güte haben wollt, um so mehr willkommen seid, als es Euch frei steht, dies nicht zu tun? Ich wiederhole, das Leben in Calais ist eintönig. Ihr werdet es ohne Zweifel bald selbst erkennen, und Euch, wie ich hoffe, mit mir gegen den gemeinschaftlichen Feind, gegen die

Langweile verbinden. Eure Gegenwart ist ein Glück, das ich so viel als möglich benützen will; haltet Ihr Euch entfernt von mir, so werde ich Euch belästigen, das bemerke ich Euch zum Voraus; erinnert Euch, daß ich Euch die Freiheit nur halb lasse, und daß mir der Freund oft den Gefangenen zuführen muß.«

»Ich danke, Mylord, und nehme Eure ganze Artigkeit an«, sprach Gabriel. »Mit dem Rechte der Wiedervergeltung.« fügte er lächelnd bei, »denn der Krieg hat seine Umschläge und der Freund Von heute wird morgen wieder der Feind werden.«

»Oh!« erwiderte Lord Wentworth, »ich bin in Sicherheit, leider nur zu sehr in Sicherheit hinter meinen unüberwindlichen Mauern. Hatten die Franzosen Calais widernehmen sollen, so würden sie zu diesem Ende nicht zweihundert Jahre gewartet haben. Ich bin ruhig, und habt Ihr eines Tags mir in Paris die Honneurs zu machen, so wird dies, denke ich, in Friedenszeiten sein.«

»Lassen wir Gott walten, Mylord«, sprach Gabriel. »Herr von Coligny, von dem ich so eben geschieden bin, pflegte zusagen, das Weiseste, was der Mensch tun könne, sei, zu warten.«

»Und mittlerweile so glücklich als möglich zu leben . . . Doch ich vergaß, Ihr müßt schlecht bei Geld sein, mein Herr, Ihr wißt, daß meine Börse zu Eurer Verfügung steht.«

»Ich danke abermals, Mylord: die meinige, obgleich sie nicht hinreichend ausgestattet ist, daß ich mich auf der Stelle meiner Schuld entledigen kann. genügt wenigstens für die Kosten meines Aufenthalts hier. Ich muß bekennen, materiell befürchte ich nur das Haus Eures Veters, Meister Peuquoy, dürfte sich so unvorhergesehen, nicht ohne eine Störung drei neuen Gästen öffnen, ich würde mich in diesem Fall lieber um eine andere Wohnung umsehen, wo ich für einige Thalre . . . «

»Ihr spottet!« unterbrach ihn Jean Peuquoy lebhaft, »das Haus von Pierre ist, Gott sei Dank! groß genug, um, wenn es sein müßte, drei Familien zu fassen. In der Provinz baut man nicht eng und knauserig wie in Paris.«

»Es ist wahr«, sprach Lord Wentworth, »ich kann bezeugen, Herr d'Exmés, daß die Wohnung des Waffenschmieds eines Kapitäns nicht unwürdig ist. Ein Gefolge, zahlreicher als das Eurige, hätte bequem darin Platz, und zwei Handwerker würden

sich nicht beengen. War es nicht Eure Absicht, Meister Peugouy, Euch hier niederzulassen und Eure Weberei in dieser Stadt fortzusetzen? Lord Grey, hat mit ein paar Worten dieses Vorhaben berührt, das ich sehr gern verwirklicht sehen würde.«

»Und das sich in der Tat vielleicht verwirklichen wird«, sagte Jean Peugouy. »Insofern Calais und Saint-Quentin wohl bald denselben Herren gehören, würde ich es vorziehen, meiner Familie näher zu kommen.«

»Ja«, sprach Lord Wentworth, der sich im Sinn der Worte des listigen Bürgers täuschte, »ja, Saint-Quentin kann wohl binnen Kurzem eine englische Stadt werden. Doch ich halte Euch auf«, fügte er bei, »und nach den Strapazen des Marsches müßt Ihr der Ruhe bedürfen. Herr d'Exmés, und Ihr, Meister, ich sage Euch noch einmal, Ihr seid frei. Auf Wiedersehn, nicht wahr, aus baldiges Wiedersehen?«

Er begleitete den Kapitän und den Bürger bis an die Türe, drückte dem Einen die Hand, grüßte den Andern freundschaftlich und ließ sie mit einander nach der Rue du Martroi gehen, Hier wohnte, wie sich unsere Leser erinnern werden, Pierre Peugouy mit dem herzhaften Aushängeschild des Gottes Mars und hier werden wir auch bald, wenn es Gott gefällt. Gabriel und Jean wiederfinden.

»Meiner Treue!« sagte Lord Wentworth zu sich selbst, als er Beide weggehen sah, »ich glaube, ich habe wohl daran getan, daß ich diesen Vicomte d'Exmés von mir entfernte. Er ist Edelmann, er mußte am Hofe leben, und hätte er die schöne Gefangene, die man man mir anvertraut, nur einmal gesehen, so würde er sich ihrer sicherlich sein ganzes Leben lang erinnern. Ja, denn ich, der ich sie kaum anschaute, als sie vor zwei Stunden an mir vorüber ging bin noch ganz geblendet. Wie schön ist Sie! Oh! ich liebe sie, ich liebe sie! Armes Herz, das Du so lange still warst in dieser düsteren Einsamkeit, wie schlägst Du nun! Doch dieser junge Mann, der mir lebhaft und brav zu sein scheint, hätte, die Tochter seines Königs erkennend, sich auf eine unangenehme Weise in das Verhältnis mischen können, das sich, ich zähle darauf, zwischen Frau Diana und mir bilden wird. Die Anwesenheit eines Landsmanns und vielleicht eines Freundes hätte auch ohne Zweifel Frau Diana in ihren Geständnissen

beengt oder in ihren Weigerungen ermutigt. Kein Dritter zwischen uns. Wenn ich auch in dieser ganzen Sache nur von meiner würdigen Mitteln Gebrauch machen will, so ist es doch sehr unnötig, sich Hindernisse zu schaffen.«

Er schlug auf eine besondere Weise auf eine Glocke. Nach einer Minute erschien eine Kammerfrau.

»Jane«, sagte Lord Wentworth englisch zu ihr, »meinem Befehle gemäß habt Ihr Euch der Dame zur Verfügung gestellt?«

»Ja, Mylord.«

»Wie befindet sie sich in diesem Augenblick, Jane?«

»Sie scheint traurig, Mylord, jedoch nicht niedergeschlagen. Sie hat einen stolzen Blick und ein festes Wort, befiehlt mit sanftem Tone, zugleich aber mit der Gewohnheit, Gehorsam zu finden.«

»Es ist gut. Hat sie den Imbiß genommen, den man ihr vorgesetzt?«

»Sie hat kaum eine Frucht berührt: unter der Miene der Sicherheit, welche sie heuchelt, läßt sich leicht viel Schmerz und Unruhe erkennen.«

»Genug, Jane«, sagte Lord Wentworth, »Ihr kehrt zu ihr zurück und fragt sie auf das Geheiß von Lord Wentworth, dem Gouverneur von Calais, welchem Lord Grey seine Rechte übertragen habe, ob sie mich empfangen wolle. Geht und kommt bald zurück.«

Nach einigen Minuten, die dem ungeduldigen Wentworth wie Jahrhunderte vorkamen, erschien die Kammerfrau wieder.

»Nun?« fragte er.

»Mylord«, antwortete Jane, »die Dame willigt nicht nur ein, sondern sie verlangt Euch auf der Stelle zu sprechen.«

»Vorwärts! Alles steht auf's Beste«, sagte Lord Wentworth zu sich selbst.

»Nur hat sie«, fügte Jane bei, »nur hat sie die alte Mary bei sich behalten und mir befohlen, sogleich wieder hinaufzukommen.«

»Gut, Jane, geht. Ihr müßt ihr in allen Stücken gehorchen, versteht Ihr? Geht Sagt, ich werde Euch in einem Augenblick folgen.«

Jane entfernte sich, und Lord Wentworth, dem sich das Herz wie einem Verliebten von zwanzig Jahren zusammenschnürte,

stieg alsbald die Treppe hinauf, welche zu dem Zimmer von Diana von Castro führte.

Oh! welch ein Glück« sagte er, »ich liebe! Und diejenige, welche ich liebe, die Tochter eines Königs! ist in meiner Gewalt!«

XVII.

Der verliebte Gefangenewärter.

Diana von Castro empfing Lord Wentworth mit jener ruhigen, keuschen Würde, welche von ihrem engelischen Blick und von ihrem reinen Antlitz eine unwiderstehliche Zaubermacht entlehnte. Unter ihrer scheinbaren Ruhe lag übrigens viel Angst, und die Arme zitterte, während sie den Gruß des Gouverneurs erwiderte und ihm mit einer ganz königlichen Gebärde ein Fauteuil bezeichnete.

Dann machte sie Mary und Jane, welche sich zurückziehen zu wollen schienen, ein Zeichen, im Gegenteil zu bleiben, und als sie sah, daß Lord Wentworth, in Bewunderung ihrer Person versunken, schwieg, entschloß sie sich, zuerst zu sprechen.

»Ich glaube, ich befinde mich vor Lord Wentworth, dem Gouverneur von Calais?« sagte sie.

»Es ist Lord Wentworth, Euer ergebener Diener, der Eure Befehle erwartet, Madame.«

»Meine Befehle« erwiderte sie voll Bitterkeit, »oh! Mylord, sprecht nicht so, denn ich könnte glauben, Ihr spottet. Wenn man, nicht auf meine Befehle, sondern auf mein Bitten, auf mein Flehen gehört hatte, so wäre ich nicht hier. Ihr wißt, wer und von welchem Hause ich bin, Mylord?«

»Ich weiß, daß Ihr Frau Diana von Castro, die geliebte Tochter von Heinrich II. seid.«

»Warum hat man mich also zur Gefangenen gemacht?« versetzte Diana, deren Stimme, statt sich zu verstärken, bei dieser Frage schwächer wurde.

»Gerade weil Ihr die Tochter des Könige wart, Madame, weil nach der mit dem Admiral Coligny abgeschlossenen Kapitulation man den Siegern fünfzig Gefangene nach ihrer Wahl, von jedem Rang, jedem Alter und jedem Geschlecht, ausliefern mußte, und weil sie natürlich die Vornehmsten, die Gefährlichsten und, erlaubt mir, es zu sagen, diejenigen wählten, welche ihnen das größte Lösegeld bezahlen konnten.«

»Aber wie hat man erfahren, daß ich in Saint-Quentin unter dem Namen und dem Kleide einer Benediktiner-Nonne verborgen war? Außer der Superiorin wußte nur eine einzige Person in der Stadt mein Geheimnis.«

»Nun! diese Person wird Euch verraten haben«, sagte Lord Wentworth.

»Oh! nein, gewiß nicht, rief Diana mit einer Lebhaftigkeit und einer Überzeugung, daß sich Lord Wentworth von der Schlange der Eifersucht im Herzen gebissen fühlte, und nichts zu erwidern fand. »Es war am Tage nach der Einnahme von Saint-Quentin«, fuhr Diana fort. »Ich hatte mich ganz zitternd und bewegt in meine Zelle geflüchtet. Man ließ in das Sprechzimmer die Schwester Bénie rufen . . . mein Novizenamen, Mylord. Es war ein englischer Soldat, der so nach mir verlangte. Ich befürchtete ein Unglück, eine furchtbare Kunde, stieg aber nichtsdestoweniger hinab, erfaßt von jener gräßlichen Neugierde des Schmerzes, welcher wissen will, was er beweinen soll. Der Bogenschütze, den ich nicht kannte, erklärt mir, ich sei seine Gefangene. Ich entrüste mich, ich widerstehe, aber was vermochte ich gegen die Gewalt? Es waren drei Soldaten da, ja, Mylord, drei, um eine Frau zu verhaften! Ich bitte Euch um Verzeihung, wenn Euch das verletzt, doch ich sage, wie es ist. Diese Leute bemächtigen sich also meiner und fordern mich auf zu gestehen, ich sei Diana von Castro, die Tochter des Königs von Frankreich. Ich leugne Anfangs, da sie mich aber trotz meines Leugnens fortschleppen, so verlange ich zu dem Herrn Admiral Von Coligny geführt zu werden, und da der Herr Admiral die Schwester Bénie nicht kennt, so erkläre ich, ich sei wirklich diejenige, welche sie bezeichnen. Ihr glaubt vielleicht, Mylord, auf mein Geständnis geben sie nach und gewähren mir die ganz einfache Bitte, vor den Herrn Admiral geführt zu werden, der mich erkannt und reklamiert hätte? Keines Wegs! sie freuen sich nur ihres Fanges, stoßen und schleppen mich nur rascher fort, schieben oder werfen vielmehr mich, die Weinende, die Bestürzte, in eine geschlossene Sänfte, und während ich von Schluchzen erstickt und vom Schmerz vernichtet zu erkennen suche, wohin man mich bringt, hin ich schon außerhalb Saint-Quentin und auf der Straße nach Calais. Lord Grey, der, wie man mir sagt, die Escorte befehligt, weigert sich,

mich zu hören, und ein Soldat eröffnet mir, daß ich Gefangene seines Herrn bin, und daß man mich bis zu Bezahlung meines Lösegelds nach Calais führt. So bin ich hier angekommen, ohne mehr zu erfahren, Mylord.«

»Und ich habe Euch nicht mehr zu sagen, Madame«, erwiderte Lord Wentworth nachdenkend.

»Nicht mehr, Mylord?« rief Diana. »Ihr könnt mir nicht sagen, warum man mich weder mit der Superiorin der Benediktinerinnen, noch mit dem Herrn Admiral hat sprechen lassen? Ihr könnt mir nicht sagen, was man von mir will, da man mir nicht gestattet, mich denjenigen zu nähern, welche meine Gefangenschaft dem König gemeldet und den Betrag meines Lösegelds von Paris geschickt hätten! Warum diese geheime Entführung? Warum habe ich nicht einmal Lord Grey gesehen, der, wie man mir sagt, dies Alles befohlen hat?«

»Ihr habt ihn gesehen, vorhin, als Ihr an uns vorüber gingt. Es ist der Herr, mit dem ich sprach, und der Euch zu gleicher Zeit mit mir grüßte.«

»Entschuldigt, Mylord, ich wußte nicht, in wessen Gegenwart ich mich befand. Doch da Ihr, mit Lord Grey, Eurem Verwandten, wie dieses Mädchen sagt, gesprochen habt, so mußte er Euch mitteilen, was er gegen mich beabsichtigt.«

»In der Tat, Madame, ehe er sich nach England einschiffte, und gerade in dem Augenblick, wo man Euch in dieses Hotel führte, erklärte er mir seine Absicht. Er teilte mir mit, in Saint-Quentin habe man Euch ihm als die Tochter des Königs bezeichnet, und da er zur Haft von drei Gefangenen berechtigt gewesen sei, so habe er mit allem Eifer eine vorteilhafte Beute angenommen, jedoch ohne Jemand von seinem Fang in Kenntnis zu setzen, um dadurch jede Einsprache zu vermeiden. Sein Zweck war einfach der, aus Euch so viel als möglich Geld zu beziehen, und ich billigte lachend das Verfahren meines Habgierigen Schwagers, als Ihr durch den Saal gingt, in welchem wir uns befanden. Ich habe Euch gesehen, Madame, und begriffen, daß Ihr, wenn eine Tochter des Königs durch die Geburt, eine Königin durch die Schönheit seid. Zu meiner Schande gestehe ich es Euch, seitdem habe ich meine Ansicht Lord Grey gegenüber geändert, wenn nicht in Beziehung auf seine vergangene Handlungsweise, doch

wenigstens hinsichtlich seines zukünftigen Vorhabens. Ja, ich habe seinen Plan, ein Lösegeld von Euch zu erhalten, zu billigen aufgehört. Ich habe ihm dargestellt, er könnte viel mehr hoffen; da England und Frankreich sich bekriegten, so würdet Ihr vielleicht zu einem wichtigen Austausch dienen, und Ihr wäret wohl eine Stadt Wert. Kurz, ich forderte ihn auf, eine so reiche Beute nicht um einen so geringen Preis aus den Händen zu lassen. Ihr wäret in Calais, einer uns gehörenden Stadt, einer uneinnehmbaren Stadt, und man müßte Euch hier behalten und warten.«

»Wie!« rief Diana, »Ihr habt Lord Grey solche Ratschläge gegeben, und gesteht dies vor mir zu!«

Oh! Mylord, warum habt Ihr Euch so meiner Befreiung widersetzt? Was habe ich Euch getan? Ihr hattet mich nur eine Minute gesehen! Ihr hasst mich also?«

»Ich hatte Euch nur eine Minute gesehen, und liebte Euch, Madame«, sprach Lord Wentworth verlegen.

Diana wich erbleichend zurück.

»Jane! Mary!« rief sie den zwei Frauen zu, welche beiseit in einer Fenstervertiefung standen.

Doch Lord Wentworth machte ihnen ein gebieterisches Zeichen, und sie rührten sich nicht. Dann sprach er traurig lächelnd:

»Fürchtet Euch nicht, Madame, ich bin ein Edelmann, Ihr seid es nicht, ich bin es, der bange haben und zittern muß. Ja, ich liebe Euch, und konnte mich nicht enthalten, es Euch zu sagen. Ja, als ich Euch so reizend, so anmutreich, so einer Göttin ähnlich sah, ging mein ganzes Herz zu Euch. Ihr seid in meiner Gewalt, und man gehorcht mir auf ein Zeichen . . . Doch gleichviel, befürchtet nichts, ich bin mehr in Eurem Besitze, als Ihr in dem meinigen, und von uns Beiden seid Ihr nicht der wahre Gefangene. Ihr seid die Königin, Madame, und ich bin der Sklave. Befehlt und ich werde gehorchen.«

»Dann, mein Herr«, sprach Diana zitternd, »dann schickt mich nach Paris, von wo aus ich Euch jedes Lösegeld, das Ihr bestimmen wollt, zusenden werde.«

Lord Wentworth antwortete nach kurzem Zögern:

»Alles außer diesem, Madame! Doch ich fühle, daß dieses

Opfer über meine Kräfte geht. Ich sage Euch, daß ein einziger Blick mein Leben für immer an das Eurige gekettet hat. Hier in diesem Exil, wo ich verweilen muß, war mein Herz lange nicht mehr in einer meiner würdigen Liebe entbrannt! Seitdem ich Euch so edel, so schön, so stolz gesehen, habe ich gefühlt, daß alle zusammengedrängten Kräfte meiner Seele nun ihren Aufschwung und ihr Ziel gefunden. Ich liebe Euch seit zwei Stunden, doch wenn ihr mich kennen würdet, so wüßtet ihr, daß es iß, als ob ich Euch seit zehn Jahren liebte.«

»Aber mein Gott! was wollt ihr denn, Mylord?« entgegnete Diana. »Was hofft ihr? Was erwartet ihr? Was ist eure Absicht?«

»Ich will Euch sehen, Madame, ich will mich eurer Gegenwart und eures reizenden Anblicks erfreuen, nichts Anderes. Ich wiederhole, setzt bei mir keine eines Edelmannes unwürdige Absichten voraus. Nur ist es mein Recht, das ich segne, Euch bei mir zu behalten, und ich mache Gebrauch davon.«

»Und ihr glaubt, Mylord, die Gewalt, die man mir antut, werde mich zwingen, eure Liebe zu erwidern?«

»Ich glaube das nicht«, sprach Lord Wentworth mit weichem Tone, »doch wenn ihr mich vielleicht jeden Tag so ergeben, so ehrfurchtsvoll kommen seht, nur um mich nach Euch zu erkundigen und Euch eine Minute anschauen zu können, werdet ihr vielleicht gerührt sein von der Unterwürfigkeit desjenigen, der Zwang anwenden könnte . . . und fleht.«

»Und dann«, sagte Diana mit einem verächtlichen Lächeln, »dann wird die Tochter Frankreichs besiegt die Geliebte von Lord Wentworth werden?«

»Dann«, erwiderte der Gouverneur, »dann wird Lord Wentworth, der letzte Sprössling eines der erhabensten und reichsten Häuser von England, Frau von Castro auf den Knien seinen Namen und sein Leben anbieten. Meine Liebe iß, wie ihr seht, eben so ehrenhaft, als aufrichtig!«

»Sollte er ehrgeizig sein?« dachte Diana. »Hört, Mylord«, sprach sie laut, indem sie zu lächeln suchte, »ich rate Euch, laßt mich frei, gebt mich meinem Vater zurück, und ich werde mich gegen Euch durch ein Lösegeld nicht jeder Schuld überhoben glauben. Es komme zwischen den beiden Staaten ein am Ende

unvermeidlicher Friede, und ich werde, wenn ich mich Euch nicht selbst geben kann, wenigstens für Euch eben so viel oder mehr Ehren und Würden erlangen, als Ihr wünschen könntet, wenn Ihr mein Gemahl wäret. Seid großmütig, Mylord, und ich werde dankbar sein.«

»Ich errate Euren Gedanken, Madame«, versetzte Wentworth mit Bitterkeit. »Doch ich bin zugleich uneigennütziger und ehrgeizigen als Ihr glaubt. Von allen Schätzen des Weltalls wünsche ich nur Euren Besitz.«

»Dann ein letztes Wort, Mylord, das Ihr vielleicht begreifen werdet«, sprach Diana zugleich verwirrt und stolz. »Mylord, ein Anderer liebt mich.«

»Und Ihr bildet Euch ein, ich werde Euch diesem Nebenbuhler überliefern, indem ich Euch frei ziehen lasse!« rief Lord Wentworth außer sich. »Nein! er soll wenigstens eben so unglücklich sein, als ich! noch unglücklicher, denn er wird Euch nicht sehen, Madame. Von diesem Tage an können Euch nur drei Ereignisse befreien: entweder mein Tod, doch ich bin jung und kräftig; oder ein Friede zwischen Frankreich und England, doch die Kriege zwischen Frankreich und England dauern, wie Ihr wißt, hundert Jahre; oder die Einnahme von Calais, Calais aber ist uneinnehmbar. Wenn nicht einer dieser beinahe verzweifelten Fälle eintritt, werdet Ihr, glaube ich, lange meine Gefangene sein, denn ich habe Lord Grey alle seine Rechte auf Euch abgekauft, und ich will Euch nicht gegen Lösegeld herausgeben und wäre dieses Lösegeld ein Kaiserreich! Was aber die Flucht betrifft, so werdet Ihr wohl tun, nicht daran zu denken; denn ich bin es, der Euch bewacht, und Ihr werdet sehen, was für ein aufmerksamer und sicherer Kerkermeister ein Mann ist, welcher liebt.«

Nach diesen Worten entfernte sich Lord Wentworth mit einer tiefen Verbeugung und ließ Diana ganz zitternd und trostlos zurück.

Sie beruhigte sich erst ein wenig bei dem Gedanken, der Tod wäre eine gewisse Zuflucht und bliebe in äußersten Gefahren dem Unglücklichen immer offen.

XVIII.

Das Haus des Waffenschmieds.

Das Haus von Pierre Peuquoy bildete die Ecke der Rue du Martiroi und des Marktplatzes. Auf zwei Seiten stützte es sich auf starke hölzerne Pfeiler, wie man solche in Paris noch in den Hallen sieht. Es hatte zwei Stockwerke. An seiner Facade spielten das Holz der Backstein und der Schiefer seltsam in zugleich launenhaften und regelmäßigen Arabesken. Dabei boten die Fenstergesimse und die dicken Balken bizarre Figuren von Tieren mit lustigem Blätterwerk umgeben, Alles naiv und plump, doch nicht ohne Erfindung und Leben. Das breite und hohe Dach stand hinreichend vor, um eine äußere Galerie mit Geländerdocken zu beschützen, welche wie bei den Sennhütten der Schweiz um den ersten Stock lief.

Über der Glastüre des Ladens hing das Schild, eine Art von hölzerner Fahne, auf der ein schauerhaft gemalter Krieger den Gott Mars vorstellen wollte, wobei ihn ohne Zweifel die Inschrift: *»Dem Gotte Mars. Pierre Peuquoy, Waffenschmied.«* zu unterstützen hatte.

Eine vollständige Rüstung, Helm, Panzer, Armschienen und Beinschienen, diente unten an der Türe als sprechendes Schild für diejenigen Edelleute, welche nicht lesen konnten.

Überdies konnte man durch die in Blei eingelassenen Glasscheiben des Vorderteils vom Laden trotz der Dunkelheit der Magazine noch andere Rüstungen, so wie Angriffs- und Verteidigungswaffen aller Art erschauen. Die Schwerter besonders machten sich durch Anzahl, Verschiedenheit und Reichtum bemerkbar.

Zwei unter den Pfeilern sitzende Lehrbursche riefen die Vorübergehenden an und boten ihnen die Waren unter den lockendsten Einladungen.

Der Waffenschmied Pierre Peuquoy selbst verweilte majestätisch entweder in der Hinterbude, welche auf den Hof ging, oder in seiner im Hintergrunde desselben Hofes errichteten

Schmiede. Er kam nur, wenn ein durch das Geschrei der Lehrlinge oder vielmehr durch den Ruf von Peuqouy angelockter Kunde von Bedeutung nach dem Meister verlangte.

Besser beleuchtet als das Magazin, diente die Hinterbude zugleich als Wohnstube und als Speisezimmer. Sie war überall mit Eichenholz ausgetäfelt und mit einem viereckigen Tische mit gedrehten Füßen, mit gepolsterten Stühlen und einer herrlichen Lade meubliert, worauf das *Meisterstück* von Pierre Peuqouy, von ihm unter den Augen seines Vaters ausgeführt, als er zum Meister aufgenommen wurde; dies war eine reizende Rüstung in Miniature, ganz mit Gold damasziert und von der feinsten, zartesten Arbeit. Man vermöchte sich nicht zu denken, wie viel Kunst und Geduld es gebraucht hatte, um die Vollendung eines solchen Kleinods zu erlangen.

Eine der Lade gegenüber im Tafelwerk angebrachte Nische enthielt eine Gipsstatue der Jungfrau, umgeben von geweihtem Buchs. Der fromme Geist waltete so beständig im Familiensaale.

Ein anderes rückwärts liegendes Gefäß wurde beinahe gänzlich von dem Gehäuse einer steilen hölzernen Treppe eingenommen, welche nach den oberen Stockwerken führte.

Entzückt, den Vicomte d'Exmés und Jean Peuqouy bei sich zu empfangen, wollte Pierre Peuqouy den ersten Stock durchaus Gabriel und seinem Vetter einräumen. Hier waren also die Zimmer der Gäste. Er selbst bewohnte den zweiten Stock mit seiner jungen Schwester Babette und seinen Kindern. Man hatte im zweiten Stock auch den verwundeten Stallmeister Arnauld du Thill einquartiert. Die Lehrlinge und Gesellen wohnten in den Dachkammern. In allen den bequemen und wohlgeschlossenen Zimmern bemerkte man, wenn nicht den Reichtum, doch wenigstens den Wohlstand und die gemächliche Einfachheit, wie sie zu allen Zeiten dem Altbürgertum eigentümlich war.

Bei Tische finden wir Gabriel und Jean Peuqouy wieder, denen ihr achtbarer Wirt vollends die Honneurs eines reichlichen Abendbrots machte. Babette bediente die Gäste. Die Kinder standen ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung.

»Ei, mein Gott! wie wenig eßt Ihr, gnädiger Herr, wenn ich es sagen darf«, sprach der Waffenschmied, »Ihr seid ganz sorgenvoll und Jean sieht ganz nachdenkend aus. Wenn die Bewirtung

mittelmäßig ist, so ist doch das Herz, welches sie bietet, gut. Nehmt doch wenigstens von diesen Trauben, sie sind ziemlich selten in unserer Gegend. Ich weiß von meinem Großvater, der es von dem seinigen gehört hatte, daß früher zur Zeit der Franzosen der Weinstock in Calais edel und die Traube golden war. Doch seitdem die Stadt englisch ist, täuscht sich die Traube und glaubt, sie sei in England, wo sie nicht reif zu werden pflegt.«

Gabriel konnte sich des Lächelns nicht enthalten bei den seltsamen Schlüssen der Vaterlandsliebe des braven Pierre.

»Wohl«, sagte er, sein Glas erhebend, »ich trinke aus die Reife der Trauben in Calais!«

Man kann sich denken, ob die Peuquoy einen solchen Toast herzlich erwiderten! Als das Abendbrot vorüber war, sprach Pierre das Dankgebet, welches seine Gäste stehend und mit entblößtem Haupte anhörten. Die Kinder wurden sodann ins Bett geschickt.

»Du auch, Babette, Du kannst Dich nun auch entfernen«, sprach der Waffenschmied zu seiner Schwester. »Wache darüber, daß die Lehrburschen da oben nicht zu viel Lärmen machen, und ehe Du in Dein Zimmer gehst, begib Dich mit Gertrude in das des Stallmeisters vom Herrn Vicomte, um nachzusehen, ob der Kranke nicht noch etwas braucht.«

Die hübsche Babette errötete, machte einen Bückling und ging hinaus.

»Nun sind wir drei allein, mein lieber Vetter«, sagte Pierre zu Jean, »und wenn Ihr mir eine geheime Mitteilung zu machen habt, so bin ich bereit, sie zu hören.«

Gabriel schaute Jean Peuquoy erstaunt an; dieser aber erwiderte mit seiner ernstesten Miene:

»In der Tat, Pierre, ich sagte Euch, ich hätte über wichtige Dinge mit Euch zu reden.«

»Ich will mich entfernen«, sprach Gabriel.

»Verzeiht, Herr Vicomte.« erwiderte Jean, »Eure Gegenwart bei dieser Unterredung ist nicht nur nützlich sondern notwendig, denn ohne Eure Mitwirkung vermöchten die Pläne, welche ich Jean anzuvertrauen habe, nicht zum Ziele zu gelangen.«

»Ich höre Euch also, Freund«, sagte Gabriel wieder in seine traurige Träumerei versinkend.

»Ja, gnädiger Herr«, sprach der Bürger, »ja, hört uns, und indem Ihr uns hört, werdet Ihr das Haupt mit Hoffnung und, wer weiß? mit Freude erheben.«

Gabriel lächelte traurig bei dem Gedanken, daß, während er fern von der Freiheit seines Vaters, fern von der Liebe von Diana zurückgehalten wurde, die Freude für ihn wie ein abwesender Freund sein sollte. Nichtsdestoweniger wandte sich der mutige junge Mann gegen Jean und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könne anfangen.

Dann sprach Jean mit ernstem Tone zu Pierre:

»Vetter und mehr als Vetter, Bruder, es ist an Euch, zuerst zu sprechen, um dem Herrn Vicomte d'Exmés zu zeigen, in welchem Grade man auf Eure Vaterlandsliebe bauen kann. Sagt uns, Pierre, in welchen Gefühlen gegen Frankreich Euer Vater Euch erzogen hat und selbst von seinem Vater erzogen worden war. Sagt uns, ob Ihr, Engländer durch die Gewalt, je dem Herzen nach Engländer gewesen seid. Sagt uns, ob Ihr eintretenden Falles Euer Blut und Eure Unterstützung dem alten Vaterlande Eurer Ahnen, oder dem neuen, das man ihnen auferlegt hat, schuldig zu sein glauben würdet.«

»Jean«, antwortete der andere Bürger mit eben so viel Feierlichkeit, als sein Vetter, »ich weiß nicht, wenn mein Name und mein Geschlecht englisch wären, was ich denken und fühlen würde; aber ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn eine Familie, wäre es auch nur einen Augenblick, vor mehr als zweihundert Jahren französisch gewesen ist, jede andere fremde Herrschaft den Mitgliedern dieser Familie unerträglich bleibt, und ihnen hart vorkommt wie die Sklaverei und bitter wie die Verbannung. Derjenige von meinen Ahnen, Jean, welcher Calais in die Gewalt des Feindes fallen sah, sprach in Gegenwart seines Sohnes von Frankreich nie anders als mit Tränen und von England nie anders als mit Haß. Sein Sohn hat dasselbe bei dem seinigen getan und das doppelte Gefühl des Bedauerns und der Abneigung hat sich von Geschlecht auf Geschlecht übertragen, ohne schwächer zu werden oder sich zu verändern. Die Luft unserer alten bürgerlichen Häuser bewahrt es. Der Pierre Peugouy vor zwei Jahrhunderten lebt in dem Pierre Peugouy von heute wieder auf, und wie ich denselben französischen Namen habe, so habe ich

dasselbe französische Herz, Jean. Die Schmach ist von gestern und so auch der Schmerz. Sagt nicht, Jean, ich habe zwei Vaterländer, es gibt nur eines und kann nur eines geben, und sollte ich zwischen dem Lande wählen, dem mich die Menschen unterworfen, und dem Lande, das Gott mir gegeben hatte, glaubt mir, ich würde nicht zögern.«

»Hört Ihr, gnädiger Herr« rief Jean sich an den Vicomte d'Exmés wendend.

»Ja, Freund, ja ich höre, und das ist gut, es ist edel!« antwortete d'Exmés ein wenig zerstreut.

»Doch ein Wort, Pierre«, sagte Jean Peuquoy; »nicht wahr, leider denken unsere ehemaligen Landsleute hier nicht alle wie Ihr? Ihr seid ohne Zweifel nach Verlauf von zweihundert Jahren das einzige Kind Frankreichs, das nicht gegen das Mutterland undankbar geworden ist?«

»Ihr täuscht Euch, Jean«, erwiderte der Waffenschmied. »Ich habe im Allgemeinen und nicht für mich allein gesprochen. Ich sage nicht, daß alle diejenigen, welche einen französischen Namen besitzen, ihren Ursprung nicht vergessen haben; doch viele bürgerliche Familien lieben und beklagen stets Frankreich und aus diesen Familien wählen die Peuquoy gern ihre Frauen. Seht, in den Reihen der Bürgergarde von Calais, zu der ich wider Willen gehöre, würde mancher Bürger eher seine Hellebarde zerbrechen, als sie gegen einen französischen Soldaten kehren.«

»Es ist gut, daß man das weiß!« murmelte Jean Peuquoy, sich die Hände reibend. »Sagt mir, Vetter, Ihr müßt einen Grad bei dieser Bürgergarde haben. So wie Ihr geliebt und geachtet seid, versteht sich das von selbst!«

»Nein, ich habe jeden Grad ausgeschlagen, um mich jeder Verantwortlichkeit zu überheben.«

»Desto schlimmer und desto besser! Ist der Dienst, den man Euch auferlegt, sehr anstrengend? Erneuert er sich oft?«

»Ja, die Frohne ist ziemlich häufig und hart, weil an einem Platze wie Calais die Garnison nie zureicht, und ich bin meistens den 5. von jedem Monat kommandiert.«

»Regelmäßig den 5. von jedem Monat, Pierre? Diese Engländer sind sehr unklug, daß sie auf eine so feste Art den

Dienst von Jedem bestimmen.«

»Ah!« entgegnete der Waffenschmied den Kopf schüttelnd, »nach einem Besitz von zweihundert Jahren ist keine Gefahr. Und da sie nichtsdestoweniger der Bürgergarde ein wenig mißtrauen, so überlassen sie ihr nur zwei völlig uneinnehmbare Posten. Ich bin immer auf der Plattform des Turmes Oktagon genannt, der von der See besser verteidigt wird, als von mir, und dem sich vom Gewässer aus nur die Möven allein nähern können.«

»Ah! Ihr habt immer am 5. jedes Monats die Wache auf dem Turme Oktagon?«

»Ja, von vier bis sechs Uhr Morgens. Das ist die Stunde, die mich der Viertelsmeister wählen ließ, und die ich vorziehe, weil ich um diese Stunde drei Viertel des Jahres den Reflex des Sonnenaufgangs auf dem Ozean sehe, was auch für einen armen Gewerbsmann, wie ich bin, ein göttliches Schauspiel ist.«

»In der Tat ein so göttliches Schauspiel, Pierre«, sagte Jean Peuquoy, die Stimme dämpfend, »daß, wenn trotz der uneinnehmbaren Stellung ein kühner Abenteurer von dieser Seite Euren Turm Oktagon zu erklettern versuchen wollte, Ihr es, ich wette, nicht sehen würdet, dergestalt wäret Ihr in Eure Betrachtung vertieft.«

Pierre schaute seinen Vetter erstaunt an und erwiderte, nachdem er eine Minute gezögert:

»Es ist wahr, ich würde ihn nicht sehen; denn ich wüßte, daß nur ein Franzose ein Interesse haben kann, in die Stadt zu dringen, und da ich als ein Gezwungener gegen diejenigen, welche mich zwingen, zu nichts verpflichtet bin, so würde ich eher, als daß ich den Gefangenen zurückstieße, ihm vielleicht herein helfen.«

»Gut gesagt, Pierre!« rief Jean Peuquoy. »Ihr seht, gnädiger Herr, daß Pierre ein treu ergebener Franzose ist.« fügte er sich an Gabriel wendend bei.

»Ich sehe es. Meister«, antwortete dieser, stets unwillkürlich unaufmerksam bei einem Gespräch, das ihm unnütz zu sein schien. »Ich sehe es, doch ach! wozu soll diese Ergebenheit nützen?«

»Wozu nützen? ich will es Euch sagen«, erwiderte Jean

Peuquoy, »denn ich denke, es ist nun die Reihe an mir, zu sprechen. Wenn Ihr wollt, Herr Vicomte, können wir an Calais unsere Entschädigung für Saint-Quentin nehmen. Ganz stolz auf einen zweihundertjährigen Besitz, entschlummern die Engländer in einer trügerischen Sicherheit; diese Sicherheit muß ihnen zum Verderben gereichen. Wir haben, wie der gnädige Herr sieht; völlig bereite Hilfsgenossen am Platze. Wir wollen diesen Plan reifen lassen; Eure Vermittlung bei denjenigen, welche die Macht haben, unterstütze uns, und meine Vernunft, mehr noch mein Instinkt sagt mir, daß ein kühner Handstreich uns wieder zu Herren der Stadt machen würde. Ihr hört mich, nicht wahr, gnädiger Herr?«

»Ja, ja, gewiß«, antwortete Gabriel, der in der Tat nicht hörte, den aber dieser unmittelbare Aufruf aus seiner Träumerei erweckte, »ja, Euer Vetter will zurückkehren, nicht wahr? in unser schönes Frankreich, in eine französische Stadt versetzt werden, nach Amiens zum Beispiel? Nun! ich werde mit Lord Wentworth sprechen und auch mit Herrn von Guise. Die Sache läßt sich machen und meine Vermittlung, die Ihr in Anspruch nehmt, soll Euch nicht fehlen. Fahrt fort, Freund. Ich bin ganz der Eure. Gewiß höre ich.«

Und er versank wieder in, seine mächtige Zerstreutheit.

Denn die Stimme, die er in diesem Augenblick hörte, war in der Tat nicht die von Jean Peuquoy, nein; es war in seinem Innern die von Heinrich II., wie er, nachdem ihm Coligny die Geschichte von der Belagerung von Saint-Quentin erzählt, den Befehl gab, auf der Stelle den Grafen von Montgomery freizulassen. Dann war es die Stimme seines Vaters, der ihm noch düster und eifersüchtig bezeugte, Diana sei die Tochter seines gekrönten Nebenbuhlers. Endlich war es die Stimme von Diana selbst, welche nach so vielen Prüfungen ihm sagen und von der er das erhabene göttliche Wort hören durfte: »Ich liebe Dich.«

Man begreift, daß er bei diesem süßen Traume nur die Hälfte der gewagten und siegreichen Pläne von Jean Peuquoy hören konnte.

Doch der ernste Bürger mußte sich verletzt fühlen durch die geringe Aufmerksamkeit, welche Gabriel seinem Plane schenkte, der gewiß groß und mutig war, und er sprach daher mit Bitterkeit:

»Wenn der gnädige Herr meiner Rede ein etwas minder zerstreutes Ohr zu leihen die Gute gehabt hätte, so würde er gesehen haben, daß die Gedanken von mir und Peuqouy weniger persönlich und weniger mittelmäßig sind, als er voraussetzt . . . «

Gabriel antwortete nicht.

»Er hört Euch nicht, Jean«, sagte Pierre auf seinen abermals in Gedanken versunkenen Gast deutend, »er hat vielleicht auch seinen Plan, seine Leidenschaft . . . «

»Die seinige ist nicht uneigennütziger, als die unsrige«, versetzte Jean ärgerlich. »Ich würde sogar sagen, sie sei selbstsüchtig, wenn ich diesen edlen Herrn nicht der Gefahr mit einer Art von Mut trotzen und sogar sein Leben hätte aussetzen sehen, um das meinige zu retten. Gleichviel! er hätte mich anhören müssen, da ich für das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes sprach. Doch ohne ihn wären wir, trotz unseres Eifers, nur unnütze Werkzeuge, Pierre. Wir haben nur das Gefühl! der Geist fehlt uns und die Macht.«

»Gleichwohl war das Gefühl gut, denn ich habe Dich verstanden und begriffen, Bruder!« sprach der Waffenschmied.

Und die zwei Vetter drückten sich feierlich die Hand.

»Mittlerweile müssen wir auf unsere Cimäre verzichten oder sie wenigstens vertagen«, sagte Jean Peuqouy, »denn was vermag der Arm ohne den Kopf? was vermag das Volk ohne den Adel?«

Dieser Bürger der alten Zeit fügte mit einem seltsamen Lächeln bei:

»Bis zum Tage, wo das Volk zugleich der Arm und der Kopf sein wird.«



Diane von Poitiers

XIX.

Worin zahlreiche Ereignisse mit viel Kunst zusammengefaßt sind.

Drei Wochen waren vergangen, man hatte die letzten Tage des Septembers erreicht und, keine bemerkenswerte Veränderung hatte sich in der Lage der verschiedenen Personen dieser Geschichte ergeben.

Jean Peuquoy bezahlte natürlich Lord Wentworth das schwache Lösegeld, zu dem er sich taxieren zu lassen gewußt hatte. Es wurde ihm überdies Erlaubnis erteilt, sich in Calais ansässig zu machen. Wir müssen indessen sagen, daß er sich keines Wegs beeilte, eine neue Werkstätte einzurichten und seine Arbeit zu beginnen. Er schien sehr neugieriger und sehr sorgloser

Natur zu sein, der ehrliche Bürger! und man sah ihn vom Morgen bis zum Abend auf den Wällen herumlungern und mit den Soldaten der Garnison plaudern, ohne daß er sich um die Weberei bekümmerte, gerade als wäre er Abt oder Mönch.

Indessen hatte er seinen Vetter Pierre Peuquoy nicht zu seinem Müßiggang verlocken können oder wollen, und nie hatte der geschickte Schmied mehr und schönere Waffen geliefert.

Gabriel wurde von Tag zu Tag trauriger. Es gelangten zu ihm von Paris aus nur allgemeine Nachrichten. Frankreich fing an zu atmen. Die Spanier und die Engländer hatten mit der Einnahme von Nestern eine unwiederbringliche Zeit verloren; das Land war im Stande gewesen, wieder zu sich zu kommen, und Paris und der König waren gerettet. Diese Nachrichten, zu deren besserem Inhalt die heldenmütige Verteidigung von Saint-Quentin nicht wenig beigetragen hatte, erfreuten Gabriel allerdings; aber von Heinrich II. von Coligny, von seinem Vater, von Diana kein Wort! Das verfinsterte seine Stirne und hinderte ihn, wie er es vielleicht bei jeder andern Veranlassung getan hätte, sich dem freundschaftlichen Entgegenkommen von Lord Wentworth hinzugeben.

Der umgängliche und mittheilsame Gouverneur schien wirklich eine Freundschaft für seinen Gefangenen zu fassen. Die Langweile und seit einigen Tagen ein wenig Traurigkeit trugen ohne Zweifel zu dieser Sympathie bei. In dem verdrießlichen Calais war die Gesellschaft eines jungen und geistreichen Edelmanns vom französischen Hofe eine kostbare Zerstreuung. Lord Wentworth ließ auch nie zwei Tage vergehen, ohne daß er dem Vicomte d'Exmés Besuch machte, und er wollte ihn wenigstens dreimal in der Woche bei Tische sehen. Eine im Ganzen lästige Zuneigung, denn der Gouverneur schwur lachend, er würde seinen Gefangenen nur bei der äußersten Notwendigkeit freigeben, er würde sich nie darein fügen, ihn auf Ehrenwort zu entlassen, und nur wenn ihm der letzte Taler des Lösegelds von Gabriel gebührender Maßen bezahlt wäre, würde er sich der harten Unvermeidlichkeit, sich von einem so teuren Freunde zu trennen, unterziehen.

Da dies im Grunde sehr wohl nur eine elegante, vornehme Art des Mißtrauens sein konnte, so sollte Gabriel nicht auf eine

Änderung dringen und litt, in seinem Zartgefühl, ohne sich zu beklagen, in Erwartung der Wiedergenesung seines Stallmeisters, der, wie man sich erinnern wird, das für die Freilassung des Vicomte d'Exmés festgestellte Lösegeld in Paris holen sollte.

Doch Martin-Guerre oder vielmehr sein Ersatzmann Arnauld du Thill erholte sich nur sehr langsam. Der Chirurg, welchen man mit Heilung der Wunde beauftragt, die der Bursche in einem Streit erhalten hatte, entfernte sich jedoch nach einigen Tagen mit der Erklärung, seine Aufgabe sei vollbracht und sein Kranker völlig wiederhergestellt. Ein paar Tage Ruhe und die Pflege der hübschen Babette, der Schwester von Pierre Peuquoy würden genügen, die Heilung zu vollenden, wenn sie überhaupt noch einer Vollendung bedürfte.

Auf diese Versicherung kündigte Gabriel seinem Stallmeister an, er habe am zweiten Tag ohne Verzug nach Paris abzureisen. Doch am zweiten Tage beklagte sich Arnauld du Thill über Nebel vor den Augen und über Schwindel, was ihn sicherlich gefährlichen Stürzen aussetzte, wenn er nur einige Schritte ohne die gewohnte Unterstützung von Babette machen würde. Ein neuer Aufschub von zwei Tagen erbeten und bewilligt. Aber nach Verlauf dieser Zeit lähmte eine Art allgemeiner Müdigkeit dem unglücklichen Arnauld Arme und Beine; er mußte diese, sicherlich durch sein Leiden veranlaßte, Müdigkeit durch Bäder und eine sehr strenge Diät bekämpfen. Diese Lebensordnung hatte sodann eine so große Schwäche zur Folge, das eine weitere Frist unerläßlich schien, um ein treuen Stallmeister Zeit zu lassen, seine Kräfte durch stärkende Mittel und ein wenig edlen Wein wiederherzustellen. Babette, seine Krankenwärterin, schwur wenigstens Gabriel weinend, wenn er von Martin-Guerre eine unmittelbare Abreise forderte, so würde er ihn der Gefahr, unter Weges vor Entkräftung zu sterben, aussetzen.

Diese seltsame Wiedergenesung verlängerte sich weit über die Krankheit und es vergingen trotz der Sorge, ein Boshafter würde sagen, durch die Sorge von Babette zwei Wochen Tag für Tag gewonnen, was beinahe einen Monat seit der Ankunft von Gabriel in Calais ausmachte.

Doch dies konnte nicht mehr länger währen. Gabriel wurde am Ende ungeduldig, und Arnauld du Thill selbst, der am Anfang mit

dem besten Willen der Welt Ausflüchte suchte und fand, erklärte nun der in Tränen zerfließenden Babette mit einer anmaßenden und siegreichen Miene, er könnte es nicht wagen, seinen Herrn unzufrieden zu machen, und es wäre am Ende das Beste, so schnell als möglich abzureisen, um so bald als möglich wieder zurückzukommen. Die roten Augen und die niedergeschlagene Miene der armen Babette bewiesen, daß dieser Grund ihr nicht einleuchtete.

Am Vorabend des Tages, an welchem Arnauld du Thill nach seiner förmlichen Erklärung sich auf den Weg nach Paris begeben sollte, speiste Gabriel bei Lord Wentworth.

Der Gouverneur schien noch mehr Schwermut als gewöhnlich abschütteln zu müssen, denn er steigerte seine gezwungene Heiterkeit bis zur Tollheit.

Als er Gabriel verließ, nachdem er ihn bis zu dem zu dieser Stunde nur durch eine Lampe beleuchteten Vorplatze begleitet hatte, sah der junge Mann in dem Augenblick, wo er sich in seinen Mantel hüllte, um wegzugehen, eine von den Türen, welche auf diesen Vorplatz führten, sich öffnen. Eine weibliche Person, in der Gabriel eine von den Kammerfrauen des Hauses erkannte, schlüpfte, einen Finger der linken Hand auf den Lippen, zu ihm, reichte ihm mit der rechten Hand ein zusammengefaltetes Papier und flüsterte:

»Für den französischen Edelmann, welchen Lord Wentworth oft empfängt.«

Und ehe Gabriel in seinem Erstaunen Zeit gefunden, sie zu befragen, hatte sie schon die Flucht ergriffen.

Hierdurch sehr gereizt, seiner Natur nach ein wenig neugierig und ziemlich unvorsichtig, dachte der junge Mann, er hätte eine Viertelstunde Weges in der Dunkelheit zu machen, ehe er das Billett nach Bequemlichkeit in seinem Zimmer lesen könnte, und das hieße sehr lang auf den Schlüssel zu einem Rätsel warten, das piquant zu sein schien. Ohne viel Umstände zu machen und um sogleich zu erfahren, woran er sich zu halten hätte, schaute er umher, Und als er sah, daß er allein war, näherte er sich der rauchigen Lampe, entfaltete das Billett und las, nicht ohne eine gewisse Gemütsbewegung:

»Mein Herr, ich kenne Euch nicht, ich habe Euch nie gesehen, doch eine von den Frauen, die mich bedienen, sagt mir, Ihr seid Franzose wie ich und gefangen wie ich. Das verleiht mir den Mut, Euch in meiner Not anzurufen. Ihr seid ohne Zweifel gegen Lösegeld angenommen. Ihr werdet wahrscheinlich bald nach Paris zurückkehren. Ihr werdet dort die Meinigen sehen, welche nicht wissen, was aus mir geworden ist. Ihr könnt ihnen sagen, wo ich bin, Lord Wentworth halte mich zurück, ohne mir eine Mitteilung gegen irgend eine lebende Seele zu gestatten, ohne einen Preis für meine Freiheit annehmen zu wollen; er mißbrauche das grausame Recht, das ihm meine Lage gebe, und spreche mir jeden Tag von einer Liebe, die ich mit Abscheu zurückweise, welche aber gerade diese Verachtung und die Gewißheit, ungestraft zu bleiben, bis zum Verbrechen aufstacheln können. Ein Edelmann und besonders ein Landsmann ist mir gewiß in dieser trostlosen Lage seinen Beistand schuldig; doch ich will Euch auch sagen, wer ich bin, damit diese Pflicht . . . «

Der Brief war hier abgebrochen und nicht unterzeichnet. Ein unerwartetes Hindernis, ein plötzlicher Zufall hatte ohne Zweifel die Unterbrechung veranlaßt, und dennoch hatte man ihn selbst unvollendet abschicken wollen, um nicht eine kostbare Gelegenheit vorübergehen zu lassen, und weil er auch unvollständig immer noch Alles sagte, was er sagen wollte, außer dem Namen der Frau, der man auf eine so unwürdige Weise Zwang antat.

Diesen Namen wußte Gabriel nicht, Die zitternde, hastige Handschrift vermochte er nicht zu erkennen, und dennoch war eine seltsame Unruhe, ein, unerhörtes Vorgefühl in sein Herz gedrungen. Und ganz bleich von innerer Aufregung näherte er sich der Lampe, um das Billett noch einmal genauer zu lesen, als sich eine andere Türe öffnete und Lord Wentworth Durchgang gewährte, der, einen kleinen Pagen voran, über den Vorplatz schritt, um sich in sein Zimmer zu begeben.

Als er Gabriel erblickte, den er fünf Minuten zuvor herausbegleitet hatte, blieb der Gouverneur erstaunt stehen.

»Was habt Ihr, mein Freund?« fragte er mit der Teilnahme, die

er gewöhnlich gegen ihn offenbarte. »Was hat Euch zurückgehalten? Ich hoffe, es ist wenigstens kein Unfall, keine Unpässlichkeit?«

Der redliche junge Mann reichte, ohne ihm zu antworten, Lord Wentworth das Billett, das er empfangen hatte. Der Engländer warf einen Blick darauf und wurde bleicher als Gabriel, doch er wußte seine Kaltblütigkeit zu behaupten, und während er sich stellte, als läse er, bildete er geschickt seine Antwort.

»Die alte Tolle!« sagte er, indem er das Billett zerknitterte, und mit einer gut gespielten Verachtung auf den Boden warf.

Kein Wort konnte schneller und besser Gabriel entzaubern, der so eben noch in die aufregendsten Träume versunken gewesen, und in Beziehung aus die Unbekannte nun schon sehr abgekühlt war. Doch er ergab sich nicht sogleich und sprach mit einem gewissen Mißtrauen:

»Ihr sagt mir nicht, wer die Gefangene ist, die Ihr hier wider ihren Willen zurückhaltet, Mylord?«

»Wider ihren Willen, ich glaube wohl!« versetzte Lord Wentworth mit ungezwungenem Tone. »Es ist eine Verwandtin meiner Frau, ein verrücktes Gehirn, wie man nur eines in der Welt finden kann; die Familie wollte sie aus England entfernen, und man hat sie zu meinem großen Mißvergnügen meiner Obhut in dieser Stadt übergeben, wo die Bewachung für die Wahnsinnigen ebenso wohl als für die Gefangenen leichter ist. Da Ihr in dieses Familiengeheimnis eingedrungen seid, so will ich Euch lieber sogleich sagen, wie sich die Sache verhält. Die Manie von Lady Howe, welche zu viel Ritterromane gelesen hat, besteht darin, daß sie sich trotz ihrer fünfzig Jahre und ihrer grauen Haare, für eine unterdrückte und verfolgte Heldin hält, und mittelst mehr oder minder gut erfundenen Fabeln jeden jungen und galanten Edelmann, der in ihrem Bereiche vorübergeht, für ihre Sache interessieren will. Gott verdamme mich! Gabriel, es scheint, die Märchen meiner alten Tante rührten Euch. Gesteht nur, mein armer Freund, das Sendschreiben beunruhigte Euch ein wenig?«

»Ihr müßt selbst zugeben, die Geschichte ist seltsam, Mylord«, erwiderte Gabriel ziemlich kalt, »Ihr habt, so viel ich weiß, nie von dieser Verwandtin gesprochen?«

»In der Tat, nein, man ist in der Regel nicht bemüht, Fremde in seine inneren Angelegenheiten einzuweihen.«

»Aber warum nennt sich Eure Verwandtin eine Französin?«

»Ei! wahrscheinlich, um Eure Teilnahme zu erregen«, erwiderte Lord Wentworth mit einem Lächeln, das gezwungen zu werden anfang.

»Aber die Liebe, von der sie erfüllt zu sein behauptet. Mylord?«

»Illusionen einer Alten, welche Erinnerungen mit Hoffnungen verwechselt«, antwortete Lord Wentworth nicht ohne eine gewisse Ungeduld kundzugeben.

»Und um die Lächerlichkeit zu vermeiden, nicht wahr, Mylord, haltet Ihr sie vor Aller Blicken verborgen?«

»Ah! das sind viele Fragen!« sagte Lord Wentworth, die Stirne faltend, jedoch ohne loszubrechen. »Ich wußte nicht, daß Ihr in diesem Grade fragsam seid. Doch es ist ein Viertel nach neun Uhr, und ich rate Euch, nach Hause zu gehen, ehe die Ruheglocke geläutet wird; denn Eure Freiheiten eines Gefangenen auf Ehrenwort dürfen sich nicht so weit steigern, daß dadurch die Sicherheitsvorschriften von Calais verletzt werden. Wenn Euch Lady Howe so sehr interessiert, so können wir morgen das Gespräch über diesen Gegenstand wieder aufnehmen. Einstweilen bitte ich um Stillschweigen über diese zarten Familiensachen und wünsche Euch einen guten Abend, Herr Vicomte.«

Hiernach grüßte der Gouverneur Gabriel und ging weg. Er wollte bis zum Ende seiner Herr bleiben, und befürchtete, sich zu sehr beleben, wenn das Gespräch fortdauern würde.

Nachdem er eine Minute geögert und nachgedacht hatte, verließ Gabriel das Hotel des Gouverneurs, um in das Haus des Waffenschmieds zurückzukehren. Doch Lord Wentworth hatte nicht hinreichend bis zum Ende an sich gehalten, um jeden Verdacht im Herzen von Gabriel zu beseitigen, und die Zweifel des jungen Mannes, welche ein geheimer Instinkt anfachte, erfaßten ihn abermals auf dem Wege.

Er beschloß fortan hierüber vollkommenes Stillschweigen gegen Lord Wentworth zu behaupten, der ihm sicherlich nichts mitteilen würde; dabei aber zu beobachten, zu fragen und sich zu

versichern, ob die unbekannte Dame nicht wirklich eine Landsmännin und die Gefangene des Engländers wäre.

»Aber, mein Gott! . . . « sagte Gabriel zu sich selbst, »wenn mir dies auf eine unverwerfliche Weise bewiesen würde, was könnte ich machen? Bin ich nicht selbst ein Gefangener hier? Sind mir nicht die Hände gebunden? Kann nicht Lord Wentworth diesen Degen von mir zurückverlangen, den ich nur durch seine Gefälligkeit trage? Das muß endigen, ich muß im Falle der Not aus dieser zweideutigen Stellung heraustreten können. Martin-Guerre muß entschieden und ohne Verzug abreisen. Ich will ihm selbst heute Abend den Befehl geben.«

Gabriel, dem ein Lehrling von Pierre Peuquoy öffnete, stieg in der Tat, statt wie gewöhnlich in seiner Wohnung im ersten Stock zu bleiben, in den zweiten Stock hinauf. Das ganze Haus schlief zu dieser Stunde, und Martin-Guerre schlief ohne Zweifel wie die Andern. Doch Gabriel wollte ihn werfen, um ihm seinen ausdrücklichen Willen einzuschärfen. Er ging indessen, ohne Geräusch zu machen, bis zu dem Zimmer seines Stallmeisters, um Niemand im Schlaf zu stören.

Der Schlüssel stak in der ersten Türe, und Gabriel öffnete sachte. Doch die zweite Türe war geschlossen, und Gabriel konnte nur durch den Verschlag Gelächter und den Lärmen von Gläsern hören, die man zusammenstieß. Er klopfte hastig an und nannte sich mit gebieterischem Tone. Sogleich trat ein Stillschweigen ein, und da Gabriel nur um so lauter rief, so zog Arnauld du Thill rasch seinem Herrn die Riegel. Aber er beeilte sich zu sehr und ließ einem Weiberock der durch eine Seitentüre entflohen, nicht Zeit, völlig vor dem Eintritt von Gabriel zu verschwinden.

Dieser glaubte, es wäre ein Liebschäftchen mit einer Magd des Hauses, und da der junge Mann im Ganzen von keiner übertriebenen Prüderie war, so konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, während er seinem Stallmeister einen Verweis gab.

»Ah! ah!« sagte er, »wir scheint, Martin, Du findest Dich besser, als Du vorgibst? ein bestellter Tisch drei Flaschen, zwei Gedecke! Ich glaube, der andere Gast ist durch mich in die Flucht gejagt worden. Gleichviel, ich habe hinreichend schlagende

Beweise von Deiner Genesung gesehen und bin überzeugt, daß ich Dir ohne alles Bedenken die Abreise auf morgen befehlen kann.«

»Das war, wie Ihr wißt, meine Absicht, gnädiger Herr«, erwiderte Arnauld du Thill, ziemlich verlegen, »ich nahm auch so eben Abschied . . . «

»Von einem Freunde? das gute Herz! doch man darf über der Freundschaft die Pflicht nicht vergessen, und ich verlange, daß Du morgen, ehe ich aufgestanden, auf der Straße nach Paris bist. Du hast den Paß vom Gouverneur, Dein Reisegerät ist seit einigen Tagen bereit, Dein Pferd ausgeruht wie Du, Deine Bügeltasche voll durch das Vertrauen unseres vortrefflichen Wirtes, der nur Eines bedauert, der würdige Mann! daß er mir nicht mein ganzes Lösegeld vorstrecken darf. Nichts fehlt Dir, Martin, und wenn Du morgen frühzeitig aufbrichst, kannst Du in drei Tagen in Paris sein. Du erinnerst Dich, was Du dort zu tun hast?«

»Ja, gnädiger Herr, ich gehe auf der Stelle in das Hotel der Rue des Jardins Saint-Paul; ich beruhige Eure Amme über Eure Person; ich verlange von ihr zehntausend Taler für Euer Lösegeld, ferner drei tausend weitere für Eure Ausgaben und Schulden hier, und als Unterpfand zeige ich ihr diese Zeile von Euch und Euren Ring.«

»Unnötige Vorsicht, Martin, denn meine gute Amme kennt Dich wohl, mein treuer Diener, doch ich habe Deinen Bedenklichkeiten nachgegeben, Mache nur, daß das Geld ein wenig schnell zusammengebracht wird, hörst Du?«

»Seid unbesorgt, gnädiger Herr, Sobald das Geld beisammen und Euer Brief an den Admiral übergeben ist, komme ich noch schneller hierher zurück, als ich abgereist bin.«

»Und keine schlimme Händel unter Weges!«

»Es ist keine Gefahr, gnädiger Herr.«

»Also, lebe wohl, Martin, und viel Glück.«

»Morgen bei Sonnenaufgang bin ich fern von Calais, und in zehn Tagen seht Ihr mich wieder.«

Arnauld du Thill hielt diesmal sein Versprechen. Er erlaubte nur am andern Morgen Babette, ihn bis um Thor der Stadt zu

begleiten. Hier umarmte er zum letzten Male, schwur ihr ebenfalls, sie würde ihn bald wiedersehen, gab dann seinem Pferde beide Sporen . . . im Ganzen mit sehr munterem Herzen, der Schel . . . und verschwand bald an der Ecke des Weges.

Die Arme beeilte sich, zurückzukehren, ehe ihr furchtbarer Bruder Pierre Peuqouy aufgestanden, aber sie war genötigt, sich für krank auszugeben, um nach ihrem Belieben allein in ihrer Kammer weinen zu können.«

Es wäre nunmehr schwer, zu sagen, ob sie oder Gabriel mit mehr Ungeduld auf die Rückkehr des Stallmeisters wartete.

Sie mußten Beide lange Zeit warten.

XX.

Wie Arnauld du Thill Arnauld du Thill in Noyon hängen ließ.

Arnauld du Thill begegnete am ersten Tag nichts Schlimmes und er verfolgte seinen Weg, ohne auf viele Hindernisse zu stoßen. Wohl fand er von Zeit zu Zeit feindliche Truppen, deutsche Ausreißer, entlassene Engländer, Spanier, so anmaßend wie ihr Sieg; denn in dem armen verwüsteten Frankreich gab es damals mehr Fremde als Franzosen. Doch allen diesen Leuten, die ihn auf der Landstraße befragten, zeigte Arnauld stolz seinen Paß, und alle respektierten nicht ohne Bedauern und Murren, den Besitzer der Unterschrift des Gouverneur von Calais.

Nichtsdestoweniger suchte am zweiten Tage, in der Gegend von Saint-Quentin, ein Detachement von Spaniern ihm eine Chicane entgegenzustellen, indem sie behaupteten, sein Pferd sei im Paß nicht mit inbegriffen, und es wäre vielleicht gut, dasselbe zu confiscieren. Doch der falsche Martin-Guerre entwickelte große Festigkeit, verlangte vor den Chef geführt zu werden, und man entließ den schwierigen Gesellen mit seinem Roß.

Dieses Abenteuer diente ihm indessen zur Lehre, und er beschloß, fortan die Truppen, denen er begegnen würde, so viel als möglich zu vermeiden. Das war nicht so leicht ausführbar; ohne seit der Einnahme von Saint-Quentin einen entscheidenden Vorteil davon zu tragen, hatte der Feind doch das ganze Land besetzt. Le Catelet, Ham, Noyon, Chauny gehörten ihm, und als Arnauld am Abend dieses zweiten Tags vor Noyon kam, mußte er sich, um jeder Verlegenheit zuvorzukommen, entschließen, die Stadt zu umgeben und erst im folgenden Dorfe Nachtlager zu nehmen.

Zu diesem Behufe mußte er aber die Landstraße verlassen. Arnauld kannte die Gegend schlecht, er verirrte sich und geriet, während er den Weg suchte, bei der Biegung eines Fußpfads, mitten in eine Truppe feindlicher Reiter, welche auch zu suchen schienen.

Wie groß aber war das Erstaunen von Arnauld, als er einen derselben, sobald er ihn erblickte, rufen hörte:

»Holla! he! sollte das nicht zufällig der elende Arnauld du Thill sein?«

»Wäre Arnauld du Thill zu Pferde?« sagte ein anderer Reiter.

»Großer Gott!« sprach erbleichend Arnauld zu sich selbst, »es scheint, man kennt mich hier, und wenn man mich kennt, bin ich verloren.«

Doch es war zu spät, um zurückzuweichen und zu fliehen. Zum Glück war es schon finstere Nacht geworden.

»Wer seid Ihr, und wohin wollt Ihr?« fragte ihn einer derselben.

»Ich heiße Martin-Guerre«, antwortete Arnauld zitternd, »ich bin der Stallmeister des Vicomte d'Exmés, der gegenwärtig Gefangener in Calais ist, und ich will in Paris sein Lösegeld holen. Hier ist der Paß von Mylord Wentworth, dem Gouverneur von Calais.«

Der Anführer der Truppe rief einen von seinen Leuten, der eine Fackel trug, und schickte sich an, den Paß von Arnauld mit allem Ernst zu untersuchen.

»Das Siegel ist authentisch und der Paß echt«, sagte er. »Ihr habt die Wahrheit gesprochen, Freund, und Ihr könnt Eures Weges ziehen.«

»Ich danke!« versetzte Arnauld atmend.

»Doch noch ein Wort, Freund. Solltet Ihr auf Eurem Wege einem Menschen, der zu fliehen schien, einem Schurken, einem Galgenvogel, der auf den Namen Arnauld du Thill antwortet, begegnet sein?«

»Ich kenne Arnauld du Thill gar nicht«, rief Arnauld du Thill hastig.

»Ihr kennt ihn nicht, Freund, doch Ihr hättet ihm auf diesen Pfaden begegnen können. Er ist von Eurem Wuchse und hat auch, soviel man bei diesem dunklen Abend beurteilen kann, Eure Tournure. Nur muß er nicht so gut gekleidet sein wie Ihr. »Er trägt einen braunen Mantel, einen runden Hut und graue Beinkleider, und muß sich in der Gegend, von der Ihr herkommt, verbergen, der Schuft! Oh! daß er uns in die Hände fiele, dieser Arnauld des Teufels!«

»Was hat er denn getan!« fragte Arnauld schüchtern.

»Was er getan hat? das ist das dritte Mal, daß er entspringt. Er behauptet, man mache ihm das Leben zu hart. Ich glaube es wohl. Bei seiner ersten Flucht hatte er die Geliebte seines Herrn entführt. Das verdiente Bestrafung, wie mir scheint. Und dann besitzt er nichts, um sein Lösegeld zu bezahlen. Man hat ihn verkauft und wiederverkauft, und Niemand will ihn mehr. Da er uns nichts mehr nützen kann, so ist es wenigstens billig, daß er uns belustige. Schon dreimal ist er entwichen Doch wenn wir ihn wieder erwischen, den Schurken . . . !«

»Was werdet Ihr mit ihm machen?« fragte Arnauld.

»Das erste Mal hat man ihn geschlagen, das zweite Mal hat man ihn halb umgebracht, das dritte Mal hängt man ihn auf.«

Man hängt ihn auf« wiederholte Arnauld erschrocken.

»Auf der Stelle, Freund, und ohne eine Prozeßform. Er gehört uns. Es wird uns belustigen und ihm eine Lehre geben. Schau rechts, Freund. Siehst Du jenen Galgen? Nun dort hängen wir Arnauld du Thill sogleich auf, wenn es uns gelingt, wieder seiner habhaft zu werden.«

»Alle Wetter!« rief Arnauld mit einem etwas gezwungenen Gelächter.

»Es ist, wie ich Dir sage, Freund, und wenn Du den Burschen triffst, nimm ihn fest und führe ihn hierher; wir werden für den Dienst erkenntlich sein. hiernach glückliche Reise!«

Sie entfernten sich. Wieder beruhigt, rief ihnen Arnauld nach:

»Verzeiht, meine Herren, ein Dienst ist einen andern wert! ich habe mich verirrt und weiß nicht recht, wo ich bin. Orientiert mich doch ein wenig, wenn's beliebt.«

»Das ist sehr leicht, Freund-« sagte der Reiter. »Dort hinter Euch jene Mauern mit dem Schlupfthor, das Ihr vielleicht in der Dunkelheit unterscheidet, das ist Noyon. Ihr schaut zu sehr rechts! dort links beim Galgen, wo Ihr die Piken unserer Kameraden glänzen sehen müßt; denn an jenem Schlupfthor hat unsere Compagnie diese Nacht die Wache. Nun dreht Euch um, Ihr habt die Straße nach Paris durch den Wald vor Euch. Zwanzig Schritte von hier bildet die Straße eine Gabel. Ihr reitet rechts oder links, wie es Euch beliebt; von den beiden Wegen ist keiner

länger als der andere und beide laufen wieder an der Fähre der Oise eine Viertelmeile von hier zusammen. Habt Ihr übergesetzt, so reitet immer gerade aus, das erste Dorf ist Auvray eine Meile von der Fähre. Nun seid Ihr so gut unterrichtet, Freund, als wir selbst. Glückliche Reise!«

»Ich danke und wünsche guten Abend . . . « sagte Arnauld, sein Pferd in Trab setzend.

Die Auskunft, die man ihm gegeben hatte, war genau. Nach zwanzig Schritten fand er den Kreuzweg und ließ sein Pferd links gehen.

Die Nacht war dicht und der Wald ebenfalls. Doch nach zehn Minuten erreichte Arnauld eine Lichtung im Gehölze, und der Mond goß durch die perlmutterartigen Wolken einen schwachen Schimmer auf den Weg.

In diesem Augenblicke träumte der Stallmeister von der Angst, die er ausgestanden, und von dem seltsamen Abenteuer, durch das seine Kaltblütigkeit auf die Probe gestellt worden war.

Über die Vergangenheit beruhigt, sah er der Zukunft nicht ohne eine gewisse Schwermut entgegen.

»Es kann nur der wahre Martin-Guerre sein, auf den man so unter meinem Namen Jagd macht«, dachte er. »Doch wenn er entkommen ist, so werde ich ihn sogleich in Paris finden, den Galgenvogel, und es dürfte daraus ein seltsames Zusammentreffen erfolgen. Ich weiß wohl, daß mich die Unverschämtheit retten kann, sie kann mich aber auch in's Verderben stürzen. Welches Bedürfnis hatte dieser Bursche, zu entweichen? Er wird in der Tat sehr lästig, und es wäre eine Wohltat von unseren braven Feinden, wenn Sie ihn mir hängen würden. Er ist entschieden mein böser Geist.«

Dieser erbauliche Monolog dauerte noch fort, als Arnauld, der ein sehr scharfes und sehr geübtes Gesicht hatte. in einer Entfernung von etwa hundert Schritten vor sich einen Menschen oder vielmehr einen Schatten erblickte oder zu erblicken glaubte, der bei seiner Annäherung rasch in einem Graben verschwand.

»Holla! abermals ein schlimmes Begegnen, irgend ein Hinterhalt«, dachte der kluge Arnauld.

Er suchte in das Gehölze zu gelangen, doch der Graben war für

den Reiter und das Pferd unübersteigbar. Er wartete einige Minuten und wagte es dann, genauer zu schauen. Das Gespenst, das sich wieder erhoben hatte, warf sich eiligst in seinen Graben.

»Sollte er vor mir bange haben, wie ich vor ihm?« sagte Arnauld zu sich selbst. »Sollten wir uns etwa gegenseitig zu vermeiden suchen? Doch ich muß einen Entschluß fassen, da mich die verfluchten Schläge die Straße durch das Gehölz zu erreichen verhindern. Soll ich auf meinem Wege zurückkehren? Das wäre das Klügste. Soll ich mein Pferd in Galopp setzen und wie ein Blitz an meinem Mann vorüber reiten? Das wäre das Kürzeste. Er ist zu Fuß, und wenn nicht ein Büchschuß . . . Doch ich werde ihm nicht die Zeit dazu lassen.«

Gesagt, getan. Arnauld gab seinem Pferde beide Sporen und jagte wie ein Pfeil an dem im Hinterhalte liegenden oder verborgenen Mann vorüber.

Dieser rührte sich nicht.

Das benahm Arnauld alle Angst, er hielt sein Pferd an und kehrte sogar, von dem Blitze eines plötzlichen Gedankens erfaßt, ein paar Schritte zurück.

Der Mann machte nicht eine einzige Bewegung.

Das verlieh Arnauld wieder seinen ganzen Mut, und seiner Sache nun beinahe gewiß, ritt er gerade auf den Graben zu.

Doch nun und ehe er Zeit gehabt hatte: Jesus! zu sagen, stürzte der Mann mit einem Sprunge hervor, machte schnell das Bein von Arnauld vom Steigbügel los, hob es mit Gewalt in die Höhe, warf den Stallmeister vom Pferde, fiel mit ihm, auf ihn, und setzte ihm die Hand an die Gurgel und das Knie auf die Brust.

Dies Alles hatte nicht zwanzig Minuten gedauert.

»Wer bist Du? Was willst Du?« fragte der Sieger seinen niedergeworfenen Feind.

»Habt Gnade, laßt mich los«, sagte mit zusammengepreßter Stimme Arnauld, der seinen Meister fühlte. »Ich bin Franzose, aber ich habe einen Paß von Lord Wentworth, dem Gouverneur von Calais.«

»Wenn Ihr ein Franzose seid«, erwiderte der Andere, »und in der Tat Ihr habt nicht die Aussprache von allen diesen

Teufelsausländern, so brauche ich Euren Paß nicht. Doch was hattet Ihr Euch so neugierig mir zu nähern?«

»Ich glaubte einen Menschen im Graben zu sehen«, sagte Arnauld unter einem minder starken Druck, »und ich näherte mich, um zu sehen, ob es nicht ein Verwundeter wäre, und ob ich ihm nicht Hilfe leisten könnte.«

»Die Absicht war gut«, sagte der Mann, indem er seine Faust und sein Knie zurückzog. »Vorwärts, Kamerad«, fügte er bei und reichte Arnauld die Hand, der rasch auf seinen Beinen war. »Ich habe Euch vielleicht ein wenig . . . scharf empfangen, entschuldigt mich. Es taugt in diesem Augenblick nicht für mich, daß man die Nase in meine Angelegenheiten steckt. Doch Ihr seid ein Landsmann, das ist etwas Anderes, und weit entfernt, mir zu schaden, werdet Ihr mir vielmehr nützlich sein. Wir wollen uns sogleich verständigen, ich heiße Martin-Guerre und Ihr?«

»Ich? ich? Bertrand«, sagte Arnauld bebend; denn allein mit ihm, in der Nacht, in diesen Wald beherrschte ihn der Mann, den er gewöhnlich durch List und Schlauheit beherrschte, nun seinerseits durch die Kraft und den Mut.

Zum Glück sicherte die tiefe Nacht das Inkognito von Arnauld, und er verstellte überdies seine Stimme, so gut er konnte.

»Nun, Kamerad Bertrand«, fuhr Martin-Guerre fort, »wißt, daß ich ein flüchtiger Gefangener bin, der diesen Morgen zum zweiten Male, Andere sagen, zum dritten Male, diesen Spaniern, Engländern, Deutschen, Flamändern, kurz diesem ganzen feindlichen Gelichter entsprungen ist, das sich auf unser armes Land geworfen hat, wie eine Wolke Heuschrecken. Denn Gott strafe mich! Frankreich gleicht zu dieser Stunde dem Turm von Babel. Seit einem Monat gehörte ich zwanzig Kauderwälschen von verschiedenen Nationen, und jedes Mal mußte ich ein raueres und barbarischeres Patois anhören. Ich war es müde, von Flecken zu Flecken spazieren geführt zu werden, um so mehr, da es mir vorkam als spottete man meiner, und man mache sich einen Spaß daraus, mich zu quälen. Sie warfen mir immer eine hübsche Teufelin Namens Gudule vor, die mich, wie es scheint, so sehr geliebt hatte, daß sie mit mir entflohen war.«

»Ah! ah!« machte Arnauld.

»Ich sage Euch das, was man mir gesagt hat. Ihre Spöttereien langweilten mich dergestalt, daß ich eines schönen Tages, es war in Chauntu abermals, doch ganz allein entfloh. Unglücklicher Weise wurde man meiner wieder habhaft und überhäufte mich dergestalt mit Schlägen, daß ich selbst Mitleid mit mir bekam. Doch wozu nützte das? sie mochten mir immerhin drohen, sie würden mich hängen, ich hatte nur umso mehr Lust, wieder anzufangen, und diesen Morgen, da sich eine gute Gelegenheit bot, drehte ich meinen Tyrannen eine Nase und entwich . . . Gott weiß; wie sie mich suchten, um mich zu hängen. Ich aber, der ich einen Widerwillen dagegen hege, hatte mich mit Eurer Erlaubnis aus einen großen Baum im Walde gesetzt, um hier die Nacht zu erwarten, und ich konnte mich, obgleich ein wenig bleich, des Lachens nicht erwehren, als ich sie fluchend und schwörend unter meinem Baume vorüber kommen sah. Sobald es Abend war, verließ ich meinen Beobachtungsposten. Erstens jedoch verirrte ich in diesem Walde, wo ich nie zuvor gewesen, und zweitens sterbe ich Vor Hunger, insofern ich seit vierundzwanzig Stunden nichts zwischen die Zähne bekommen habe, als Wurzeln und Kräuter, eine magere Kost! ich falle auch vor Schwäche um, wie Ihr leicht sehen könnt.«

»Oh! das habe ich so eben nicht gesehen, ich muß bekennen, Ihr kommt mir im Gegenteil sehr kräftig vor.«

»Ah! ja, weil ich Euch ein wenig gepackt habe. Grollt mir deshalb nicht. Es war in der Tat das Fieber des Hungers, was mich unterstützte. Doch zu dieser Stunde seid Ihr meine Vorsehung, denn als ein Landsmann werdet Ihr mich nicht wieder in die Hände der Feinde fallen lassen, nicht wahr?«

»Nein, gewiß nicht, wenn ich etwas vermag«, antwortete Arnauld du Thill, der eben hinterhältig über die Rede von Martin nachdachte.

Er fing an klar zu sehen, wie er seinen, einen Augenblick durch die eiserne Faust seines Sosie gefährdeten, Vorteil wieder erringen könnte.

»Ihr müßt viel für mich vermögen«, fuhr Martin treuherzig fort. »Vor Allem, kennt Ihr die Gegend ein wenig?«

»Ich bin von Auvray, eine Viertelmeile von hier«, sagte Arnauld.

»Ihr wolltet dahin gehen?«

»Nein, ich kam von dort zurück«, antwortete nach kurzem Zögern der Meister Schelm.

»Dort liegt also Auvray?« fragte Martin, die Seite bezeichnend, wo Noyon lag.

»Gerade dort«, erwiderte Arnauld. »Es ist das erste Dorf nach Noyon auf der Straße nach Paris.«

»Auf der Straße nach Paris!« rief Martin; »seht, wie man sich in den Wäldern verirrt. Ich bildete mir ein, ich wende Noyon den Rücken zu, und ich kehrte dahin zurück, Ich dachte gegen Paris zu marschieren und entfernte mich davon. Euer verfluchtes Land ist mir, wie ich Euch sagte, völlig unbekannt. Ich muß mich also nach der Seite wenden, wo Ihr herkommt, um nicht dem Wolf in den Rachen zu fallen?«

»Wie Ihr sagt, Meister. Ich gehe nach Noyon. Doch macht einige Schritte mit mir. Wir finden unfern von hier, etwas vor der Fähre der Oise, eine andere Straße, welche Euch mehr unmittelbar nach Auvray führt.«

»Großen Dank! Freund Bertrand«, sprach Martin-Guerre, »ich wünsche allerdings ungemein meine Schritte zu sparen, denn ich fühle mich sehr müde, sehr schwach, da ich, wie gesagt, so nüchtern bin, als man nur immer sein kann. Hättet Ihr nicht zufällig einige Substanzen bei Euch, Freund Bertrand? das hieße mich zweimal retten, einmal vom Engländer und dann vom Hunger, der nicht minder furchtbar ist, als der Engländer.«

»Ach! ich habe nicht ein Krümchen in meinem Hafersack. Doch wenn Ihr trinken wollt, meine Kürbisflasche ist voll.«

Babette war in der Tat bemüht gewesen, mit Cyprien einem damals sehr beliebten starken Wein, die Kürbisflasche ihres Ungetreuen zu füllen, und Arnauld hatte bis dahin kluger Weise seine Flasche geschont, um seine etwas gebrechliche Vernunft unter den Gefahren des Weges zu bewahren.

»Ich glaube wohl, daß ich trinken will«, rief Martin-Guerre begeistert. »Ein Schluck Wein wird mich immerhin etwas wiederbeleben.«

»Nun! so nehmt und trinkt, mein braver Mann«, sprach Arnauld, indem er ihm die Kürbisflasche reichte.

»Ich danke und Gott vergelte es Euch«, sagte Martin.

Und er fing an ohne Mißtrauen sich diesen Wein einzugießen, der eben so verräterisch war, als derjenige, welcher ihn bot, und dessen Dünste beinahe sogleich sein leeres Gehirn benebelten.

»Ei!« sagte er ganz heiter, »Einem Claret fehlt es nicht an Feuer.«

»Oh! mein Gott«, entgegnete Arnauld, »er ist sehr unschuldig, und ich trinke davon bei jedem Mahle zwei Flaschen. Doch hört, der Abend ist schön, setzen wir uns einen Augenblick auf den Grasboden, Ihr werdet ausruhen und ganz nach Eurem Behagen trinken. Ich habe Zeit, und wenn ich nur vor zehn Uhr, zu welcher Stunde die Tore geschlossen werden, in Noyon ankomme, steht Alles gut. Ihr, obgleich Auvray immer noch zu Frankreich hält, könnt, wenn Ihr zu früher Stunde der Landstraße folgt, belästigenden Patrouillen begegnen, verlaßt Ihr die Landstraße, so werdet Ihr Euch abermals verirren. Das Beste iß, wenn wir einige Minuten hier verweilen und in guter Freundschaft plaudern. Wo seid Ihr gefangen genommen worden?«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete Martin-Guerre, »denn es gibt hierüber wie über mein ganzes armes Dasein zwei sich widersprechende Versionen: das, was ich glaube, und das, was man mir sagt. Man versichert mich nun, ich habe mich in der Schlacht von Saint-Laurent auf Gnade und Ungnade ergeben, und ich bilde mir ein, ich habe dieser Schlacht nicht beigewohnt und ich sei später allein in die Hände eines feindlichen Detachement geraten.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Arnauld du Thill, der den Erstaunten spielte. »Ihr habt also zwei Geschichten. Eure Abenteuer müssen, wie mir scheint, interessant und lehrreich sein. Ich muß Euch sagen, daß ich die Erzählungen zum Närrisch werden liebe. Trinkt noch fünf oder sechs Schlücke zur Stärkung Eures Gedächtnisses, und erzählt mir etwas von Eurem Leben! Ihr seid nicht aus der Picardie?«

»Nein« antwortete Martin nach einer Pause, die er damit ausfüllte, daß er die Kürbisflasche zu drei Vierteln leerte, »nein, ich bin aus dem Süden, aus Artigues.«

»Ein schönes Land, wie man sagt. Ihr habt dort Eure Familie?«

»Frau und Familie, teurer Freund«, antwortete Martin-Guerre, der durch den Cyprier sehr offenherzig und vertraulich geworden war.

»Und halb durch die Fragen von Arnauld, halb durch die wiederholten Libationen angeregt, begann er mit großer Gesprächigkeit seine Geschichte in allen ihren Einzelheiten zu erzählen: seine Jugend, seine Liebschaft, seine Heirat, daß seine Frau reizend wäre, abgesehen von einem kleinen Mangel, der darin bestünde, daß sie eine zugleich zu leichte und zu schwere Hand hätte. Eine Ohrfeige von einer Frau entehrte einen Mann nicht, doch mit der Zeit würde das langweilig. Deshalb hätte Martin-Guerre seine Frau verlassen. Eine umständliche Erzählung der Ursachen, der Zwischenfälle und der Folgen dieses Bruches. Im Grunde liebte er sie immer noch, diese teure Bertrande! er trug noch an seiner Hand den eisernen Hochzeitsring und auf seinem Herzen die paar Briefe die ihm Bertrande im Verlauf einer ersten Trennung geschrieben hatte. Während er dies erzählte, weinte der gute Martin-Guerre. Er trank offenbar einen rührenden Wein. Dann wollte er mitteilen, was ihm seit seinem Eintritt in den Dienst des Vicomte d'Exmés begegnet, daß ein Dämon ihn verfolgte, daß er, Martin-Guerre, doppelt war und sich in seinen zwei Existenzen gar nicht auskannte. Doch dieser Teil seiner Geschichte schien Arnauld du Thill weniger zu interessieren, denn er brachte den Erzähler immer wieder auf seine Kindheit, auf das väterliche Haus, auf die Freunde, auf die Verwandten in Artigues, auf die Reize und Fehler von Bertrande zurück.

Mittelst eines äußerst geschickten Verhörs wußte der treulose Arnauld du Thill in weniger als zwei Stunden Alles, was er über die alten Gewohnheiten und die geheimsten Handlungen des armen Martin-Guerre wissen wollte.

Nach Ablauf von zwei Stunden erhob sich Martin-Guerre, Feuer im Kopfe, oder er wollte sich vielmehr erheben, denn er stolperte beim Aufstehen und fiel schwerfällig wieder auf seinen Sitz zurück.

»Nun! nun! was ist denn das?« sagte er in ein Gelächter ausbrechend, das sehr lange fortdauerte, ehe es erlosch. »Gott verdamme mich! ich glaube dieser leichte Wein macht seine albernem Streiche. Gebt mir doch die Hand, Kamerad, daß ich

mich aufrecht halten kann.«

Arnauld hob ihn mutig auf und stellte ihn auf seine Beine, jedoch nicht in ein klassisches Gleichgewicht.

»Holla! he! wie viele Laternen!« rief Martin. »Wie dumm hin ich! ich hielt die Sterne für Laternen.« Dann sing er an zu singen:

»Gewürzt in der Hölle
Mundet der Wein,
Schenkt mir der Teufel
Selber mal ein!«

»Wollt Ihr wohl schweigen«, rief Arnauld. »Wenn eine feindliche Truppe in der Gegend vorüber käme und Euch hören würde?«

»Bah! ich kümmere mich viel darum; was könnten sie mir tun? mich hängen? es muß einem wohl sein, wenn man gehängt ist! Ihr habt mich zu viel trinken lassen, Kamerad. Ich, der ich gewöhnlich mäßig bin wie ein Lamm, weiß nicht mit der Trunkenheit zu streiten, und dann war ich nüchtern, ich hatte Hunger, jetzt habe ich Durst.

»Gewürzt in der Hölle . . . «

»Stille!« sagte Arnauld. »Vorwärts, sucht zu gehen; Wollt Ihr Euch nicht in Auvray zur Ruhe legen?.«

»Oh! ja, mich zur Ruhe legen!« sagte Martin. »Aber nicht in Auvray, hier auf dem Grase, unter den Laternen des guten Gottes.«

»Ja«, versetzte Arnauld, »ja, und morgen früh entdeckt Euch eine spanische Patrouille und schickt Euch beim Teufel schlafen gehen.«

»Beim alten Teufel?« versetzte Martin; »nein, ich will mich lieber ein wenig zusammennehmen und bis Auvray schleppen. Dorthin nicht wahr? ich gehe.«

Doch er mochte sich immerhin zusammennehmen, er beschrieb so ausschweifende Zickzacke, daß Arnauld bald sah, Martin müßte sich, wenn er ihm nicht ein wenig helfen würde, abermals verirren, das heißt diesmal sich retten. Dies paßte aber nicht in die Rechnung des edlen Herrn.

»Hört«, sagte er zu dem armen Martin, »ich habe ein menschenfreundliches Gemüt und Auvray ist nicht fern von hier.

Ich will Euch bis dahin begleiten. laßt mich mein Pferd losbinden, ich führe es am Zügel und Ihr gebt mir den Arm.«

»Meiner Treue, ich nehme das an. Ich bin nicht stolz, ich, und unter uns gesagt, ich gestehe, ich bin ein wenig betrunken. Ich komme auf meine Behauptung zurück Eurem Claret fehlt es nicht an Feuer. Ich fühle mich sehr glücklich, aber ein wenig trunken.«

»Vorwärts! es ist spät«, sagte Arnauld, indem er mit seinem Sosie unter dem Arm den Pfad wieder einschlug, auf welchem er angekommen war, und der unmittelbar zu dem Schlupfthor von Noyon führte. »Doch«, fügte er bei, »wollt Ihr mir nicht, um den Weg abzukürzen, noch eine gute Geschichte von Artigues erzählen?«

»Soll ich Euch die Geschichte von Papotte erzählen?« sagte Martin-Guerre; »ah! ah! die arme Papotte!«

Die Epopée von Papotte steht zu wenig im Zusammenhang mit unserer Geschichte, als daß wir sie hier mitteilen könnten. Sie war indessen beinahe vollendet, als die zwei Menechmen⁶ des sechzehnten Jahrhunderts an das Schlupfthor von Noyon kamen.

»Dort!« sagte Arnauld, »ich brauche nicht weiter zu gehen. Ihr seht jenes Thor? das ist das Thor von Auvray. Klopf an, der Wächter wird Euch öffnen, Ihr richtet ihm eine Empfehlung von mir, Bertrand, aus und er wird Euch zwei Schritte von da mein Haus zeigen, wo Euch mein Bruder empfängt, und wo Ihr gutes Abendbrot und gutes Nachtlager findet. hiernach, lebt wohl, Kamerad, einen letzten Händedruck und Gott befohlen!«

»Gott befohlen und meinen Dank«, erwiderte Martin. »Ich bin nur ein armer Tropf, der nicht für das erkenntlich sein kann, was er Euch schuldig ist. Doch seid unbesorgt. der gute Gott wird Euch in seiner Gerechtigkeit zu bezahlen wissen. Gott befohlen, Freund.«

Seltsamer Weise machte die Vorhersagung des Trunkenen Arnauld schauern, während er doch gar nicht abergläubisch war, und er hatte einen Augenblick Luft. Martin zurückzurufen. Doch dieser klopfte schon aus Leibeskräften an das Schlupfthor.

»Armer Teufel! er klopft an sein Grab!« dachte Arnauld, »bah! das sind Kindereien.«

Martin, der nicht vermutete, daß er von seinem Reisegefährten

beobachtet wurde, schrie indessen aus vollem Halse:

»He! Torwart! he! Cerberus! willst Du wohl öffnen, Lümmel! es ist Bertrand, der würdige Bertrand, der mich schickt!«

»Wer da?« fragte die Schildwache im Innern. »Man öffnet nicht mehr. Wer seid Ihr, daß Ihr einen solchen Lärm macht?«

»Wer ich bin? Tölpel! ich bin Martin-Guerre, oder wenn Du willst, Arnauld du Thill, der Freund von Bertrand. Ich bin mehr als Einer, besonders wenn ich getrunken habe. Ich bin zwanzig Bursche, die Dich gehörig striegeln werden, wenn Du nicht öffnest.«

»Arnauld du Thill! Ihr seid Arnauld du Thill?« fragte die Schildwache.

»Ja, Arnauld du Thill ist dabei, zwanzigtausend Karren voll Teufel!« schrie Martin-Guerre, der mit den Füßen und den Fäusten an das Thor klopfte.

Es entstand nun ein Geräusch von Soldaten, welche von der Schildwache gerufen wurden.

Hierauf öffnete man mit einer Laterne und Arnauld du Thill, der in einiger Entfernung hinter den Bäumen verborgen stand, hörte mehrere Stimmen gleichzeitig mit dem Ausdrücke des Erstaunens rufen:

Meiner Treue! er ist es, Gott verdamme mich! er ist es.«

Als Martin-Guerre seine Tyrannen erkannte, stieß er einen Schrei der Verzweiflung aus, der Arnauld in seinem Versteck wie ein Fluch traf.

Dann schloß Arnauld aus dem Stampfen mit den Füßen und dem Geschrei, Martin, der Alles verloren sehe, unternehme einen unmöglichen Kampf. Doch er hatte nur zwei Fäuste gegen zwanzig Schwerter. Das Geräusch nahm ab, entfernte sich allmählich und hörte endlich ganz auf. Man hatte Martin unter Flüchen und Schwüren weggeführt.

»Wenn er mit Schmähungen und Schlägen seine Sache beizulegen hofft! . . . « sagte Arnauld sich die Hände reibend.

Als er nichts mehr hörte, überließ er sich eine Viertelstunde seinen Betrachtungen, denn Arnauld war ein sehr überlegender, tiefer Schelm. Das Resultat seines Nachdenkens war, daß er drei bis vierhundert Schritte in den Wald drang, sein Pferd an einen

Baum band, auf trockenem Laub den Sattel und die Decke des Pferdes ausbreitete, sich in seinen Mantel hüllte und nach einigen Minuten in den festen Schlaf versank, den Gott dem verhärteten Bösewicht noch vielmehr gestattet, als der schüchternen Unschuld.

Er schlief acht Stunden hintereinander.

Nichtsdestoweniger war es noch Nacht, als er erwachte, und er sah an der Stellung der Gestirne, daß es vier Uhr Morgens sein mochte. Er stand aus, schüttelte sich und schlich, ohne sein Pferd loszubinden, vorsichtig bis zur Landstraße.

An dem Galgen, den man ihm am Tage zuvor gezeigt hatte, baumelte der Leichnam des armen Martin-Guerre.

Ein häßliches Lächeln schwebte über die Lippen von Arnauld.

Ohne zu zittern, näherte er sich dem Toten. Doch der Körpers hing zu hoch, als daß er ihn hätte erreichen können. Da kletterte er, seinen Degen in der Hand, am Pfosten des Galgens hinauf und schnitt, sobald er die nötige Höhe erreicht hatte, den Strick ab.

Der Leichnam fiel auf die Erde.

Arnauld stieg wieder herab, machte vom Finger des Toten einen Ring los, der das Mitnehmen nicht wert war, durchsuchte die Brust des Gehenkten, fand hier Papiere, die er sorgfältig verwahrte, hüllte sich wieder in seinen Mantel, ohne einen Blick ohne ein Gebet für den Unglücklichen, den er im Leben so sehr geplatzt hatte und noch im Tode bestahl.

Er fand sein Pferd im Gehölze, sattelte es und sprengte im Galopp in der Richtung von Aulnay fort. Er war zufrieden, der Elende! Martin machte ihm nicht mehr bange.

Eine halbe Stunde nachher, als ein schwacher Schimmer im Osten hervorzubrechen begann, sah ein zufällig vorübergehender Holzhauer den Strick vom Galgen abgeschnitten und den Gehenkten auf dem Boden liegend. Er näherte sich zugleich furchtsam und neugierig dem Toten, bei dem er die Kleider in Unordnung und den Strick ziemlich lose um den Hals fand; er fragte sich, ob das Gewicht des Körpers den Strick zerrissen, oder ob ihn ein Freund, zu spät ohne Zweifel, abgeschnitten habe. Er wagte es sogar, den armen Sünder zu berühren, um sich zu

versichern, daß er wirklich tot war.

Doch zu seinem großen Schrecken bewegte der Gehenkte nun den Kopf und die Hände und erhob sich auf seine Knie: da entfloh der Holzhauer ganz bestürzt, so schnell er laufen konnte, indem er sich vielfach bekreuzte und sich Gott und allen Heiligen empfahl.

XXI.

Die bukolischen Träume von Arnauld du Thill.

Der Connetable von Montmorency, welcher am Abend vorher; nachdem er ein königliches Lösegeld bezahlt, in Paris angekommen war, begab sich in den Louvre, um sogleich zu sondieren, wie es mit der Gunst des Königs stünde. Doch Heinrich II. empfing ihn mit einer strengen Kälte und lobte die Administration des Herzogs von Guise, der es so eingerichtet, daß er das Unglück des Königreichs, wenn auch nicht wieder gut machen: doch wenigstens mildern würde.

Vor Zorn und Neid erbleichend, hoffte der Connetable wenigstens einigen Trost bei Diana von Poitiers zu finden. Aber die Favoritin war nicht minder kalt, und als Montmorency sich über diesen Empfang beklagte und zu befürchten schien, seine Abwesenheit habe ihm geschadet, und ein Glücklicherer sei ihm in der Gunst der Herzogin gefolgt, sagte ihm Frau von Poitiers unverschämter Weise:

»Ihr kennt ohne Zweifel das neue Sprichwort des Pariser Volkes?«

»Madame, ich komme so eben an und kenne es nicht«, stammelte der Connetable.

»Nun, das boshafte Volk sagt: »Heute ist Saint-Laurent-Fest, wer den Platz verläßt, übergibt das Nest.«

Der Connetable wurde bleich, verbeugte sich vor der Herzogin, und verließ den Louvre, den Tod im Herzen.

Als er in sein Hotel und in sein Zimmer zurückkam, warf er seinen Hut auf den Boden.

»Ah! die Könige und die Frauen!« rief er, »undankbare Race! das liebt nur den Erfolg!«

»Gnädigster Herr!« sagte ein Bedienten »es ist ein Mensch da, der Euch zu sprechen verlangt.«

»Er soll zum Teufel gehen!« erwiderte der Connetable. »Ich bin gerade in der Stimmung, zu empfangen! Schicke ihn zu Herrn von Guise.«

»Gnädigster Herr, dieser Mensch hat mich gebeten, Euch seinen Namen zu sagen: er nennt sich Arnauld du Thill.«

»Arnauld du Thill!« rief der Connetable erstaunt, »das ist etwas Anderes, laß ihn eintreten!«

Der Diener verbeugte sich und trat ab.

»Dieser Arnauld«, dachte der Connetable, »ist gewandt, listig und habgierig; überdies ohne Bedenklichkeiten und ohne Gewissen. Oh! wenn er mir zu einer Rache an allen diesen Leuten verhelfen könnte! Mich rächen, ei! was würde ich dabei gewinnen? wenn er mir beistehen könnte, daß ich wieder in die Gnade gelangte! Er weiß viele Dinge. Es ist mir schon in den Sinn gekommen, das Geheimnis von Montgomery zu benützen, doch es wäre mir lieber, wenn mich Arnauld dieses Mittels zu überheben vermöchte.«

In diesem Augenblick wurde Arnauld eingeführt.

Die Freude und die Unverschämtheit glänzten auf des Burschen Antlitz. Er verbeugte sich vor dem Connetable bis auf den Boden.

»Ich glaubte, Du wärest Gefangener?«

sagte Montmorency zu ihm.

»Ich war es in der Tat, wie Ihr gnädigster Herr«, erwiderte Arnauld.

»Doch Du hast Dich frei gemacht, wie ich sehe.«

»Ja, gnädigster Herr, ich habe sie mit meiner Münze bezahlt, mit Spottmünze. Ihr habt Euch Eures Geldes bedient, ich bediente mich meines Witzes, und nun sind wir Beide frei.«

»Ah! das ist eine Unverschämtheit, Elender!«

»Nein, gnädigster Herr, das ist Demut, und ich will nur damit sagen, daß ich Geld brauche.«

»Hm!« machte der Connetable brummend, »was willst Du von mir?«

»Geld, weil es mir daran fehlt, gnädigster Herr.«

»Und warum soll ich Dir Geld geben?« fragte Montmorency.

»Um mich zu bezahlen«, antwortete der Spion.

»Um Dich wofür zu bezahlen?«

»Für die Nachrichten, die ich Euch bringe.«

»Laß Deine Nachrichten hören.«

»Laßt Eure Taler sehen.«

»Bursche, wenn ich Dich hängen ließe.«

»Das ist ein abscheuliches Mittel, mir die Zunge zu verlängern, um sie zu lösen, gnädigster Herr.«

»Er ist sehr frech, er muß notwendig etwas wissen.« sagte der Connetable zu sich selbst.

»Nun«, sprach er laut, »ich willige ein, Dir einige Vorschüsse zu machen.«

»Ihr seid sehr gut, gnädigster Herr, und ich werde Euch an das großmütige Wort erinnern, wenn Ihr Eure Schuld aus der Vergangenheit gegen mich abgetragen habt.«

»Welche Schuld.«

»Hier ist meine Rechnung, gnädigster Herr«, sagte Arnauld, und überreichte ihm die bekannte Note, die wir ihn so oft haben vergrößern sehen.

Anne von Montmorency warf einen Blick darauf.

»Ja«, sagte er, des sind hier neben völlig schimärischen und trügerischen Diensten, die mir in der Lage, in der ich mich im Augenblick befand, wo Du sie mir leistetest, hätten nützlich sein können, welche mir aber jetzt nur Unlust bereiten.«

»Bah! gnädigster Herr, Ihr übertreibt vielleicht Eure Ungnade.«

»Wie?« versetzte der Connetable. »Du weißt also, man weiß also schon, daß ich in Ungnade bin?«

»Man vermutet es, und ich vermute es.«

»Nun, Arnauld«, sagte Montmorency mit Bitterkeit, »Du mußt auch vermuten, es diene mir gegenwärtig zu nichts, daß der Vicomte d'Exmés und Diana von Castro in Saint-Quentin getrennt worden sind, da aller Wahrscheinlichkeit nach der König und die Großseneschallin ihre Tochter nicht mehr meinem Sohne werden geben wollen.«

»Mein Gott, gnädigster Herr, ich glaube, der König würde sehr gern einwilligen, sie Euch zu geben, wenn Ihr sie ihm wieder bringen könntet.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich sage, daß Heinrich II, unser König und Herr, in diesem

Augenblick sehr traurig ist, und dies nicht nur über den Verlust von Saint-Quentin und von der Schlacht von Saint-Laurent, sondern auch über den Verlust seiner viel geliebten Tochter Diana von Castro, welche nach der Belagerung von Saint-Quentin verschwunden ist, ohne daß man genau erfahren hat, was aus ihr geworden, denn zwanzig sich widersprechende Gerüchte sind über dieses verschwinden im Umlauf gewesen. Gestern erst zurückgekehrt, konntet Ihr das nicht wissen, ich selbst habe es nicht früher als diesen Morgen erfahren.«

»Ich habe in der Tat so viele andere Sorgen!« sagte der Connetable. »Natürlich mußte ich eher an meine gegenwärtige Ungnade, als an meine frühere Gnade denken.«

»Das ist richtig. Doch würde diese Gnade nicht wieder aufblühen, gnädigster Herr, wenn Ihr zum Beispiel zum König sagen könntet: »Sire Ihr beweint Eure Tochter, Ihr sucht sie überall, Ihr fordert sie von Allen. Aber ich allein weiß, wo sie ist, Sire.«

»Solltest Du es etwa wissen, Arnauld?« fragte rasch Montmorency.

»Wissen ist mein Handwerk. Ich sagte Euch, ich habe Neuigkeiten zu verkaufen, Ihr seht, meine Ware ist nicht von schlechter Qualität. Ihr denkt darüber nach? Tut es immerhin, gnädigster Herr.«

»Ich überlege, daß sich die Könige der Niederlagen ihrer Diener erinnern, aber nicht ihrer Verdienste. Habe ich Heinrich II. seine Tochter zurückgegeben, so wird er Anfangs entzückt sein: alles Gold, alle Ehrenstellen des Reiches würden im ersten Augenblick nicht genügen, um mich zu bezahlen. Diana wird weinen, Diana wird sagen, sie wolle sterben, wenn man sie einem Andern gebe, als ihrem Vicomte d'Exmés, und von ihr belagert, von meinen Feinden besiegt, wird sich der König der Schlacht erinnern, die ich verloren, und nicht des Kindes, das ich wiedergefunden habe. Und die Folge aller meiner Anstrengungen ist sodann, daß der Vicomte d'Exmés glücklich wird.«

»Es müßte«, sagte Arnauld mit seinem schlimmen Lächeln, »es müßte zu derselben Zeit, wo Frau von Castro wiedererscheint, der Vicomte d'Exmés verschwinden. Ah! das wäre gut gespielt.«

»Ja, doch das sind äußerste Mittel, welche anzuwenden mir widerstrebt. Ich weiß, daß Dein Arm sicher und Dein Mund verschwiegen ist. Dok . . . «

»Ah! der gnädigste Herr täuscht sich in meinen Absichten«, rief Arnauld Entrüstung heuchelnd. »Der gnädigste Herr verleumdet mich! er hat geglaubt, ich wolle ihn von diesem jungen Mann durch ein gewaltsames Verfahren befreien. (Arnauld machte hierbei eine bezeichnende Gebärde.) Nein, hundertmal nein, ich habe etwas Besseres.«

»Was hast Du denn?«

»Treffen wir zuerst eine kleine Übereinkunft, gnädigster Herr«, sprach Arnauld »Ich sage Euch den Ort, wo die verirrte Hirschkuh ihr Lager hat. Ich sichere Euch, wenigstens für die zum Abschluß der Heirat des Herzogs Franz erforderliche Zeit, die Abwesenheit und das Stillschweigen seines gefährlichen Nebenbuhlers. Das sind ausgezeichnete Dienste, gnädigster Herr! Was werdet Ihr Eurerseits für mich tun?«

»Was verlangst Du?«

»Ihr seid billig, ich werde es auch sein! Nicht wahr, Ihr berichtigt vor Allem, ohne zu handeln, die kleine Rechnung für die Vergangenheit, die ich Euch so eben zu überreichen die Ehre gehabt habe?«

»Es sei«, antwortete der Connetable.

»Ich wußte wohl, daß wir bei diesem ersten Punkte keine Schwierigkeiten haben würden, gnädigster Herr, die Gesamtsumme ist eine Kleinigkeit und dieses Geld reicht kaum zu Deckung meiner Reisekosten und zu einigen Geschenken aus, welche ich einkaufen will, ehe ich Paris verlasse. Doch das Gold ist nicht Alles in dieser Welt.«

»Wie!« sagte der Connetable erstaunt und beinahe erschrocken, »ist es wirklich Arnauld du Thill, der mir sagt, das Gold sei nicht Alles in der Welt?«

»Arnauld du Thill selbst, doch nicht mehr der bettelhafte und habgierige Arnauld du Thill, den Ihr gekannt habt, nein, ein anderer Arnauld du Thill, zufrieden mit dem kleinen Vermögen, das er sich erworben, und ohne einen andern Wunsch, als den, den Rest seines Lebens in der Gegend wo er geboren worden,

unter dem väterlichen Dach, in der Mitte seiner Jugendfreunde, im Schooß seiner Familie zuzubringen. Dies war immer mein Traum, gnädigster Herr, es war das, ruhige und reizende Ziel meines . . . bewegten Daseins.«

»Ja, in der Tat, wenn man, um die Ruhe zu genießen, durch den Sturm wandern muß, Arnauld, so wirst Du glücklich sein. Doch Du bist also reich geworden?«

»Wohlhabend, gnädigster Herr, wohlhabend. Zehntausend Taler sind für einen armen Teufel wie ich ein Vermögen, besonders in meinem demütigen Dorfe, im Schooße meiner bescheidenen Familie.«

»Deine Familie! Dein Dorf!« versetzte der Connetable; »ich glaubte, Du wärest heimatlos und lebstest auf gut Glück mit einem Zufallskleid und einem geschmuggelten Namen!«

»Arnauld du Thill ist allerdings ein angenommener Namen, gnädigster Herr. Mein wahrer Name ist Martin-Guerre und ich bin im Dorfe Artigues bei Rieux geboren, wo ich meine Frau und meine Kinder zurückgelassen habe.«

»Deine Frau!« wiederholte der alte Montmorency immer mehr erstaunt: »Deine Kinder?«

»Ja«, antwortete Arnauld mit einem höchst komisch empfindsamen Tone, »und ich muß dem gnädigsten Herrn sagen, daß er fortan nicht mehr auf meine Dienste zählen kann, und daß die zwei Mittel, mit denen ich ihn jetzt unterstütze, sicherlich die letzten sein werden. Ich ziehe mich von den Geschäften zurück und will in Zukunft ehrlich, umgeben von der Liebe meiner Verwandten und der Achtung meiner Mitbürger leben.«

»Das gefällt mir!« sagte der Connetable. »Doch wenn Du so bescheiden und schäferlich geworden bist, daß Du nicht mehr von Geld sprechen hören willst, was verlangst Du als Preis für die Geheimnisse, die Du zu besitzen behauptest?«

»Ich verlange mehr und weniger als Geld, gnädigster Herr«, erwiderte Arnauld, diesmal mit seinem natürlichen Tone; »ich verlange Ehre, nicht Ehren, das versteht sich, sondern nur ein wenig Ehre, was für mich, ich gestehe es, das dringendste Bedürfnis ist.«

»Erkläre Dich, denn Du sprichst wahrhaftig in Rätseln.«

»So hört, gnädigster Herr, ich habe eine Schrift abfassen lassen, welche bezeugt, daß ich, Martin-Guerre so und so viele Jahre alt . . . Als Stallmeister (man muß die Sache verschönern) in Eurem Dienste geblieben bin, daß ich mich diese ganze Zeit als ein redlicher, getreuer und sehr ergebener Diener betragen habe, und daß Ihr diese Ergebenheit dadurch anerkennen wolltet, daß Ihr mir eine ziemlich bedeutende Summe schenkten um mich für den Rest meiner Tage vor jeder Not zu schützen. Setzt unten an diese Schrift Euer Siegel und Eure Unterschrift und wir sind quitt.«

»Unmöglich«, erwiderte der Connetable. »Ich müßte mich der Gefahr preisgeben, ein Fälscher zu sein, das heißt ein Fälscher und Meineidiger genannt zu werden, wenn ich solche Lügen unterschreiben würde.«

»Das sind keine Lügen, gnädigster Herr; denn ich habe Euch immer treu . . . nach meinen Kräften gedient, und ich bezeuge Euch, daß, wenn ich alles Geld gespart hätte, welches ich bis jetzt von Euch erhalten habe, die Summe mehr als zehntausend Taler betragen würde. Ihr seid also nicht der Gefahr ausgesetzt, Lügen gestraft zu werden, und glaubt Ihr denn, ich habe mich nicht furchtbar preisgegeben, um das glückliche Resultat herbeizuführen, dessen Früchte Ihr nur noch zu ernten habt!«

»Elender, diese Vergleichung . . . «

»Ist richtig, gnädigster Herr. Wir brauchen einander gegenseitig und die Gleichheit ist eine Tochter der Notwendigkeit. Der Spion gibt Euch Euren Kredit zurück, gebt dem Spion auch wieder seinen Kredit. Niemand hört uns, gnädigster Herr, keine falsche Scham! Schließt den Handel ab: er ist gut für mich, besser für Euch. Wenn ich etwas geben soll, muß ich auch etwas bekommen. Unterzeichnet, gnädigster Herr.«

»Nein, hernach. Wenn ich etwas geben soll, muß ich etwas, bekommen, wie Du sagst. Ich will vorher wissen, welche Mittel Du besitzt, um zu dem doppelten Resultat zu gelangen, das Du mir Versprichst. Ich will wissen, was aus Diana von Castro geworden ist und was aus dem Vicomte d'Exmés werden soll.«

»Nun wohl! gnädigster Herr, abgesehen von einigem Verschweigen, das ich für notwendig erachte, will ich Euch wohl über diese zwei Punkte befriedigen; und Ihr werdet genötigt sein, zuzugestehen, daß der Zufall und ich die Sachen gut in Eurem

Interesse geordnet haben.«

»Ich höre«, sagte der Connetable.

»Was zuerst Frau von Castro betrifft, so ist sie weder getötet noch entführt, sondern einfach in Saint-Quentin gefangen genommen worden und unter den fünfzig verhafteten Personen begriffen, aus denen man Lösegeld beziehen sollte. Warum hat nun derjenige, in dessen Händen sie ist, diese Gefangenschaft nicht bekannt gemacht? warum hat Frau von Castro nicht selbst Nachricht von sich gegeben? ich weiß das durchaus nicht. Ich glaubte in Wahrheit, sie wäre schon frei, und, dachte, ich würde sie bei meiner Ankunft in Paris hier finden. Erst diesen Morgen habe ich durch das öffentliche Gerücht erfahren, man wisse bei Hof nicht, was aus der Tochter des Königs geworden und es sei dies keine der geringsten Sorgen von Heinrich II. Vielleicht sind in diesen unruhigen Zeiten die Boten von Frau von Castro bei Seite geschafft worden oder verirrt, vielleicht ist irgend ein anderes Geheimnis unter der Zögerung verborgen. Doch ich kann alle Zweifel über diesen Punkt heben und bestimmt sagen, an welchem Ort und wessen Gefangene Frau von Castro ist.«

»Eine Kunde hierüber ist allerdings sehr kostbar«, sprach der Connetable; »wie heißt der Ort? bei wem ist sie?«

»Wartet doch, gnädigster Herr; wollt Ihr nicht vor Allem gleichmäßig über den Vicomte d'Exmés unterrichtet sein? denn ist es gut, zu wissen, wo die Freunde sind, so ist es noch besser, zu wissen, wo die Feinde sind.«

»Genug der Maximen! Wo ist dieser d'Exmés?«

»Ebenfalls Gefangenen gnädigster Herr. Wer ist nicht nein wenig Gefangener in den letzten Zeiten gewesen? Es war sehr stark Mode! Der Vicomte d'Exmés hat sich nach der Mode gerichtet und ist Gefangener.«

»Doch er wird bald Nachricht von sich zu geben wissen!« entgegnete der Connetable, »er muß Freunde, Geld haben; er wird ohne Zweifel Mittel finden, sein Lösegeld zu bezahlen, und uns an einem schönen Tag über den Hals fallen.«

»Ihr habt es sehr gut erraten, gnädigster Herr. Ja, der Vicomte hat Geld; ja, mit Ungeduld erwartet er den Augenblick, wo er aus seiner Gefangenschaft befreit werden soll, und er gedenkt sein

Lösegeld so bald als möglich zu bezahlen. Er hat sogar schon Jemand nach Paris geschickt, um ihm auf das Eiligste den Preis seiner Freiheit zu holen.«

»Was ist hierbei zu tun?«

»Aber zum Glück für uns, zum Unglück für ihn, bin ich dieser Jemand, den er in so großer Hast nach Paris geschickt hat, ich, der ich dem Vicomte d'Exmés unter meinem wahren Namen Martin-Guerre als Stallmeister diene. Ihr seht, daß ich ohne Unwahrscheinlichkeit Stallmeister sein kann.«

»Und Du hast Deinen Auftrag nicht besorgt, Bursche? Und Du hast das Lösegeld nicht für Deinen Vorgeblichen Herrn erhoben?«

»Ich habe es mit aller Genauigkeit erhoben, dergleichen läßt man nicht am Boden liegen. Bedenkt übrigens, daß dieses Geld nicht erheben, Verdacht erregen hieße. Ich habe es gewissenhaft eingezogen . . . für das Beste der Unternehmung. Nur, seid unbesorgt! werde ich es ihm sehr lange nicht übergeben. Es wären gerade die zehntausend Taler, die mir den Rest meines Lebens fromm und ehrlich hinbringen helfen würden, und von denen man nach dem Papier, das Ihr unterzeichnen werdet, glauben müßte, ich habe sie Eurer Großmut zu verdanken.«

»Ich werde nicht unterzeichnen, Schändlicher!« rief Montmorency. »Ich werde mich nicht wissentlich zum Genossen eines Diebstahls machen.«

»Oh! gnädigster Herr«, erwiderte Arnauld, »wie nennt Ihr mit einem so harten Namen eine Notwendigkeit, der ich mich unterziehe, um Euch einen Dienst zu leisten. Ich lasse mein Gewissen aus Ergebenheit schweigen, und so belohnt Ihr mich! Nun wohl, es sei! schicken wir dem Vicomte die Geldsumme, und er wird eben so bald als Frau Diana hier sein, wenn er ihr nicht zuvorkommt. Während, wenn er sie nicht erhält . . . «

»Wenn er sie nicht erhält?« versetzte der Connetable.

»Gewinnen wir Zeit, gnädigster Herr. Der Herr Vicomte d'Exmés erwartet mich zuerst geduldig vierzehn Tage lang. Es bedarf wohl einiger Zeit, um zehntausend Taler zusammenzubringen, und seine Amme hat sie mir in der Tat erst diesen Morgen ausbezahlt.«

»Sie hat Dir also getraut, die arme Frau!«

»Mir und dem Ring und der Handschrift des Vicomte, gnädigster Herr. Und dann hat sie mich sehr wohl wiedererkannt. Wir sagten also vierzehn Tage ungeduldigen Erwartens, eine Woche unruhigen Erwartens, eine Woche trostlosen Erwartens. Nicht vor einem Monat, vor anderthalb Monaten, wird der Vicomte, in Verzweiflung, einen andern Boten zur Aufsuchung des ersten abschicken. Doch der erste wird sich nicht finden, und ist es schwierig zehntausend Taler zusammenzubringen, so wird dies bei weiteren zehntausend beinahe unmöglich. Ihr werdet Muße genug haben, um Euren Sohn zwanzigmal zu verheiraten, gnädigster Herr; denn der Vicomte d'Exmés wird zwei Monate lang verschwinden, als ob er tot wäre, und erst im nächsten Jahre lebendig und wütend zurückkommen.«

»Ja, doch er wird zurückkommen!« sagte Montmorency, »und wird er sich am Tage seiner Rückkehr nicht erkundigen, was aus seinem guten Stallmeister Martin-Guerre geworden ist!«

»Ach! gnädigster Herr«, entgegnete Arnauld mit kläglichem Tone, »mit Bedauern sage ich es Euch, man wird ihm antworten, der treue Martin-Guerre sei, als er zu seinem Herrn mit dem Lösegeld zurückgekehrt, das er für ihn geholt, unglücklicher Weise in die Hände einer Abteilung von Spaniern gefallen, welche ihn, nachdem sie ihn geplündert und beraubt, um sein Stillschweigen zu sichern grausam an den Toren von Noyon aufgehängt haben.«

»Wie, Arnauld, Du wirst gehängt werden?«

»Ich bin es gewesen, gnädigster Herr, seht, wie weit mein Eifer geht. Nur in Beziehung auf das Datum des Hängens werden sich die Aussagen widersprechen. Doch wird man räuberischen Reitern glauben, welche bei Entstellung der Wahrheit interessiert sind? Auf, gnädigster Herr«, fuhr der unverschämte Arnauld heiter und entschlossen fort, »denkt, meine Vorsichtsmaßregeln seien geschickt getroffen, und bei einem erfahrenen Burschen, wie ich bin, setzt sich Eure Exzellenz nicht der Gefahr aus, kompromittiert zu werden. Würde die Klugheit von der Erde verbannt, so müßte sie sich in das Herz eines . . . Gehängten flüchten. Ich wiederhole Euch übrigens, Ihr bestätigt nur die Wahrheit: ich diene Euch seit langer Zeit, viele von Euren Leuten können es bezeugen wie Ihr, und Ihr habt mir im Ganzen wohl zehntausend Taler gegeben,

dessen seid sicher. Soll ich Euch einen Empfangsschein ausstellen?« sagte Arnauld sich in die Brust werfend.

Der Connetable konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und entgegnete:

»Ja, aber wenn am Ende . . . «

Arnauld du Thill unterbrach ihn:

»Oh! gnädigster Herr, Ihr zögert nur noch der Form wegen, und was ist die Form für erhabene Geister? Unterzeichnet ohne weitere Umstände.«

Er legte auf den Tisch vor Montmorency das Papier, dem nur noch die Unterschrift fehlte.

»Doch zuerst den Namen der Stadt und den Namen des Mannes, welche Diana von Castro gefangen halten.«

»Namen für Namen, steht der Eurige unten an diesem Papier, so sollt Ihr die anderen erfahren«

»Gut!« sagte Montmorency.

Und er machte den kühnen Federzug der ihm als Unterschrift diente.

»Und das Siegel, gnädigster Herr?«

»Hier ist es. Biß Du zufrieden?«

»Als ob mir der gnädigste Herr die zehntausend Taler geben würde.«

»Nun sprich, wo ist Diana?«

»An den Händen von Lord Wentworth in Calais«, sagte Arnauld, während er das Pergament dem Connetable nehmen wollte, der es noch zurückhielt.

»Einen Augenblick«, sprach dieser, »und der Vicomte d'Exmés?«

»In Calais in den Händen von Lord Wentworth.«

»Aber dann sehen sich Diana und er?«

»Nein, gnädigster Herr, er wohnt bei einem Waffenschmied der Stadt Namens Pierre Peuquoy, und sie muß im Hause des Gouverneurs wohnen. Ich wollte schwören, der Vicomte d'Exmés weiß nicht, daß seine Schöne so nahe bei ihm ist.«

»Ich laufe in den Louvre«, sagte der Connetable, das Papier loslassend.

»Und ich nach Artigues«, rief Arnauld triumphierend. »Viel Glück, gnädigster Herr! Seid bemüht, nicht mehr Connetable zum Gespötte zu sein.«

»Viel Glück, Bursche! Sei bemüht, daß man Dich nicht an einem schönen Morgen aufhängt.«

Hiernach gingen Beide in entgegengesetzter Richtung ab.

XXII.

Die Waffen von Pierre Peuquoy, die Seile von Jean Peuquoy, die Tränen von Babette Peuquoy.

Es verging in Calais beinahe ein Monat, ohne zu ihrem großen Bedauern eine Veränderung in der Lage derjenigen herbeizuführen, welche wir daselbst zurückgelassen haben. Pierre Peuquoy verfertigte beständig Waffen aller Art; Jean Peuquoy hatte die Weberei wieder begonnen und vollendete in seinen verlorenen Augenblicken Seile von unwahrscheinlicher Länge; Babette weinte.

Bei Gabriel hatte das Erwarten die von Arnauld du Thill dem Connetable vorhergesagten Phasen durchgemacht. Er hatte sich die ersten vierzehn Tage in Geduld gefaßt, seitdem aber war er ungeduldig.

Er ging nur äußerst selten mehr zu Lord Wentworth und machte ihm sehr kurze Besuche. Es waltete eine Kälte zwischen ihnen ob, seit dem Tage, wo sich Gabriel vermessen in die vorgeblichen Angelegenheiten des Gouverneurs gemischt hatte.

Dieser aber, wir müssen es mit Befriedigung sagen, wurde von Tag zu Tag trauriger. Es waren indessen nicht die drei Boten; welche seit der Abreise von Arnauld der König von Frankreich in kurzen Zwischenräumen an ihn abgeschickt hatte, was Lord Wentworth beunruhigte. Alle drei verlangten, der erste mit Höflichkeit, der zweite mit Schärfe, der dritte mit Drohung, wie man vermuten kann dieselbe Sache, die Freiheit von Frau von Castro gegen ein Lösegeld, welches zu bestimmen dem Gouverneur selbst überlassen war. Doch allen dreien antwortete er dasselbe; er gedenke Frau von Castro als Geisel zu behalten, um sie, wenn es nötig wäre, gegen einen wichtigen Gefangenen im Krieg auszutauschen oder sie dem König ohne Lösegeld im Frieden zurückzugeben. Er fühlte sich in seinem strengen Rechte und trotzte hinter seinen starken Mauern dem Zorne von Heinrich II.

Es war also nicht dieser Zorn, was ihn beunruhigte, obgleich er sich fragte, wie wohl der König die Gefangenschaft von Diana erfahren haben könnte; was ihn beunruhigte, war die immer mehr verächtliche Gleichgültigkeit seiner schönen Gefangenen. Weder Unterwürfigkeit noch Zuvorkommenheit hatten die stolze; geringschätzende Sinnesart von Frau von Castro zu mildern vermocht. Sie blieb stets traurig, ruhig und würdig vor dem leidenschaftlichen Gouverneur, und wenn er ein Wort von seiner Liebe zu sprechen wagte, wobei er indessen, es ist nicht zu leugnen, der Zurückhaltung treu blieb, die ihm sein Titel als Edelmann auferlegte, so antwortete sie mit einem zugleich hochmütigen und schmerzlichen Blick, die das Herz des armen Lord Wentworth brach und seinen Stolz verletzte. Er hatte nicht den Mut gehabt, mit Diana von dem Briefe zu sprechen, den sie an Gabriel geschrieben, und eben so nicht von den Versuchen des Königs, um die Freiheit seiner Tochter zu erlangen; so sehr fürchtete er ein bitteres Wort, einen ironischen Vorwurf aus diesem reizenden und grausamen Munde.

Als aber Diana die Kammerfrau, welche ihr Billett zu besorgen gewagt hatte, im Hause nicht wiedersah, begriff sie, daß ihr diese verzweifelte Hoffnung abermals entging. Die Keusche, die Edle verlor indessen den Mut nicht: sie wartete und betete. Sie vertraute auf Gott und im Falle der Not auf den Tod.

Am letzten Tag des Oktober, eine Frist, die sich Gabriel selbst, um Arnauld zu erwarten, anberaumt hatte, beschloß er zu Lord Wentworth zu gehen und sich von ihm als einen Dienst die Erlaubnis zu erbitten, einen andern Boten nach Paris schicken zu dürfen.

Gegen zwei Uhr verließ er das Haus der Peuqouy, wo Pierre ein Schwert polierte, wo Jean eines von den ungeheuren Seilen flocht, und wo Babette, die Augen gerötet, sich seit mehreren Tagen um ihn drehte, ohne mit ihm sprechen zu können, und begab sich unmittelbar nach dem Hause des Gouverneurs.

Lord Wentworth war für den Augenblick durch Geschäfte in Anspruch genommen und ließ Gabriel bitten, fünf Minuten zu warten. Er würde dann ganz ihm gehören.

Der Saal, in welchem sich Gabriel befand, ging auf einen inneren Hof. Gabriel näherte sich dem Fenster, um in den Hof zu

schauen, und maschinenmäßig spielten und liefen seine Finger über die Scheiben hin. Plötzlich erregten, gerade unter seinen Fingern, mit einem Diamantring auf das Glas gezeichnete Charaktere seine Aufmerksamkeit. Er näherte sich, um besser zu sehen, und konnte deutlich die Worte: *Diana von Castro lesen*.

Es war die Unterschrift, welche auf dem geheimnisvollen Briefe fehlte, den er im vorhergehenden Monat empfangen hatte.

Eine Wolke zog vor den Augen von Gabriel vorüber, und er war genötigt, sich an der Wand anzulehnen, um nicht zu fallen. Seine Ahnungen hatten ihm also nicht gelogen! Diana! es war wirklich Diana, seine Braut oder seine Schwester, welche dieser Wollüstling Wentworth in seiner Gewalt hielt! Es war das reine und sanfte Geschöpf zu dem er von seiner Liebe zu sprechen wagte!

Mit einer unwillkürlichen Bewegung fuhr Gabriel nach dem Stichblatte seines Degens.

In diesem Augenblicke trat Lord Wentworth ein. Wie das erste Mal führte ihn Gabriel, ohne ein Wort zu sprechen, an das Fenster und zeigte ihm die anklagende Schrift.

Der Gouverneur erleichte Anfangs, dann faßte er sich aber wieder mit der Selbstbeherrschung, die er in so hohem Grade besaß, und fragte:

»Nun! was denn?«

»Ist das nicht der Name der armen Wahnsinnigem die Ihr zu bewachen genötigt seid, Mylord?« sprach Gabriel.

»Es ist möglich; hernach?« versetzte Lord Wentworth mit hochmütiger Miene.

»Wenn dem so ist, so kenne ich diese ohne Zweifel . . . sehr entfernte Verwandtin. Ich habe sie oft im Louvre gesehen. Ich bin ihr ergeben, wie es jeder französische Edelmann gegen die Tochter des Hauses Frankreich sein muß.«

»Und dann?«

»Und dann, Mylord, würde ich von Euch Rechenschaft über die Art und Weise verlangen, mit der Ihr eine Gefangene von diesem Rang zurückhaltet und behandelt.«

»Und wenn ich mich weigerte, mein Herr, Euch diese Rechenschaft zu geben, wie ich es schon dem König von Frankreich verweigert habe?«

»Dem König von Frankreich!« wiederholte Gabriel erstaunt.

»Allerdings, mein Herr«, erwiderte Lord Wentworth mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit. »Ein Engländer ist, wie mir scheint, nicht verantwortlich für seine Handlungen gegen einen fremden Souverain, besonders wenn sein Land mit diesem Souverain im Krieg begriffen ist. Herr d'Exmés, wenn ich mich also weigerte, Euch Rechenschaft zu geben?«

»So würde ich Euch bitten, mir Genugtuung zu geben, Mylord«, rief Gabriel.

»Und Ihr hofft mich ohne Zweifel mit dem Degen zu toten, den Ihr nur mit meiner Bewilligung tragt, und den ich sogleich von Euch zurück zu verlangen berechtigt bin?«

»Oh! Mylord! Mylord!« rief Gabriel, »Ihr werdet mir auch dies bezahlen.«

»Es sei, mein Herr, und ich werde meine Schuld nicht leugnen, wenn Ihr die Eurige abgetragen habt.«

»Ohnmächtig!« rief Gabriel die Hände ringend, »ohnmächtig in einem Augenblick, wo ich die Kraft von zehntausend Menschen zu haben wünschte.«

»Es ist doch in der Tat ärgerlich für Euch, daß Euch die Schicklichkeit und das Recht die Hände binden; doch gesteht auch, daß es zu bequem für einen Kriegsgefangenen und für einen Schuldner wäre, seine Quittung und seine Freiheit ganz einfach dadurch zu erhalten, daß er seinen Gläubiger und seinen Feind niederstechen würde.«

»Mylord«, sprach Gabriel, bemüht, seine Ruhe wiederzuerlangen, »es ist Euch nicht unbekannt, daß ich vor einem Monat meinen Stallmeister nach Paris abgeschickt habe, um die Summe holen zu lassen, um die Ihr so sehr besorgt seid. Ist Martin-Guerre unter Wegs trotz seines Geleitbriefes verwundet, getötet worden? hat man ihm das Geld geraubt, das er zurückbrachte? ich weiß es nicht. Es ist nur eine Tatsache, daß er nicht zurückkehrt, und ich kam in diesem Augenblicke zu Euch, um Euch zu bitten, mich abermals Jemand nach Paris abschicken zu lassen, da Ihr kein Vertrauen zu dem Worte eines Edelmanns habt und mir nicht anbieten wolltet, ich möge das Lösegeld selbst in Paris holen. Die Erlaubnis, die ich mir hiermit von Euch erbitte,

seid Ihr nun nicht mehr zu verweigern berechtigt, oder ich bin berechtigt, zu sagen, Ihr habet bange vor meiner Freiheit und wagt es nicht, mir meinen Degen zurückzugeben.«

»Und wem würdet Ihr das in einer englischen Stadt sagen, welche unmittelbar unter meine Autorität gestellt ist, und wo Ihr nur als ein Gefangener und als Feind betrachtet werden müßt?«

»Ich werde dies ganz laut sagen, Mylord zu jedem Manne, welcher fühlt und denkt, zu jedem Edlen dem Herzen und dem Namen nach, zu Euren Offizieren, welche sich auf Ehrensachen verstehen, zu Euren Arbeitern sogar, die ihr Instinkt erleuchten müßte, und, Alle wären mit mir gegen Euch einverstanden, daß Ihr, da Ihr mir nicht die Mittel bewilligt, von hier wegzukommen, unwürdig geworden, der Anführer tapferer Soldaten zu sein.«

»Ihr bedenkt nicht, mein Herr«, erwiderte Lord Wentworth mit kaltem Tone, »daß ich, ehe ich Euch unter den Meinigen den Geist der Unbotmäßigkeit verbreiten lasse, nur ein Wort zu sprechen, nur eine Gebärde zu machen habe, und Ihr werdet in ein Gefängnis geworfen, wo Ihr mich einzig und allein vor den Wänden anklagen könnt.«

»Oh! tausend Donner! das ist wahr!« murmelte Gabriel, mit den Zähnen knirschend und die Fäuste ballend.

Dieser Mann des regen Gefühles brach sich an der Unempfindlichkeit seines ehernen Gegners.

Doch ein Wort verwandelte das Angesicht der Szene und stellte plötzlich die Gleichheit zwischen Wentworth und Gabriel wieder her.

»Teure Diana! teure Diana!« wiederholte der junge Mann voll Bangigkeit, »nichts für Dich in deiner Gefahr vermögen!«

»Was habt Ihr gesagt, mein Herr?« fragte Lord Wentworth wankend; »Ihr habt, glaube ich, gesagt: »Teure Diana!« Habt Ihr das gesagt, oder habe ich schlecht gehört? Solltet *Ihr* Frau von Castro auch lieben?«

»Nun wohl, ja, ich liebe Sie!« rief Gabriel. »Ihr liebt sie auch, Ihr! Doch meine Liebe ist eben So rein und ergeben, als die Eurige unwürdig und grausam ist. Ja, vor Gott und den Engeln liebe ich sie in tiefer Anbetung.«

»Was spricht Ihr dann von einer Tochter Frankreichs und von

dem Schutze, den jeder Edelmann einer solchen Unterdrückten schuldig sei?« entgegnete Lord Wentworth außer sich. »Ah! Ihr liebt sie! und Ihr seid derjenige, den sie ohne Zweifel liebt! dessen Erinnerung sie anruft, wenn sie mich martern will. Ihr seid der Man, um dessen Liebe willen sie mich verachtet! der Mann, ohne den sie mich vielleicht lieben würde! Ah! derjenige, welchen sie liebt, seid Ihr?«

Kurz zuvor noch so spöttisch und so geringschätzend, schaute Lord Wentworth nun mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Schrecken denjenigen an, welcher Diana liebte, während Gabriel bei den Worten seines Nebenbuhlers allmählich freudig und triumphierend seine Stirne erhob.

»Oh! wahrhaftig, sie liebt mich somit!« rief er, »sie denkt noch an mich! sie ruft mich, wie Ihr sagt! Ah! gut, wenn sie mich ruft, werde ich gehen, werde ich ihr beistehen, werde ich sie retten. Auf, Mylord, nehmt meinen Degen, knebelt mich, bindet mich, kerkert mich ein. Dem ganzen Weltall und Euch zum Trotz werde ich ihr beistehen und sie behüten, da sie mich immer noch liebt, meine heilige Diana. Da sie mich immer noch liebt, trotze ich Euch und fordere Euch heraus, und seid bewaffnet und ich ohne Waffen, so bin ich immer noch gewiß, daß Euch besiege mit er Liebe von Diana zur göttlichen Ägide.«

»Es ist wahr, es ist wahr, ich glaube es wohl!« murmelte Lord Wentworth niedergeschmettert.

»Jetzt wäre es auch nicht edel von mir, Euch zum Duell herauszufordern; laßt Eure Wachen kommen und befiehlt ihnen, mich einzuschließen, wenn es Euch beliebt. Das Gefängnis neben ihr und zugleich mit ihr ist noch eine Art von Glück.«

Nach diesen Worten trat ein ziemlich langes Stillschweigen ein.

»Mein Herr«, sprach endlich Lord Wentworth nach einigem Zögern, »Ihr habt mich, glaube ich, um Erlaubnis gebeten, einen zweiten Boten, nach Paris abzuschicken, um Euer Lösegeld zu holen?«

»In der Tat, Mylord, das war Anfangs meine Absicht, als ich hierher kam.«

»Und Ihr machtet mir, wie mir scheint, in Euren Reden den Vorwurf, daß ich kein Vertrauen zu Eurem adeligen Ehrenwort

gehabt und Euch nicht gestattet habe, mit Eurem Worte als Bürgschaft Euer Lösegeld selbst zu holen?«

»In der Tat, Mylord, das war Anfangs meine Absicht, als ich hierher kam.«

»Und Ihr machtet mir, wie es scheint, in Euren Reden den Vorwurf, daß ich kein Vertrauen zu Eurem adeligen Ehrenwort gehabt und Euch nicht gestattet habe, mit Eurem Worte als Bürgschaft Euer Lösegeld selbst holen?«

»Das ist wahr, Mylord.«

»Nun wohl! mein Herr, Ihr könnt noch heute abreisen, die Tore von Calais sind Euch geöffnet, Eure Bitte ist bewilligt.«

»Ich verstehe«, erwiderte Gabriel mit Bitterkeit. Ihr wollt mich von ihr entfernen. Und wenn ich mich nun weigerte, Calais zu verlassen?«

»Ich bin der Herr hier«, sprach der Gouverneur, »Ihr habt Euch gegen meinen Willen weder zu weigern, noch ihn anzunehmen, sondern nur Euch demselben zu unterwerfen.«

»Es sei also, ich werde abreisen, Mylord, jedoch ohne Euch für diese Großmut Dank zu wissen, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Ich bedarf auch Eurer Dankbarkeit nicht, mein Herr.«

»Ich werde abreisen«, fuhr Gabriel fort, »doch wißt, daß ich nicht lange Euer Schuldner bleiben werde und daß ich bald zurückkomme, um Euch alle meine Schulden mit einander zu bezahlen. Und da ich dann nicht mehr Euer Gefangener bin und Ihr nicht mehr mein Gläubiger seid, so wird kein Vorwand mehr vorhanden sein, daß sich mein Degen, den ich zu tragen berechtigt bin, nicht mit dem Eurigen kreuze.«

»Ich könnte diesen Zweikampf ausschlagen, mein Herr«, erwiderte Lord Wentworth mit einer gewissen Schwermut, »denn die Chancen sind zwischen uns nicht gleich: töte ich Euch, so wird *sie* mich noch mehr hassen, tötet Ihr mich, so wird *sie* Euch noch mehr lieben. Gleichviel ich muß annehmen und nehme an. Aber befürchtet Ihr nicht, mich hierdurch zu einem äußersten Schritte zu bringen?« fügte er mit düsterer Miene bei. »Könnte ich nicht, da alle Vorteile auf Eurer Seite sind, diejenigen mißbrauchen, welche mir bleiben?«

»Unser Herrgott dort oben und auf dieser Welt der Adel aller

Länder werden Euch richten, Mylord, wenn Ihr Euch feige an denjenigen rächt, welche sich nicht verteidigen können«, sprach Gabriel schauernd.

»Wie dem auch sein mag«, erwiderte Lord Wentworth, »Euch verwerfe ich unter meinen Richtern.«

Nach einer Pause fügte er bei:

»Es ist drei Uhr, mein Herr, Ihr habt bis um sieben Uhr, zu welcher Stunde die ersten Tore geschlossen werden, Zeit, um Eure Vorkehrungen zu treffen und die Stadt zu verlassen. Ich habe bis dahin meine Befehle gegeben, daß man Euch frei passieren läßt«

»Um sieben Uhr, Mylord werde ich nicht mehr in Calais sein.«

»Und rechnet darauf«, sagte Lord Wentworth, »daß Ihr in Eurem Leben nicht mehr dahin zurückkommt, und daß, wenn ich in diesem Duell außerhalb unserer Wälle durch Euch getötet sterben würde, meine Maßregeln so gut getroffen sein werden — vertraut auf meine Eifersucht — daß Ihr Frau von Castro nie besitzt, nie wiederseht.«

Gabriel hatte schon einen Schritt gemacht, um sich aus dem Zimmer zu entfernen. Er blieb an der Türe stehen und erwiderte:

»Was Ihr da sagt, ist unmöglich, Mylord, früher oder später muß ich Diana notwendig wiedersehn.«

»Es wird dennoch nicht geschehen, mein Herr, das schwöre ich Euch! wenn der Wille des Gouverneurs eines Platzes oder der letzte Wille eines Sterbenden von Wirkung zu sein hoffen dürfen.«

»Es wird geschehen, ich weiß nicht wie, doch ich bin dessen sicher!« entgegnete Gabriel.

»Dann, mein Herd« sprach Wentworth mit einem verächtlichen Lächeln, »dann werdet Ihr Calais mit Sturm nehmen.«

Gabriel dachte eine Minute nach und antwortete hierauf:

»Ich werde Calais mit Sturm nehmen. Auf Wiedersehen, Mylord.«

Er verbeugte sich, ging hinaus und ließ Lord Wentworth, der nicht wußte, ob er lachen oder erschrecken sollte, ganz versteinert zurück.

Gabriel begab sich auf der Stelle nach dem Hause der Peuquoy.

Er fand Pierre, der die Klinge seines Schwertes polierte, Jean, der Knoten an sein Seil machte, und Babette, welche seufzte.

Er erzählte seinen Freunden sein Gespräch mit dem Gouverneur und kündigte ihnen seine Abreise in Folge davon an. Er verbarg ihnen sogar nicht das vielleicht vermessene Wort, mit dem er von Lord Wentworth Abschied genommen hatte.

Dann sagte er zu ihnen:

»Ich gehe nun in mein Zimmer hinauf, um meine Vorbereitungen zu treffen, und überlasse Euch. Pierre, Euren Schwertern, Euch, Jean, Euren Seilen, und Euch, Babette, Euren Seufzern.«

Er ging wirklich hinauf, um hastig alle Anstalten zu seiner Abreise zu treffen. Nun, da er frei war, drängte den mutigen jungen Mann die Ungeduld, Paris wiederzusehen, um seinen Vater zu retten, dann Calais wiederzusehen, um Diana zu retten.

Als er eine halbe Stunde nachher das Zimmer verließ, fand er auf dem Ruheplatz Babette Peuquoy.

»Ihr reist also ab, Herr Vicomte?« sagte sie. »Ihr fragt mich also nicht, warum ich weine?«

»Nein, mein Kind, denn ich hoffe, wenn ich zurückkomme, werdet Ihr nicht mehr weinen.«

»Ich hoffe auch, gnädiger Herr«, versetzte Babette, »denn, nicht wahr, Ihr gedenkt trotz der Drohungen de Gouverneurs zurückzukehren?«

»Dafür stehe ich Euch, Babette!«

»Ohne Zweifel mit Eurem Stallmeister, Martin-Guerre?«

»Gewiß.«

»Ihr seid also sicher, Martin-Guerre in Paris wiederzufinden?« fragte das junge Mädchen. »Nicht, wahr, es ist kein unredlicher Mensch? Er hat Euer Lösegeld nicht unterschlagen? Er ist nicht fähig . . . meiner Untreue.«

»Ich würde darauf schwören«, sagte Gabriel erstaunt über diese Fragen.

»Und er würde eine Frau eben so wenig betrügen; als seinen Herrn nicht wahr?«

»Oh! das ist weniger sicher, und ich würde in diesem Punkte nicht für ihn stehen.«

»Gnädiger Herr«, sprach Babette erbleichend, »würdet Ihr wohl die Güte haben, ihm diesen Ring zu übergeben? Er wird wissen, von wem er kommt, und was er bedeutet.«

»Ich werde ihn übergeben«, sagte Gabriel, der sich plötzlich des Vorabends der Abreise seines Stallmeisters erinnerte. »Ich werde ihn übergeben; doch ich nehme an, die Person, welche ihn schickt, weiß . . . daß Martin-Guerre . . . verheiratet ist.«

»Verheiratet!« rief Babette. »Dann, gnädiger Herr, behaltet diesen Ring, werft ihn weg, doch übergebt ihn nicht.«

»Aber, Babette . . .

»Meinen Dank, gnädiger Herr, und Gott befohlen«, murmelte die Arme.

Und sie entfloh in den zweiten Stock und fiel, kaum in Ihr Zimmer zurückkehrt, ohnmächtig auf einen Stuhl nieder.

Bekümmert und unruhig über den Verdacht, der sich zum ersten Male in seinem Geiste regte, stieg Gabriel in Gedanken versunken die hölzerne Treppe des Hauses der Peuquoy hinab.

Unten an den Stufen fand er Jean, der sich ihm geheimnisvoll näherte.

»Herr Vicomte«, sagte der Bürger mit leiser Stimme, »Ihr fragt mich immer, warum ich Seile von einer solchen Länge mache. Ich will Euch nicht abreisen lassen, besonders nach Eurem bewunderungswürdigen Abschied von Lord Wentworth, ohne Euch den Schlüssel zu diesem Rätsel zu geben. Wenn man durch kleine Querstricke zwei lange und feste Geile, wie die, welche ich mache verbindet, Herr Vicomte, so erhält man eine ungeheure Leiter. Diese Leiter kann man, wenn man auf der städtischen Wache ist, wie Pierre seit zwanzig Jahren, wie ich seit drei Tagen, zu zwei aus zweimal unter das Schilderhaus der Plattform des Turmes Oktogon trage. Dann kann man in einer schwarzen Dezember- oder Januarnacht, aus Neugierde, zwei Enden an den eisernen in die Zinnen eingelöteten Krampen befestigen und die zwei anderen Enden auf dreihundert Fuß in das Meer fallen lassen, wo sich, aus Unachtsamkeit, ein kecker Kahn finden dürfte.«

»Aber, mein braver Jean . . . « unterbrach ihn Gabriel.

»Genug über diesen Punkt, Herr Vicomte«, versetzte der

Weber. »Entschuldigt mich, ich wollte Euch, ehe Ihr uns verlaßt, noch ein Andenken an Euren ergebenen Diener Jean Peuquoy überreichen. Hier ist ein mittelmäßiger Plan von den Mauern und Festungswerken von Calais. Ich habe ihn zu meiner Belustigung gemacht, nach meinen ewigen Spaziergängen, über die Ihr Euch so sehr wundertet. Verbergt ihn unter Eurem Wamms, und wenn Ihr in Paris seid, schaut ihn, ich bitte Euch zuweilen aus Freundschaft für mich an.«

Gabriel wollte ihn abermals unterbrechen, aber Jean ließ ihm keine Zeit dazu, drückte die Hand, die ihm der junge Mann reichte, und entfernte sich mit den Worten:

»Auf Wiedersehen, Herr d'Exmés. Ihr werdet vor der Türe Pierre finden, der auch auf Euch wartet, um ebenfalls Abschied zu nehmen. Sein Lebewohl wird das meinige vervollständigen.«

Pierre wartete wirklich vor seinem Hause, das Pferd von Gabriel am Zügel haltend.

»Ich danke für Eure Gastfreundschaft, Meister«, sprach der Vicomte d'Exmés. »Ich schicke Euch in kurzer Zeit, wenn ich es nicht selbst bringe, das Geld, das Ihr mir vorzuschließen die Güte gehabt habt. Mit Eurer Erlaubnis füge ich eine gute Belohnung für Eure Leute bei. Mittlerweile wollt diesen kleinen Diamant Eurer Tochter von mir anbieten.«

»Ich nehme ihn für sie an, Herr Vicomte«, erwiderte der Waffenschmied, »doch unter der Bedingung, daß Ihr auch etwas von meiner Art annehmt, dieses Horn, das ich an Euren Sattelbogen gehängt, das ich mit meinen eigenen Hand verfertigt habe und dessen Ton ich, selbst durch das Brüllen der stürmischen See, wiedererkennen würde, in einer von den Nächten des 5. von jedem Monat zum Beispiel, wo ich die Wache von vier bis sechs Uhr Morgens auf dem Turme Oktogon beziehe, der auf das Meer geht.«

»Ich danke!« sagte Gabriel, indem er Pierre die Hand auf eine Weise drückte, durch die er ihm zu verstehen gab, daß er begriffen habe.

»Was die Waffen betrifft«, sprach Pierre, »über die Ihr Euch wundertet, da Ihr mich dieselben in so großer Quantität machen saht, so bereue ich es in der Tat, daß ich eine solche Menge in

meinem Hause habe, denn wenn Calais eines Tages belagert würde, so könnte die Partei, welche unter uns noch für Frankreich ist, sich dieser Waffen bemächtigen und im Schooße der Stadt eine gefährliche Diversion machen.«

»Es! ist wahr«, sagte Gabriel, dem braven Bürger noch stärker die Hand drückend.

»Hiernach wünsche ich Euch eine gute Reise und alles Glück, Herr d'Exmés«, sprach Pierre. »Lebt wohl, und auf baldiges Wiedersehen!«

»Auf baldiges Wiedersehen!« wiederholte Gabriel.

Er wandte sich um und grüßte zum letzten Male Pierre, der auf der Schwelle stand, Jean, der sich mit dem Kopfe aus dem Fenster des ersten Stockes neigte, und auch Babette, die ihn hinter einem Vorhang des zweiten weg reiten sah.

Dann gab er seinem Pferde den Sporn und entfernte sich im Galopp.

Es waren Befehle von Lord Wentworth an das Thor von Calais abgeschickt worden; denn man machte keine Schwierigkeit, den Gefangenen passieren zu lassen, der sich bald, allein mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen, auf der Straße nach Paris befand.

Vermöchte er seinen Vater bei seiner Ankunft in Paris zu befreien? Vermöchte er Diana bei seiner Rückkehr nach Calais zu befreien?

XXIII.

Folge der Unfälle von Martin-Guerre.

Die Straßen von Frankreich waren nicht sicherer für Gabriel von Montgomery, als für seinen Stallmeister, und er mußte die ganze Einsicht und die ganze Tätigkeit seines Geistes entwickeln, um die Schwierigkeiten zu beseitigen und den Hindernissen zu entgehen. Doch trotz aller Eile, die er anwandte, kam er erst am vierten Tage nach seiner Abreise von Calais in Paris an.

Doch die Gefahren des Weges nahmen Gabriel vielleicht minder in Anspruch, als seine ihr Ende berührende Unruhe. Obgleich von seiner Natur nicht besonders zu Träumereien hingezogen, zwang ihn doch sein einsamer Marsch beinahe beständig, von der Gefangenschaft seines Vaters und von Diana, von den Mitteln, diese teuren und heiligen Wesen zu befreien, von dem Versprechen des Königs und davon zu träumen, wozu er sich entschließen sollte, wenn Heinrich II. sein Versprechen nicht halten würde. Aber nein, Heinrich II. war nicht umsonst der erste Edelmann der Christenheit. Die Erfüllung seines Schwures kostete ihn große Überwindung und er würde warten bis Gabriel es forderte, um dem alten rebellischen Grafen zu verzeihen, aber er würde verzeihen. Doch wenn er nicht verzieh?«

Wenn diese verzweiflungsvolle Idee seinen Geist durchzuckte, wie ein Dolch sein Herz durchzuckt hätte, gab Gabriel seinem Pferde die Sporen und fuhr mit der Hand an das Stichblatt seines Degens.

Gewöhnlich war es der süße und zugleich schmerzliche Gedanke an Diana von Castro, was seiner bewegten Seele wieder Ruhe verlieh.

Mitten unter diesen Ungewißheiten und Befürchtungen kam er endlich am Morgen des vierten Tages vor die Tore von Paris. Er war die ganze Nacht gereist und die bleiche Helle der Morgendämmerung beleuchtete allein die Stadt, als er durch die Straßen in die Nähe des Louvre ritt.

Er hielt vor dem geschlossenen und entschlummerten

königlichen Hause an und fragte sich, ob er warten oder weiter reiten sollte. Doch seine Ungeduld fügte sich schlecht in die Unbeweglichkeit. Er beschloß, sich sogleich nach Hause in die Rue des Jardins-Saint-Paul zu begeben, wo er wenigstens etwas über das, was er wünschte oder befürchtete, erfahren könnte.

Sein Weg führte ihn vor die finsternen Türme des Chatelet.

Er hielt Euch vor dieser Unglückspforte an. Ein kalter Schweiß badete seine Stirne. Seine Vergangenheit und seine Zukunft waren hier hinter diesen feuchten Mauern. Aber Gabriel war nicht der Mann, der der Gemütsbewegung eine lange Zeit gönnte, die er nützlicher zum Handeln verwenden konnte. Er schüttelte die düsteren Gedanken von sich ab und setzte sich mit einem: »Vorwärts!« wieder in Marsch.

Als er vor seinem Hotel ankam, das er so lange nicht gesehen hatte, glänzte ein Licht hinter den Scheiben des unteren Zimmers. Die wachsame Aloyse war schon aufgestanden.

Gabriel klopfte an und nannte sich. Zwei Minuten nachher lag er in den Armen der guten würdigen Frau, die ihm als Mutter gedient hatte.

»Ah! Ihr hier, gnädiger Herr! Ihr hier, mein Kind!«

Das war Alles, was sie zu sagen die Kraft hatte.

Gabriel, nachdem er sie zärtlich umarmt, wich einen Schritt zurück und schaute sie an.

In diesem tiefen Blick lag eine stumme Frage, welche klarer war, als alle Worte.

Aloyse begriff auch, und dennoch neigte sie das Haupt und antwortete nicht.

»Also keine Kunde vom Hofe?« sagte der Vicomte, als ob ihm die in diesem Stillschweigen enthaltene Offenbarung nicht genügte.«

»Keine Kunde, gnädiger Herr«, antwortete die Amme.

»Oh! ich vermutete es. Wenn etwas Glückliches oder Unglückliches vorgefallen wäre, so hättest Du mir es im ersten Kuß zugerufen. Du weißt nichts?«

»Leider nichts!«

»Ja, ich begreife«, versetzte bitter der junge Mann. »Ich war Gefangener, tot vielleicht! Man bezahlt seine Schulden einem

Gefangenen nicht, und noch viel weniger einem Toten. Aber nun bin ich lebendig und frei, und man muß wohl mit mir abrechnen . . . aus freien Stücken oder mit Gewalt, es muß sein.«

»Oh! nehmt Euch in Acht, gnädiger Herr!« rief Aloyse.

»Sei ohne Furcht, Amme. Ist der Herr Admiral in Paris?«

»Ja, gnädiger Herr. Er ist angekommen und hat zehnmal hierher geschickt, um sich nach Eurer Rückkehr zu erkundigen.«

»Gut. Und Herr von Guise?«

»Er ist ebenfalls zurückgekehrt. Auf ihn zählt das, Volk, um das Unglück Frankreichs wieder gut zu machen und die Schmerzen der Bürger zu heben.«

»Gott wolle, daß er keine Schmerzen finde, die man nicht wieder heben kann«, sagte Gabriel.

»Was Frau Diana von Castro betrifft, die man verloren glaubte«, fuhr Aloyse eiligst fort, »so hat der Herr Connetable entdeckt, daß sie Gefangene in Calais ist, und man hofft sie bald zu befreien.«

»Ich wußte es und hoffe es wie sie«, sagte Gabriel mit seltsamem Ausdruck. »Aber«, fuhr er fort, »Du sprichst mir nicht von dem, was meine eigene Gefangenschaft so sehr verlängert hat, von Martin-Guerre, von seiner verzögerten Botschaft. Was ist aus Martin geworden?«

»Gnädiger Herr, er ist hier, der Taugenichts, der Dummkopf!«

»Wie! hier! Seit wann? Was macht er?«

»Er liegt da oben und schläft«, antwortete Aloyse, welche von dem armen Martin mit einem gewissen Ärger zu sprechen schien. »Er behauptet, er sei ein wenig krank, unter dem Vorwand, daß man ihn gehängt habe.«

»Gehängt!« rief Gabriel. »Wahrscheinlich, um ihm mein Lösegeld zu rauben?«

»Euer Lösegeld, gnädiger Herr! Ja, sprecht ein wenig mit diesem dreifachen Einfaltspinsel von Eurem Lösegeld! Ihr werdet sehen, was er Euch antwortet. Er wird gar nicht wissen, was Ihr nur meint. Stellt Euch vor, gnädiger Herr, er kommt ganz hastig, ganz eifrig hier an, und Eurem Briefe gemäß raffe Ich rasch zehntausend schöne klingende Taler zusammen und bezahlte sie ihm aus. Er reist ganz warm wieder ab, ohne eine Minute zu verlieren. Wen sehe ich ein paar Tage nachher mit gesenktem Ohr

und kläglicher Miene hierher zurückkommen, meinen Martin-Guerre. Er behauptet, nicht einen roten Pfennig von mir erhalten zu haben. Lange vor der Einnahme von Saint-Quentin selbst gefangen genommen, weiß er seit drei Monaten nicht, was aus Euch geworden ist. Ihr habt ihm keinen Auftrag gegeben. Man hat ihn geschlagen, gehängt! Es ist ihm gelungen, zu entkommen, und er kehrt zum ersten Male seit dem Kriege nach Paris zurück. Das sind die Märchen, die uns Martin vom Morgen bis zum Abend wiederholt, wenn man mit ihm von Eurem Lösegeld spricht.«

»Erkläre Dich, Amme«, sagte Gabriel. »Martin war nicht im Stande, das Geld zu unterschlagen, darauf würde ich schwören. Er ist kein unredlicher Mensch, und mir treu ergeben.«

»Nein, gnädiger Herr, er ist kein unredlicher Mensch, aber ich befürchte, er ist ein Narr, ein Narr ohne Gedanken und Erinnerung, ein Narr zum Binden, glaubt mir. Obgleich noch nicht boshaft, ist er doch mindestens gefährlich. Ich bin nicht die Einzige, die ihn hier gesehen hat, alle Eure Leute legen Zeugschaft ab. Er hat wirklich die zehntausend Taler empfangen. Meister Elyot hatte sogar Mühe, sie mir so schnell zusammenzubringen.«

»Er muß abermals auf's Schnellste eine gleiche Summe und sogar eine noch stärkere anschaffen«, sprach Gabriel. »Doch hierum handelt es sich noch nicht. Es ist heller Tag. Ich gehe in den Louvre und spreche mit dem König.«

»Wie! gnädiger Herr, ohne eine Minute auszuruhen! Überdies bedenkt Ihr nicht, daß es kaum sieben Uhr ist, und daß Ihr die Tore, die man erst um neun Uhr öffnet, verschlossen finden werdet.«

»Das ist richtig«, erwiderte Gabriel, »ich muß noch zwei Stunden warten . . . mein Gott! gib mir Geduld, noch zwei Stunden zu warten, da ich zwei Monate warten konnte. Aber ich werde doch wenigstens Herrn von Coligny und Herrn von Guise zu Hause finden?«

»Nein, denn sie sind wahrscheinlich im Louvre. Auch empfängt der König nicht vor Mittag, und ich befürchte, Ihr dürftet ihn nicht früher sehen. Ihr habt also drei Stunden, um Euch mit dem Herrn Admiral und mit dem Herrn General-Lieutenant des Königreichs zu besprechen. Das ist, wie Ihr wißt, der Titels, mit dem der König

unter den gegenwärtigen ernstesten Umständen Herrn von Guise bekleidet hat. Mittlerweile, gnädiger Herr, werdet Ihr es nicht ausschlagen, einige Erfrischung anzunehmen und Eure alten, getreuen Diener zu empfangen, welche so lange nach Eurer Rückkehr geschmachtet haben.«

In diesem Augenblick und als wollte er in der Tat den jungen Mann in seiner schmerzlichen Erwartung beschäftigen und zerstreuen, stürzte Martin-Guerre, ohne Zweifel von der Ankunft seines Herrn unterrichtet, in das Zimmer, bleicher noch vor Freude, als von den Folgen seines Leidens.

Wie! Ihr seid es! wie! Ihr hier, gnädiger Herr?« rief er. »Oh! welch' ein Glück!«

Doch Gabriel nahm das Entzücken seines Stallmeisters ziemlich kalt auf und erwiderte:

»Wenn ich glücklich angekommen bin, so gestehe, daß es nicht Dein Fehler ist, und daß Du Alles getan hast, um mich ewig in Gefangenschaft zu lassen.«

»Ihr auch, gnädiger Herr?« sagte Martin ganz bestürzt. »Ihr auch . . . statt mich mit dem ersten Worte zu rechtfertigen, wie ich hoffte, beschuldigt Ihr mich, ich habe de zehntausend Taler eingestrichen. Wer weiß? Ihr werdet vielleicht sagen, Ihr habet mich beauftragt, sie in Empfang, zu nehmen und Euch zu bringen.«

»Allerdings«, versetzte Gabriel erstaunt.

»Somit«, entgegnete der arme Stallmeister mit dumpfem Tone, »somit glaubt Ihr, ich wäre fähig gewesen, mir treuloser Weise ein Geld anzueignen, das nicht mir gehörte, ein Geld, das bestimmt war, die Freiheit meines Herrn zu bezahlen.«

»Nein, Martin, nein«, sprach Gabriel gerührt durch den Ausdruck seines ehrlichen Dieners, »Mein Verdacht. ich schwöre es Dir, ging nie so weit, daß ich an Deiner Redlichkeit zweifelte, und ich sagte dies so eben zu Aloyse. Doch man konnte Dir diese Summe nehmen und Du konntest sie auf der Rückkehr zu mir verlieren.«

»Auf der Rückkehr zu Euch, gnädiger Herr? Aber wohin? Gottes Donner zerschmettere mich, wenn ich seit unserem ersten Abgange von Saint-Quentin weiß, wo Ihr gewesen seid. Wohin

sollte ich zu Euch zurückkehren.«

»Nach Calais, Martin. Wie leicht und toll Dein Kopf auch sein mag, so kannst Du doch Calais unmöglich vergessen haben.«

»Wie sollte ich in der Tat vergessen, was ich nie gekannt habe?« sprach Martin-Guerre ruhig.

»Unglücklicher, kannst Du bis auf diesen Grad leugnen?« rief Gabriel.

Leise sagte er ein paar Worte zu« der Amme und diese entfernte sich. Dann trat er auf Martin zu und fragte:

»Und Babette, Undankbarer?«

»Babette, welche Babette?« versetzte der Stallmeister ganz erstaunt.

»Diejenige, welche Du verführt hast, Unwürdiger.«

»Ah! gut! Gudule!« sagte Martin. »Ihr irrt Euch im Namen. Es ist nicht Babette, es ist Gudule, gnädiger Herr. Ah! ja, die Arme! doch offenherzig gesprochen, ich habe sie nicht verführt, sie hat sich ganz allein verführt, das schwöre ich Euch.«

»Wie! noch eine Andere« rief Gabriel. »Aber diese kenne ich nicht, und wie es sich auch verhalten mag, sie kann nicht so sehr zu beklagen sein, als Babette Peuquoy.«

Martin-Guerre wagte es nicht, aufzubrausen, wäre er aber vom Rang des Vicomte gewesen, so würde er es sicherlich getan haben.

»Hört, gnädiger Herr, sie sagen Alle hier, ich sei ein Narr, und dadurch, daß ich es fortwährend sagen höre, glaube ich, beim heiligen Martin! daß ich einer werde. Indessen habe ich wohl noch meine Vernunft und mein Gedächtnis, was Teufels! und im Falle der Not, gnädiger Herr, obgleich ich vielfache Prüfungen und Unglück . . . für zwei auszustehen gehabt habe, im Falle der Not vermöchte ich Euch Punkt für Punkt zu erzählen, was mir seit drei Monaten, seitdem ich Euch verlassen, begegnet ist. Wenigstens« fügte er bei, »die Umstände, deren ich mich meinerseits erinnere.«

»Ich wäre in der Tat begierig zu erfahren, wie Du Dein seltsames Benehmen, erklären willst.«

»Nun, gnädiger Herr, als wir Saint-Quentin verließen, um die Mannschaft von Herrn von Vaulpergues zu holen, schlugen wir,

jeder einen andern Weg ein, wie Ihr Euch erinnern müßt, und das, was Ihr vorhergesehen, geschah. Ich fiel in die Hände der Feinde. Eurer Einschärfung gemäß wollte mit Kühnheit bezahlen, aber seltsamer Weise erkannten mich die Feinde. Ich war schon ihr Gefangener.«

»Du schweifst ab!« unterbrach ihn Gabriel.

»Oh! gnädiger Herr, ich beschwöre Euch, laßt mich erzählen, was ich weiß, wie ich es weiß. Ich habe genug Mühe, mich auszukennen, und Ihr mögt mich nachher beurteilen. Ich gestehe, daß ich mich ergab, sobald mich die Feinde erkannten, denn ich wußte, und zwar gründlich, es ist Euch so gut bekannt, als mir, gnädiger Herr, daß ich zwei bin, und daß, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen, mein Anderer oft tolle Streiche macht. Wir nahmen also unser Schicksal an, denn fortan will ich von mir, von uns, sage ich, in der Mehrzahl sprechen. Gudule, eine hübsche Flamänderin, die wir entführt hatten, erkannte uns auch; was uns beiläufig gesagt, einen Hagel von Schlägen eintrug. Wahrhaftig nur wir erkannten uns nicht. Euch all unser folgendes Elend erzählen und Euch sagen, in wie vieler mit den verschiedenartigsten Patois geschmückter Herren Gewalt Euer unglücklicher Stallmeister nach und nach gefallen ist, wäre zu lang.«

»Ja, kürze Deine Wehklagen ab.«

»Ich komme zu schlimmeren Dingen. Mein Numero . . . war einmal entwichen und man schlug mich zur Strafe für ihn lendenlahm. Meinem Numero . . . demjenigen von welchem ich Bewußtsein habe, und dessen Geschichte ich Euch erzähle, gelang es abermals, zu entweichen, aber er war so albern, sich wieder fangen zu lassen, und ich blieb als tot auf dem Platz. Gleichviel! ich ergriff zum dritten Male Flucht. Aber zum dritten Male durch einen doppelten Verrat, den des Weins und den eines Vorübergehenden, wieder gepackt, wollte ich einen Hauptstreich machen und wehrte mich gegen meine Feinde mit der Wut der Trunkenheit und der Verzweiflung. Nachdem sie mich die ganze Nacht aus die barbarischste Weise gemartert und geplagt hatten, hingen sie mich gegen Morgen!«

»Sie hingen Dich!« rief Gabriel, welcher dachte, die Monomanie seines Stallmeisters beginne ohne Zweifel wieder. »Sie hingen

Dich, Martin? was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß sie mich zwischen Himmel und Erde am Ende eines solid an einem Galgen befestigten Hanfstrickes aufhißten, was in allen Sprachen und Patois, mit denen man mir die Ohren geschunden hat, hängen heißt. Ist das klar, gnädiger Herr?«

»Nicht zu sehr denn für einen Gehängten . . . «

»Befinde ich mich ziemlich wohl«, gnädiger Herr, das ist eine Tatsache. Aber Ihr wißt das Ende der Geschichte nicht. Mein Schmerz und meine Mut, als ich mich hängen sah, machten, daß ich das Bewusstsein verlor. Als ich wieder zu mir kam, war ich mit meinem um den Hals abgeschnittenen Strick auf dem frischen Gras ausgestreckt. Wollte ein vorüber kommender Reisender, gerührt von meiner Lage, den Galgen von seiner menschlichen Frucht befreien. Dies zu glauben, verbietet mir meine gegenwärtige Menschenfeindlichkeit. Ich denke mir eher, daß ein Schelm mich zu plündern gewünscht und den Strick abgeschnitten hat, um meine Taschen nach Bequemlichkeit zu durchsuchen. Mein Hochzeiring und meine Papiere, die man mir gestohlen, bevollmächtigen mich, das zu behaupten, ohne dem Menschengeschlecht zu sehr Unrecht zu tun. So viel ist gewiß, daß ich zu rechter Zeit abgeschnitten wurde, und daß ich, trotz meines etwas verrenkten Halses zum vierten Male durch Wald und Feld entfliehen konnte, wobei ich mich bei Tag verbarg, bei Nacht vorsichtig weiter schlich und von Wurzeln und Kräutern lebte . . . meine abscheuliche Nahrung, an die das Vieh sich zu gewöhnen Mühe haben muß. Nachdem ich mich hundertmal verirrt hatte, konnte ich nach Verlauf von vierzehn Tagen Paris und dieses Haus wiedersehen, wo ich vor zwölf Tagen angekommen und schlimmer empfangen worden bin, als ich nach so vielen Prüfungen erwartete. Das ist meine Geschichte.«

»Nun! ich, was diese Geschichte betrifft, ich könnte Dir wohl eine andere erzählen, eine ganz verschiedene, die ich unter meinen Augen habe in Erfüllung gehen sehen.«

»Die Geschichte von meinem Numero 2?« sagte Martin ruhig. »Meiner Treue, gnädiger Herr, wenn es nicht unbescheiden wäre, und wenn Ihr die Güte haben wolltet, mich mit zwei Worten zu berühren, so wäre ich sehr neugierig, sie Zu erfahren.«

»Spottest Du, Bursche?« rief Gabriel.

»Oh! der gnädige Herr, kennt meine tiefe Ehrfurcht! Aber seltsamer Weise hat mich dieses andere Ich in große Verlegenheiten gebracht, nicht wahr? Es hat mich in grausame Klemmen versetzt! Dessen ungeachtet interessiere ich mich für dasselbe. Bei meinem Ehrenwort! ich hätte, glaube ich, am Ende die Schwäche, den schlimmen Gesellen zu lieben.«

»Ein schlimmer Geselle, in der Tat!« sagte Gabriel.

Er wollte vielleicht die Erzählung der Übelthaten von Arnauld du Thill beginnen, aber er wurde von seiner Amme unterbrochen, welche gefolgt von einem Manne in Bauertracht eintrat.

»Was ist denn das wieder?« sagte Aloyse. »Hier ist ein Mensch der behauptet, er sei hierher geschickt, um uns Euren Tod zu melden, Martin-Guerre!.«

XXIV.

Worin die Tugend von Martin-Guerre wieder klar zu werden beginnt.

»Meinen Tot!« rief Martin-Guerre erlebend bei den furchtbaren Worten von Frau Aloyse.

»Ah! Jesus und Gott!« rief der Bauer, sobald er den Stallmeister angeschaut hatte.

»Mein anderes Ich wäre tot? göttliche Güte!« sprach Martin. »Sollte ich kein Wechseldasein mehr haben? Bah! beim Lichte betrachtet, würde es mir ein wenig leid tun, im Ganzen aber bin ich wohl zufrieden. Sprich, Freund, sprich Du«, fügte er sich an den Bauern wendend bei.

»Ah! Meister«, sagte der letztere, nachdem er Martin genau betrachtet und ihn berührt hatte, »Wie geht es zu, daß ich Euch vor mir angekommen finde? Ich schwöre Euch, daß ich mich beeilt habe, so sehr sich ein Mensch beeilen kann, um Euren Auftrag zu besorgen und Eure zehn Taler zu gewinnen; und wenn Ihr nicht ein Pferd genommen habt, Meister, so ist es durchaus unmöglich, daß Ihr mir auf der Straße zuvorgekommen seid, oder ich hätte Euch wenigstens sehen müssen.«

»Ah! mein Braver, ich habe Dich nie gesehen, und Du sprichst mit mir, als ob Du mich kennst«, entgegnete Martin.

»Ob ich Euch kenne!« versetzte der Bauer erstaunt; »Ihr seid es vielleicht nicht, der mir den Auftrag gegeben hat, zu melden Herr Martin-Guerre sei durch den Strang gestorben?«

»Wie! Martin-Guerre, das bin ich«, erwiderte Martin-Guerre.

»Ihr? unmöglich! hättet Ihr Euer eigenes Henken verkündigen können?«

»Aber warum, und wo und wann habe ich Dir solche Schauerlichkeiten mitgeteilt?« fragte Martin.

»Ich muß also zu dieser Stunde Alles sagen?«

»Ja, Alles.«

»Trotz der Verstellung, die Ihr mir empfohlen habt.«

»Trotz der Verstellung.«

»Nun wohl, da Ihr so wenig Gedächtnis habt, so werde ich Alles sagen; schlimm für Euch, daß Ihr mich dazu zwingt. Vor sechs Tagen war ich am Morgen beschäftigt, mein Feld auszugäten . . . «

»Vor Allem, wo ist Dein Feld?« fragte Martin.

»Muß ich wahre Wahrheit antworten, Meister?« sagte der Bauer.

»Es! gewiß, Schafskopf!«

»Mein Feld ist hinter Montargis. Ich arbeitete, Ihr kamt, einen Reisesack auf dem Rücken, die Straße einhergezogen.

He! Freund, Was machst Du da?«(Ihr sprecht.)

»Ich gäte, Meister.« (Ich spreche.)

»Wie viel trägt Dir dieses Handwerk ein?«

»Ein Jahr ins andere vier Sous täglich.«

»Willst Du zwanzig Taler in zwei Wochen gewinnen?«

»Oh! oh!«

»Ich frage Dich ja oder nein.«

»Ja wohl.«

»Du wirst auf der Stelle nach Paris ausbrechen. Wenn Du gut marschierst, bist Du spätestens in fünf bis sechs Tagen dort, Du fragst nach der Rue des Jardins-Saint-Paul und dem Hotel des Vicomte d'Exmés. In dieses Hotel schicke ich Dich. Der Vicomte wird nicht dort sein. Aber Du wirst die Dame Aloyse, eine gute Frau, seine Amme, finden. Und dieser sagst Du Folgendes. Höre wohl. —: »Ich komme von Noyon . . . —« Du verstehst? Nicht von Montargis, von Noyon. — Ich komme von Noyon, wo einer Eurer Bekannten gehenkt worden ist. Dieser Eine heißt Martin-Guerre.« — Behalte wohl diesen Namen: Martin-Guerre.« — Man hat Martin-Guerre, nachdem man ihn des Geldes beraubt, das er bei sich trug, gehenkt, aus Furcht, er könnte klagen. Aber ehe man ihn zum Galgen führte, hatte er Zeit, mich zu beauftragen, Euch von diesem Unglück in Kenntniss zu setzen, damit Ihr, wie er sagte, ein neues Lösegeld für seinen Herrn zusammenbringen könntet. Er hat mir versprochen, Ihr würdet mir für meine Mühe zehn Taler bezahlen. Ich habe ihn hängen sehen und bin sodann hierher gegangen.« — Das ist

es, was Du der guten Frau sagen musst. Hast Du begriffen . . . « fragtet Ihr mich.

»Ja Meister«, antwortete ich; »nur sagtet Ihr zuerst zwanzig Taler und jetzt sagt Ihr zehn.«

»Dummkopf!« erwidertet Ihr, »hier hast Du zum Voraus die zehn anderen.«

»Das lasse ich mir gefallen«, sagte ich. »Aber wenn mich die gute Frau Aloyse fragt, wie Herr Martin-Guerre, den ich nie gesehen und den ich gesehen haben muß, beschaffen gewesen sei?«

»Schau mich an.«

»Ich schaue Euch an.«

»Nun! Du wirst Martin schildern, als ob ich selbst er wäre.«

»Das ist seltsam« sagte Gabriel, der dem Erzähler mit tiefer Aufmerksamkeit zuhörte.

»So bin ich denn«, fuhr der Bauer fort, »so bin ich denn gekommen, mein Meister, bereit, die Lektion zu wiederholen, die Ihr mich zweimal gelehrt habt, so daß ich sie beinahe auswendig konnte, und nun finde ich Euch vor mir hier! Es ist wahr, daß ich mich unter Weges etwas aufgehalten und in den Schenken Eure zehn Taler verzehrt habe, in der Hoffnung, bald die zehn anderen zu erhalten. Aber ich hütete mich wohl, die Frist zu überschreiten, die Ihr mir gesetzt hattet. Ihr habt mir sechs Tage gegeben und es sind gerade sechs Tage, daß ich Montargis verlassen.«

»Sechs Tage«, sagte Martin-Guerre schwermütig und träumerisch. »Ich bin vor sechs Tagen durch Montargis gekommen! Ich war vor sechs Tagen auf dem Wege nach meiner Heimat! Deine Erzählung ist außerordentlich wahrscheinlich, Freund, und ich halte sie für Wahr.«

»Nein!« unterbrach ihn lebhaft Aloyse, »dieser Mensch ist offenbar ein Lügner, da er mit Euch vor sechs Tagen in Montargis gesprochen zu haben behauptet, während Ihr seit zwölf Tagen diese Wohnung nicht verlassen habt.«

»Das ist richtig«, sprach Martin. »Doch mein Numero 2 . . . «

»Und dann«, fuhr die Amme fort, »und dann sind es nicht vierzehn Tage, daß Ihr in Noyon gehängt worden seid, nach Eurer eigenen Aussage ist es ein Monat.«

»Das ist gewiß«, versetzte der Stallmeister, »es ist gerade heute auf den Tag ein Monat, ich dachte diesen Morgen beim Erwachen daran. Aber mein anderes Ich . . . «

»Alberne Possen« rief die Amme.

»Nein«, versetzte Gabriel dazwischen tretend, »dieser Mann bringt uns, glaube ich, auf den Weg der Wahrheit.«

»Oh! mein guter Herr, Ihr täuscht Euch nicht«, sagte der Bauer. »Werde ich die zehn Taler bekommen?«

»Ja, aber Ihr müßt mir Euren Namen und Eure Adresse zurücklassen.« antwortete Gabriel. »Wir bedürfen vielleicht eines Tags Eures Zeugnisses. Ich fange an durch noch dunklen Verdacht viele Verbrechen zu erschauen.«

»Aber, gnädiger Herr! . . . « wollte Martin einwenden.

»Genug hierüber«, unterbrach ihn Gabriel. »Meine gute Aloyse, Du wirst dafür besorgt sein, daß der Mann befriedigt wird. Diese Angelegenheit wird ihre Stunde haben. Doch Du weißt«, fügte er die Stimme dämpfend bei, »ehe ich den Verrat gegen den Stallmeister bestrafe, habe ich vielleicht den Verrat gegen den Herrn zu rächen.«

»Leider!« seufzte Aloyse.

»Es ist acht Uhr«, sprach Gabriel. »Ich werde unsere Leute erst bei meiner Rückkehr sehen, denn ich will bei der Eröffnung der Pforten des Louvre anwesend sein; kann ich nur um Mittag zum König gelangen, so werde ich wenigstens mit dem Admiral und mit Herrn von Guise sprechen.«

»Und nachdem Ihr den König gesehen, kommt Ihr sogleich hierher zurück, nicht wahr?« fragte Aloyse.

»Sogleich, sei unbesorgt, gute Amme. Es sagt mir etwas, ich werde als Sieger aus allen diesen finsternen Hindernissen hervorgehen, welche die Intrige und die Frechheit um mich her aufhäufen.«

»Oh! ja, wenn Gott mein glühendes Gebet erhört, wird es so sein!« sprach Aloyse.

»Ich gehe. Bleibe, Martin, ich muß allein sein. Wir werden Dich rechtfertigen und Dich befreien, Freund. Aber siehst Du, ich habe vor Allem eine andere Rechtfertigung und Befreiung zu bewerkstelligen. Auf baldiges Wiedersehen, Amme!«

Aloyse und Martin küßten die Hände, die ihnen der junge Mann reichte. Dann verließ er das Haus allein, zu Fuß, in einen weiten Mantel gehüllt, und schlug ernst und kühn den Weg nach dem Louvre ein.

»Ach!« dachte die Amme, »so habe ich einst seinen Vater weggehen sehen, der seitdem nicht mehr zurückgekommen ist.«

In dem Augenblick, wo Gabriel, nachdem er den Pout au Change überschritten hatte, seinen Weg längs der Gräve fortsetzte, bemerkte er von ferne einen Mann, der ebenfalls in einen Mantel gehüllt war, doch in einen Mantel der gröber und fester geschlossen, als der seinige. Dabei war dieser Mann bemüht, seine Gesichtszüge unter der breiten Krämpe seines Hutes zu verbergen.

Obgleich Gabriel Anfangs unbestimmt die Haltung einer befreundeten Person zu unterscheiden glaubte, ging er doch seines Weges. Doch der Unbekannte machte, beim Anblick des Vicomte d'Exmés eine Bewegung schien zu zögern, blieb dann völlig stehen und sagte behutsam:

»Gabriel mein Freund!«

Er entblößte sich halb das Gesicht, und Gabriel sah, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Herr von Coligny«, rief er, jedoch ohne die Stimme zu erheben. »Ihr auf diesem Platze! zu dieser Stunde!«

»St!« machte der Admiral. »Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick nicht erkannt, bespät, gefolgt sein wollte. Als ich Euch aber sah, mein Freund, nach einer so langen Trennung, nach so viel Unruhe über Eure Person, konnte ich dem Bedürfnisse, Euch zurufen und die Hand zu drücken, nicht widerstehen. Seid wann seid Ihr in Paris?«

»Seit diesem Morgen; ich wollte vor Allem Euch im Louvre aussuchen.«

»Nun, wenn Ihr nicht zu große Eile habt, macht einige Schritte mit mir. Ihr werdet mir sagen, wie es während dieser langen Abwesenheit gegangen ist.«

»Ich werde Euch Alles sagen, was ich sagen kann, Euch, dem redlichsten und ergebensten der Freunde«, sprach Gabriel. »Nichtsdestoweniger, Herr Admiral, wollt mir zuerst eine Frage

über einen Punkt erlauben, der mich mehr als Alles in der Welt interessiert.«

»Ich sehe diese Frage vorher«, erwiderte der Admiral. »Aber müßt Ihr nicht auch meine Antwort vorhersehen, Freund. Nicht wahr, Ihr werdet mich fragen, ob ich das Versprechen gehalten habe, das ich Euch geleistet? ob ich dem König von dem glorreichen und wirksamen Anteil, den Ihr an der Verteidigung von Saint-Quentin genommen, erzählt habe?«

»Nein, Herr Admiral«, versetzte der Vicomte d'Exmés; »es ist in der Tat nicht das, was ich Euch fragen wollte, denn ich kenne Euch, ich habe auf Eure Wort bauen gelernt, und ich bin überzeugt, es war Eure erste Sorge bei Eurer Rückkunft hierher, Euer Verbindlichkeit zu erfüllen und edelmütig dem König, dem König allein zu erklären, daß ich etwas zum Widerstand von Saint-Quentin beigetragen habe. Ich glaube, Ihr müßtet sogar meine Dienste bei Seiner Majestät übertreiben. Ja, Herr Admiral, das wußte ich zum Voraus. Was ich aber nicht weiß und was mir zu wissen sehr Wichtig sein muß, ist was Heinrich II. auf Eure Guten Worte erwidert hat.«

»Ach! Gabriel«, sprach der Admiral, »Heinrich II. hat darauf nur die Frage erwidert, was aus Euch geworden sei. Ich war sehr in Verlegenheit, es ihm zu sagen. Der Brief, den Ihr an mich in Saint-Quentin zurückgelassen, war nicht sehr ausführlich und erinnerte mich nur an mein Versprechen. Ich antwortete dem König, Ihr wäret sicherlich nicht unterlegen, aller Wahrscheinlichkeit nach hätte man Euch zum Gefangenen gemacht, und aus Zartgefühl hättet Ihr mich nicht davon unterrichtet.«

»Und der König . . . « seufzte Gabriel.

Der König sagte: »Es ist gut!« Und ein Lächeln der Befriedigung schwebte über seine Lippen. Als ich beharrlich von dem Verdienste Eurer Waffentaten und von der Verbindlichkeit sprach, welche der König und Frankreich gegen Euch hätten, erwiderte Heinrich der II.:«»Genug hierüber.« Hiernach wechselte er gebieterisch den Gegenstand des Gesprächs und zwang mich, von anderen Dingen zu reden.«

»Ja, das ist es, was ich vermutete«, sagte Gabriel mit Ironie.

»Mut, Freund!« sprach der Admiral. »Erinnert Ihr Euch, daß ich

Euch schon in Saint-Quentin darauf aufmerksam gemacht habe, man dürfe nicht zu sehr auf die Dankbarkeit der Großen dieser Erde zählen.«

»Oh!« sprach Gabriel mit einer drohenden Miene, »der König konnte wohl vergessen wollen, da er hoffte, ich wäre gefangen oder tot. Doch wenn ich ihn bald an meine Rechte von Angesicht zu Angesicht mahne, wird er sich erinnern müssen.«

»Und wenn er beharrlich sein Gedächtnis verleugnet?« fragte Herr von Coligny.

»Herr Admiral, wenn man eine Beleidigung erlitten hat, so wendet man sich an den König, der einem Recht angedeihen läßt. Ist der König selbst der Beleidiger, so hat man nicht nötig, sich an Gott zu wenden, der uns rächt.«

»Übrigens denke ich«, versetzte der Admiral, »wenn es sein müßte, würdet Ihr Euch gern zum Werkzeug der göttlichen Rache machen?«

»Ihr habt es gesagt, mein Herr.«

»Nun, es ist vielleicht hier der Ort und der Augenblick, Euch an ein Gespräch zu erinnern, das wir mit einander über die Religion der Unterdrückten gepflogen, und wobei ich Euch ein sicheres Mittel nannte, die Könige zu bestrafen, während man zugleich der Wahrheit dienen würde.«

»Oh! dieses Gespräch ist meinem Geiste gegenwärtig«, sagte Gabriel, »das Gedächtnis entgeht mir nicht. Ich werde vielleicht meine Zuflucht zu Eurem Mittel nehmen, wenn nicht gegen Heinrich II. selbst, doch gegen seine Nachfolger, da dieses Mittel gegen alle Könige gut ist.«

»Könnt Ihr mir in diesem Augenblick eine Stunde schenken?« fragte der Admiral.

»Der König empfängt erst um Mittag. Bis dahin gehört meine Zeit Euch.«

»Kommt also mit mir, wohin ich gehe. Ihr seid Edelmann, und ich habe Euren Charakter in der Prüfung gesehen, ich verlange also keinen Schwur von Euch. Versprecht mir einfach, ein Geheimnis unverletzt über die Personen, die Ihr sehen, und über die Dinge, die Ihr hören werdet, zu bewahren.«

»Ich verspreche Euch vollkommenes Stillschweigen.«

»Folgt mir also«, sagte der Admiral, »und wenn Ihr im Louvre eine Ungerechtigkeit erfahrt, so habt Ihr wenigstens zum Voraus Eure Genugtuung in den Händen. Folgt mir.«

Gabriel und Coligny gingen über den Pont au Change und durch die Cité, und gelangten mit einander in die gekrümmten Gäßchen, welche damals die Nachbarschaft der Rue Saint-Jacques bildeten.

XXV.

Ein Philosoph und ein Soldat.

Coligny blieb am Anfang der Rue Saint-Jacques vor der niedrigen Türe eines Hauses von armseligem Aussehen stehen. Er klopfte an, zuerst öffnete sich eine Luke, dann die Türe, als ein unsichtbarer Wächter den Admiral erkannt hatte.

Hinter seinem edlen Führer durchschritt Gabriel einen finstren Gang und erstieg die drei Stockwerke einer wurmstichigen Treppe. Als sie beinahe den Speicher erreicht hatten und vor der Türe der obersten und elendsten Stube des Hauses standen, tat Coligny drei Schläge an diese Türe, nicht mit der Hand, sondern mit dem Fuß.

Man öffnete und sie traten ein.

Sie kamen in eine ziemlich große, aber kahle und traurige Stube. Zwei schmale Fenster, von denen das eine auf die Rue Saint-Jacques und das andere auf einen Hinterhof ging, verliehen derselben nur einen düsteren Schein. Das sämtliche Geräte bestand aus vier Schemeln und einem Tisch mit gedrehten Füßen.

Als der Admiral eintrat, kamen ihm zwei Männer, die ihn zu erwarten schienen, entgegen. Ein Dritter blieb bescheiden am Fenster stehen und machte nur von ferne eine tiefe Verbeugung vor Coligny.

»Theodor und Ihr, Kapitän«, sagte der Admiral zu den zwei Männern, die ihn empfangen hatten, »ich bringe Euch einen Freund, einen Freund, wenn nicht in der Vergangenheit oder der Gegenwart, doch, glaube ich, in der Zukunft.«

Die zwei Unbekannten verbeugten sich stillschweigend vor dem Vicomte d'Exmés. Dann sprach der Jüngere, der sich Theodor nannte, leise und sehr lebhaft mit Coligny.

Gabriel trat ein wenig bei Seite, um ihnen Freiheit zu lassen, und konnte nun nach seinem Gefallen diejenigen betrachten, welchen ihn der Admiral vorgestellt hatte, und deren Namen er noch nicht wußte.

Der Kapitän hatte die ausgesprochenen Züge und das bestimmte Wesen eines Mannes der Entschlossenheit und der Handlung. Er war groß, braun und nervig. Man brauchte kein Beobachter zu sein, um die Kühnheit aus seiner Stirne, das Feuer in seinen Augen, den tatkräftigen Willen in den Falten seiner zusammengepressten Lippen zu lesen.

Der Gefährte dieses stolzen Abenteurers glich eher einem Höfling; es war ein anmutiger Kavalier mit runden, heiterem Gesicht, seinem Blick und zierlichen, leichten Gebärden. Im Einklang mit den Gesetzen der neuesten Mode, bildete sein Anzug einen seltsamen Widerspruch mit der bis zur Strenge einfachen Kleidung des Kapitäns.

Was den Dritten betrifft, der von der Gruppe der Andern getrennt stehen geblieben war, so zog, trotz seiner bescheidenen Haltung, seine mächtige Gesichtsbildung die Aufmerksamkeit unwillkürlich an; die Breite feiner Stirne und die Tiefe seines Blickes bezeichneten ihn auch für nicht sehr Scharfsichtige als den denkenden Mann und, sagen wir es sogleich, als den Mann von Genie.

Nachdem Coligny einige Worte mit seinem Freunde ausgetauscht hatte, näherte er sich Gabriel und sagte zu ihm:

»Ich bitte Euch um Verzeihung, aber ich bin nicht allein Herr hier, und ich mußte mich mit meinen Brüdern beraten, ehe ich Euch enthüllen konnte, wo Ihr seid und in wessen Gesellschaft Ihr seid.«

»Und nun kann ich es erfahren« fragte Gabriel.

»Ihr könnt es.«

»Und wo bin ich denn?«

»In der armseligen Stube, wo der Sohn des Böttchers von Noyon, oder Johann Calvin die ersten geheimen Zusammenkünfte der Reformierten gehalten hat, und wo er festgenommen werden sollte, um aus den Scheiterhaufen geführt zu werden.⁷ Doch er ist heute siegreich und allmächtig in Genf; die Könige dieser Welt rechnen mit ihm, und das Andenken an ihn allein genügt, um die feuchten Mauern dieser Dachkammer heller erglänzen zu lassen, als die goldenen Arabesken des Louvre.«

Bei dem schon großen Namen von Calvin entblößte Gabriel in

der Tat das Haupt. Hatte sich der stürmische junge Mann bis jetzt auch nicht mit den Fragen der Religion und der Moral beschäftigt, so wäre er doch kein Mann seines Jahrhunderts gewesen, wenn nicht das strenge und arbeitsame Leben, der erhabene und furchtbare Charakter, und die kühnen, absoluten Lehren des Gesetzgebers der Reformation⁸ seinen Geist mehr als einmal in Anspruch genommen hätten.«

Er erwiderte indessen mit ziemlich viel Ruhe:

»Und wer sind diejenigen, welche mich in dem verehrten Zimmer des Meisters umgeben?«

»Seine Schüler«, antwortete der Admiral. »Theodor von Béze, seine Feder, la Renaudie, sein Schwert.«

Gabriel begrüßte den zierlichen Schriftsteller, der der Geschichtsschreiber der reformierten Kirche, und den abenteuerlichen Kapitän, der der Verfechter des Tumults von Amboise sein sollte.

Theodor von Béze erwiderte den Gruß von Gabriel mit der ihm eigentümlichen Artigkeit und Anmut und sprach lächelnd zu ihm:

»Herr Vicomte d'Exmés, obgleich Ihr hier mit einiger Behutsamkeit eingeführt worden seid, betrachtet uns, ich bitte Euch, doch nicht als zu gefährliche und lichtscheue Verschwörer. Ich erkläre Euch sogleich, wenn die Vornehmsten der Religion⁹ sich insgeheim dreimal wöchentlich in diesem Hause versammeln, so geschieht es einzig und allein, um sich die Neuigkeiten der Religion mitzuteilen und entweder die Neophyten, welche, unsere Grundsätze teilend, auch unsere Gefahren zu teilen verlangen, oder diejenigen zu empfangen, welche wir ihres persönlichen Verdienstes wegen für unsere Sache zu gewinnen bemüht sein möchten. Wir danken dem Admiral, daß er Euch hierher geführt hat, Herr Vicomte, denn Ihr gehört sicherlich zu den Letztern.«

»Und ich, meine Herren, gehöre zu den Andern«, sagte mit einem einfachen, bescheidenen Wesen vortretend der Unbekannte, der bis jetzt beiseit geblieben war. »Ich bin einer von den demütigen Träumern, welche das Licht Eurer Gedanken in Euren Schatten zieht, und der sich gern annähern möchte.«

»Ambroise, bald werdet Ihr unter den Ausgezeichnetsten

unserer Brüder zählen«, sprach la Renaudie. »Ja, meine Herren«, fuhr er sich an Coligny und Béze wendend fort, »derjenige, welchen ich Euch vorstelle, ein allerdings noch junger und unbekannter Practicus, wird, dafür stehe ich, eine der Glorien der Religion werden, denn er arbeitet und denkt viel, und da er von selbst zu uns kommt, so müssen wir uns freuen, denn bald werden wir mit Stolz unter den Unsrigen Ambroise Paré nennen.«

»Oh! Herr Kapitän!« rief Ambroise.

»Durch welchen Lehrer ist Ambroise Paré unterrichtet worden?« fragte Theodor von Béze.

»Durch den Geistlichen Chaudieu, der mich mit Herrn de la Renaudie bekannt gemacht hat«, antwortete Ambroise.

»Und habt Ihr schon feierlich abgeschworen?«

»Noch nicht«, erwiderte der Wundarzt. »Ich will aufrichtig sein und mich erst verbinden, wenn ich die Sache genau kenne. Ich gestehe aber, ich hege noch einige Zweifel und es sind mir einige Dinge noch zu dunkel, als daß ich mich ohne Rückhalt und ohne Umkehr geben könnte. Um Klarheit über diese Dinge zu erhalten, wünschte ich die Häupter der Reformierten kennen zu lernen, und ich würde zu diesem Behufe bis zu Calvin selbst gehen; denn die Wahrheit und die Freiheit sind meine Leidenschaften.«

»Gut gesagt« rief der Admiral. »Seid unbesorgt, Jeder von uns würde sich hüten, die seltene und stolze Unabhängigkeit Eures Geistes antasten zu wollen.«

»Was sagte ich Euch?« versetzte la Renaudie triumphierend. »Wäre das nicht für unsern Glauben eine kostbare Eroberung? Ich habe Ambroise Paré in seiner Bibliothek, ich habe ihn am Krankenbette, ich habe ihn sogar auf den Schlachtfeldern gesehen, und überall, vor den Irrtümern und Vorurteilen, wie vor den Wunden und Krankheiten der Menschen, ist er so ruhig, kalt, erhaben, Meister der Andern wie seiner selbst.«

Gabriel sprach hier ganz bewegt von dem, was er sah und hörte:

»Man erlaube mir, ein Wort zu sagen. Ich weiß nun, wo ich bin, und errate, aus welchen Gründen mein edler Freund, Herr von Coligny, mich in dieses Haus geführt hat, wo sich diejenigen versammeln, welche Heinrich II. Ketzler nennt und als seine

Todfeinde betrachtet. Aber ich bedarf sicherlich mehr der Belehrung, als Meister Ambroise Paré. Wie er, habe ich vielleicht viel gehandelt, aber leider wenig nachgedacht, und er würde einem Neuling in diesen Ideen einen Dienst leisten, wenn er ihm mitteilen wollte, welche Gründe oder welche Interessen seine edle Intelligenz für die Partei der Reformation gewonnen haben.«

»Nicht Interessen«, erwiderte Ambroise Paré, »denn um bei meinem Stande als Wundarzt durchzudringen, läge es in meinem Interesse, mich zum Glauben des Hofes und der Prinzen zu halten. Es sind vielmehr, wie Ihr sagtet, Gründe, Vicomte, und wenn es mir die erhabenen Personen, vor denen ich spreche, erlauben, so werde ich Euch diese Gründe mit zwei Worten begreiflich machen.«

»Sprecht! spricht!« sagten zugleich Coligny, la Renaudie und Theodor von Béze.

»Ich werde mich kurz fassen, meine Zeit gehört nicht mir«, sprach Ambroise. »Erfahrt zuerst, daß ich den Gedanken der Reformation von allen Theorien und allen Formeln frei machen wollte. Sobald das Buschwerk entfernt war, erschienen mir folgende Grundsätze, für welche ich mich sicherlich allen Verfolgungen unterwerfen würde . . . «

Gabriel hörte mit einer Bewunderung, die er nicht zu verbergen suchte, diesem uneigennütigen Bekenner der Wahrheit zu.

Ambroise Paré fuhr fort:

»Die religiösen und die politischen Mächte haben bis jetzt dem Willen und der Vernunft des Individuums ihre Vorschrift und ihr Gesetz substituiert. Der Priester sagt zu jedem Menschen: »Glaube dieses«, und der Fürst: »Tue dieses.« Die Dinge konnten auf diese Art so lange währen, als die Geister noch Kinder waren und sich auf eine solche Disziplin stützen mußten, um im Leben zu gehen. Doch zu dieser Stunde fühlen wir uns stark, folglich sind wir es. Und dennoch wollen der Fürst und der Priester, die Kirche und der König der Gewalt nicht entsagen, welche für sie eine Gewohnheit geworden ist. Gegen diesen unbilligen Anachronismus *protestiert* meiner Ansicht nach die Reformation. Jede Seele könne fortan ihren Glauben prüfen und bei ihrer Unterwerfung die Vernunft zu Rate ziehen, darauf maß, wie mir scheint, die Neuerung abzielen, der wir unsere Anstrengung

widmen. Täusche ich mich, meine Herren?«

»Nein, aber Ihr geht sehr weit«, sagte Theodor von Béze, »und die Kühnheit, in die moralischen Fragen die politischen Dinge zu mischen . . . «

»Ah! gerade diese Kühnheit gefällt mir«, unterbrach ihn Gabriel.

»Ei! das ist keine Kühnheit, sondern Logik«, erwiderte Ambroise Ware. »Warum sollte das, was in der Kirche recht und billig ist, es nicht auch im Staat sein? Wie« könnt ihr das, was Ihr für den Geist zulaßt, für die Handlung zurückweisen?«

»Es liegen viele Empörungen in den kühnen Worten, die Ihr ausgesprochen habt, Meister«, rief Coligny nachdenkend.

»Empörungen?« entgegnete Ambroise: »Oh! ich sage sogleich Umwälzungen.«

Die drei Reformierten schauten einander mit Erstaunen an.

»Dieser Mann ist noch stärker, als wir dachten«, schien ihr gegenseitiger Blick zu sagen.

Theodor von Béze sprach lebhaft zu dem Verwegenen Wundarzt:

»Ihr müßt durchaus einer der Unseren sein. Was verlangt Ihr?«

»Nichts, als die Gunst, zuweilen mit Euch sprechen und Eurer Erleuchtung die Schwierigkeiten unterwerfen zu dürfen, die mich noch aufhalten.«

»Ihr sollt mehr haben«, erwiderte Theodor von Béze; »Ihr werdet in unmittelbarem Briefwechsel mit Calvin stehen.«

»Mir eine solche Ehre!« rief Ambroise Paré vor Freude errötend.

»Ja, Ihr müßt ihn kennen lernen und er muß Euch kennen lernen«, sprach der Admiral. »Ein Schüler wie Ihr erfordert einen Meister wie ihn. Ihr werdet Eure Briefe Eurem Freunde la Renaudie übergeben und wir übernehmen es abwechselnd, sie nach Genf zu befördern. Wir händigen Euch dann auch die Antworten ein. Sie werden nicht auf sich warten lassen. Ihr habt von der wunderbaren Tätigkeit von Chalvin sprechen hören und sollt mit ihm zufrieden sein.«

»Ah!« sagte Ambroise Paré, »Ihr belohnt mich, ehe ich etwas getan habe. Wodurch habe ich so viel Gunst verdient?«

»Dadurch, daß Ihr seid, was Ihr seid, Freund«, antwortete la

Renaudie. »Ich wußte wohl, daß Ihr sie mit dem ersten Schlage verführen würdet.«

»Oh! Dank, tausendmal Dank!« versetzte Ambroise. »Aber«, fuhr er fort, »leider muß ich Euch verlassen. Es gibt so viele Leiden, die meiner harren!«

»Doch indem Ihr uns verlaßt«, sprach Coligny, »wiederholt Ihr wohl, daß Ihr Freunde und, wie wir von denen unserer Religion sagen, Brüder verlaßt.«

So nahmen sie herzlich von ihm Abschied, und Gabriel, der ihm mit aller Wärme die Hand drückte, verband sich hierdurch mit diesem Beweise der Freundschaft.

Ambroise Paré entfernte sich, Freude und Stolz im Herzen.

»Eine wahrhaft auserkorene Seele« rief Theodor von Béze.

»Welcher Haß gegen die Gemeinheit!« sprach la Renaudie.

»Und welche Aufopferung für die Menschheit ohne Hintergedanken und ohne Berechnung!« sagte Coligny.

»Ach! Herr Admiral«, sprach Gabriel, »wie muß Euch neben dieser Selbstverleugnung meine Selbstsucht niedrig vorkommen. Ich unterordne nicht, wie Ambroise Paré, die Tatsachen und die Personen den Ideen und den Prinzipien, sondern im Gegenteil die Ideen und Prinzipien den Personen und Tatsachen. Die Reformation, Ihr wißt es wohl, wäre für mich kein Zweck, sondern ein Mittel. Bei Eurem großen, uneigennütigen Kampfe würde ich für meine eigene Rechnung kämpfen. Ich fühle es, meine Beweggründe sind zu persönlich, als daß ich es wagen könnte, eine so reine Sache zu verteidigen, und Ihr würdet sehr wohl daran tun, mich jetzt schon als unwürdig aus Euren Reihen zurückweisen.«

»Ihr verleumdet Euch sicherlich, Herr d'Exmés«, erwiderte Theodor von Béze. »Wenn Ihr auch minder erhabenen Absichten als, denen von Ambroise Paré gehorcht, so sind doch die Wege Gottes verschieden, und man findet die Wahrheit nicht auf einem einzigen Pfade.«

»Ja«, sprach la Renaudie, »wir erhalten sehr selten Glaubensbekenntnisse, wie das, welches Ihr so eben gehört habt, wenn wir an diejenigen, welche wir gern bei unserer Partei einreihen möchten, die Frage richten: »Was wollt Ihr wissen?«

»Nun wohl«, entgegnete Gabriel mit einem traurigen Lächeln, »Ambroise Paré antwortete auf diese Frage: »Ich will wissen, ob die Gerechtigkeit und das gute Recht wirklich auf Eurer Seite sind?« Wißt Ihr, was ich fragen würde?«

»Nein« erwiderte Theodor von Béze, »doch wir wären bereit, Euch in allen Punkten zu befriedigen.«

»Ich würde fragen«, sprach Gabriel: »Seid Ihr sicher, daß die materielle Macht und die Anzahl auf Eurer Seite hinreichen, um, wenn nicht zu siegen, doch wenigstens zu streiten?«

Abermals schauten die drei Reformierten einander erstaunt an. Doch ihr Erstaunen hatte nicht dieselbe Bedeutung wie das erste Mal.

Gabriel beobachtete sie mit einem schwermütigen Stillschweigen. Theodor von Béze erwiderte nach einer Pause:«

»Herr d'Exmés, welches Gefühl Euch auch diese Frage eingegeben haben mag, ich versprach Euch zum Voraus, über alle Punkte zu antworten, und halte mein Versprechen. Wir haben für uns nicht allein die Vernunft sondern fortan, Gott sei Dank! auch die Kraft. Die Fortschritte der Religion sind rasch und unbestreitbar. Seit drei Jahren hat sich eine reformierte Kirche in Paris gegründet, und die großen Städte des Königreichs, Blois, Tours, Poitiers, Marseille, Rouen, haben nun ebenfalls die ihrigen. Ihr könnt selbst sehen, Herr d'Exmés, welchen wunderbaren Zulauf unsere Spaziergänge nach dem Pré-aux-Clercs herbeiziehen. Das Volk, der Adel und der Hof kommen zu den Festen, um mit uns die Psalmen von Element Marot zu singen. Wir gedenken unsere Zahl im nächsten Jahr durch eine öffentliche Procession zu betätigen, doch schon jetzt dürfte ich behaupten, daß wir den fünften Teil der Bevölkerung für uns haben. Wir können uns also ohne Anmaßung eine Partei nennen, und, wie ich glaube, unseren Freunden einiges Vertrauen, unseren Feinden einigen Schrecken einflößen.«

»Wenn die Sache so steht«, sprach Gabriel mit kaltem Tone, »so kann ich wohl binnen Kurzem zur Zahl der Ersten gehören und Euch die Zweiten bekämpfen helfen.«

»Wären wir aber schwächer gewesen?« fragte la Renaudie.

»So hätte ich andere Verbündete gesucht, ich gestehe es«,

antwortete Gabriel mit seiner ruhigen Festigkeit.

Renaudie und Theodor von Béze entschlüpfte eine Gebärde des Erstaunens.

»Ah!« rief Coligny, »beurteilt ihn nicht zu rasch und nicht zu streng. Ich habe ihn bei der Belagerung von Saint-Quentin beim Werke gesehen, und wenn man sein Leben wagt, und bloßstellt, wie er dies getan, so hat man keine alltägliche Seele. Aber ich weiß, daß er eine heilige und furchtbare Pflicht erfüllen muß, welche keinen Teil seiner Ergebenheit freiläßt.«

»Und in Ermangelung dieser Ergebenheit möchte ich Euch gern wenigstens die Aufrichtigkeit bringen«, sagte Gabriel. »Bestimmen mich die Ereignisse, den Eurigen beizutreten, so kann der Herr Admiral bezeugen, daß ich Euch einen starken Arm und ein festes Herz biete. Aber es ist wahr, daß ich mich nicht ganz und gar und ohne Berechnung geben kann, denn ich gehöre einem notwendigen und furchtbaren Werke, das der Zorn Gottes und die Bosheit der Menschen mir auferlegt haben, und so lange dieses Werk nicht vollbracht ist, bin ich nicht der Herr meines Geschickes. Das Los eines Anderen nimmt zu jeder Stunde und jedes Ortes das meinige in Anspruch.«

»Man kann sich einem Menschen eben so gut als einer Sache weihen«, sprach Theodor von Béze.

»Und in diesem Falle«, sagte Coligny, »sind wir glücklich, Freund, Euch zu dienen, wie wir stolz darauf sein werden, uns Eurer zu bedienen.«

»Unsere Wünsche begleiten Euch, und unser Wille wird Euch im Falle der Not unterstützen«, fügte la Renaudie bei.

»Ah! Ihr seid Helden und Heilige«, rief Gabriel.

»Nur nimm Dich in Acht, junger Mann«, sagte der strenge la Renaudie in seiner vertraulichen und großartigen Sprache, »nimm Dich in Acht, wenn wir Dich einmal Bruder nennen, mußt Du unserer würdig bleiben. Wir können in unseren Reihen eine besondere Ergebenheit zulassen, doch das Herz täuscht sich manchmal selbst. Bist Du sicher, junger Mann, daß, wenn Du Dich einzig und allein dem Gedanken eines Andern geweiht glaubst, kein persönlicher Gedanke sich in Deine Handlungen mischt? Bist Du bei dem Zweck, den Du verfolgst, völlig und durchaus

uneigennützig? Wirst Du nicht von irgend einer Leidenschaft beraten, und wäre diese Leidenschaft auch die edelste von der Welt?»

»Ja«, sprach Theodor von Béze, »wir verlangen Eure Geheimnisse nicht von Euch. Aber steigt in Euer Herz hinab, sagt uns, ob Ihr, wenn Ihr das Recht hättet, uns alle seine Gefühle und Entwürfe mitzuteilen in keinem-Augenblick in Verlegenheit geraten würdet, und wir werden Euch auf Euer Wort glauben.«

»Wenn sie so zu Euch sprechen Freund«, sagte der Admiral, »so geschieht es, weil man in der Tat reine Hände braucht, um reine Sachen zu verteidigen, hätte man diese nicht, so würde man seiner Sache und sich selbst Unglück bringen.«

Gabriel hörte und betrachtete einen nach dem andern diese drei, gegen Andere wie gegen sich selbst strengen Männer, die durchdringend und ernst um ihn standen und ihn zugleich als Freunde und als Richter befragten.

Gabriel errötete und erleichte abwechselnd bei ihren Worten.

Er befragte selbst sein Gewissen. Ganz ein Mann des Äußeren und der Bewegung, hatte er sich ohne Zweifel zu wenig daran gewöhnt, nachzudenken und sich zu erkennen. In diesem Augenblick forschte er in sich mit Schrecken, ob an seiner kindlichen Pietät seine Liebe für Frau von Castro nicht einen zu großen Anteil hätte; ob ihm nicht eben so viel daran gelegen wäre, das Geheimnis der Geburt von Diana zu erfahren, als den alten Grafen zu befreien; ob er bei dieser Lebensfrage mit so großer Uneigennützigkeit zu Werke ginge, als es nach der Ansicht von Coligny notwendig wäre, um die Gnade Gottes zu verdienen?

Ein beängstigender Zweifel, wenn er wirklich durch irgend einen Hintergedanken der Selbstsucht das Heil seines Vaters vor dem Herrn gefährdet!

Er zitterte in seinem unruhigen Geiste. Ein scheinbar unbedeutender Umstand rief ihn zu seiner Natur, zur Tätigkeit zurück.

Es schlug elf Uhr in der Saint-Severin-Kirche.

In einer Stunde sollte er vor dem König stehen.

Mit ziemlich fester Stimme sprach Gabriel zu den Reformierten:

»Ihr seid Männer des goldenen Zeitalters, und diejenigen, welche sich für die Tadellosesten hielten, fühlen sich, wenn sie sich mit Eurem Ideal vergleichen, in ihrer Selbstachtung beunruhigt und betrübt. Es können indessen unmöglich Alle von Eurer Partei Euch gleich sein. Ihr, die Ihr der Kopf und das Herz der Reformierten seid, möget streng Eure Absichten und Eure Handlungen überwachen, das ist nützlich und notwendig; wenn ich mich aber Eurer Sache hingebe, so tue ich es nicht als Anführer, sondern nur als Soldat. Nur die Befleckungen der Seele sind untilgbar, die der Hand lassen sich abwaschen. Ich werde Eure Hand sein und nicht mehr. Werdet Ihr das Recht haben, diese, ich wage es zu sagen, mutige und kühne Hand zurückzuweisen?«

»Nein, Freund, und wir nehmen sie von dieser Stunde an«, erwiderte Coligny.

»Und ich wollte dafür stehen«, fuhr Theodor von Béze fort, »daß sie sich eben so rein als mutig auf den Griff ihres Degens legen wird.«

»Als jede Gewährung wollen wir gerade das Zögern erkennen, das in Eurem bedenklichen Gemüte unsere vielleicht zu harten und anspruchsvollen Worte zur Folge haben konnten«, sagte la Renaudie »Wir wissen die Menschen zu beurteilen.«

»Ich danke, meine Herren«, sprach Gabriel. »Ich danke, daß Ihr dem Vertrauen keinen Abbruch tun wolltet, dessen ich bei der harten Aufgabe, welche ich zu erfüllen habe, so sehr bedarf. Ich danke Euch besonders, Herr Admiral, der Ihr mir, Eurem Versprechen gemäß, zum Voraus die Mittel geliefert habt, einen Treuebruch selbst einen gekrönten König bezahlen zu lassen. Ich muß Euch nun verlassen, meine Herren, doch ich sage Euch nicht Lebewohl, sondern aus Wiedersehen. Obschon ich einer von denjenigen bin, welche mehr den Ereignissen, als den Abstraktionen gehorchen, glaube ich dennoch, daß das, was Ihr heute bei mir eingesät habt, später in mir keimen wird.«

»Wir wünschen es, für uns«, sagte Theodor von Béze.

»Ihr müßtet es nicht für mich wünschen«, versetzte Gabriel, »denn wie ich es Euch gestanden habe, wird es das Unglück sein, was mich Eurer Sache zuwendet. Gott befohlen, meine Herren, ich muß mich zu dieser Stunde nach dem Louvre begeben.«

»Und ich begleite Euch«, sagte Coligny. »Ich habe Heinrich II. in Eurer Gegenwart zu wiederholen, was ich ihm schon in Eurer Abwesenheit erklärte. Das Gedächtnis der Könige ist kurz und dieser soll nicht vergessen oder leugnen können. Ich gehe mit Euch.«

»Ich hätte es nicht gewagt, Euch um diesen Dienst zu bitten, Herr Admiral«, sprach Gabriel, »doch ich nehme Euer Anerbieten dankbar an.«

»Gehen wir«, sagte Coligny.

Als sie das Zimmer von Calvin verlassen hatten, nahm Theodor von Béze sein Register und schrieb zwei Namen ein:

Ambroise Paré.

Gabriel, Vicomte d'Exmés.

»Mir scheint«, sagte la Renaudie zu Theodor, »Ihr habt ein wenig zu eifertig diese zwei Männer unter den Unsrigen eingetragen. Sie machten sich keines Wegs verbindlich.«

»Diese zwei Männer gehören uns«, erwiderte Béze. »Der Eine sucht die Wahrheit und der Andere flieht die Ungerechtigkeit. Ich sage Euch, sie gehören uns, und ich werde es Calvin schreiben.«

»Dann wird der Morgen für die Religion gut gewesen sein«, versetzte la Renaudie.

»Sicherlich,-« sprach Theodor, »wir werden einen tiefen Philosophen und einen mutigen Soldaten, einen mächtigen Kopf und einen starken Arm, einen Mann, die Schlachten zu gewinnen, Und einen, die Ideen auszusäen, erworben haben . . . Ihr habt Recht, der Morgen ist gut!«

XXVI.

Worin die Holdseligkeit von Maria Stuart so flüchtig im Roman, wie in der Geschichte von Frankreich vorüberzieht.

Als Gabriel mit dem Admiral Coligny vor die Pforten des Louvre kam, wurde er mit dem ersten Wort, das er hörte, niedergeschmettert.

Der König empfing an diesem Tage nicht.

Obgleich Admiral und Neffe von Montmorency, war Coligny doch zu sehr vom Verdacht der Ketzerei befleckt, um viel Ansehen bei Hofe zu haben. Was den Kapitän der Garde, Gabriel d'Exmés, betrifft, so hatten die Huissiers des königlichen Hauses Zeit gehabt, sein Gesicht und seinen Namen zu vergessen. Die zwei Freunde hatten Mühe, nur durch die äußeren Pforten zu kommen.

Im Innern war es noch viel schlimmer. Sie verloren mehr als eine Stunde mit Sprechen, Bestechen und sogar mit Drohen. Sobald es ihnen gelungen war, eine Hellebarde in die Höhe zu bringen, versperrte ihnen eine andere den Weg. Alle diese mehr oder minder unbesiegbaren Drachen, welche die Könige bewachen, schienen sich vor ihnen zu vervielfältigen.

Als sie aber durch Hartnäckigkeit in die Galerie gelangten, welche unmittelbar vor dem Kabinett des Königs kam, war es ihnen unmöglich, weiter vorzudringen. Der Befehl war zu streng. Mit dem Connetable und Frau von Poitiers eingeschlossen, hatte der König aufs Schärfste befohlen, ihn unter keinem Vorwande zu stören.

Gabriel mußte bis zum Abend warten, um Audienz zu bekommen.

Warten, abermals warten, wenn man endlich das durch so viele Kämpfe und Schmerzen verfolgte Ziel zu berühren glaubt! Diese vier Stunden, die er noch zu durchleben hatte, kamen Gabriel furchtbarer und tödlicher vor, als alle Gefahren, die er bis jetzt mutig besiegt.

Ohne auf die freundlichen Worte zu hören, durch die ihn der Admiral zu trösten und zur Geduld zu bewegen suchte, betrachtete er traurig durch das Fenster den Regen, der vom verdüsterten Himmel zu fallen anfing, und presste, von Zorn und Angst ergriffen, fieberhaft den Griff seines Degens zusammen.

Wie sie niederwerfen und überschreiten, diese albernem Wachen, die ihn bis in das Kabinett des Königs und vielleicht bis zur Freiheit seines Vaters zu gelangen verhinderten . . .

Plötzlich hob sich oder Türvorhang des königlichen Vorzimmers und eine weiße, strahlende Gestalt schien dem düsteren jungen Mann die graue, regnerische Atmosphäre zu erleuchten.

Die kleine Dauphine Königin, Maria Stuart schritt durch die Galerie.

»Oh! Madame« rief er, ohne sich nur von seiner Bewegung Rechenschaft zu geben.

Maria Stuart wandte sich um, erkannte den Admiral und Gabriel und ging sogleich, lächelnd wie immer, auf sie zu.

»Seid Ihr endlich zurückgekehrt, Herr Vicomte d'Exmés!« sagte sie. »Ich bin glücklich, Euch wiederzusehen; ich habe viel von Euch in der letzten Zeit sprechen hören. Aber was macht Ihr im Louvre zu dieser frühen Stunde und was wollt Ihr?«

»Mit dem König sprechen! mit dem König sprechen, Madame!« erwiderte Gabriel mit gepreßtem Tone.

»Herr d'Exmés hat in der Tat notwendig sogleich mit Seiner Majestät zu sprechen.« sagte nun der Admiral. »Die Sache ist wichtig für ihn und für den König selbst, und alle diese Wachen verwehren ihm den Durchgang und bescheiden ihn auf den Abend.«

»Als ob ich bis diesen Abend warten könnte!« rief Gabriel.

»Ich glaube, Seine Majestät erteilt in diesem Augenblick vollends wichtige Befehle«, sagte Maria Stuart. »Der Herr Connetable von Montmorency ist noch beim König und ich befürchte . . . «

Ein flehender Blick von Gabriel verhinderte Maria, ihren Satz zu vollenden.

»Nun, wir wollen sehen, mag es gehen wie es will, ich wage es!« sprach sie.

Sie machte ein Zeichen mit ihrer niedlichen Hand. Die Wachen traten auf die Seite. Der Admiral und Gabriel konnten vorüber.

»Ah! meinen Dank, Madame«, rief der glühende junge Mann. »Ich danke Euch, die Ihr, ganz einem Engel ähnlich, mir stets erscheinen um mich zu trösten oder mir in meinen Schmerzen Hilfe zu leisten.«

»Der Weg ist nun frei«, versetzte Maria lächelnd. »Gerät Seine Majestät zu sehr in Zorn, so verratet, ich bitte Euch, die Vermittlung des Engels nur bei der äußersten Notwendigkeit.«

Sie grüßte Gabriel und seinen Gefährten auf das Anmutigste und verschwand.

Gabriel war schon bei der Türe des königlichen Kabinetts. In dem letzten Vorzimmer war noch ein Huissier, der abermals Miene machte, sich ihrem Eintritt zu widersetzen . . . noch in demselben Augenblick öffnete sich die Türe und Heinrich II. erschien in Person aus der Schwelle, beschäftigt, dem Connetable noch einige Instruktionen zu geben.

Die Entschlossenheit war keine Tugend des Königs. Bei dem plötzlichen Anblick des Vicomte d'Exmés wich er zurück und vermochte nicht einmal ärgerlich zu werden.

Die Tugend von Gabriel war Festigkeit. Er verbeugte sich zuerst tief vor dem König und sprach sodann;

»Sire, empfangt gnädigst den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen Huldigung.«

Dann sich gegen den Admiral umwendend, der hinter ihm ging, sagte er, um Coligny die Verlegenheit der ersten Worte zu ersparen:

»Komm, Herr Admiral und wollt, Eurem gütigen Versprechen gemäß, Seine Majestät an den Anteil erinnern, den ich an der Verteidigung von Saint-Quentin nehmen durfte.«

»Was soll das bedeuten, mein Herr«, rief Heinrich, der allmählich seine Kaltblütigkeit wieder erlangte. »Wie führt Ihr Euch so bei uns ein, ohne dazu bevollmächtigt, ohne angemeldet zu sein? Wie könnt Ihr es wagen, den Herrn Admiral in unserer Gegenwart aufzufordern . . . «

In solchen entscheidenden Augenblicken verwegen wie vor dem Feind, sprach Gabriel, der wohl begriff, daß dies nicht der

Augenblick war, sich einschüchtern zu lassen, mit ehrfurchtsvollem aber entschlossenem Tone:

»Sire, ich dachte, Eure Majestät wäre stets bereit, wenn es sich darum handelt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wäre es auch dem letzten ihrer Untertanen.«

Er hatte die rückgängige Bewegung des Königs benutzt, um kühn in das Kabinett einzutreten, wo Diana von Poitiers, erbleichend und halb sich aus ihrem Lehnstuhle von geschnitztem Eichenholz erhebend, den Verwegenen sprechen und handeln sah, ohne in ihrem Erstaunen und in ihrer Wut ein einziges Wort finden zu können.

Coligny war hinter seinem stürmischen Freund eingetreten, und Montmorency hatte sich, eben so erstaunt als Alle, entschlossen, ihn nachzuahmen.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen. Seiner Favoritin zugewendet, befragte Heinrich II. diese mit dem Blick.

Doch ehe er einen Entschluß gefaßt oder von ihr diktiert erhalten hatte, sagte Gabriel, der wohl wusste, daß er in diesem Augenblick eine das Äußerste entscheidende Partie spielte, abermals zu Coligny mit einem zugleich flehenden und würdigen Ausdruck:

»Ich beschwöre Euch, sprecht, Herr Admiral.«

Montmorency machte seinem Neffen rasch ein verneinendes Zeichen, aber der brave Gaspard nahm keine Rücksicht darauf.

»Ich werde in der Tat reden«, sagte er, »denn es ist meine Pflicht und mein Versprechen. Sire«, fuhr er sich an den König wendend fort, »ich wiederhole, kurz gefaßt, in Gegenwart des Herrn Vicomte d'Exmés, was ich Euch im Einzelnen vor seiner Rückkehr sagen zu müssen glaubte. »Ihm, ihm allein haben! wir es zu verdanken, daß sich die Verteidigung von Saint-Quentin über den von Eurer Majestät selbst festgestellten Zeitpunkt verlängerte.«

Der Connetable zuckte hier auf eine bezeichnende Weise die Achseln. Doch der Admiral schaute ihn fest an und fuhr nichtsdestoweniger ruhig fort:

»Ja, Sire, dreimal und mehr hat Herr d'Exmés die Stadt gerettet, und ohne seinen Mut und seine Energie wäre Frankreich

zu dieser Stunde ohne Zweifel nicht auf dem Wege des Heils, auf dem es sich, wie man nunmehr hoffen darf, behaupten wird.«

»Ah! Ah! Ihr seid zu bescheiden oder zu gefällig, Neffe!« rief Herr von Montmorency, außer Stands, den Ausdruck seiner Ungeduld länger zu bemeistern.

»Nein, mein Herr«, sprach Coligny, »ich bin nur gerecht und wahrhaft. Ich habe meines Teils und mit allen meinen Kräften zur Verteidigung der mir anvertrauten Stadt beigetragen. Aber der Vicomte d'Exmés hat den Mut der Einwohner wiederbelebt, welchen ich schon auf immer erloschen glaubte: der Vicomte d'Exmés hat eine Hilfstruppe in die Stadt zu bringen vermocht, von der ich nicht wußte, daß sie uns so nahe war; der Vicomte d'Exmés hat wirklich eine Überrumpelung des Feindes vereitelt, die ich nicht vorhergesehen. Ich spreche nicht davon, wie er sich in den Gefechten benommen: wir taten Alle unsere Möglichstes. Aber ich erkläre es laut, was er allein getan, der ungeheure Anteil, den er sich am Ruhm bei dieser Gelegenheit erworben hat, mußte den Meinigen um eben so viel vermindern oder völlig illusorisch machen.«

Und sich an Gabriel wendend, fügte der brave Admiral bei:

»Sollte ich so sprechen, Freund? habe ich nach Eurem Gefallen meine Verbindlichkeit erfüllt und seid Ihr zufrieden mit mir?«

»Oh! ich danke Euch und segne Euch, Herr Admiral«, sprach Gabriel, indem er Coligny bewegt die Hände winkte. »Ich erwartete nicht weniger von Euch. Doch ich bitte, rechnet auf mich als auf Euren ewig Verpflichteten. Ja, von dieser Stunde. ist Euer Gläubiger Euer Schuldner geworden, und er wird sich seiner Schuld erinnern, das schwöre ich Euch.«

Die Stirne gefaltet und die Augen zu Boden geschlagen, stampfte der König während dieser Zeit mit dem Fuße und schien im höchsten Maße aufgebracht.

Der Connetable hatte sich allmählich Diana von Poitiers genähert und wechselte leise einige Worte mit ihr.

Sie schienen einen Entschluß gefaßt zu haben, denn Diana lächelte nun, und dieses weibliche und teuflische Lächeln machte Gabriel beben, der gerade zufällig seine Augen auf die schöne Herzogin richtete.

Gabriel fand jedoch die Kraft, beizufügen:

»Ich halte Euch nicht mehr zurück, Herr Admiral, Ihr habt für mich mehr als Eure Pflicht getan, und wenn mir nun Seine Majestät als erste Belohnung eine Minute der Privatunterredung zu gewähren Gnade haben will . . . «

»Später, mein Herr, später, ich schlage es nicht ab«, sagte rasch Heinrich II., »doch für den Augenblick ist die Sache unmöglich.«

»Unmöglich!« rief Gabriel mit schmerzlichen Ausdruck.

»Und warum unmöglich, Sire? . . . « versetzte friedlich Diana von Poitiers zum großen Erstaunen sowohl vor Gabriel, als vom König selbst.

»Wie, Madame«, stammelte Heinrich, »Ihr denkt? . . . «

»Ich denke, das Dringendste für einen König ist, jedem von seinen Untertanen zu geben, was ihm gebührt Eure Schuld gegen den Herrn Vicomte d'Exmés, ist aber sehr gesetzlich und sehr heilig, wie mir scheint.«

»Allerdings, allerdings«, erwiderte Heinrich, der in den Augen seiner Geliebten zu lesen suchte, »und ich will . . . «

»Herrn d'Exmés auf der Stelle hören«, sagte Diana, »das ist gut, das ist gerecht, Sire.«

»Aber Seine Majestät weiß, daß ich mit ihr allein zu reden habe?« erwiderte Gabriel immer mehr erstaunt.

»Herr von Montmorency wollte sich eben entfernen, als Ihr eintratet, mein Herr«, sprach Frau von Poitiers. »Was den Herrn Admiral betrifft, so habt Ihr selbst die Mühe übernommen, ihm zu sagen, Ihr haltet ihn nicht zurück. Mir aber, da ich Zeugin der vom König gegen Euch übernommenen Verbindlichkeit gewesen bin und den König im Falle der Not genau an seine Ausdrücke zu erinnern vermöchte, mir werdet Ihr vielleicht erlauben, hier zu bleiben?«

»Gewiß, Madame, ich bitte Euch sogar darum«, sagte Gabriel.

»Mein Neffe und ich nehmen Abschied von Seiner Majestät und von Euch, Madame«, sprach Montmorency.

Er machte Diana, während er sich vor ihr verbeugte, ein Zeichen der Ermutigung, dessen sie indessen nicht zu bedürfen schien.

Coligny drückte Gabriel die Hand und ging sodann hinter seinem Oheim hinaus.

Der König und die Favoritin blieben allein mit Gabriel, der ganz erschrocken war über die unvorhergesehene und geheimnisvolle Protektion, die ihm die Mutter von Diana von Castro gewährte.

XXVII.

Die andere Diana.

Trotz seiner entschiedenen Selbstbeherrschung konnte es Gabriel nicht verhindern, daß Blässe sein Gesicht bedeckte und die Aufregung seine Stimme erschüttert, als er nach einer Pause zum König sprach:

»Sire, zitternd, aber dennoch mit tiefem Vertrauen zu Eurem königlichen Versprechen, wage ich es, gestern erst der Gefangenschaft entkommen, Eure Majestät an die feierliche Verbindlichkeit zu erinnern, die sie gegen mich einzugehen die Gnade gehabt hat. Der Graf von Montgomery lebt noch, Sire, sonst hättet Ihr längst meine Worte gehemmt . . . «

Er hielt mit bewegter Brust inne. Der König blieb unbeweglich und stumm. Gabriel fuhr fort:

»Nun, Sire, da der Graf von Montgomery noch lebt und ich nach dem Zeugnis des Herrn Admirale über die bestimmte Frist den Widerstand von Saint-Quentin verlängert habe, so ist von mir mein Versprechen überschritten worden, haltet das Eurige; Sire, gebt mir meinen Vater zurück!«

»Mein Herr«, sprach Heinrich II. zögernd.

Er schaute Diana von Poitiers an, welche in ihrer Ruhe und Sicherheit nicht gestört zu werden schien.

Der Stand der Dinge war indessen schwierig. Heinrich hatte sich daran gewöhnt, Gabriel als tot oder als gefangen zu betrachten, und er hatte für die Antwort auf seine furchtbare Frage nicht vorhergesehen.

Gabriel fühlte, wie ihm vor diesem zögern die Angst das Herz zusammenschnürte.

»Sire«, sprach er in einer Art von Verzweiflung, »Eure Majestät kann unmöglich vergessen haben! Eure Majestät erinnert sich sicherlich jener feierlichen Unterredung, sie erinnert sich welche Verbindlichkeit ich im Namen des Gefangenen, aber auch welche Verbindlichkeit sie gegen mich übernommen hat.«

Der König wurde unwillkürlich von dem Schmerz und der Angst

des edlen jungen Mannes ergriffen; seine großmütigen Instinkte erwachten in ihm.

»Ich erinnere mich an Alles«, sagte er zu Gabriel.

»Ah! Sire, ich danke!« rief Gabriel, dessen Blick vor Freude glänzte.

Aber Frau von Poitiers sprach mit vollkommener Ruhe:

»Ohne Zweifel erinnert sich Seine Majestät an Alles, Herr d'Exmés, aber Ihr scheint mir vergessen zu haben.«

Hätte der Blitz mitten an einem schönen Junitag zu seinen Füßen eingeschlagen, Gabriel konnte nicht mehr erschrocken sein.

»Wie!« stammelte er, »was habe ich denn Vergessen, Madame?«

»Die Hälfte Eurer Aufgabe« erwiderte Diana.

Ihr habt in der Tat zu Seiner Majestät gesagt, und wenn dies nicht genau Eure Worte sind, so ist es wenigstens der Sinn davon. Ihr habt gesagt: »Sire, um die Freiheit des Grafen Von Montgomery zu erkaufen, werde ich den Feind in seinem Triumphmarsch gegen den Mittelpunkt Frankreichs aufhalten.«

»Habe ich das nicht getan, Madame?« fragte Gabriel ganz verwirrt.

»Ja. Doch Ihr fügtet bei: *»Und ich würde mich sogar, vom Angegriffenen der Angreifer werdend, wenn es sein müßte, eines der Plätze bemächtigen, deren Herr der Feind ist.«* Das sagtet Ihr, mein Herr. Ihr habt aber, wie mir scheint, nur die Hälfte von dem getan, was Ihr sagten Was könnt Ihr hierauf antworten? Ihr habt Saint-Quentin eine gewisse Anzahl von Tagen behauptet, das ist sehr gut, ich leugne es nicht. Dies ist die verteidigte Stadt, doch wo ist denn die genommene?«

»Oh! mein Gott! mein Gott«, war Alles, was Gabriel völlig vernichtet ausrufen konnte.

»Ihr seht, daß mein Gedächtnis noch besser ist, als das Eurige«, fuhr Diana mit derselben Kaltblütigkeit fort. »Dennoch hoffe ich, daß Ihr Euch nun Eurerseits ebenfalls erinnern werdet?«

»Ja, es ist wahr, ich erinnere mich nun«, rief Gabriel voll Bitterkeit. »Aber indem ich dies sagte, wollte ich nur sagen, ich

würde im Falle der Not das Unmögliche tun; denn ist es in diesem Augenblick möglich, den Spaniern oder den Engländern eine Stadt zu nehmen? Ich frage Euch, Sire? Als mich Eure Majestät abgehen ließ, nahm sie stillschweigend die erste von meinen Anerbietungen an, ohne daß ich glauben konnte, nach dieser heldenmütigen Anstrengung, nach dieser langen Gefangenschaft, hätte ich auch noch die zweite zu erfüllen. Sire, an Euch, an Euch wende ich mich, ist eine Stadt für die Freiheit eines Menschen nicht genug? werdet Ihr Euch nicht mit einem solchem Lösegeld begnügen? muß man mir auf ein in mein Exaltation in die Luft entschlüpftes Wort, mir, einen armen menschlichen Hercules, eine andere Aufgabe auferlegen, welche hundertmal härter ist, als die erste und sogar, das begreift sich, Sire, unausführbar?«

Der König machte eine Bewegung, um zu sprechen, doch die Großseneschallin beeilte sich, ihm zuvorzukommen, und entgegnete:

»Es ist also leichter und ausführbarer, es ist weniger Gefahr und Tollheit dabei, trotz Eurer Versprechungen, einen furchtbaren Gefangenen, einen Majestätsverbrecher in Freiheit zu setzen? Um das unmögliche zu erhalten, habt Ihr das Unmögliche angeboten, Herr d'Exmés, aber es ist nicht gerecht, daß Ihr die Erfüllung des Wortes Seiner Majestät verlangt, während Ihr das Eurige nicht bis zum Ende gehalten habt. Die Pflichten eines Souverain sind nicht minder ernst, als die eines Sohnes; dem Staate geleistete ungeheure und übermenschliche Dienste vermöchten allein den äußersten Fall zu entschuldigen, in welchem Seine Majestät den Staatsgesetzen Stillschweigen gebieten würde. Ihr habt Euren Vater zu retten, es mag sein; doch der König hat Frankreich zu bewahren.«

Und mit einem ausdrucksvollen Blicke ihre Worte erläuternd, erinnerte Diana Heinrich zweimal daran, welchen Gefahren man sich Preisgeben würde, wenn man den alten Grafen von Montgomery und sein Geheimnis aus dem Grabe hervorgehen ließe.

Gabriel wollte noch einen letzten Versuch wagen und rief, indem er die Hände gegen den König ausstreckte:

»Sire, an Euch, an Eure Billigkeit, an Eure Gnade sogar appelliere ich. Sire, ich mache mich verbindlich später mit Hilfe

der Zeit und der Umstände dem Vaterlande diese Stadt zurückzugeben, oder bei dem Unternehmen zu sterben. Doch mittlerweile, ich flehe Euch an, macht, daß ich meinen Vater sehe.«

Durch den festen Blick und die ganze Haltung von Diana beraten, antwortete Heinrich, bemüht, seiner Stimme Sicherheit zu verleihen:

»Haltet Euer Versprechen bis zum Ende, und ich schwöre bei Gott, daß ich dann, aber auch dann nur, das meinige erfüllen werde. Mein Wort ist eben so viel wert als das Eurige.«

»Es ist das Euer letztes Wort, Sire?«

»Es ist mein letztes.«

Gabriel beugte einen Augenblick den Kopf, zu Boden geschmettert, besiegt und ganz zitternd unter dieser furchtbaren Niederlage.

In einer Minute tobte eine ganze Welt von Gedanken in seinem Innern.

Er würde sich an diesem Undankbaren König und an dieser arglistigen Frau rächen! er würde sich in die Reihen der Reformierten werfen! er würde das Geschick der Montgomery erfüllen! er würde Heinrich tödlich treffen, wie ihn der alte Graf getroffen! er würde machen, daß man Diana von Poitiers schmachvoll und und aller Ehre beraubt wegschicke! Das wäre fortan das einzige Ziel seines Willens und seines Lebens, und dieses Ziel, wie entfernt und unwahrscheinlich es auch für einen einfachen Edelmann erscheinen dürfte, würde er am Ende zu erreichen wissen.

Aber nein! sein Vater würde während in dieser Zeit zwanzigmal gestorben sein! Ihn rächen wäre gut, ihn retten besser. In seiner Lage wäre es vielleicht nicht schwerer, eine Stadt zu nehmen, als einen König zu bestrafen. Nur wäre jenes Ziel heilig und glorreich, und das andere verbrecherisch und gottlos!

Mit dem einen würde er Diana von Castro auf immer verlieren, wer weiß, ob er sie mit dem andern nicht gewinnen könnte?

Alle Ereignisse, welche seit der Einnahme von Saint-Quentin in Erfüllung gegangen waren, zogen wie ein Blitz vor den Augen von Gabriel vorüber.

In zehnmal weniger Zeit als wir brauchen, um dieses zu schreiben, hatte sich die mutige und stets federkräftige Seele des jungen Mannes wieder erhoben. Er hatte einen Entschluß gefaßt, einen Plan entworfen, einen Ausgang erschaut.

Der König und seine Favoritin sahen mit Erstaunen und beinahe mit Schrecken, wie er seine bleiche, aber ruhige Stirne wieder erhob.

»Es sei«, sprach er nun.

»Ihr fügt Euch?« versetzte der König.

»Ich entschieße mich«, erwiderte Gabriel.

»Wie? erklärt Euch.«

»Hört mich, Sire. Das Unternehmen, durch das ich Euch eine Stadt für diejenige zurückzugeben versuchen würde, welche Euch die Spanier befehzt haben, käme Euch verzweifelt, unmöglich, wahnsinnig vor, nicht wahr? Seid aufrichtig, Sire, und auch Ihr, Madame, so beurteilt Ihr es im Grunde?«

»Es ist wahr«, antwortete Heinrich.

»Ich befürchte es«, fügte Diana bei.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach«, fuhr Gabriel fort, »würde mich der Versuch das Leben kosten, ohne andere Resultate herbeizuführen, als daß man mich für einen lächerlichen Narren halten müßte.«

»Ich habe es Euch nicht vorgeschlagen«, sprach der König.

»Und es wird ohne Zweifel vernünftig sein, darauf zu verzichten«, sagte Diana.

»Dennoch erklärte ich Euch, ich wäre dazu entschlossen«, sprach Gabriel.

Heinrich und Diana konnten sich einer Gebärde der Bewunderung nicht erwehren.

»Oh! nehmt Euch in Acht« rief Heinrich.

»Vor was? daß ich mein Leben nicht verliere?« versetzte Gabriel laut lachend, längst habe ich es zum Opfer gebracht. Doch nur diesmal keine Mißverständnisse und Ausflüchte. Die Bedingungen des Handels, den wir mit einander vor Gott abschließen, sind klar und unzweideutig. Ich, Gabriel Vicomte d'Exmés, Vicomte von Montgomery, werde es dahin bringen, daß durch mich eine Stadt, welche gegenwärtig in der Gewalt der

Engländer oder der Spanier ist, in die Eurige fällt. Diese Stadt soll kein unhaltbarer Ort oder ein Flecken fein, sondern ein fester Platz, so wichtig als Ihr es wünschen könnt. Ich denke, hierin liegt keine Zweideutigkeit?«

»Wahrhaftig nein«, antwortete der König unruhig.

»Aber Ihr«, fuhr Gabriel fort, »Ihr, Heinrich II., König von Frankreich, macht Euch auch anheischig, auf mein erstes Begehren den Kerker, meines Vaters zu öffnen und mir den Grafen von Montgomery zurückzugeben. Macht Ihr Euch hierzu verbindlich?«

Der König sah das ungläubige Lächeln von Diana und antwortete:

»Ich mache mich verbindlich.«

»Ich danke Eurer Majestät! Doch das ist noch nicht Alles: Ihr könnt eine Gewährschaft mehr dem armen Wahnsinnigen bewilligen, der sich mit offenen Augen in den Abgrund stürzt. Man muß nachsichtig gegen diejenigen sein, welche sterben. Ich verlange keine Handschrift, die Euch kompromittieren könnte, Ihr würdet sie mir ohne Zweifel verweigern. Doch hier ist eine Bibel, legt Eure Hand darauf und schwört folgenden Eid: »Im Austausch für eine Stadt ersten Ranges, welche ich Gabriel von Montgomery allein zu verdanken haben werde, mache ich mich auf die heiligen Bücher verbindlich, dem Vicomte d'Exmés die Freiheit seines Vaters zu geben, und erkläre zum Voraus, wenn ich diesen Eid verletze, den genannten Vicomte jeder Treue gegen mich und die Meinigen entbunden; Ich sage, daß Alles, was er ihm wird, um den Meineidigen zu bestrafen, wohl getan ist, und spreche ihn vor Gott und den Menschen frei, und wäre es auch von einem Verbrechen an meiner Person.« Schwört diesen Eid, Sire!«

»Mit welchem Rechte fordert Ihr ihn von mir?« fragte Heinrich.

»Ich habe es Euch gesagt, Sire, mit dem Rechte desjenigen, welcher zu sterben im Begriff ist.«

Der König zögerte noch. Aber die Herzogin, mit ihrem verächtlichen Lächeln, bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte sich ohne Bedenken anheischig machen.

Sie dachte in der Tat, Gabriel hätte plötzlich seine ganze Vernunft verloren, und zuckte mitleidig die Achseln.

»Gut, ich willige ein«, sprach Heinrich.

Und er wiederholte, die Hand auf dem Evangelium, die Eidesformel, welche Gabriel ihm vorsagte.

Als der König geendigt hatte, sprach Gabriel:

»Das würde wenigstens genügen, um mir jeden Gewissensbiß zu ersparen. Der Zeuge unseres neuen ist nicht mehr allein Madame, es ist Gott. Nun habe ich keine Zeit mehr zu verlieren. Lebt wohl, Sire. In zwei Monaten von dieser Stunde werde ich tot sein, oder meinen Vater umarmen.«

Er verbeugte sich vor dem König und der Herzogin und ging hastig hinaus.

Heinrich blieb unwillkürlich einen Augenblick ernsthaft und nachdenkend. Aber Diana brach in ein Gelächter aus.

»Wie! Ihr lacht nicht, Sire?« sagte sie. »Ihr seht doch wohl, daß dieser Narr verloren ist, und daß sein Vater im Gefängnis sterben wird. Ihr könnt lachen, Sire.«

»Und ich tue es auch!« sagte der König lachend.

XXVIII.

Ein großer Gedanke für einen großen Mann.

Der Herzog von Guise hatte eine Wohnung im Louvre selbst, seitdem er den Titel eines General Lieutenant des Königreiches führte. In dem Schlosse der Könige von Frankreich schlief oder wachte vielmehr nun jede Nacht das ehrgeizige Haupt des Hauses Lothringen.

Welche Träume träumte er ganz wach unter diesem mit Chimären bevölkerten Tafelwerk? Hatten seine Träume nicht einen großen Weg zurückgelegt seit dem Tag, wo er Gabriel unter seinem Zelt in Civitella seine Pläne auf den Thron von Neapel anvertraute? Würde er sich nun hiermit begnügen? Sagte sich nun der Gast des königlichen Hauses nicht, er könnte wohl der Herr desselben werden? Fühlte er nicht schon unbestimmt um seine Schläfe die Berührung einer Krone? Betrachtete er nicht mit einem wohlgefälligen Lächeln sein Schwert, das, sicherer als der Stab eines Zauberers, seine Hoffnung in eine Wirklichkeit verwandeln konnte?

Es ist erlaubt, anzunehmen, daß Franz von Lothringen sogar zu jener Zeit solche Hoffnungen nährte. Bevollmächtigte ihn nicht gleichsam der König, als er ihn in seiner Not zu sich rief, in dem kühnsten Emporstreben seines Ehrgeizes? Ihm das Heil Frankreichs in dieser verzweifelten Klemme anvertrauen, hieß ihn als den ersten Feldherrn der Zeit anerkennen! Franz I. hätte nicht mit dieser Bescheidenheit gehandelt, er würde sein Schwert von Maignan ergriffen haben! Aber Heinrich II., obgleich er persönlich sehr tapfer war, gebrach es an dem Willen, der befiehlt, und an der Kraft, welche vollführt.

Der Herzog von Guise sagte sich dies Alles, aber er sagte sich auch, daß es nicht genüge, diese verwegenen Hoffnungen vor sich selbst zu rechtfertigen, er mußte sie in den Augen von Frankreich rechtfertigen; er mußte durch auffallende Dienste, durch glänzende Erfolge seine Rechte erkaufen und sein Geschick erobern.

Der vom Schicksal begünstigte General, welcher das Glück

gehabt hatte, in Metz die zweite Invasion des großen Kaisers Karl V. aufzuhalten, fühlte doch, daß er nicht genug getan, um Alles zu wagen. Wenn er auch zu dieser Stunde bis an die Grenze die Spanier und Engländer zurücktrieb, so würde dies doch nicht mehr genügen. Damit Frankreich sich gäbe oder nehmen ließe, müßte man nicht nur seine Niederlagen wieder gut machen, sondern ihm auch Siege bringen.

Dies waren die Betrachtungen, welche gewöhnlich den großen Geist des Herzogs von Guise seit seiner Rückkehr aus Italien beschäftigten.

Er wiederholte sich dieselben an dem Tage, wo Gabriel von Montgomery mit Heinrich II. seinen neuen zugleich wahnsinnigen und erhabenen Vertrag abschloß.«

Franz von Guise stand allein in seinem Zimmer am Fenster, schaute, ohne zu sehen, und trommelte maschinenmäßig mit den Fingern auf den Scheiben.

Einer von seinen Leuten kratzte bescheiden an der Türe und meldete ihm, auf die Erlaubnis des Herzogs eintretend, den Vicomte d'Exmés.

»Der Vicomte d'Exmés!« sprach der Herzog, der das Gedächtnis von Cäsar besaß und überdies gute Gründe hatte, sich Gabriels zu erinnern. »Der Vicomte d'Exmés! mein junger Waffengefährte von Metz, Renty, und Balenzal. Laßt ihn eintreten, Valenza! laßt ihn auf der Stelle eintreten«

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus, um Gabriel einzuführen.

Unser Held (wir haben wohl das Recht, ihm diesen Namen zu geben), unser Held hatte nicht gezögert. Mit jenem Instinkt, der die Seele in den Stunden der Krise erleuchtet, und den man, wenn er den ganzen Lauf des Daseins erhellt, das Genie nennt, begab sich Gabriel, sobald er den König verließ, als hätte er die geheimen Gedanken geahnt, welche den Herzog in diesem Augenblick schmeichelnd beschäftigten, geraden Wegs in die Wohnung des General-Lieutenant des Königreichs

Es war dies vielleicht der einzige lebende Mensch, der Gabriel begreifen mußte und ihm helfen konnte.

Gabriel hatte alle Ursache, von dem Empfang, der ihm von

seinem ehemaligen General zu Teil wurde gerührt zu sein.

Der Herzog von Guise ging ihm bis zur Türe entgegen und schloß ihn in seine Arme.

»Ah! Ihr seid es endlich, mein Tapferer!« rief er in vollem Erguß. »Woher kommt Ihr? Was ist aus Euch geworden seit Saint-Quentin? Wie oft habe ich an Euch gedacht und von Euch gesprochen, Gabriel!«

»Gnädigster Herr; hätte ich wirklich in Eurer Erinnerung einen Platz bewahrt?«

»Bei Gott! er fragt noch!« rief der Herzog. »Habt Ihr nicht Eure eigene Manier, Euch bei den Leuten ins Gedächtnis zurückzurufen? Coligny, der allein mehr wert ist, als alle Montmorency mit einander, hat mir (obgleich mit verblühten Worten, ich weiß nicht warum), einen Teil von Euren Taten in Saint-Quentin erzählt, und er verschwieg mir noch, wie es scheint die bessere Hälfte.«

»Ich habe dennoch zu wenig getan«, sagte Gabriel traurig lächelnd.

»Ehrgeiziger!« versetzte der Herzog.

»Ja der Tat, sehr ehrgeizig!« sprach Gabriel, schwermütig den Kopf schüttelnd.

»Aber Gott sei Dank, Ihr seid nun zurück!« sagte der Herzog von Guise, »wir sind nun wieder vereinigt, Freund! und Ihr wißt, welche Pläne wir mit einander in Italien machten! Ah! mein armer Gabriel, Frankreich bedarf jetzt mehr, als je, Eurer Tapferkeit. Wie traurig ist das Vaterland in die äußerste Not versetzt!«

»Alles, was ich bin, und Alles, was ich vermag, ist seiner Behauptung und Aufrechthaltung geweiht und wartet nur auf ein Zeichen von Euch, gnädigster Herr.«

»Ich danke, Freund, ich werde von Eurem Anerbieten Gebrauch machen, dessen könnt Ihr sicher sein, und das Zeichen wird nicht lange auf sich warten lassen.«

»Dann ist es an mir, Euch zu danken, Monseigneur!« rief Gabriel.

»Um die Wahrheit zu sagen«, sprach der Herzog von Guise, »je mehr ich umherschau, desto mißlicher und ernster finde ich die Lage der Dinge. Ich mußte zuerst dem Dringendsten zueilen, um

Paris den Widerstand organisieren, dem Feinde eine furchtbare Verteidigungslinie bieten, seine Fortschritte aufhalten. Aber das ist noch nichts. Er hat Saint-Quentin! er hat den Norden! Ich muß, ich will handeln! Doch will . . . «

Er hielt inne, als wollte er Gabriel um Rat fragen. Er kannte den hohen geistigen Wert des jungen Mannes, und bei mehr als einer Gelegenheit hatte er seine Ratschläge gut gefunden. Aber diesmal schwieg der Vicomte d'Exmés beobachtete selbst den Herzog und ließ ihn so zu sagen kommen.

Franz von Lothringen fuhr dann fort:

»Beschuldigt mich nicht der Langsamkeit, Ich gehöre, wie Ihr wißt, nicht zu den Zögernden, wohl aber zu denen, welche nachdenken. Ihr seid ein wenig wie ich, zugleich entschlossen und klug. Und der Gedanke Eurer jungen Stirne«, fügte der Herzog bei, »kommt mir sogar noch strenger vor als in der Vergangenheit. Ich will Euch nicht über Euch selbst fragen. Ihr hattet, wie ich mich erinnere, schwere Pflichten zu erfüllen und gefährliche Feinde zu entdecken. Solltet Ihr anderes Unglück zu beklagen haben, als das des Vaterlandes? Ich befürchte es, denn ich habe Euch ernst verlassen und finde Euch traurig wieder.«

»Ich bitte Euch, gnädigster Herr, sprechen wir nicht von mir. Sprechen wir von Frankreich, das heißt auch von mir sprechen.«

»Es sei!« versetzte der Herzog von Guise. »Ich will Euch also offenherzig meine Gedanken und meine Sorgen mitteilen. Mir scheint, notwendig wäre es jetzt, durch einen glänzenden Schlag die moralische Kraft unserer Leute und unsern alten Ruhm wieder zu heben, die Verteidigung in den Angriff zu verwandeln, und sich endlich nicht daraus zu beschränken, Gegenmittel gegen unsere Unfälle zu gebrauchen, sondern sie durch Siege auszugleichen.«

»Das ist ganz meine Ansicht, gnädigster Herr«, rief Gabriel, erstaunt und entzückt über ein für seine eigenen Pläne so günstiges Zusammentreffen.

»Nicht wahr, das ist Eure Ansicht«, versetzte der Herzog von Guise, »und Ihr habt wohl mehr als einmal an die Gefahren unseres Frankreichs und an die Mittel, es denselben zu entziehen, gedacht?«

»Ich habe in der Tat oft daran gedacht.«

»Nun wohl«, sagte Franz von Lothringen, »seid Ihr mehr vorgerückt als ich, Freund? Habt Ihr die ernste Schwierigkeit ins Auge gefaßt? Der glänzende Schlag, den Ihr wie ich für notwendig erachtet, wie und wann soll man ihn versuchen?«

»Gnädigster Herr, ich glaube dies zu wissen.«

»Ist es möglich?« rief der Herzog. »Oh! sprecht, sprecht, mein Freund!«

»Mein Gott! ich habe vielleicht schon zu rasch gesprochen. Der Vorschlag, den ich Euch zu machen habe, gehört vielleicht zu denjenigen, welche langer Vorbereitung bedürfen würden. Ihr seid sehr groß, gnädigster Herr; doch dessen ungeachtet kann das, was ich Euch zu sagen habe, sogar Euch selbst alles Maß überschreitend erscheinen.«

»Ah bin dem Schwindel nicht sehr unterworfen«, entgegnete lächelnd der Herzog von Guise.

»Gleichviel, gnädigster Herr«, sprach der Vicomte d'Exmés. »Beim ersten Anblick, ich befürchte es wird sage es Euch zum Voraus, wird Euch mein Plan seltsam, wahnsinnig, unausführbar erscheinen! Er ist indessen nur schwierig und gefährvoll!«

»Ein Reiz mehr!«

»Es ist also abgemacht, daß Ihr nicht Von Anfang an darüber erschrecken werdet. Man wird sich, ich wiederhole es, großen Gefahren Preisgeben müssen. Doch die Mittel des Gelingens sind in meiner Gewalt, und wenn ich Euch dieselben entwickelt habe, werdet Ihr es mir selbst zugestehen.«

»Wenn sich so verhält, sprecht, Gabriel«, sagte der Herzog. »Doch«, fügte er ungeduldig bei, »wer unterbricht uns abermals? Klopft Ihr, Thibault?«

»Ja, gnädigster Herr«, antwortete der Kammerdiener eintretend. »Der gnädigste Herr hat mir befohlen, es ihm zu melden, wenn die Stunde des Rates gekommen wäre, und es hat so eben zwei Uhr geschlagen. Herr von Saint-Remy und die andern Herren werden sogleich erscheinen, um Monseigneur abzuholen.«

»Es ist wahr, es ist wahr«, versetzte der Herzog von Guise, »es findet sogleich eine Beratung statt, und zwar eine wichtige Beratung. Ich muß derselben notwendig beiwohnen. Gut,

Thibault, laßt uns allein. Führt die Herren ein, wenn sie kommen. Ihr seht, Gabriel, daß mich meine Pflicht zum König ruft. Doch mittlerweile, bis Ihr mir heute Abend mit Muße Euren Plan entwickeln könnt, der groß sein muß, da er von Euch kommt, bitte ich Euch, meine Neugierde und Ungeduld zu befriedigen. Mit zwei Worten, Gabriel, was beabsichtigt Ihr, zu tun?«

»Mit zwei Worten, gnädigster Herr: *Calais nehmen*«, sprach Gabriel ruhig.

»Calais nehmen!« rief der Herzog von Guise, vor Erstaunen zurückweichend.

»Ihr vergeßt, gnädigster Herr, Ihr habt versprochen, über den ersten Eindruck nicht zu erschrecken«, sagte Gabriel mit derselben Kaltblütigkeit.

»Ja, habt Ihr es aber auch wohl bedacht, Calais nehmen, das durch eine furchtbare Garnison, durch unüberwindliche Wälle, durch das Meer geschützt wird! Calais, seit zweihundert Jahren in der Gewalt der Engländer! Calais bewacht, wie man den Schlüssel von Frankreich bewacht, wenn man ihn in den Händen hat. Ich liebe, was kühn ist, aber wäre dies nicht verwegen?«

»Ja, gnädigster Herr«, antwortete Gabriel. »Doch gerade weil das Unternehmen verwegen ist, weil man nicht einmal einen Gedanken oder einen Verdacht hierüber fassen kann, hat es bessere Chancen des Gelingens.«

»Das ist in der Tat möglich«, sprach der Herzog träumerisch.

»Wenn Ihr mich gehört habt, werdet Ihr sagen: »Es ist gewiß!« Das hierbei einzuschlagende Benehmen ist zum Voraus bezeichnet: die vollkommenste Geheimhaltung beobachten, den Feind durch ein falsches Manoeuvre von der Fährte abbringen und unversehens vor die Stadt kommen. In vierzehn Tagen wird Calais uns gehören.«

»Aber diese allgemeinen Andeutungen genügen nicht«, versetzte rasch der Herzog von Guise. »Euren Plan, Gabriel, habt Ihr einen Plan?«

»Ja, gnädigster Herr, er ist einfach und sicher . . . «

Gabriel hatte nicht Zeit, zu vollenden. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Graf von Saint-Remy trat mit einer Anzahl von Herren ein, welche dem Glückssterne der Guisen

folgten.

»Seine Majestät erwartet den Herrn Generallieutenant des Königreichs im Rate«, sagte Saint-Remy.

»Ich stehe zu Euren Diensten, meine Herren«, sprach der Herzog von Guise, indem er die Eintretenden begrüßte.«

Dann kehrte er rasch zu Gabriel zurück und sagte mit leiser Stimme zu diesem:

»Ihr seht, ich muß Euch verlassen, Freund. Aber der unerhörte, herrliche Gedanke, den Ihr in meinen Geist geworfen habt, wird mich den ganzen Tag nicht verlassen, dafür stehe ich Euch. Wenn Ihr wirklich ein solches Wunder für ausführbar haltet, so fühle ich mich würdig, Euch zu begreifen. Könnt Ihr diesen Abend um acht Uhr wieder hierher kommen? Wir werden die ganze Nacht für uns haben und dann nicht mehr unterbrochen werden.«

»Um acht Uhr, ich werde pünktlich sein und meine Zeit bis dahin gut anwenden«, erwiderte Gabriel.

»Ich erlaube mir, Monseigneur zu bemerken, daß zwei Uhr nun vorüber ist«, sagte Saint-Remy.

»Ich komme, ich komme!« antwortete der Herzog.

Er machte einige Schritte, um wegzugehen, wandte sich dann gegen Gabriel um, schaute ihn an, näherte sich ihm abermals, als wollte er sich von Neuem versichern, daß er gut gehört habe, und wiederholte ganz leise mit fragendem Tone:

»Calais nehmen?«

Und Gabriel neigte bestätigend das Haupt und antwortete mit seinem sanften und ruhigen Lächeln:

»Calais nehmen.«

Der Herzog von Guise ging hinaus und der Vicomte d'Exmés verließ hinter ihm den Louvre.

Dritter Teil.

I.

Verschiedene Profile von Kriegsleuten.

Aloyse wartete ängstlich an einem Fenster des Hotels auf die Rückkehr von Gabriel. Als sie ihn endlich erblickte, schlug sie die Augen voll Tränen, diesmal Tränen des Glückes und der Dankbarkeit, zum Himmel auf.

Dann öffnete sie eiligst ihrem viel geliebten Herrn die Türe.

»Gott sei gelobt! ich sehe Euch wieder, gnädiger Herr!« rief sie.
»Ihr kommt vom Louvre, Ihr habt den König gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen«, antwortete Gabriel.

»Nun?«

»Meine gute Amme, ich muß abermals warten.«

»Abermals warten?« wiederholte Aloyse die Hände faltend.
»Heilige Jungfrau! es ist doch sehr traurig und sehr schwer zu warten!«

»Es wäre unmöglich, wenn ich nicht mittlerweile handeln würde. Aber ich werde handeln, Gott sei Dank! nach dem Ziele schauend, werde ich mich auf dem langen Wege zerstreuen können.«

Er trat in den Saal und warf seinen Mantel auf die Lehne eines Fauteuil.

Gabriel bemerkte Martin nicht, der in tiefe Gedanken versunken in einer Ecke saß.

»Nun, Martin! nun, Träger!« rief Frau Aloyse dem Stallmeister zu, »Ihr nehmt dem gnädigen Herrn nicht einmal seinen Mantel ab?«

»Oh! verzeiht, verzeiht«, sprach Martin, der sich, aus seiner Träumerei erwachend, hastig erhob.

»Es ist gut, Martin, laß Dich nicht stören«, sagte Gabriel.
»Aloyse, Du darfst meinen armen Martin nicht plagen, sein Eifer und seine Ergebenheit sind mir in diesem Augenblick mehr als je

notwendig, und ich habe mich in diesem Augenblick über ernste Dinge mit ihm zu verständigen.«

Jeder Wunsch des Vicomte d'Exmés war Aloyse heilig. Sie begünstigte den wieder in Gnade gekommenen Stallmeister mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln und ging bescheiden hinaus, damit sich Gabriel freier besprechen könnte.

»Ah! Martin«, sagte Gabriel als sie allein waren, »was machst Du denn da? über welchen Gegenstand sinnst Du so ernst nach?«

»Gnädiger Herr«, antwortete Martin-Guerre, »ich zerarbeitete mir mit Eurer Erlaubnis das Gehirn, um ein wenig das Rätsel des Menschen von diesem Morgen zu erraten.«

»Hast Du es gefunden?« versetzte Gabriel lächelnd.

»Leider sehr wenig, gnädiger Herr, wenn ich es gestehen soll, ich mag immerhin meine Augen aufreißen, ich sehe nichts als schwarze Nacht.«

»Aber ich habe Dir gesagt, Martin, daß ich etwas Anderes zu sehen glaube.«

»In der Tat, gnädiger Herr, doch was? ich strenge alle meine Kräfte an, um etwas zu finden.«

»Der Augenblick, es Dir zu sagen, ist noch nicht gekommen«, erwiderte Gabriel. »Höre: nicht wahr, Du bist mir treu ergeben, Martin.«

»Fragt mich der gnädige Herr?«

»Nein, Martin, ich sage es zu Deinem Lobe. Ich nehme diese Ergebenheit, von der ich rede, in Anspruch. Du mußt für einige Zeit Dich selbst vergessen, Du mußt den Schatten Vergessen, der über Deinem Leben schwebt, wir werden ihn später zerstreuen, das verspreche ich Dir. Doch gegenwärtig bedarf ich Deiner, Martin.«

»Ah! desto besser! desto besser!« rief Martin-Guerre.

»Aber verstehen wir uns wohl, ich bedarf Deiner ganz und gar, Deines ganzen Lebens, Deines ganzen Mutes. Martin, willst Du auf mich vertrauen, Deine persönliche Unruhe vertagen und Dich meinem Geschick allein hingeben?«

»Ob ich es will!« rief Martin. »Gnädiger Herr, das ist meine Pflicht, und mehr noch, es ist mein Vergnügen. Beim heiligen

Martin! ich war nur zu lange von Euch getrennt; Hagel und Sturm! ich will die verlorenen Tage wieder einbringen. Seid unbesorgt, und sollten Millionen Martin-Guerre auf meinen Fersen sein, ich werde ihrer spotten. Sobald Ihr da seid, vor mir seid, sehe ich nur Euch auf der ganzen Welt.«

»Wackeres Herz!« sprach Gabriel.»Bedenke jedoch, Martin, daß das Unternehmen, bei dem Du mitwirken sollst, voll von Gefahren und Abgründen ist.«

»Basta! man springt darüber weg!« sagte Martin, indem er sorglos mit den Fingern schnalzte.«

»Wir werden hundertmal um unser Leben spielen müssen.«

»So viel der Einsatz wert ist, so viel gilt die Partien gnädiger Herr.«

»Haben wir aber diese furchtbare Partie einmal eingegangen, so ist es uns nicht mehr gestattet, sie aufzugeben.«

»Man ist ein schöner Spieler oder ist es nicht«, erwiderte Martin mit stolzem Tone.

»Gleichviel, trotz aller Entschlossenheit, siehst Du, die furchtbaren und seltsamen Wechselfälle nicht vorher, welche der übermenschliche Kampf mit sich bringt, zudem ich Dich führen will, und so große Anstrengungen werden vielleicht, bedenke es wohl, ohne Belohnung bleiben! Martin, bedenke, der Plan, den ich ausführen muß, macht mir, wenn ich ihn ins Auge fasse, selbst bange.«

»Gut! die Gefahren und ich kennen einander«, sagte Martin mit hochmütiger Miene,»und wenn man die Ehre gehabt hat, gehenkt zu werden . . . «

»Martin«, sprach Gabriel,»wir werden den Elementen trotzdem uns über den Sturm freuen, über das Unmögliche lachen müssen.«

»Wir werden lachen! Offenherzig zu sprechen, gnädiger Herr, seit meinem Galgen erscheinen mir die Tage, die ich sehe, als Gnadentage, und ich werde unsern lieben Herrgott nicht wegen der Portion zanken, die er mir noch zumessen will. Was uns der Kaufmann über den Handel bewilligt, darf man nicht rechnen, sonst ist man ein Undankbarer oder ein Alberner.«

»Es ist also abgemacht, Du teilst mein Los und folgst mir?«

»Bis in die Hölle, gnädigster Herr, vorausgesetzt, daß es geschieht, um Satan zu verhöhnen, denn man ist guter Katholik.«

»Befürchte nichts in dieser Hinsicht. Du wirst vielleicht mit mir Dein Heil in dieser Welt gefährden, doch nicht in jener«

»Mehr brauche ich nicht. Aber der gnädige Herr hatte nichts Anderes von mir zu verlangen, als mein Leben?«

»Doch wohl«, erwiderte Gabriel, über die heldenmütige Naivität dieser Frage lächelnd, »doch wohl, Du mußt mir auch noch einen Dienst tun.«

»Sprecht, gnädiger Herr.«

»Es wäre mir lieb, wenn Du mir so schnell als möglich, heute noch, wenn es sein könnte, ein Dutzend Kameraden von Deinem Schlage aufsuchen und finden Würdest, wackere, starke, kühne Leute, welche weder das Eisen, noch das Feuer fürchten, die den Hunger und den Durst, die Kälte und die Hitze zu ertragen im Stande sind, die gehorchen wie die Engel und sich schlagen wie die Teufel. Ist das möglich?«

»Je nachdem. Werden sie gut bezahlt?« fragte Martin-Guerre.

»Ein Goldstück für jeden Blutstropfen. Mein Vermögen ist das Geringste, was ich bei den frommen und harten Aufgaben, die ich zum Ziele führen muß, beklage.«

»Unter diesen Bedingungen, gnädiger Herr, sammle ich Euch in zwei Stunden gute Schnapphähne, welche über ihre Wunden nicht klagen werden, dafür stehe ich. In Frankreich, besonders in Paris, ist nie Mangel an solchen Burschen. Doch, wem werden sie dienen?«

»Mir selbst«, sprach der Vicomte d'Exmés.»Nicht als Kapitän der Garben, sondern als Freiwilliger werde ich den Feldzug machen, den man vorbereitet. Ich muß eigene Leute haben.«

»Ah! wenn es sich so verhält, gnädiger Herr, habe ich vor Allem bei der Hand und auf das erste Zeichen bereit fünf bis sechs von unsern alten Burschen aus dem Lothringer Krieg. Sie werden gelb, die armen Teufel, seitdem Ihr sie verabschiedet habt. Wie werden sie sich freuen, wenn sie mit Euch zum Feuer zurückkehren dürfen!« Ah! für Euch selbst habe sich sie zu rekrutieren? Oh! gut, dann werde ich Euch schon diesen Abend Eure Galerie vollständig vorstellen.«

»Gut! eine notwendige Bedingung ihrer Annahme ist, daß sie sich bereit halten müssen, Paris zu jeder Stunde zu verlassen und mir überallhin zu folgen, wohin ich gehen werde, ohne Fragen oder Bemerkungen, ohne nur zu schauen, ob wir gegen Süden oder gegen Norden marschieren.«

»Zum Ruhme und zum Gold marschieren sie mit verbundenen Augen, gnädiger Herr.«

»Ich zähle also auf sie und auf Dich. Was Deinen Teil betrifft, Martin . . . «

»Sprechen wir nicht hiervon . . . « unterbrach ihn Martin.

»Sprechen wir im Gegenteil davon. Überleben wir den Kampf mein braver Diener, so gelobe ich Dir hiermit feierlich, für Dich zu tun, was Du für mich getan hast, und Dir ebenfalls gegen Deine Feinde zu dienen; sei unbesorgt. Mittlerweile Deine Hand, mein Getreuer.«

»Oh, gnädiger Herr!« rief Martin-Guerre, indem er ehrfurchtsvoll die Hand küßte, die ihm Gabriel reichte.

»Vorwärts, Martin«, sprach der Vicomte d'Exmés, »fange sogleich an zu suchen. Verschwiegenheit und Mut! Ich muß jetzt allein sein.«

»Verzeiht, wird der gnädige Herr zu Hause bleiben?« fragte Martin.

»Ja, bis um sieben Uhr. Ich muß erst um acht Uhr nach dem Louvre gehen«,

»Dann, Herr Vicomte, hoffe ich Euch vor sieben Uhr wenigstens ein Muster vom Personal Eurer Truppe vorstellen zu können.«

Martin verbeugte sich und ging ganz stolz und schon mit seiner hohen Sendung beschäftigt hinaus.

Gabriel blieb allein; er brachte den Rest des Tages damit zu, daß er den Plan, den ihm Jean Peuquoy gegeben, prüfend betrachtete, Noten schrieb, in seinem Zimmer auf- und abging und nachsann.

Er durfte am Abend nicht einen einzigen Einwurf des Herzogs Von Guise unbeantwortet lassen.

Nur von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um mit fester Stimme und glühendem Herzen zu wiederholen:

»Ich werde Dich retten, mein Vater! meine Diana, ich werde

Dich retten.«

Gegen sechs Uhr nahm Gabriel auf die dringenden Bitten von Aloyse etwas Nahrung zu sich; Martin trat mit ernster, feierlicher Miene ein und sprach:

»Gnädiger Herr, gefällt es Euch, sechs oder sieben von denjenigen zu empfangen, welche nach der Ehre streben, unter Euren Befehlen Frankreich und dem König zu dienen?«

»Wie! schon sechs bis sieben« rief Gabriel.

»Sechs oder sieben, die dem gnädigen Herrn unbekannt sind. Unsere Alten von Metz würden die zwölf vollständig machen. Sie sind alle entzückt, ihre Haut für einen Herrn, wie Ihr seid, zu wagen, und nehmen jede Bedingung an, die Ihr ihnen stellen wollt.«

»Teufel! Du hast Deine Zeit nicht verloren«, sagte der Vicomte d'Exmés.»Nun, so führe Deine Leute ein.«

»Einen nach dem andern, nicht wahr? Der gnädige Herr kann sie auf diese Art besser beurteilen.«

»Einen nach dem andern, es sei.«

»Ein letztes Wort«, fügte der Stallmeister bei. »Ich brauche dem gnädigen Herrn nicht zu sagen, daß mir alle diese Leute entweder durch mich selbst oder durch genaue Erkundigungen, die ich über sie eingezogen, bekannt sind. Sie sind von verschiedenartiger Gemütsverfassung und von verschiedenen Instinkten, aber ihr gemeinschaftlicher Charakter ist erprobter Mut. Ich kann dem Herrn Vicomte für diese wesentliche Eigenschaft gut stehen, wenn er im Übrigen in Beziehung auf einige kleine Querzüge nachsichtig sein will.« Martin-Guerre ging nach dieser vorbereitenden Rede einen Augenblick hinaus und kam sogleich wieder zurück mit einem großen Burschen von dunkler Gesichtsfarbe, leichter Tournure und sorgloser, gescheiter Physiognomie.

»Ambrosio«, sprach Martin, ihn vorstellend.

»Ambrosio? das ist ein fremder Name. Ist er kein Franzose?« versetzte Gabriel.

»Wer weiß es?« erwiderte Ambrosio. »Man hat mich als Kind gefunden und ich habe als Mann in den Pyrenäen gelebt, einen Fuß in Frankreich, einen Fuß in Spanien. Und meiner Treue! ich

habe meine doppelte Bastardschaft lustig aufgenommen, ohne darüber meiner Mutter oder dem guten Gott zu grollen.«

»Und wie lebtet Ihr?«

»Ah! das ist es. Unparteiisch zwischen meinen zwei Vaterländern, suchte ich stets, innerhalb der Grenze meiner schwachen Mittel, zwischen ihnen die Barrieren zu vernichten, auf jedes derselben die Vorteile des anderen auszudehnen und durch diesen freien Austausch der Gaben, die sie abgesondert durch die Vorsehung erhalten, als frommer Sohn mit allen meinen Kräften zu ihrer natürlichen Wohlfahrt beizutragen.«

»Mit einem Worte«, sprach Martin, »Ambrosio war Schmuggler.«

»Aber«, fuhr Ambrosio fort, »den spanischen wie den französischen Behörden bezeichnet, mißkannt und verfolgt zugleich von meinen Landsleuten auf beiden, Gebirgsseiten der Pyrenäen, faßte ich den Entschluß, ihnen den Platz zu überlassen und nach Paris zu gehen, nach dieser Stadt der Mittel und Quellen für brave Leute.«

»Wo Ambrosio glücklich wäre«, fügte Martin bei, »wenn er, unerschrocken, gewandt und seit langer Zeit an Strapazen und Gefahren gewöhnt, in den Dienst des Vicomte d'Exmés treten dürfte.«

»Angenommen Ambrosio der Schmuggler!« sagte Gabriel.
»Nun zu einem Andern«

Ambrosio ging entzückt hinaus und machte einem Menschen von asketischer Miene und bescheidenen Manieren Platz, der einen langen braunen Mantel und einen großkörnigen Rosenkranz um den Hals trug.

Martin kündigte ihn unter dem Namen Lactance an.

»Lactance hat schon unter den Befehlen Von Herrn Von Coligny gedient, der seinen Verlust beklagt und ihm beim gnädigen Herrn ein gutes Zeugnis geben wird«, fügte Martin-Guerre bei. »Aber Laciance ist ein eifriger Katholik, und es widerstrebte ihm, einem von der Ketzerei befleckten Chef zu gehorchen.«

Ohne ein Wort zu sagen, billigte Lactance mit einem Zeichen des Kopfes und der Hand die Worte von Martin, welcher also fortfuhr:

»Dieser fromme Kriegsmann wird, wie es seine Pflicht ist, alle seine Kräfte anstrengen, um den Herrn Vicomte d'Exmés zufrieden zu stellen; aber er verlangt, daß ihm jede Freiheit gelassen werde, damit er streng die Religionsübungen, welche sein Heil fordert, vollziehen könne. Genötigt durch das Waffenhandwerk, das er ergriffen hat, und durch seinen natürlichen Beruf, sich gegen die Brüder in Jesu Christo zu schlagen und sie so viel als möglich zu töten, denkt Lactance wohlweise, er müsse diese grausame Notwendigkeit durch strengen, gottesfürchtigen Lebenswandel ausgleichen. Je wütender Lactance in der Schlacht ist, desto inbrünstiger ist er in der Messe, und er hat darauf verzichtet, die Fasten und Bußen zu zählen, die er sich für die Toten und Verwundeten auferlegt, welche er vor ihrem Stündlein vor den Thron des Herrn geschickt.«

»Lactance der Gottesfürchtige angenommen!« sprach Gabriel.

Stets schweigsam verbeugte sich Lactance tief und ging hinaus, während er ein Dankgebet zum Allerhöchsten murmelte, der ihm die Gnade, von einem so tapferen Kapitän angenommen zu werden, bewilligt hatte.

Nach Lactance führte Gabriel unter, dem Namen Yvonnet einen jungen Mann von mittlerem Wachse, ausgezeichnete, feiner Gesichtsbildung mit kleinen, gepflegten Händen ein. Von seiner Krause bis zu seinen Stiefeln war seine Tracht nicht nur reinlich, sondern sogar zierlich. Er grüßte Gabriel auf das Anmutigste stellte sich in einer eben so ehrfurchtsvollen, als eleganten Haltung vor ihn und schüttelte leicht mit der Hand sich ein paar Staubkörnchen ab, die sich an seinem rechten Ärmel angehängt hatten.

»Dieser, gnädiger Herr«, sprach Martin, »ist der Entschlossenste von Allen. Yvonnet ist im Gefecht ein wahrer entfesselter Löwe, den nichts aufhält. Er stößt und haut mit einer Art von Hirnwut. Hauptsächlich aber glänzt er im Sturm. Er muß immer zuerst den Fuß auf die erste Leiter setzen und die erste französische Fahne auf den feindlichen Mauern aufpflanzen.«

»Das ist also ein wahrer Held«, versetzte Gabriel.

»Ich tue mein Möglichstes«, erwiderte Yvonnet bescheiden, »Herr Martin-Guerre hat sicherlich meine schwachen

Bemühungen über ihrem Werte angeschlagen.«

»Nein, ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren, entgegnete Martin, »und zum Beweise diene, daß ich, nachdem ich Eure Tugenden gerühmt, nun auch Eure Fehler bezeichnen werde. Yvonnet, gnädiger Herr, ist der Teufel ohne Furcht, von dem ich spreche, nur auf dem Schlachtfeld. Für seinen Mut ist es notwendig, daß um ihn her die Trommeln rasseln, die Pfeile schwirren, die Kanonen donnern. Außerdem, im gewöhnlichen Leben, ist Yvonnet schüchtern, empfindlich für Eindrücke, nervös wie ein junges Mädchen. Seine Empfindlichkeit fordert die größte Schonung. Er bleibt nicht gern allein in der Finsternis, es schauert ihm vor Mäusen und Spinnen und er verliert das Bewußtsein wegen einer Schramme. Er findet seine kriegerische Kühnheit nur wieder, wenn ihn der Geruch des Pulvers und der Anblick des Blutes berauschen.«

»Gleichviel«, sagte Gabriel, »da wir ihn nicht auf den Ball, sondern zum Gemetzel führen, so ist Yvonnet der Zarte angenommen.«

Yvonnet verbeugte sich vor dem Vicomte d'Exmés nach allen Regeln und entfernte sich lächelnd und mit seiner weißen Hand seinen zarten schwarzen Schnurrbart streichelnd.

Zwei blonde, steife, ruhige Kolosse folgten ihm. Der eine schien ungefähr vierzig, der andere kaum vier und zwanzig Jahre alt zu sein.

»Heinrich Scharfenstein und Franz Scharfenstein, sein Neffe«, meldete Martin-Guerre.

»Teufel, was für Leute sind das!« sagte Gabriel geblendet. »Wer seid Ihr, meine Braven?«

»Wir verstehen nur ein wenig das Französische«, erwiderte in deutscher Sprache der Ältere von den Kolossen.

»Wie?« fragte der Vicomte d'Exmés.

»Wir verstehen das Französische schlecht«, sagte der jüngere Riese.

»Es sind deutsche Reiter«, sprach Martin, »im Italienischen Condottieri, im Französischen Soudards. Sie verkaufen ihre Arme an denjenigen, welcher ihnen am meisten bietet, und halten die Tapferkeit zu einem billigen Preis. Sie haben schon für die

Engländer und Spanier gearbeitet. Doch der Spanier bezahlt zu schlecht und der Engländer handelt zu viel. Kauft sie, gnädiger Herr, und Ihr werdet mit der Erwerbung zufrieden sein. Nie streiten sie über einen Befehl, und sie würden sich mit unstörbarer Kaltblütigkeit vor die Mündung einer Kanone stellen. Der Mut ist für sie eine Sache der Redlichkeit, und wenn sie nur pünktlich ihre Löhnung erhalten, werden sie sich ohne zu klagen den gefährlichen oder sogar tödlichen Wechselfällen ihres Handwerks preisgeben.«

»Ich behalte also diese Handwerksleute des Ruhmes und bezahle ihnen zu größerer Sicherheit einen Monat zum Voraus«, sprach Gabriel. »Doch die Zeit drängt. Die Anderen!«



Die zwei deutschen Goliathe legten mechanisch und militärisch die Hand an den Hut und entfernten sich mit einander, pünktlich gleichen Schritt haltend.

»Der Folgende heißt Pilletrousse«, sagte Martin-Guerre. »Hier ist er.«

Eine Art von Räuber mit wilder Miene und zerrissenen Kleidern trat ein: er wiegte sich verlegen und wandte die Augen von Gabriel wie von einem Richter ab.

»Warum erscheint Ihr verschämt, Pilletrousse?« fragte ihn Martin-Guerre mit freundlichem Tone. »Der gnädige Herr hier hat Leute von Mut von mir verlangt. Ihr seid etwas . . . ausgesprochener, als die Andern, aber Ihr braucht im Ganzen nicht zu erröten.«

Hierauf wandte er sich mit ernstem Wesen an seinen Herrn und fuhr fort:

»Pilletrousse, gnädiger Herr, ist, das was wir einen Stegreifritter nennen. In dem allgemeinen Feldzug gegen die Spanier und Engländer hat er beinahe nur für eigene Rechnung Krieg getrieben. Pilletrousse streift auf unseren Landstraßen umher, welche zu dieser Stunde voll von fremden Plünderern sind, und Pilletrousse plündert die Plünderer. Seine Landsleute verschont er nicht nur, sondern beschützt sie sogar. Pilletrousse erobert also, er raubt nicht. Nichtsdestoweniger hat er es für nötig. erachtet, sein fahrendes Gewerbe zu regeln und die Feinde Frankreichs mindestens . . . willkürlich zu beunruhigen. Und so hat er auch voll Eifer das Anerbieten, sich unter dem Banner des Vicomte d'Exmés einzureihen, ergriffen.«

»Und ich nehme ihn unter Deiner Bürgschaft an, Martin-Guerre«, erwiderte Gabriel, »doch unter der Bedingung, daß er fortan zum Schauplatz seiner Taten nicht mehr die Landstraßen oder Fußwege, sondern die befestigten Städte und die Schlachtfelder wählt.«

»Danke dem gnädigen Herrn, Bursche!« sagte zu dem Straßenläufer Martin-Guerre, der eine Vorliebe für, den Schelm zu haben schien.

»Oh! ja, gnädiger Herr, ich danke«, rief Pilletrousse mit Begeisterung. »Ich verspreche Euch, mich in Zukunft nie mehr

einer gegen: zwei oder drei, sondern immer einer gegen zehn zu schlagen.«

»Gut! gut!« sprach Gabriel.

Derjenige, welcher hinter Piletrousse kam, war ein bleicher, schwermütiger, sorgenvoller Mensch, der das Weltall mit Traurigkeit und Entmutigung anzuschauen schien. Das düstere Siegel seines Gesichtes wurde besonders durch Narben vervollständigt, mit denen es breit und reichlich benäht war.«

Martin stellte diesen siebenten und letzten Rekruten unter dem traurigen Namen Malemort vor.

»Der Herr Vicomte d'Exmés würde sich in der Tat eine Schuld aufladen, wenn er den armen Malemort nicht annähme«, sagte Martin-Guerre. »Malemort ist von einer aufrichtigen und tiefen Leidenschaft für Bellona erfüllt, um ein wenig mythologisch zu sprechen. Doch diese Leidenschaft ist bis jetzt sehr unglücklich gewesen. Er hat einen unleugbaren, scharf ausgesprochenen Geschmack für den Krieg; er gefällt sich nur in Kämpfen, er ist nur glücklich bei einem schönen Blutbad . . . und hat leider bis jetzt sein Glück nur mit dem Ende der Lippen gekostet! Er stürzt sich so blindlings und wütend ins Gefecht, daß er stets beim ersten Sprung eine Schmarre erhält, die ihn auf die Seite wirft und von Anfang in die Ambulanz verbannt, wo er den Rest der Schlacht seufzt . . . weniger über seine Wunde, als über seine Abwesenheit. Sein ganzer Körper ist gleichsam nur eine Wunde; doch er ist, Gott sei Dank! kräftig und erhebt sich bald wieder. Nur muß er eine andere Gelegenheit abwarten. Dieses oft lange ungestillte Verlangen untergräbt ihn mehr, als das Blut, das er so glorreich vergossen. Der gnädige Herr sieht, daß es eine Gewissenssache wäre, diesen schwermütigen Streiter von einer Freude auszuschließen . . . die er ihm mit gegenseitigem Vorteil verschaffen kann.«

»Ich nehme auch Malemort mit Begeisterung an, mein guter Martin«, sagte Gabriel.

Ein Lächeln der Zufriedenheit schwebte über das bleiche Antlitz von Malemort. Die Hoffnung belebte mit einem Funken seine erloschenen Augen, und er ging seinen Kameraden leichteren Schrittes nach, als er eingetreten war.

»Sind dies alle die Menschen, die Du mir vorzustellen hast« fragte Gabriel seinen Stallmeister.

»Ja, gnädiger Herr, ich habe Euch für den Augenblick keine andere zu bieten. Ich wagte es nicht, zu hoffen, der gnädige Herr würde alle annehmen.«

»Ich müßte schwierig sein, Martin, Du hast einen guten und sichern Geschmack. Empfange meine Komplimente zu Deiner glücklichen: Wahl.«

»Ja«, versetzte Martin-Guerre bescheiden, »ich denke im Ganzen, Malemort, Pilletrousse, die zwei Scharfenstein, Lactance, Yvonnet und Ambrosio sind Bursche, die man nicht zu verachten hat.«

»Ich glaube es wohl«, erwiderte Gabriel. »Es sind kräftige Gesellen.«

»Erlaubt der gnädige Herr, ihnen Landry, Chesnel, Aubriot, Contamine und Balu, unsere Veteranen aus dem Lothringer Krieg, beizufügen, so denke ich, daß wir mit dem Herrn Vicomte d'Exmés an der Spitze und vier bis fünf von unseren Leuten hier zur Bedienung eine Truppe haben werden, die wahrhaftig unseren Freunden gut zu zeigen ist, und unseren Feinden noch besser.«

»Ja, gewiß!« sprach Gabriel, »Arme und Köpfe Von Eisen! Du lässest diese zwölf Braven in der kürzesten Frist bewaffnen und equipiren, Martin. Aber ruhe heute aus, Du hast Deinen Tag gut angewendet, Freund, und ich danke Dir; der meinige, obgleich auch voll Tätigkeit und Schmerz, ist jedoch noch nicht vollendet.«

»Wohin geht der gnädige Herr diesen Abend?« fragte Gabriel.

»Im den Louvre zu Herrn von Guise, der mich um acht Uhr erwartet«, antwortete Gabriel aufstehend. »Doch in Folge Deines raschen Eifers, Martin, hoffe ich, daß einige Schwierigkeiten, die sich hätten in meiner Unterredung mit dem Herzog bieten können, zum Voraus gehoben sind.«

»Oh! das macht mich sehr glücklich, gnädiger Herr.«

»Und wie mich, Martin! Du weißt nicht, wie sehr ich des Gelingens bedarf. Oh! doch es wird mir gelingen!«

Und der edle junge Mann wiederholte sich in seinem Herzen, während er sich nach der Türe wandte, um sich in den Louvre zu begeben:

»Ja, ich werde Dich retten, mein Vater! Meine Diana, ich werde Dich retten!«

II.

Geschicklichkeit der Ungeschicklichkeit.

Überspringen wir im Geist sechzig Meilen und zwei Wochen, und kehren wir gegen das Ende des Monats November 1557 nach Calais zurück.

Es waren seit der Abreise des Vicomte d'Exmés nicht fünf und zwanzig Tage verlaufen, als sich vor den Toren der englischen Stadt ein Bote von ihm zeigte.

Dieser Bote verlangte vor Mylord Wentworth geführt zu werden, dem er das Lösegeld seines ehemaligen Gefangenen übergeben sollte.

Genannter Bote schien indessen sehr ungeschickt und schlecht unterrichtet zu sein, denn man mochte ihm immerhin seinen Weg angeben, er ging zwanzigmal, Ohne einzutreten, an dem großen Thor vorüber, das man ihm hartnäckig und genau bezeichnet hatte, um immer wieder albern Weise an Schlupfpforten und verbotene Türen zu klopfen; so daß der Dummkopf am Ende rein umsonst beinahe den ganzen Weg über die äußeren Boulevards der Festung machte.

Endlich wollte er sich durch Unterweisungen von denen eine immer genauer war als die andere, auf den rechten Weg bringen lassen, und schon in jener entfernten Zeit war die magische Gewalt der Worte: »Ich bringe zehntausend Taler für den Gouverneur«, so groß, daß man, nach Erfüllung der streng vorgeschriebenen Maßregeln, nachdem man unsern Mann durchsucht und die Befehle von Lord Wentworth eingeholt hatte, den Überbringer einer so achtenswerten Summe gern in Calais einließ.

Entschieden ist nur das goldene Jahrhundert kein silbernes Jahrhundert gewesen!

Der unverständige Abgesandte von Gabriel verirrte sich noch mehr als einmal in den Straßen von Calais, ehe er das Hotel des Gouverneurs fand, das ihm doch mitleidige Seelen hundertmal wieder zeigten. Bei jeder Wachstube, die er traf, schien er zu

glauben, hier müsse er nach Lord Wentworth fragen, und jedes Mal lief er nach dieser Seite.

Nachdem er eine Stunde vergeudet hatte, um einen Weg zu machen, zu dem jeder Andere zehn Minuten gebraucht hätte, erreichte er endlich das Hotel des Gouverneurs.

Er wurde sogleich bei Lord Wentworth eingeführt, der ihn, an diesem Tage bis zu tiefer Traurigkeit gebracht, mit ernster Miene empfing.

Als er den Gegenstand seiner Botschaft erklärt und auf den Tisch einen von Gold aufgeschwollenen Sack gelegt hatte, fragte ihn der Engländer:

»Hat Euch der Vicomte d'Exmés nur beauftragt, mir dieses Geld zu übergeben, ohne etwas für mich beizufügen?«

Pierre, so nannte sich der Abgesandte, schaute Lord Wentworth mit einer Miene des Erstaunens an, welche seinen natürlichen Mitteln fortwährend wenig Ehre machte.

»Mylord«, sagte er endlich, »ich habe nichts bei Euch zu tun, als Euch dieses Lösegeld zu übergeben. Mein Herr hat mir wenigstens nichts sonst befohlen, und ich begreife nicht . . . «

»Schon gut!« unterbrach ihn Lord Wentworth mit einem verächtlichen Lächeln. »Der Herr Vicomte ist dort vernünftiger geworden wie ich sehe. Ich wünsche ihm Glück dazu. Die Luft des Hofes von Frankreich macht vergessen; glücklich diejenigen, welche sie einatmen.«

Er murmelte mit leiser Stimme, als spräche er mit sich selbst:

»Vergessen ist oft die Hälfte des Glücks!«

»Hat mir Mylord nichts an meinen Herrn aufzutragen?« fragte der Bote, der mit einer sehr sorglosen und ziemlich albernem Miene die schwermütigen Beiseitreden des Engländers zu hören schien.

»Ich habe Herrn d'Exmés nichts zu sagen, da er mir nichts sagt«, erwiderte Lord Wentworth trocken. »Meldet ihm indessen wenn Ihr wollt, daß ich noch einen Monat, bis zum 1. Januar, warten und als Edelmann so wie als Gouverneur von Calais zu seinen Befehlen sein werde. Er wird begreifen.«

»Bis zum 1. Januar?« wiederholte Pierre. »Ich werde es ihm sagen.«

»Gut! hier ist Euer Empfangschein, dabei für Euch eine kleine Entschädigung für die Mühe der langen Reise. Nehmt, nehmt doch!«

Der Mann schien Anfangs zu zögern. besann sich aber eines Andern, und nahm die Börse, die ihm Lord Wentworth bot.

»Ich danke, Mylord«, sagte er. »Doch wird mir Lord Wentworth eine Gnade bewilligen?«

»Was wollt Ihr?« fragte der Gouverneur von Calais.

»Außer der Schuld, die ich so eben an Mylord abgetragen«, erwiderte der Bote, »hat der Vicomte d'Exmés während seines Aufenthaltes hier eine andere eingegangen, gegen einen Einwohner dieser Stadt, Namens . . . wie heißt er doch . . . Pierre Peuqouy, dessen Gast er gewesen ist.«

»Nun?«

»Nun, Mylord, wird es mir erlaubt sein, jetzt zu diesem Pierre Peuqouy zu gehen, um ihm seine Vorschüsse zurückzubezahlen?«

»Allerdings«, antwortete der Gouverneur. »Man wird Euch sein Haus zeigen. Hier ist Eure Auslaßkarte, damit Ihr aus der Stadt weggehen könnt. Gern möchte ich Euch erlauben, einige Tage hier zu verweilen, denn es ist vielleicht für Euch ein Bedürfnis, Von der Reise auszuruhen. Aber die Reglements des Platzes verbieten, einen Fremden zu behalten, einen Franzosen besonders. Lebt wohl, Freund, und glückliche Reise.«

»Gott befohlen, und viel Glück nebst all' meinem Dank, Mylord!«

Als der Bote das Hotel verließ, begab er sich, nicht ohne daß er sich wieder zehnmal verirrte, nach der Rue du Martroi, wo, wie sich unsere Leser erinnern werden, der Waffenschmied Pierre Peuqouy wohnte.

Der Abgesandte von Gabriel fand Pierre Peuqouy noch trauriger in seiner Werkstätte als Wentworth in seinem Hotel. Der Waffenschmied, der ihn Anfangs für einen Kunden hielt, empfing ihn mit offenbarer Gleichgültigkeit.

Nichtsdestoweniger, als der Andere ankündigte, er komme im Auftrage des Vicomte d'Exmés, heiterte sich die Stirne des braven Bürgers plötzlich aus.

»Im Auftrage des Vicomte d'Exmés!« rief er.

Dann wandte er sich an einen von seinen Lehrlingen, der ihm, während er den Werkstisch aufräumte, zuhören konnte, und sagte nachlässig zu ihm:

»Quentin, verlasse uns und melde sogleich meinem Vetter Jean, es sei ein Bote vom Vicomte d'Exmés angekommen.«

Der Lehrling entfernte sich ärgerlich auf diesen Befehl.

»Sprecht nun, Freund«, sagte Peuquoy lebhaft. »Oh! wir wußten wohl, daß uns der würdige Herr nicht vergessen würde. Sprecht geschwinde. Was bringt Ihr uns von ihm?«

»Seine Empfehlungen und seinen herzlichen Dank, diese Börse mit Gold und die Worte: »Erinnert Euch des 5.!« Er sagte, Ihr würdet das verstehen.«

»Das ist Alles?« fragte Pierre Peuquoy.

»Durchaus Alles, Meister. Wie, anspruchsvoll sind sie in diesem Lande dachte der Bote. »Es scheint, es liegt ihnen nicht viel an den Talern. Sie haben nur geheime Forderungen, die der Teufel nicht verstehen würde.«

»Aber wir sind unserer drei in diesem Hause«, sagte der Waffenschmied. »Es ist auch Jean hier, mein Vetter, und meine Schwester Babette. Ihr habt Euch Eures Auftrags gegen mich entledigt, das ist gut. Habt Ihr nicht einen andern für Babette oder für Jean?«

Jean Peuquoy, der Weber, trat gerade ein, um den Boten von Gabriel antworten zu hören:

»Außer Euch habe ich Niemand etwas zu sagen, und ich habe Euch Alles gesagt, was ich Euch zu sagen hatte.«

»Nun! Du siehst, Bruder«, sprach Pierre, indem er sich gegen Jean umwandte, »Du siehst, der Herr Vicomte d'Exmés dankt uns;« der Herr Vicomte d'Exmés schickt uns in aller Eile dieses Geld; der Herr Vicomte d'Exmés läßt uns sagen! »Erinnert Euch . . . doch er, er erinnert sich nicht.«

»Ach!« seufzte eine schwache, schmerzliche Stimme hinter der Türe.

Es war die arme Babette, welche Alles gehört hatte.

»Einen Augenblick« versetzte Jean Peuquoy, der hartnäckig hoffte. »Freund«, fuhr er fort, indem er sich an den Boten wandte,

»wenn Ihr von dem Hause von Herrn d'Exmés seid, so müßt Ihr unter seinen Dienern und Euren Gefährten einen Namens Martin-Guerre kennen?«

»Martin-Guerre . . . Oh! ja, Martin-Guerre den Stallmeister? Ja, Meister, ich kenne ihn.«

»Er ist immer noch im Dienst von Herrn d'Exmés?«

»Immer noch.«

»Hat er gewußt, daß Ihr nach Calais geht?«

»Er hat es gewußt«, antwortete der Bote. »Er war, wie ich mich erinnere, sogar anwesend, als ich das Hotel des Herrn d'Exmés verließ. Er hat mich mit seinem . . . mit unserem Herrn bis zum Thor begleitet und mich abgehen sehen.«

»Und er hat Euch nichts für uns oder sonst für Jemand im Hause aufgetragen?«

»Durchaus nichts, ich wiederhole es Euch.«

»Wartet, Pierre«, sagte Jean, werdet noch nicht ungeduldig. Freund, Martin-Guerre hat Euch vielleicht empfohlen, Eure Botschaft insgeheim abzustatten. Erfahrt, daß diese Vorsicht unnötig geworden ist. Wir wissen nun die Wahrheit. Der Schmerz der Person, welcher Martin-Guerre eine Genugtuung schuldig ist, hat uns nichts unbekannt gelassen. Ihr könnt also in unserer Gegenwart sprechen. Habt Ihr übrigens in dieser Hinsicht noch Bedenklichkeiten, so werden wir uns entfernen, und die Person, auf die ich anspiele, und die Euch Martin-Guerre bezeichnet hat, wird sogleich kommen und allein mit Euch sprechen.«

»Bei meiner Treue!« erwiderte der Bote, »ich begreife nicht ein Wort von Euren Reden.«

»Es ist hinreichend, Jean, Ihr müßt genug haben!« rief Pierre Peuquoy, dessen Augenstern sich mit einem Blitze der Entrüstung entflamme. »Bei dem Andenken meines Vaters! ich begreife nicht, welches Vergnügen Ihr haben könnt, bei der Schande, die man uns antut, zu verharren!«

Jean neigte schmerzlich das Haupt, ohne etwas beizufügen.«

»Wollt Ihr das Geld zählen, Meister?« fragte der Bote ziemlich verlegen über seine Rolle.

»Es ist nicht der Mühe wert«, erwiderte Jean ruhiger, wenn auch nicht minder traurig, als Vierte. »Nehmt dies für Euch,

Freund. Ich will Euch auch zu essen und zu trinken bringen lassen.«

»Ich danke für das Geld«, antwortete der Bote, der es indessen nur mit einer gewissen Unbehaglichkeit zu nehmen schien. »Was das Essen und Trinken betrifft, so habe ich weder Hunger, noch Durst, denn ich frühstückte vor Kurzem erst in Nieullay. Ich muß auf der Stelle wieder abreisen, denn Euer Gouverneur hat mir verboten, lange in der Stadt zu verweilen.«

»Wir halten Euch also nicht zurück, Freund«, sprach Jean Peugouy. »Gott befohlen! Sagt Martin-Guerre . . . doch nein! ihm haben wir nichts zu sagen . . . Sagt nur Herrn d'Exmés, wir danken ihm und erinnern uns des 5. Doch wir hoffen, er werde sich seinerseits auch erinnern.«

»Hört noch«, fügte Pierre Peugouy bei, der einen Augenblick aus seinem düsteren Nachsinnen erwachte. »Ihr möget auch Eurem Herrn sagen, wir werden beharrlich einen ganzen Monat warten. In einem Monat könnt *Ihr* nach Paris zurückkehren, und kann er Jemand hierher schicken. Wenn aber das laufende Jahr zu Ende ist, ohne daß wir Nachricht von ihm erhalten, so werden wir glauben, sein Herz habe kein Gedächtnis, und das wird uns für ihn, eben so leid tun, als für uns. Denn als redlicher Edelmann, der sich so gut des geliehenen Geldes erinnert, müßte er sich noch besser der ihm anvertrauten Geheimnisse erinnern. Hiermit Gott befohlen, Freund.«

»Gott behüte Euch!« sprach der Bote von Gabriel und stand auf, um sich zu entfernen. »Alle Eure Fragen und alle Eure Worte sollen meinem Herrn getreulich berichtet werden.«

Jean Peugouy begleitete den Mann bis zu, der Türe des Hauses. Pierre aber blieb wie niedergeschmettert in seiner Ecke.

Nach vielen neuen Umwegen und vielem neuen Verirren in dieser verwickelten Stadt Calais, die er zu begreifen so große Mühe hatte, erreichte der schlendernde Bote endlich das Hauptthor, von wo er, nachdem er seine Auslaßkarte Vorgezeigt und nachdem man ihn sorgfältig durchsucht hatte, ins Freie hinaus konnte.«

Er ging drei Viertelstunden behenden Schrittes, ohne anzuhalten, und marschierte erst, nachdem er ungefähr eine

Meile zurückgelegt hatte, langsamer.

Dann erst erlaubte er sich auszuruhen; er setzte sich auf einen Rasenhügel, schien nachzudenken und ein Lächeln der Zufriedenheit zeigte sich in seinen Augen und auf seinen Lippen.

»Ich weiß nicht«, sagte er, »was sie in dieser Stadt Calais haben, daß einer immer trauriger und geheimnisvoller ist, als der andere. Wentworth hat, wie es scheint, eine Rechnung mit Herrn d'Exmés zu ordnen, und die Peuquoy scheinen mir einen Groll gegen Martin-Guerre zu hegen! Bah! was geht das am Ende mich an? Ich bin nicht traurig. Ich habe, was ich will und was ich brauche. Kein Federzug, kein Stückchen Papier, das ist wahr; doch Alles ist hier in meinem Kopf, und mit dem Plane von Herrn d'Exmés werde ich leicht in meinem Geiste diesen Platz Zusammenfügen, der die Anderen so düster macht, während mich die Erinnerung an ihn so sehr erfreut.«

Er durchging rasch in seiner Einbildungskraft die Straßen, Bollwerke und befestigten Posten, wohin ihn seine vorgebliche Tölpelei so geschickt geführt hatte.

»So ist es!« sagte er zu sich selbst. »Alles ist klar und pünktlich, als ob ich es noch vor mir sehen würde. Der Herzog von Guise wird zufrieden sein. Mittelst dieser Reise und der kostbaren Andeutungen des Kapitäns der Leibwachen Seiner Majestät, können wir den teuren Vicomte d'Exmés nebst seinem Stallmeister zu den Rendezvous führen, die ihnen in einem Monat Lord Wentworth und Pierre Peuquoy bezeichnen. In sechs Wochen, wenn uns Gott und die Umstände begünstigen sind wir die Herren von Calais, oder ich will meinen Namen verlieren.«

Und unsere Leser werden zugestehen, daß dies Schade gewesen wäre, wenn sie erfahren, daß dieser Name der des Marschall Pietro Strozzi, eines der berühmtesten und geschicktesten Ingenieure des XVI. Jahrhunderts, war.

Nachdem er einige Minuten ausgeruht, begab sich Pietro Strozzi wieder auf den Weg, als hätte er Eile gehabt, schon wieder in Paris zurück zu sein. Er dachte viel an Calais und wenig an seine Einwohner.

III.

Der 31. Dezember 1557.

Man hat ohne Zweifel erraten, warum Strozzi Lord Wentworth so ärgerlich und so bitter fand, und warum der Gouverneur von Calais vom Vicomte d'Exmés so scharf und hochmütig sprach.

Dies geschah, weil ihn Frau von Castro immer mehr zu hassen schien.

Ließ er sie um Erlaubnis bitten, ihr einen Besuch machen zu dürfen, so fand sie stets Vorwände, um ihn nicht empfangen zu müssen. War sie aber zuweilen genötigt, seine Gegenwart zu ertragen, so verriet ihr eisiger, zeremoniöser Empfang nur zu klar ihre Gefühle gegen ihn und machte ihn immer trostloser.

Er ermüdete jedoch noch nicht in seiner Liebe. Ohne etwas zu hoffen, verzweifelte er darum doch noch nicht. Er wollte wenigstens für Diana der vollkommene Edelmann bleiben, der am Hofe von Maria von England den Ruf der feinsten Courtoisie zurückgelassen hatte. Er überhäufte seine Gefangene mit Zuvorkommenheiten. Sie wurde mit fürstlichen Rücksichten, mit fürstlichem Luxus bedient. Er gab ihr einen Pagen. Er engagierte für sie einen von den im Jahrhundert der Renaissance so sehr gesuchten und beliebten italienischen Musikern. Diana fand zuweilen in ihrem Zimmer Geschmeide und Anzüge von dem größten Werte; Lord Wentworth hatte dieselben aus London für sie kommen lassen; aber sie schaute sie nicht einmal an.

Einmal gab er ihr zu Ehren ein großes Fest, wozu er Alles, was von vornehmen Engländern in Calais und in Frankreich war, einlud. Seine Einladungen gingen sogar über den Kanal. Doch Frau von Castro weigerte sich hartnäckig, dabei zu erscheinen.

So viel Kälte und Verachtung gegenüber, wiederholte sich Lord Wentworth jeden Tag, es wäre sicherlich besser für seine Ruhe, wenn er das königliche Lösegeld, das ihm Heinrich II. anbot, annehmen und Diana in Freiheit setzen würde.

Dies hieß aber zugleich sie der glücklichen Liebe von Gabriel d'Exmés zurückgeben, und der Engländer fand in seinem Herzen

nie Stärke und Mut genug, um ein so hartes Opfer zu vollbringen.

»Nein, nein«, sagte er zu sich selbst, »wenn ich, sie nicht habe, so soll sie wenigstens Niemand haben!«

Unter diesen Unentschlossenheiten, unter diesen Befürchtungen vergingen die Tage, die Wochen, die Monate. Am 31. Dezember 1557 gelang es Lord Wentworth, Zutritt in die Wohnung von Frau von Castro zu erhalten. Er atmete, wie gesagt, nur hier, obgleich er stets trauriger und verliebter wegging. Aber Diana, selbst streng, sehen, sie, selbst ironisch, hören, war für ihn das gebieterischste Bedürfnis geworden.

Sie sprachen mit einander, er stehend, sie vor dem hohen Kamin sitzend.

Sie sprachen mit einander über den einzigen schmerzlichen Gegenstand, der sie vereinigte und zugleich trennte.

»Nein, Madame«, sagte der verliebte Gouverneur, »wenn ich dennoch, auf das Äußerste gereizt durch Eure Grausamkeit, in Verzweiflung gebracht durch Eure Verachtung, vergäße, daß ich Edelmann und Euer Wirt bin«

»Dann würdet Ihr Euch entehren, Mylord, und nicht mich.« antwortete Diana mit Festigkeit.

»Wir wären miteinander entehrt!« entgegnete Lord Wentworth. »Ihr seid in meiner Gewalt! Wohin würdet Ihr Euch flüchten?«

»Mein Gott! In den Tod«, erwiderte sie ruhig.

Lord Wentworth erbleichte und schauerte. Er den Tod von Diana veranlassen!

»Eine solche Hartnäckigkeit ist nicht natürlich«, sagte er, den Kopf schüttelnd. »Ihr würdet Euch fürchten, mich zum Äußersten zu treiben, wenn Ihr nicht irgend eine wahnsinnige Hoffnung bewahrtet, Madame. Ihr glaubt also immer noch an einen unmöglichen Wechselfall? Sprecht, von wem könnt Ihr zu dieser Stunde Hilfe erwarten?«

»Von Gott, vom König«

Es lag in ihrem Satze ein Zögern und in ihrem Gedanken ein Verschweigen, das Lord Wentworth nur zu wohl begriff.

»Sicherlich denkt sie an diesen d'Exmés!« sagte er ZU sich selbst«

Doch dies war eine gefährliche Erinnerung, die er nicht zu

berühren oder hervorzurufen wagte. Er beschränkte sich darauf, daß er mit Bitterkeit erwiderte:

»Ja, rechnet auf den König! rechnet auf Gott! Doch wenn Gott Euch hätte beistehen wollen, so würde er Euch, wie mir scheint, am ersten Tage gerettet haben, und nun endigt heute ein Jahr, ohne daß er Euch seinen Schutz hat angedeihen lassen.«

»Ich hoffe daher auf das Jahr, das morgen beginnt«, erwiderte Diana, indem sie ihre schönen Augen zum Himmel aufschlug, als wollte sie Hilfe von Oben erstehen.

»Was den König von Frankreich, Euren Vater, betrifft«, fuhr Lord Wentworth fort, »so hat er, denke ich, zu schwere Angelegenheiten auf dem Hals, um seine ganze Macht und seinen ganzen Geist für Euch zu verwenden. Frankreich ist in einer noch dringenderen Gefahr, als seine Tochter.«

»Das sagt Ihr!« versetzte Diana im Tone des Zweifels.

»Lord Wentworth lügt nicht, Madame. Wißt Ihr, wie die Sachen für den König, Euren erhabenen Vater, stehen«

»Was kann ich in diesem Gefängnis erfahren?« erwiderte Diana, welche sich einer Bewegung der Teilnahme nicht zu erwehren vermochte.

»Ihr brauchtet nur zu fragen«, sprach Lord Wentworth, freudig, daß man ihn einen Augenblick anhörte, und wäre es auch nur als Unglücksboten. »Nun, so wißt, daß die Rückkehr des Herrn Herzogs von Guise nach Paris bis jetzt die Lage von Frankreich durchaus nicht verbessert hat. Es sind nur einige Truppen organisiert, einige Plätze befestigt worden, und mehr nicht. In dieser Stunde zaudern sie und wissen nicht, was sie tun sollen. Alle ihre an der Nordgrenze zusammengezogenen Truppen vermochten wohl die Spanier in ihrem Triumphzug aufzuhalten, aber sie unternehmen nichts für eigene Rechnung. Werden sie Luxemburg angreifen, werden sie sich nach der Picardie wenden? Man weiß es nicht. Werden sie es versuchen, Saint-Quentin zu nehmen oder Ham . . . «

»Oder Calais?« unterbrach ihn Diana, ihre Augen zum Gouverneur aufschlagend, um auf seinem Gesichte die Wirkung dieses hingeworfenen Namens zu erhaschen.

Doch Lord Wentworth verzog keine Miene und entgegnete mit

stolzem Lächeln:

»Oh! Madame, erlaubt mir, nicht einmal diese Frage zu stellen. Wer nur einen Begriff vom Krieg hat, wird diese tolle Vermutung nicht einen Augenblick zulassen, und der Herzog von Guise hat zu viel Erfahrung, durch ein so seltsam unausführbares Unternehmen sich dem Gespötte von Jedem auszusetzen, der in Europa das Schwert führt.«

In diesem Augenblick entstand ein Geräusch vor der Türe und ein Bogenschütze trat hastig ein.

Lord Wentworth stand auf und ging ihm ungeduldig entgegen.

»Was gibt es denn, daß man es wagt, mich hier zu stören?« fragte er ärgerlich.

»Mylord, verzeihe mir!« erwiderte der Bogenschütze. »Lord Derby schickt mich in aller Eile.«

»Aus welchem so dringenden Grund? Sprecht, erklärt Euch.«

»Man hat Lord Derby gemeldet, daß eine Vorhut von zweitausend französischen Arquebusieren gestern zehn Meilen von Calals gesehen worden ist, und Lord Derby hat mir Befehl gegeben, sogleich Mylord davon in Kenntnis zu setzen.«

»Ah!« rief Diana, die eine Bewegung der Freude nicht einmal zu verbergen suchte.

Lord Wentworth aber sprach mit kaltem Tone zu dem Bogenschützen:

»Und deshalb habt Ihr die Kühnheit gehabt, mich bis hierher zu verfolgen, Bursche?«

»Mylord«, erwiderte der arme Teufel ganz erstaunt, »Lord Derby . . . «

»Lord Derby«, unterbrach ihn der Gouverneur, »ist ein Kurzsichtiger, der Erdhaufen für Gebirge hält, Sagt ihm das in meinem Namen.«

»Mylord«, entgegnete der Bogenschütze, »die Posten, welche Lord Derby auf's Schleunigste verdoppeln wollte, sollen also . . . «

»Bleiben, wie sie sind! und man lasse mich in Ruhe mit so lächerlichen Schrecknissen.«

Der Bogenschütze verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging hinaus.

»Mylord«, sagte Diana, »Ihr hört, daß nach der Ansicht von einem Eurer besten Lieutenants meine so wahnsinnigen Vorhersehungen sich am Ende verwirklichen könnten.«

»Ich bin genötigt, Euch über diesen Punkt mehr als je zu enttäuschen«, erwiderte Lord Wentworth mit seiner unstörbaren Sicherheit. »Mit zwei Worten kann ich Euch Aufschluß über diesen falschen Lärmen geben, von dem ich nicht begreife, wie sich Lord Derby dadurch hat hintergehen lassen.«

»Laßt hören« sagte Frau von Castro, begierig, Licht über einen Punkt zu erhalten, in dem sich jetzt ihr Leben zusammendrängt.«

»Nun, Madame«, fuhr Lord Wentworth fort, »von zwei Dingen eines: entweder wollen die Herren von Guise und Nevers, welche, ich muß es anerkennen, geschickte und kluge Heerführer sind, Ardres und Boulogne wieder verproviantieren und führen auf diese Seite die Truppen, die man bezeichnet hat, oder sie machen gegen Calais eine Scheinbewegung, um Ham und Saint-Quentin zu beruhigen, dann werden sie plötzlich wieder umkehren, und eine von diesen beiden Städten zu überrumpeln suchen.«

»Und wer sagt Euch«, entgegnete Frau von Castro mehr unklug als geduldig, »daß sie nicht gegen Ham oder Saint-Quentin ihre Finte gerichtet haben, um Calais sicherer zu überrumpeln?«

Zum Glück hatte sie es mit einer festen, zugleich auf dem nationalen Stolz und dem persönlichen Stolz geankerten Überzeugung zu tun, und Lord Wentworth erwiderte mit Verachtung:«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, Euch zu versichern, Madame, daß Calais eine von den Städten ist, welche man weder zu überrumpeln, noch im Sturm zu nehmen vermöchte. Ehe man sich ihr nur nähern könnte, müßte man zuerst das Fort Saint-Agathe erobern und sich zum Herrn des Fort von Nieullay machen. Man hätte vierzehn Tage eines siegreichen Kampfes auf allen Punkten nötig, und während dieser vierzehn Tage hätte England, benachrichtigt, vierzehnmal Zeit, mit seiner ganzen Macht seiner kostbaren Stadt zu Hilfe zu eilen. Calais einnehmen! Ah! ah! ich muß unwillkürlich lachen, wenn ich nur daran denke!«

Verletzt, sprach Frau von Castro mit einer gewissen, Bitterkeit:

»Was meinen Schmerz bildet, gereicht Euch zur Freude. Wie sollen sich unsere Seelen je verständigen?«

»Ei! Madame«, rief Lord Wentworth erbleichend, »ich wünschte gerade die Illusionen zu vernichten, die uns trennen. Ich wünschte Euch so klar als der Tag zu beweisen, daß Ihr Euch durch Chimären verführen laßt, und daß man, um nur den Gedanken an den Versuch, von dem Ihr träumt, zu fassen, am Hofe von Frankreich von der Tollheit befallen sein müßte.«

»Es gibt auch heldenmütige Tollheiten«, sprach Diana mit stolzem Tone, »und ich kenne in der Tat hochherzige Wahnsinnige, welche vor dieser erhabenen Ungereimtheit aus Ruhmbegierde oder einfach aus Ergebenheit nicht zurückweichen würden.«

»Oh! ja, Herr d'Exmés zum Beispiel!« rief Lord Wentworth, fortgerissen von der Wut der Eifersucht, die er zu bemeistern nicht im Stande war.

»Wer hat Euch diesen Namen genannt?« fragte Frau von Castro erstaunt.

»Diesen Namen . . . gesteht es, Madame, daß Ihr ihn seit dem Anfang unseres Gespräches auf den Lippen habt, und daß Ihr in Eurem Geiste zu gleicher Zeit mit Gott und Eurem Vater diesen dritten Befreier anrieft.«

Habe ich Euch von meinen Gefühlen Rechenschaft zu geben?«

»Gebt mir von nichts Rechenschaft, ich weiß Alles. Ich weiß, was Euch selbst unbekannt ist, Madame, und was mir Euch heute mitzuteilen beliebt, um Euch zu zeigen, wie sich auf diese romanhaften Verliebten bauen läßt! Ich weiß vor Allem, daß der Vicomte d'Exmés, zugleich mit Euch in Saint-Quentin zum Gefangenen gemacht, zu gleicher Zeit mit Euch nach Calais geführt worden ist.«

»Ist es möglich« rief Diana im höchsten Maße erstaunt.

»Oh! er ist nicht mehr hier, Madame, sonst würde ich es Euch nicht sagen. Seit zwei Monaten ist Herr d'Exmés frei.«

»Und ich wußte nicht, daß ein Freund mit mir, so nahe bei mir litt!«

»Ja, Ihr wußtet es nicht, doch ihm war es nicht unbekannt«, sprach der Gouverneur. »Ich muß sogar gestehen, daß er sich,

als er es erfuhr, in furchtbaren Drohungen gegen mich ausgelassen hat. Er hat mich nicht nur zum Duell herausgefordert, sondern, wie Ihr es mit einer wunderbaren Sympathie vorhergesehen, seine Liebe dergestalt bis zur Tollheit getrieben, daß er mir seinen Entschluß, Calais zu nehmen, in's Gesicht erklärte.«

»Ich hoffe also mehr als je«, versetzte Diana.

»Hofft nicht zu viel, Madame, denn ich wiederhole Euch, seitdem der Vicomte d'Exmés jenen furchtbaren Abschied gegen mich ausgesprochen, sind zwei Monate abgelaufen. Wohl habe ich seitdem Kunde von meinem Widersacher erhalten; er hat mir am Ende des Novembers mit ängstlicher Pünktlichkeit sein Lösegeld geschickt . . . doch von seiner stolzen Herausforderung kein Wort mehr.«

»Wartet, Mylord«, erwiderte Diana, »Herr d'Exmés wird alle seine Schulden abzutragen wissen.«

»Ich bezweifle es, Madame, denn der Verfalltag ist bald vorüber.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Frau von Castro.

»Ich habe dem Vicomte d'Exmés durch den Mann, den er mir schickte, verkündigen lassen, ich würde auf den Erfolg seiner doppelten Aufforderung bis zum 1. Januar 1558 warten. Wir haben aber heute den 31. Dezember!«

»Nun« unterbrach ihn Diana, »er hat noch zwölf Stunden vor sich.«

»Das ist richtig, Madame, doch wenn ich morgen zu dieser Stunde keine Nachricht von ihm habe«

Er vollendete nicht. Lord Derby stürzte in diesem Augenblick ganz erschrocken in das Zimmer und rief:

»Mylord! Mylord! ich sagte es wohl! es sind die Franzosen, und auf Calais haben sie es abgesehen.«

»Geht doch!« erwiderte Lord Wentworth, der trotz seiner scheinbaren Sicherheit die Farbe wechselte. »Geht doch! das ist unmöglich! Wer beweist es! Abermals Gerüchte, Worte, schimärischer Schrecken.«

»Ach! nein, leider Tatsachen!« sagte Lord Derby.

»Leiser, Derby, spricht leiser«, versetzte der Gouverneur,

indem er sich seinem Lieutenant näherte. »Beruhigt Euch. Was wollt Ihr mit Euren Tatsachen sagen?«

Lord Derby erwiderte mit leiser Stimme, wie es sein Vorgesetzter forderte, der in Gegenwart von Diana nicht weich geben wollte:

»Die Franzosen haben unversehens das Fort Sainte-Agathe angegriffen. Nichts war bereit, um sie zu empfangen, weder die Mauern, noch die Mannschaft, und ich befürchte, daß sie zu dieser Stunde schon Herren dieses ersten Bollwerks von Calais sind.«

»Sie wären noch fern von uns«, entgegnete rasch Lord Wentworth.

»Ja, aber nichts würde ihnen sodann ein Hindernis entgegenstellen bis zur Brücke von Nieullay und die Brücke von Nieullay ist zwei Meilen¹⁰ vom Platze.«

»Habt Ihr den Unsrigen Verstärkung zugeschickt, Derby?«

»Ja, Mylord, entschuldigt, ohne Eure Befehle und trotz Eurer Befehle«

»Ihr habt wohl daran getan«, sprach der Gouverneur.

»Doch diese Hilfe wird noch zu spät gekommen sein«, erwiderte der Lieutenant.

»Wer weiß? Erschrecken wir nicht. Ihr begleitet mich auf der Stelle nach Nieullay. Wir lassen diese Unklugen ihre Kühnheit teuer bezahlen, und haben sie Sainte-Agathe schon, so ist es damit abgemacht, daß wir sie daraus verjagen.«

»Gott wolle es!« sagte Lord Derby. Doch sie haben die Partie sehr fest eingegangen.«

»Wir werden Revanche bekommen«, erwiderte Lord Wentworth. »Wißt Ihr, wer sie befehligt?«

»Man weiß es nicht; Herr von Guise wahrscheinlich oder wenigstens Herr von Nevers. Der Fähnrich, welcher im Galopp herbei sprengte, um die unglaubliche Nachricht von ihrer plötzlichen Ankunft zu überbringen, sagt mir, er habe von fern in den ersten Reihen Euren ehemaligen Gefangenen, Ihr erinnert Euch, jenen Vicomte d'Exmés erkannt . . . «

»Verdammt!« rief der Gouverneur die Fäuste ballend. »Kommt, Derby, kommt geschwinde«

Mit der feinen Auffassungsgabe, die man unter großen Umständen findet, hatte, Frau von Castro beinahe die ganze, obgleich mit leiser Stimme gesprochen, Meldung gehört.

Als Lord Derby mit den Worten von ihr Abschied nahm:

»Ihr werdet mich entschuldigen, Madame, ich muß Euch verlassen. Eine wichtige Angelegenheit . . . « unterbrach ihn Diana, nicht ohne eine gewisse weibliche Bosheit:

»Geht, Mylord, sucht Euren so grausam gefährdeten Vorteil wieder zu erringen. Aber erfahrt mittlerweile zwei Dinge: einmal daß die stärksten Illusionen gerade diejenigen sind, weiche nicht trügen, und daß man stets auf das Wort eines französischen Edelmanns zählen muß. Wir haben den 1. Januar noch nicht erreicht, Mylord.«

Lord Wentworth entfernte sich wütend, ohne zu antworten.

IV.

Während des Kanonendonners.

Lord Derby hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Man vernehme, was geschehen war:

Die Truppen von Herrn von Nevers vereinigten sich rasch in der Nacht mit denen von Herrn von Guise und kamen unvermutet mittelst eines forcierten Marsches vor dem Fort Sainte-Agathe an. Dreitausend Arquebusiere unterstützt von fünfundzwanzig bis dreißig Reitern nahmen dieses Fort in weniger als einer Stunde.

Lord Wentworth gelangte mit Lord Derby zu dem Fort von Nieullay nur, um die Seinigen fliehend über die Brücke eilen und eine Zuflucht von diesem zweiten bessern Wall von Calais fordern zu sehen.

Doch wir müssen gestehen, daß Lord Wentworth, als der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, sich mutig erhob. Es war im Ganzen ein Mann der Elite, der aus dem seiner Race eigentümlichen Stolz eine große Energie schöpfte.

»Diese Franzosen müssen wahre Narren sein«, sagte er vertrauensvoll zu Lord Derby, »doch wir werden sie ihre Narrheit teuer bezahlen lassen. Vor zweihundert Jahren hat sich Calais ein Jahr gegen die Engländer gehalten, und es würde sich zehn Jahre mit ihnen halten; Wir werden indessen keiner so langen Anstrengung bedürfen. Vor dem Ende der Woche, Derby, werdet Ihr den Feind schmachvoll sich zurückziehen sehen. Er hat Alles gewonnen, was er durch Überrumpelung davon tragen konnte. Doch wir sind nun auf unserer Hut. Man beruhige sich also und lache mit mir über diesen törichten Streich von Herrn von Guise.«

»Werdet Ihr Verstärkung von England kommen lassen?« fragte Lord Derby.

»Wozu?« erwiderte stolz der Gouverneur. »Wenn diese Unbesonnenen bei ihrer Unklugheit beharren, so werden vor drei Tagen und während Nieullay sie im Schach hält, die spanischen und englischen Rappen, welche sich in Frankreich befinden, uns von selbst zu Hilfe kommen. Bleiben diese stolzen Eroberer ganz

und gar halsstarrig, so bringt uns in vierundzwanzig Stunden eine nach Dover überschickte Nachricht zehntausend Mann. Doch bis dahin wollen wir ihnen nicht durch zu viel Angst zu viel Ehre erweisen. Unsere neunhundert Soldaten und unsere guten Mauern sollen ihnen genug zu schaffen machen. Sie werden nicht weiter kommen, als bis zur Brücke von Nieullay.«

Am andern Tag, am 1. Januar 1558, waren indessen die Franzosen schon an dieser Brücke, welche ihnen Lord Wentworth als letztes Ziel bezeichnete. Sie hatten in der Nacht den Laufgraben eröffnet, und am Mittag schossen ihre Kanonen das Fort von Nieullay Bresche.

Bei dem furchtbaren und regelmäßigen Lärmen zweier donnernder Artillerien ereignete sich eine feierlich traurige Familienszene in dem alten Hause von Peuquoy.

Die dringenden von Pierre Peuquoy an den Boten von Gabriel gerichteten Fragen haben den Leser ohne allen Zweifel schon belehrt; Babette hatte ihrem Bruder und ihrem Vetter ihre Tränen und die Ursache ihrer Tränen nicht länger verbergen können.

Sie war in der Tat nicht halb unglücklich, die Arme! Der Ruf, den ihr der vorgebliche Martin-Guerre schuldete, war nicht allein für sie notwendig, sondern auch für ihr Kind.

Babette Peuquoy sollte Mutter werden.

Während sie indessen ihren Fehler und die harte Folge ihres Fehlers gestand, hatte sie Pierre und Jean gegenüber nicht zu gestehen gewagt, daß ihre Zukunft ohne Ausgang, daß Martin-Guerre verheiratet war.

Sie gestand es kaum ihrem eigenen Herzen gegenüber, sie sagte sich, es wäre möglich, Herr d'Exmés hätte sich getäuscht, und der gute Gott beuge nicht so rettungslos ein armes elendes Geschöpf nieder, dessen einziges Verbrechen darin bestehe, daß es geliebt! Sie wiederholte sich jeden Tag naiver Weise diese kindischen Schlüsse und hoffte. Sie hoffte auf Martin-Guerre, sie hoffte auf den Vicomte d'Exmés. Was? sie wußte es nicht; doch sie hoffte.

Nichtsdestoweniger hatte ihr das während der zwei abgelaufenen Monate von dem Herrn und dem Diener beobachtete Stillschweigen einen tödlichen Schlag beigebracht.

Sie erwartete mit einer schreckenhaften Ungeduld den 1. Januar, die äußerste Grenze, welche Pierre Peuquoy dem Vicomte d'Exmés bezeichnet hatte.

Als sie am 31. Dezember die Anfangs schwankende, bald aber sichere Kunde erhielt, daß die Franzosen gegen Calais marschieren, bebte ihr Herz von unsäglicher Freude.

Sie hörte ihren Bruder und ihren Vetter sagen, der Vicomte d'Exmés wäre gewiß unter den Angreifenden, Martin-Guerre war also auch dabei, und Babette hatte folglich Recht gehabt, zu hoffen.

Sie empfing indessen am andern Tag, am 1. Januar, mit einem gewissen Zusammenpressen des Herzens von Pierre Peuquoy die Aufforderung, sich in die untere Stube zu begeben, wo sie sich mit Jean in ihrer Anwesenheit darüber, was unter den gegenwärtigen Umständen zu tun wäre, verständigen würden.

Sie erschien ganz bleich und zitternd vor diesem häuslichen Tribunal, das doch nur aus zwei Wesen bestand, welche eine beinahe väterliche Zuneigung für sie hegten.

»Mein Vetter, mein Bruder«, sagte sie mit bewegter Stimme, »hier bin ich zu Euren Befehlen.«

»Setze Dich, Babette«, sprach Pierre, indem er auf einen für sie bereitstehenden Stuhl deutete.

Dann fuhr er sanft aber ernst fort:

»Am Anfang, als Du, besiegt durch unser Drängen und unsere Unruhe, uns die traurige Wahrheit gestandest, war ich, ich erinnere mich dessen mit Bedauern, nicht Meister einer ersten Bewegung des Zorns und des Schmerzes, ich schmähte Dich, ich bedrohte Dich sogar, doch Jean trat zum Glück vermittelnd zwischen uns.«

»Er sei gesegnet für seinen Edelmut und seine Nachsicht«, sprach Babette, indem sie ihr in Tränen gebadetes Auge ihrem Vetter zuwandte.

»Sprecht nicht hiervon, Babette«, versetzte Jean bewegter, als er es scheinen wollte. »Was ich getan habe, ist ganz einfach, und es ließ sich im Ganzen Euren Leiden nicht dadurch abhelfen, daß man Euch neue auferlegte.«

»Das habe ich begriffen«, sagte Pierre; »Überdies rührten mich

Deine Tränen und Deine Reue, Babette; meine Wut besänftigte sich zum Mitleid, mein Mitleid zur Zärtlichkeit, und ich verzieh Dir den Flecken, den Du unserem bis dahin fleckenlosen Namen gemacht hast.«

»Jesus wird gut gegen Dich sein, wie Du es gegen mich gewesen bist, mein Bruder.«

»Und dann«, fuhr Pierre fort, »dann bemerkte mir Jean auch, Dein Unglück wäre vielleicht nicht ohne Gegenmittel, und derjenige, welcher Dich in den Fehler hineingezogen, sei verpflichtet, Dich auch wieder herauszuziehen.«

Babette beugte errötend ihre Stirne. Wenn ein Anderer als sie an die Wiederherstellung ihrer Ehe glaubte, so glaubte sie nicht daran.

Pierre sprach weiter:

»Trotz der Hoffnung, Deine Ehre und die unsrige wiederhergestellt zu sehen, die ich mit Entzücken aufnahm, schwieg Martin-Guerre beständig, und der Bote, den Herr d'Exmés vor einem Monat nach Calais sandte, brachte uns von Deinem Verführer durchaus keine Nachricht, doch nun sind die Franzosen vor unsern Mauern. Der Vicomte d'Exmés und sein Stallmeister sind bei ihnen, bilde ich mir ein . . . «

»Sagt, es sei gewiß, Pierre«, unterbrach ihn der brave Jean Peuquoy.

»Ich werde Euch hierin nicht widersprechen, Jean. Nehmen wir also an, Herr d'Exmés und sein Stallmeister seien nur durch die Mauern und Gräben, die uns beschützen, oder vielmehr die Engländer beschützen, von uns getrennt. Wenn wir sie wiedersehen, wie denkst Du, daß wir uns in diesem Fall gegen sie benehmen müssen, Babette? Werden sie Freunde oder Feinde für uns sein?«

»Was Du tun wirst, mein Bruder, wird wohl getan sein«, sprach Babette erschrocken über die Wendung, die das Gespräch nahm.

»Aber, Babette, mutmaßest Du nichts über ihre Absichten?«

»Nichts, mein Gott! ich warte.«

»Du weißt also nicht, ob sie kommen, um Dich zu retten oder um Dich zu verlassen, und ob der Kanonendonner, der meinen Worten als Begleitung dient, Befreier, die man segnen, oder

Ehrlose, die man bestrafen muß, ankündigt? Du weißt nichts, Babette?»

»Ah! warum fragst Du mich das, mich entwürdigtes Mädchen ohne Geist, das nur beten und sich in sein Schicksal zu ergeben weiß?»

»Warum ich Dich dies frage, Babette? Höre, Du erinnerst Dich, in welchen Gefühlen unser Vater uns in Beziehung auf Frankreich und die Franzosen erzogen hat. Die Engländer sind für uns nie Landsleute, sondern Unterdrücker gewesen, und vor drei Monaten hätte meinen Ohren keine Musik angenehmer geklungen, als diejenige, welche in diesem Augenblick ertönt.«

»Ah! für mich ist es stets die Stimme des Vaterlandes, die mich ruft«, sprach Jean.

»Jean«, erwiderte Pierre Peuquoy, »das Vaterland ist der Herd im Großen, es ist die vervielfältigte Familie, die erweiterte Verbrüderung. Doch gebührt es sich, ihm die andere Verbrüderung, den andern Herd, die andere Familie zu opfern?«

»Mein Gott! worauf zielst Du denn ab, Pierre?« fragte Babette.

»Höre: in den rohen, plebejischen Arbeiterhänden Deines Bruders, Babette, ruht vielleicht in dieser Minute das Schicksal von Calais. Ja, diese armen, durch die Arbeit jedes Tages geschwärtzten Hände können dem König von Frankreich den Schlüssel von Frankreich zurückgeben.«

»Und sie zögern!« rief Babette, welche wirklich mit der Muttermilch den Haß gegen das fremde Joch eingesogen hatte.

»Ah! edles Mädchen«, sprach Jean Peuquoy, »Du warst wohl unseres Vertrauens würdig.«

»Weder mein Herz, noch meine Hände würden zögern«, erwiderte Pierre, »wenn ich die Möglichkeit hätte, unmittelbar seine Stadt dem König Heinrich II. oder seinem Stellvertreter dem Herzog von Guise zu überliefern. Aber die Umstände sind so beschaffen, daß wir genötigt wären, uns der Vermittlung von Herrn d'Exmés zu bedienen.«

»Nun?« fragte Babette erstaunt über diesen Vorbehalt.

»So glücklich und stolz ich wäre, zu dieser großen Handlung mich mit demjenigen zu verbinden, der unser Gast war, und dessen Stallmeister mein Schwager werden sollte, eben so sehr

würde es mir widerstreben, diese Ehre dem gewissenlosen Edelmann zu erweisen, der zum Raube *unserer* Ehre beigetragen hätte.«

»Er, Herr d'Exmés, der Mitleidige, der Rechtschaffene!« rief Babette.

»Es ist nicht minder wahr«, erwiderte Pierre, »daß Herr d'Exmés durch Dein Vertrauen, wie Martin-Guerre durch sein Gewissen, Dein Unglück gewußt hat, und Du siehst wohl, daß Beide schweigen.«

»Aber was konnte Herr Ermés tun und sagen?« fragte Babette.

»Meine Schwester, er konnte bei seiner Rückkehr nach Paris Martin-Guerre kommen lassen und ihm befehlen, Dir seinen Namen zu geben! Er konnte statt des unbekanntes seinen Stallmeister hierher schicken, und so gegen uns zugleich die Schuld seiner Börse und die Schuld seines Herzens abtragen.«

»Nein, nein, er konnte das nicht«, entgegnete die aufrichtige Babette traurig den Kopf schüttelnd.

»Wie! es stand ihm nicht frei, seinem Diener einen Befehl zu geben?«

»Wozu ihm diesen Befehl geben?« versetzte Babette.

»Wie! wozu?« rief Pierre Peuquoy. »Wozu ein Vergehen wieder gut machen? Wozu eine Ehre retten? Bist Du wahnsinnig, Babette?«

»Ach! nein, zu meinem Unglück«, sagte unter Tränen das arme Mädchen. »Die Wahnsinnigen vergessen.«

»Wie kannst Du denn, wenn Du bei Vernunft bist, sagen, Herr d'Exmés habe wohl getan, von seinem Ansehen als Gebieter keinen Gebrauch zu machen, um Deinen Verführer zu zwingen, Dich zu heiraten?«

»Mich heiraten! mich heiraten! ei! könnte er es?« sprach Babette ganz verwirrt.

»Aber wer sollte ihn denn hindern?« riefen gleichzeitig Jean und Pierre.

Beide hatten sich mit einer unwiderstehlichen Bewegung erhoben, Babette fiel auf die Knie.«

»Ach!« rief sie, »verzeih' noch einmal, Bruder . . . Ich wollte Dir das verbergen . . . Ich verbarg es mir selbst! Doch nun sprichst Du

mir von unserer gebrandmarkten Ehre, von Frankreich, von Herrn d'Exmés, von diesem unwürdigen Martin-Guerre«, was weiß ich . . .

Oh! mein Kopf verwirrt sich! Du fragtest mich, ob ich wahnsinnig wäre? Ich glaube in der Tat, daß mich der Wahnsinn erfaßt. Du, der Du ruhiger bist, sage mir, ob ich mich täusche, ob ich geträumt habe, oder ob das, was mir Herr d'Exmés eröffnet hat, wirklich möglich ist?«

»Was er Dir eröffnet hat?« wiederholte Pierre von einem Schrecken erfaßt.

»Ja, in meinem Zimmer, am Tage seiner Abreise, als ich ihn bat, Martin diesen Ring zu übergeben. Ich wagte es nicht, ihm, dem Fremden, meinen Fehler zu gestehen, Und dennoch mußte er mich begreifen. Und wenn er mich verstanden hat, wie konnte er mir sagen . . . «

»Was? Was hat er Dir gesagt? Vollende!« rief Pierre.

»Ach! Martin-Guerre wäre schon verheiratet!«

»Unglückliche!« schrie Pierre, indem er außer sich auf seine Schwester zustürzte und die Hand gegen sie erhob.

»Oh! es ist also wahr!« sprach mit sterbender Stimme das unglückliche Kind, »ich fühle, daß es wahr ist.«

Und sie fiel ohnmächtig zu Boden.

Jean hatte Zeit gehabt, Pierre um den Leib zu fassen und zurückzuwerfen.

»Was machst Du denn, Pierre?« sprach er mit strengem Tone. »Nicht die unglückliche mußt Du schlagen, sondern den Elenden.«

»Du hast Recht«, erwiderte Pierre Peuquoy, seines blinden Zornes sich schämend.

Er ging wild und düster beiseite, während Jean, über Babette geneigt, diese ins Leben zurückzurufen suchte. Es trat ein langes Stillschweigen ein.

Außen donnerten fortwährend die Kanonen in beinahe regelmäßigen Zwischenräumen.

Endlich öffnete Babette die Augen wieder, und sie bemühte sich vor Allem, ihre Erinnerungen zurückzurufen.

»Was ist denn vorgefallen?« fragte sie und schaute mit einem

irren Blick das über sie herabgebeugte Gesicht von Jean Peugouy an.

Jean sah seltsamer Weise nicht sehr traurig aus. Es waren zu gleicher Zeit in seinen vortrefflichen Zügen eine tiefe Rührung und eine Art von Zufriedenheit sichtbar.

»Mein guter Vetter!« sagte Babette, ihm die Hand reichend.

Das erste Wort von Jean Peugouy zu der teuren Betrübten war:

»Hoffe, Babette, hoffe.«

Aber die Blicke von Babette fielen in dieser Sekunde auf das düstere, trostlose Antlitz ihres Bruders, und sie bebte, denn Alles kam ihr zugleich wieder ins Gedächtnis.

»Oh! Pierre. verzeih! verzeih!« rief sie.

Auf ein rührendes Zeichen von Jean Peugouy, um ihn zur Barmherzigkeit zu ermahnen, ging Pierre auf seine Schwester zu, hob sie auf und setzte sie auf einen Stuhl.

»Beruhige Dich«, sprach er. »Nicht Dir grolle ich, Du hast so viel leiden müssen! Beruhige Dich. Ich sage Dir wie Jean: Hoffe!«

»Oh! was kann ich noch hoffen?« entgegnete sie.

»Es ist wahr, nicht mehr die Wiederherstellung Deiner Ehre, aber wenigstens die Rache«, antwortete Pierre Peugouy mit gefalteter Stirne.

»Und ich«, flüsterte ihr Jean Peugouy zu, »ich sage Dir: Die Rache und die Wiederherstellung Deiner Ehre zugleich.«

Sie schaute ihn verwundert an, doch ehe sie fragen konnte, sprach Pierre:

»Ich verzeihe Dir abermals, meine Schwester. Dein Fehler ist im Ganzen nicht größer weil ein Feiger Dich zweimal getäuscht hat. »Ich liebe Dich, Babette, wie ich Dich stets geliebt habe.«

»Glücklich in ihrem Schmerz, warf sich Babette in die Arme ihres Bruders.

»Aber«, sprach Pierre Peugouy mein Zorn ist nicht erloschen, er hat sich nur einer andern Seite zugewendet. Derjenige, den er jetzt treffen möchte, ist, ich wiederhole es, der schändliche Verführer, der verhaßte Martin-Guerre . . . «

»Mein Bruder!« unterbrach ihn Babette mit schmerzlichem Tone.

»Nein, für ihn kein Mitleid!« rief der strenge Bürger. »Seinem Gebieter, Herrn d'Exmés, bin ich eine Genugtuung schuldig, das gesteht meine Redlichkeit gern zu.«

»Ich sage es Dir wohl«, versetzte Jean Peuquoy.

»Ja, Jean, Du hattest Recht, ich habe den würdigen Herrn falsch beurteilt. Nun erklärt sich Alles. Sein Stillschweigen sogar sein Zartgefühl. Warum hatte er uns grausam an ein unwiederbringliches Unglück erinnern sollen? Ich hatte Unrecht! Und wenn ich bedenke, daß ich vielleicht durch einen traurigen Irrtum zum Lügner an der Überzeugung und Instinkten meines ganzen Lebens geworden wäre, und Frankreich, das ich so sehr liebe, einen Fehler hätte bezahlen lassen!«

»Mein Gott! wovon sind die großen Ereignisse der Welt abhängig!« sprach Jean Peuquoy philosophisch. »Doch zum Glück ist noch nichts verloren«, fügte er bei, »und durch das Vertrauen von Babette wissen wir nun, daß sich der Vicomte unserer Freundschaft nicht unwürdig gemacht hat. Oh! ich kannte sein edles Herz, denn ich hatte ihn immer nur zu bewundern, abgesehen von seinem ersten Zögern, als Wir ihm die Entschädigung für die Einnahme von Saint-Quentin vorschlugen. Aber mir scheint, er ist in diesem Augenblick bemüht, dieses Zögern auf eine glänzende Weise wieder gut zu machen.«

Und der brave Weber deutete durch ein Zeichen an, man höre den furchtbaren Donner der Kanonen, welche in eiligeren Schüssen zu ertönen schienen.

»Jean«, sprach Pierre Peuquoy, »wißt Ihr, was uns dieser Kanonendonner sagt?«

»Er sagt uns, Herr d'Exmés sei da«, antwortete Jean.

»Ja, Bruder, aber«, fügte Pierre seinem Vetter ins Ohr bei, »aber er sagt uns auch: *Erinnert Euch des 5.*«

»Und wir werden uns erinnern, Pierre, nicht wahr?«

Dieses gegenseitige Flüstern beunruhigte Babette; nur mit ihren klaren Gedanken beschäftigt, murmelte sie:

Jesus! was complottiren sie? Kommt Herr d'Exmés, so wolle Gott, daß Martin-Guerre wenigstens nicht mit ihm kommt!«

»Martin-Guerre?« versetzte Jean, der dies hörte.

»Oh! Herr d'Exmés wird seinen unwürdigen Diener, schmähhch

fortgejagt haben! Und daran hat er im Interesse des Feigen wohl getan; denn wir hätten ihn bei seinem ersten Schritt in Calais herausgefordert und getötet; nicht wahr, Pierre?«

»In jedem Fall«, erwiderte Pierre mit seinem unbeugsamen Ausdruck, »geschieht es nicht in Calais, so töte ich ihn in Paris.«

»Ah!« rief Babette, »es sind gerade die Repressalien, was ich befürchtet nicht für ihn, den ich nicht mehr liebe, sondern für Dich, Pierre, für Euch, Jean, die Ihr Beide so brüderlich und so treu ergeben seid.«

»Bei einem Kampfe zwischen ihm und mir würdet Ihr also nicht für ihn, sondern für mich Gelübde tun?« sprach Jean Peuquoy bewegt.

»Ah!« rief Babette, »diese einzige Frage ist die grausamste Strafe, die Ihr für meinen Fehler über mich verhängen könnt. Wie sollte ich zwischen Euch der Ihr so gut und milde, und ihm, der so niederträchtig und verräterisch ist, heute zögern?«

»Ich danke«, sprach Jean. »Was Ihr da sagt, tut wohl, und glaubt, daß Euch Gott dafür belohnen wird.«

»Ich bin wenigstens sicher, daß Gott den Schuldigen bestrafen wird«, sagte Pierre. »Doch denken wir noch nicht an ihn, Freund«, sprach er zu Jean. »Wir haben gegenwärtig andere Dinge zu tun, und nur drei Tage, um diese Dinge vorzubereiten. Wir müsstest ausgehen, unsere Freunde sehen, die Waffen zählen . . . «

Mit leiser Stimme fügte er bei:

»Jean, erinnern wir uns des 5.!«

Eine Viertelstunde nachher, während Babette, die sich etwas ruhiger in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, Gott dankte, ohne genau zu wissen wofür, gingen der Waffenschmied und der Weber ganz geschäftig durch die Stadt.

Sie schienen nicht mehr an Martin-Guerre zu denken, welcher in diesem Augenblick, beiläufig gesagt, keine Vermutung hatte, was sich Schlimmes in der Stadt Calais, in die er nie einen Fuß gesetzt, für ihn vorbereitete.

Doch die Kanonen donnerten fortwährend, und *luden und entluden*, wie Robertin sagt, in *Wunderbarer Wut ihren Artilleriesturm*.«

V.

Unter dem Zelt.

Drei Tage nachher, am 4. Januar Abends, waren die Franzosen, trotz der Weissagungen von Lord Wentworth, noch weiter vorgerückt.

Sie hatten nicht nur die Brücke überschritten, sondern sie waren seit dem Morgen Herren des Fort von Neuillay, so wie von allen Waffen und der ganzen Munition, die dasselbe enthielt.

In dieser Stellung konnten sie allen spanischen und englischen Hilfstruppen, wenn sie zu Lande kamen, den Durchzug verschließen.

Ein solches Resultat war wohl die drei Tage heftigen, mörderischen Kampfes wert, die es gekostet hatte.

»Das ist ein Traum« rief der stolze Gouverneur von Calais, als er seine Soldaten, trotz seiner mutigen Anstrengung, sie auf ihren Posten zu halten, in Unordnung gegen die Stadt fliehen sah.

Und zum Übermaß der Demütigung mußte er ihnen folgen. Es war seine Pflicht, zuletzt zu sterben.

»Glücklicher Weise«, sagte Lord Derby zu ihm, als sie in Sicherheit waren, »glücklicher Weise werden Calais und das alte Schloß selbst mit den wenigen Kräften, die uns bleiben, wohl noch zwei bis drei Tage halten. Das Fort von Risbank und die Einfahrt zur See bleiben frei und England ist nicht fern.«

Der Von Lord Wentworth versammelte Rat erklärte in der Tat, hierin liege das Heil. Es war nicht mehr Zeit, auf den Stolz zu hören. Sogleich mußte eine Kunde nach Dover expediert werden. Am andern Tag spätestens würde mächtige Verstärkung eintreffen und Calais wäre gerettet.

Lord Wentworth entschloß sich hierzu mit Resignation. Sogleich ging eine Barke ab, die eine dringende Botschaft für den Gouverneur Von Dover mitnahm.

Dann trafen die Engländer Vorkehrungen, um ihre ganze Energie bei der Verteidigung des alten Schlosses zu concentriren.

Dies war die verwundbare Seite von Calais. Denn das Meer, die

Dünen und eine Handvoll städtischer Milizen waren mehr als hinreichend, um das Fort von Risbank zu beschützen.«

Während die Belagerten den Widerstand in Calais an dem ungreifbaren Punkt organisieren, sehen wir ein wenig außerhalb der Stadt, wie es den Belagernden geht, und besonders, was am Abend« des 4. der Vicomte d'Exmés, Martin-Guerre und ihre mutigen Rekruten machen.

Da ihr Geschäft das von Soldaten und nicht von Minirern, da ihr Platz nicht in den Laufgräben und bei den Belagerungsarbeiten, sondern im Treffen und beim Sturme ist, so müssen sie zu dieser Stunde ausruhen. Wir dürfen in der Tat nur die Leinwand des ein wenig abgesondert aus der rechten Seite des französischen Lagers stehenden Zelttes aufheben, um Gabriel und seine kleine Truppe von Freiwilligen wiederzufinden.

Das Bild, das sie boten, war malerisch und besonders wechselreich.

Gabriel saß mit gesenktem Haupte in einer Ecke auf dem einzigen Stuhl, der sich hier fand, und schien in tiefe Gedanken versunken.

Zu seinen Füßen besserte Martin-Guerre die Schnalle an einer Degenkuppel aus. Er schlug von Zeit zu Zeit die Augen mit einer gewissen Besorgnis zu seinen Herrn auf, aber er ehrte das stillschweigende Nachsinnen, worin er ihn vertieft sah.

Unfern von ihnen, auf einem von Mänteln gebildeten Bett lag und ächzte der unglückliche Malemort.

Am andern Ende des Zelttes körnte der fromme Lactance kniend voll Eifer und Inbrunst seinen Rosenkranz ab. Lactance hatte am Morgen bei der Einnahme des Fort von Nieullay das Unglück gehabt, drei von seinen Brüdern in Jesu Christo zu erschlagen. Er war dafür seinem Gewissen dreihundert *Pater* und eben so viele *Ave* schuldig. Dies war die gewöhnliche Taxe, die ihm sein Beichtvater für seine Toten auferlegt hatte. Seine Verwundeten zählten nur für die Hälfte.

In seiner Nähe suchte Yvonnet, nachdem er seine von Staub und Kot befleckten Kleider sorgfältig gebürstet und gereinigt hatte, mit den Augen einen Winkel des Bodens, der nicht zu feucht wäre, um sich darauf auszustrecken und auszuruhen, da die zu

sehr verlängerten Nachtwachen und Strapazen seinem zarten Temperament ganz entgegengesetzt waren.

Zwei Schritte von ihm machten Scharfenstein Oheim und Scharfenstein Neffe an den Fingern verwickelte Rechnungen. Sie überschlugen, was ihnen die Beute vom Morgen eintragen könnte. Scharfenstein Neffe hatte das Talent gehabt, sich einer wertvollen Rüstung zu bemächtigen, und die würdigen Teutonen teilten mit freudigem Antlitz zum Voraus das Geld, das sie aus dieser Beute gewinnen könnten.

Die übrigen Kriegersleute würfelten im Mittelpunkte des Zelttes gruppiert, und Spieler und Wettende folgten mit großer Lebhaftigkeit den verschiedenen Chancen der Partie.

Ein dickes, rauchiges, im Boden befestigtes Licht warf seinen Schein auf ihre freudigen oder ärgerlichen Gesichter, und verbreitete sogar einen Schimmer auf den andern Physiognomien, mit den entgegengesetzten Ausdrücken die wir im Halbschatten zu entdecken und zu skizzieren gesucht haben.

Bei einem von Malemort ausgestoßenen schmerzlichen Seufzer erhob Gabriel das Haupt, rief seinem Stallmeister und fragte ihn:

»Martin-Guerre, wie viel Uhr mag es jetzt sein?«

»Gnädiger Herr, ich weiß es nicht genau«, antwortete Martin-Guerre, »diese regnerische Nacht löscht alle Sterne aus. Doch ich denke, es wird nicht weit von sechs Uhr sein, denn es ist seit einer Stunde völlig finster.«

»Und der Wundarzt hat Dir versprochen, um sechs Uhr zu kommen?« versetzte Gabriel.

»Auf den Punkt sechs Uhr, gnädiger Herr. Ah! der Vorhang geht auf, er kommt.«

Der Vicomte d'Exmés warf nur einen Blick auf den Eintretenden und erkannte ihn sogleich. Er hatte ihn aber nur ein einziges Mal gesehen. Doch das Gesicht des Wundarztes war eines von denjenigen, welche man nie mehr vergißt, wenn man sie ein einziges Mal getroffen hat.

»Meister Ambroise Paré!« rief Gabriel aufstehend.

»Herr Vicomte d'Exmés!« sprach Paré mit einer tiefen Verbeugung.

»Ich wußte nicht, daß Ihr im Lager so nahe bei uns seid«, sagte

Gabriel.

»Ich suche immer an dem Ort zu sein, wo ich mich am Nützlichsten machen kann«, erwiderte der Wundarzt.

»Oh! daran erkenne ich Euch, edles Herz, und ich weiß Euch heute doppelten Dank, daß Ihr so seid, denn ich will meine Zuflucht zu Eurer Wissenschaft und Eurer Geschicklichkeit nehmen.«

»Hoffentlich nicht für Euch?« versetzte Ambroise Paré. Wen betrifft es?«

»Einer von meinen Leuten, der sich mit einer Art von Hirnwut auf die fliehenden Engländer stürzte, hat von einem solchen einen Lanzenstich in die Schulter bekommen.«

»In die Schulter? Das ist ohne Zweifel von keiner Bedeutung.« sagte der Wundarzt.

»Ich befürchte das Gegenteil«, erwiderte Gabriel, die Stimme dämpfend: »denn einer von den Kameraden des Verwundeten, Scharfenstein, den Ihr hier seht, hat auf eine so heftige und ungeschickte Weise das Holz der Lanze loszumachen gesucht, daß es zerbrochen und das Eisen in der Wunde zurückgeblieben ist.«

Ambroise Paré entschlüpfte eine Gebärde von schlimmer Vorbedeutung.

»Wir wollen die Sache ansehen«, sagte er jedoch mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

Man führte ihn zum Lager des Leidenden. Alle Kriegsleute verließen ihr Spiel, ihre Berechnungen, ihr Reinigungswerk, und umgaben den Wundarzt, Lactance allein setzte sein Gemurmel in seiner Ecke fort. Wenn Lactance für seine Heldentaten Buße tat, unterbrach er sich nur, um andere zu verrichten.

Ambroise Paré nahm die Leinwand ab, mit der die Schulter von Malemort umwickelt war, und betrachtete aufmerksam prüfend seine Wunde. Er schüttelte zweifelhaft und unzufrieden den Kopf, aber er sagte laut:

»Es wird nichts sein.«

»Hm!« brummelte Malemort, »wenn es nichts ist, werde ich mich morgen wieder schlagen können.«

»Ich glaube nicht«, entgegnete Ambroise Paré, der die Wunde

sondierte.

»Aie! Ihr tut mir ein wenig wehe, wißt Ihr?« sagte Malemort.

»Ich glaube es, Mut gefaßt, mein Freund«, sprach der Wundarzt.

»Ah! ich habe Mut«, versetzte Malemort. »Im Ganzen ist es bis setzt sehr erträglich. Wird es härter sein, wenn Ihr den verdammten Stumpf herausnehmen müßt?«

»Nein, denn hier ist er«, erwiderte triumphierend Ambroise Paré, indem er die Lanzenspitze, die er herausgezogen, in die Höhe hob und Malemort zeigte.

»Ich bin Euch sehr verbunden, Herr Wundarzt«, sagte Malemort mit höflichem Ausdruck.

Das Meisterstück von Ambroise Paré, wurde mit einem Gemurmeln der Bewunderung und des Erstaunens aufgenommen.

»Wie! Alles ist vorbei?« sagte Gabriel.»Das ist ein wahres Wunder!«

»Man muß auch zugestehen«, sprach Ambroise lächelnd, »der Verwundete war nicht weichlich.«

»Und bei der Messe! der Operateur nicht ungeschickt«, rief hinter den Soldaten ein Hinzukommender, den in der allgemeinen Angst Niemand hatte eintreten sehen.

Doch bei dieser so wohlbekanntem Stimme traten Alle ehrfurchtsvoll beiseite.

»Der Herr Herzog von Guise«, sagte Paré, den Obergeneral erkennend.

»Ja, Meister, Herr von Guise, der über Eure Geschicklichkeit erstaunt und entzückt ist. Beim heiligen Franz, meinem Patron! ich habe dort in der Ambulanz erzdumme Esel von Ärzten gesehen, welche unserm Soldaten mit ihren Instrumenten mehr Schlimmes zufügten, als die Engländer mit ihren Waffen. Doch Ihr habt den Stumpf so leicht ausgerissen, als wäre es ein weißes Haar gewesen. Und ich kannte Euch nicht! Wie heißt Ihr, Meister?«

»Ambroise Paré, gnädigster Herr.«

»Nun, Meister Ambroise Paré«, sagte der Herzog von Guise, »ich stehe Euch dafür, daß Euer Glück gemacht ist, doch unter einer Bedingung.«

»Darf man diese wissen, gnädigster Herr.«

»Daß Ihr, wenn ich eine Wunde oder eine Beule bekomme, was sehr möglich ist, und zwar in diesen Tagen mehr als je, Euch meiner annehmt und mich ohne mehr Umstände und Zeremonie behandelt, als diesen armen Teufel.«

»Gnädiger Herr, ich werde es tun«, sprach Ambroise sich verbeugend. »Alle Menschen sind vor dem Leiden gleich«

»Hm!« versetzte Franz von Lothringen, »Ihr werdet also in dem erwähnten Fall bemüht sein, daß sie es auch vor der Heilung sind.«

»Wird mir der gnädigste Herr nun erlauben, die Wunde dieses Menschen zu schließen und zu verbinden?« fragte Ambroise. »So viele andere Verwundete bedürfen heute meiner Sorge.«

»Tut es, Meister Ambroise Paré!« erwiderte der Herzog. »Tut es, ohne Euch um mich zu bekümmern. Mich selbst drängt es, Euch zurückzuschicken, um so viel als möglich Patienten aus den Händen unserer geschworenen Aesculape zu befreien. Überdies habe ich mit Herrn d'Exmés zu reden.«

Ambroise Paré nahm sogleich den Verband von Malemort vor.

»Herr Wundarzt, ich danke Euch abermals«, sprach Malemort. Doch verzeiht, ich habe Euch noch um einen Dienst zu bitten.«

»Was wollt Ihr, mein Tapferer?« fragte Ambroise.

»Hört, Herr Wundarzt. Nun, da ich in meinem Fleisch nicht mehr den abscheulichen Stumpf fühle, der mich belästigte, muß ich ungefähr geheilt sein.«

»Ja, ungefähr«, antwortete Ambroise Paris, während er die Binde befestigte.

»Wohl«, sprach Malemort mit einfachem, freiem Tone, »wollt Ihr die Güte haben, meinem Gebieter, Herrn d'Exmés, zu sagen, wenn morgen ein Treffen stattfindet, sei ich vollkommen im Stand, mich zu schlagen.«

»Euch schlagen! morgen!« rief Ambroise Paré. »Oh! Ihr denkt nicht daran.«

»Oh! doch! ich denke daran«, erwiderte Malemort schwermütig.

»Unglücklicher, wißt, daß ich Euch wenigstens acht Tage vollkommene Ruhe verordne; acht Tage im Bette, acht Tage Diät.«

»Diät in der Nahrung, gut«, versetzte Malemort, »doch nicht Diät für den Kampf, ich bitte Euch.«

»Ihr seid ein Narr« rief Ambroise Paré. »Wenn Ihr nur aufstündet, würde Euch das Fieber packen, und Ihr wäret verloren. Ich habe gesagt, acht Tage, und gehe keine Minute davon ab.«

»Hm!« blökte Malemort, »in acht Tagen ist die Belagerung vorüber. Ich werde mich also nie zur Genüge schlagen!«

»Das ist ein harter Bursche!« sagte der Herzog von Guise, der dieses Gespräch mitangehört hatte.

»Malemort ist so«, versetzte Gabriel lächelnd, »ich bitte Euch sogar, gnädigster Herr, Befehl zu geben, daß man ihn in die Ambulanz bringt und dort bewacht, denn wenn er den Lärmen eines Gefechtes hört, ist er im Stande, Allem zum Trotz aufstehen zu wollen.«

»Das ist ganz einfach«, sagte der Herzog von Guise, »Laßt ihn selbst durch seine Kameraden dahin tragen!«

»Gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel mit einer gewissen Verlegenheit, »ich werde meine Leute vielleicht in dieser Nacht nötig haben.«

»Ah!« machte der Herzog, den Vicomte d'Exmés verwundert anschauend.

»Wenn es Herr d'Exmés wünscht, so werde ich zwei von meinen Gehilfen mit einer Tragbahre schicken und den verwundeten Kriegsknecht holen lassen«, sagte Ambroise Paré, der sich näherte, nachdem er den Verband angelegt hatte.«

»Ich danke Euch und nehme es an«, erwiderte Gabriel. »Ich empfehle ihn Eurer strengsten Wachsamkeit.«

»Heuh!« schrie Malemort in Verzweiflung.

Ambroise Paré entfernte sich, nachdem er vom Herzog von Guise Abschied genommen hatte. Die Leute von Herrn d'Exmés zogen sich aus ein Zeichen von Martin-Guerre an das Ende des Zeltes zurück, und Gabriel konnte mit dem die Belagerung befehligen General gleichsam unter vier Augen bleiben.

VI.

Die kleinen Barken retten die großen Schiffe.

Als sich der Vicomte d'Exmés so beinahe allein mit dem Herzog von Guise fand, sprach er zuerst:

»Nun, seid Ihr zufrieden, gnädigster Herr?«

»Ja«, antwortete Franz von Lothringen, »ja, zufrieden mit dem erlangten Resultat, aber ich gestehe, unruhig über das noch zu erlangende Resultat. Diese Unruhe hat mich bewogen, mein Zelt zu verlassen, im Lager umherzuschweifen und bei Euch Ermutigung und guten Rat zu suchen.«

»Was ist denn Neues vorgefallen?« versetzte Gabriel. »Das Geschehene hat, wie mir scheint, alle Eure Hoffnungen übertroffen. In vier Tagen seid Ihr Herr zweier Schilde von Calais. Die Verteidiger der Stadt selbst und vom alten Schloß werden sich nun nicht mehr über acht und vierzig Stunden halten.«

»Ja, es ist wahr, aber sie werden sich acht und vierzig Stunden halten und das genügt, um uns zu Grunde zu richten und sie zu retten.«

»Oh! erlaubt mir, noch daran zu zweifeln«, sprach Gabriel.

»Mein, Freund, meine alte Erfahrung täuscht mich nicht«, entgegnete der Herzog von Guise. »Wenn nicht ein unvorhergesehener Glücksfall, eine Chance, welche außerhalb aller Berechnung liegt, uns zu Hilfe kommen, so ist unser Unternehmen verloren. Glaubt mir, da ich es Euch sage.«

»Und warum?« fragte Gabriel mit einem Lächeln, das der Traurigkeit eines solchen Bekenntnisses schlecht entsprach.

»Ich will es Euch mit zwei Worten und auf Eurem Plan selbst auseinandersetzen. Folgt mir.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Das seltsame, verwegene Unternehmen, zu dem Euer jugendlicher Feuereifer meinen klugen Ehrgeiz hingerissen hat«, sprach der Herzog, »konnte seinen Ausgang nur in der Vereinzelung und Überraschung von Calais finden. Calais war nicht einzunehmen, doch wohl zu überrumpeln, Aus diesem

Gedanken entsprang unser wahnsinniges Vorhaben, nicht wahr?«

»Und bis jetzt haben die Tatsachen unsere Berechnungen nicht zu sehr Unrecht gegeben«, sagte Gabriel.

»Allerdings, und Ihr habt bewiesen, Gabriel, daß Ihr es eben so gut versteht, die Menschen zu beurteilen, als die Dinge an sehen, und daß Ihr das Herz des Gouverneurs eben so geschickt studiert habt, als das Innere der Stadt. Lord Wentworth hat keine von Euren Mutmaßungen Lügen gestraft. Er glaubte, seine neunhundert Mann und seine furchtbaren Vorposten würden genügen, um uns unseren kühnen Streich bereuen zu lassen. Er schätzte uns zu gering, um sich zu beunruhigen, und wollte keine einzige Compagnie, weder auf dem Festlande, noch von England, zu Hilfe rufen.«

»Ich war im Stande, zu beurteilen, wie er sich in seinem verachtenden Stolz unter solchen Umständen benehmen würde.«

»Wir haben auch in Folge dieses Hochmut, das Fort Sainte-Agathe beinahe ohne Schwertstreich und das Fort von Nieullay durch einen dreitägigen glücklichen Kampf genommen.«

»Und dies so«, sprach Gabriel freudig, »daß die Engländer oder die Spanier, wenn sie ihrem Landsmann oder ihrem Verbündeten zu Land Entsatz bringen wollten, statt zu ihrer Unterstützung die Kanonen von Lord Wentworth zu finden, die Batterien des Herzogs von Guise, um sie niederzuschmettern, finden würden.«

»Sie werden nicht trauen und sich nur bis zu einem gewissen Abstand nähern.« sagte lächelnd Franz von Guise, den die gute Laune des jungen Mannes ansteckte.

»Nun, haben wir dadurch nicht einen wichtigen Punkt erreicht?« versetzte Gabriel.

»Gewiß! gewiß! doch leider ist es nicht der einzige, nicht der wichtigste. Wir haben den äußeren Hilfstruppen einen von den Wegen, die sie nehmen konnten, eines von den Toren der Festung verschlossen. Aber es bleibt ihnen ein anderes Thor, ein zweiter Weg.«

»Welcher denn, gnädigster Herr?« fragte Gabriel, der sich den Anschein gab, als suchte er.

»Werft einen Blick auf diese Karte, die der Marschall Strozzi nach dem Plane bearbeitet hat, den Ihr uns übergeben«, sagte

der Obergeneral. »Calais kann von zwei Enden Hilfe erhalten, vom Fort von Nieulay aus, das die Chausseen und die Landwege beschützt . . . «

»Das aber dieselben gegenwärtig durch uns beschützt«, unterbrach ihn Gabriel.

»Ganz richtig«, erwiderte der Herzog von Guise, »doch hier, auf der Seite der See, geschirmt durch das Meer, die Dünen und die Sümpfe, ist das Fort von Risbank, oder wenn Ihr lieber wollt der Turm Oktagon, das Fort von Risbank, das den ganzen Hafen beherrscht und ihn für die Schiffe öffnet oder schließt. Geht eine Kunde nach Dover ab, so bringen in einigen Stunden die englischen Schiffe hinreichend Verstärkung und Lebensmittel, um den Platz auf Jahre zu sichern. So bewacht das Fort von Risbank die Stadt, während die See das Fort von Risbank bewacht. Wißt Ihr nun, was Lord Wentworth nach der Niederlage, die er erlitten hat, tut.«

»Ganz genau«, antwortete ruhig der Vicomte d'Exmés. »Nach der einstimmigen Ansicht seines Rates expediert Lord Wentworth in aller Hast eine bis jetzt zu sehr verzögerte Nachricht nach Dover und rechnet darauf, er werde morgen zu derselben Stunde die Verstärkung erhalten, deren Notwendigkeit er anerkennt.«

»Hernach? Ihr vollendet nicht?«

»Ich gestehe, daß ich nicht weiter sehe, gnädigster Herr. Ich habe nicht die Vorhersehung Gottes.«

»Es genügt hier die Vorhersehung eines Menschen«, sprach Franz von Lothringen, »und da die Eurige auf halbem Wege stehen bleibt, so werde ich für Euch fortfahren.«

»Wollt mich also gnädigst belehren, was geschehen wird«, sagte Gabriel sich verbeugend.

»Das ist ganz einfach«, versetzte Herr von Guise. »Im Falle der Not von ganz England unterstützt, werden uns die Belagerten morgen im alten Schloß überlegene, fortan unbesiegbare Streitkräfte entgegenstellen können. Wenn wir dennoch Stand halten, wird sich von Ardres, von Ham, von Saint-Quentin Alles, was sich in Frankreich an Spaniern und Engländern findet, wie der Winterschnee in der Umgegend von Calais zusammenballen. Sobald sie sich dann für zahlreich genug halten, werden sie uns

ihrerseits belagern. Ich gebe zu, daß sie das Fort von Nieullay nicht sogleich nehmen, doch sie werden am Ende das Fort Sainte-Agathe wieder erobern. Das wird hinreichen, um uns auf eine höchst gefährliche Weise zwischen zwei Feuer zu stellen.«

»Eine solche Katastrophe wäre in der Tat furchtbar«, sagte Gabriel gelassen.

»Sie ist indessen nur zu wahrscheinlich«, versetzte der Herzog, der seine Hand ganz entmutigt an seine Stirne drückte.

»Doch Ihr habt nicht unterlassen, an die Mittel zu denken, dieser furchtbaren Katastrophe zuvorzukommen, gnädigster Herr?«

»Bei Gott! ich denke nur hieran.«

»Nun?« fragte Gabriel mit gleichgültigem Tone.

»Die einzige, leider nur zu unsichere Chance, welche uns bleibt, ist, wie ich glaube, morgen einen verzweifelten Sturm auf das alte Schloß zu unternehmen, wie die Sachen auch stehen mögen. Ohne Zweifel wird nichts bereit sein, wie es soll, obgleich man die Arbeiten in dieser Nacht mit aller nur möglichen Tätigkeit betreiben muß. Es läßt sich kein anderer Entschluß fassen, und das ist immer noch weniger wahnsinnig, als den Entsatz der Engländer abzuwarten. Die *Furia francesca*, wie die Italiener sagen, wird vielleicht in ihrem wunderbaren Ungestüm mit diesen unnahbaren Mauern zu Rande kommen.«

»Nein, sie wird sich daran brechen«, entgegnete Gabriel mit kaltem Tone. »Verzeiht, gnädigster Herr, meiner Ansicht nach ist die französische Armee in diesem Augenblick weder stark noch schwach genug, um sich so in's Unmögliche zu wagen. Eine furchtbare Verantwortlichkeit lastet auf Euch. Es ist wahrscheinlich, daß wir, nachdem wir die Hälfte unserer Leute verloren haben, zurückgetrieben werden. Was gedenkt dann der Herzog von Guise zu tun?«

»Sich wenigstens nicht einem gänzlichen Ruin, einer Vollständigen Niederlage auszusetzen«, sprach mit schmerzlichem Ausdruck Franz von Lothringen. »Ich werde von diesen verfluchten Mauern die Truppen, die mir bleiben, zurückziehen und sie für bessere Tage dem König und dem Vaterland aufbewahren.«

»Der Sieger von Renty und Metz will einen Rückzug nehmen!« rief Gabriel.

»Das ist immer noch besser, als bei der Niederlage halsstarrig zu sein, wie der Connetable am Saint-Laurent Tage«, sprach der Herzog von Guise.

»Gleichviel!« versetzte Gabriel, »ein solches Verfahren wäre eben so unselig für den Ruhm Frankreichs, als für Euren Ruf, gnädigster Herr.«

»Wer weiß das besser als ich!« rief der Herzog von Guise. »Das ist der Erfolg und das Glück! Wäre es mir gelungen, so hätte man mich einen Helden, ein großes Genie, einen Halbgott genannt. Ich scheitere und werde nur ein anmaßender leerer Geist sein, der die Schmach seiner Niederlage verdient. Dasselbe Unternehmen, das man großartig und bewundernswert genannt hätte, wenn es glücklich abgelaufen wäre, wird mir das Gezische Europas zuziehen, und alle meine Entwürfe, alle meine Hoffnungen vertagen, wenn nicht gar in ihrem Keim ersticken. Wovon sind die armen Bestrebungen dieser Welt abhängig!«

Der Herzog schwieg ganz niedergeschlagen. Es trat eine lange Stille ein, die zu unterbrechen Gabriel sich wohl hütete. Er wollte Herrn von Guise mit seinem erfahrenen Auge die furchtbaren Schwierigkeiten seiner Lage ermessen lassen.

Dann, als er dachte, der Herzog hab sie abermals wohl sondiert, sprach er:

»Gnädigster Herr, ich sehe Euch in einem von den Augenblicken des Zweifels, die mitten unter großen Arbeiten die größten Arbeiter erfassen. Doch ein Wort. Ein erhabener Geist, ein vollendeter Feldherr, wie derjenige, mit dem ich zu reden die Ehre habe, konnte sich nicht unbedachtsamer Weise in ein solches Unternehmen einlassen. Die geringsten Einzelheiten, die unwahrscheinlichsten Eventualitäten sind schon in Paris im Louvre vorhergesehen worden. Ihr müßtet zum Voraus die Entwicklung für alle Vorkommenheiten, die Gegenmittel gegen alle Übel finden. Wie kommt es, daß Ihr zögertet und abermals suchtet?«

»Mein Gott! Eure jugendliche Begeisterung, Eure Sicherheit haben mich, glaube ich, bezaubert, geblendet, Gabriel.«

»Gnädigster Herr!« entgegnete der Vicomte d'Exmés.

»Oh! fühlt Euch nicht verletzt, ich grolle Euch deshalb nicht, Freund. Ich bewundere stets Euren Gedanken, der großartig und patriotisch war. Aber die Wirklichkeit liebt es gerade, die schönsten Pläne zu töten. Nichtsdestoweniger erinnere ich mich wohl, ich habe Euch meine Einwürfe hinsichtlich dieses Notstandes gemacht, in den wir nun versetzt sind, und Ihr habt dieselben zerstört.«

»Und wie dies, wenn es Euch beliebt, gnädigster Herr?« fragte Gabriel.

»Ihr verspracht mir, wenn wir uns in wenigen Tagen zu Herren der beiden Forts Sainte-Agathe und von Nieullay machten, so würdet Ihr durch das Einverständnis das Ihr in der Festung hättet, das Fort von Risbank in unsere Hände bringen, und Calais könnte so weder zu Wasser, noch zu Land Hilfe erhalten. Ja, Gabriel, ich erinnere mich dessen, und Ihr müßt Euch auch entsinnen, Ihr habt mir das versprochen.«

»Nun!« sagte der Vicomte d'Exmés, ohne daß er im Geringsten beunruhigt zu sein schien.«

»Eure Hoffnungen haben Euch betrogen, nicht wahr? Eure Freunde haben Euch nicht Wort gehalten, wie dies gewöhnlich ist. Sie sind Eures Sieges nicht sicher, sie haben Angst und werden sich erst zeigen, wenn wir ihrer nicht mehr bedürfen.«

»Entschuldigt, gnädigster Herr, wer hat Euch das gesagt?« fragte Gabriel.

»Euer Stillschweigen, mein Freund. Der Augenblick ist gekommen, wo Eure geheimen Freunde uns dienen sollten und uns retten könnten. Sie rühren sich nicht und Ihr schweigt. Daraus schließe ich, daß Ihr nicht mehr auf sie zählt, und daß wir auf die Hilfe verzichten müssen.«

»Wenn Ihr mich besser kennen würdet, gnädigster Herr, so wüßtet Ihr, daß ich nicht gern spreche, wo ich handeln kann.«

»Wie, hofft Ihr immer noch?«

»Ja, gnädigster Herr, da ich lebe«, antwortete Gabriel mit einem schwermütigen und ernstesten Ausdruck.

»Also das Fort von Risbank!«

Gehört Euch, bin ich nicht tot, wann dies notwendig sein wird.«

Das wird morgen notwendig sein, morgen früh, Gabriel.«

»Es wird morgen früh uns gehören«, sprach Gabriel ruhig, »ich wiederhole, vorausgesetzt, daß ich nicht unterliege; doch dann könnt Ihr keinen Wortbruch demjenigen vorwerfen, welcher sein Leben hingegeben hat, um sein Versprechen zu halten.«

»Gabriel, was wollt Ihr tun? einer Todesgefahr trotzen? Euch der Zufälligkeit eines wahnsinnigen Unternehmens Preisgeben? Das will ich nicht, ich will es nicht! Frankreich bedarf nur zu sehr der Männer, wie Ihr seid.«

»Beunruhigt Euch deshalb nicht, gnädigster Herr. Ist die Gefahr groß, so ist das Ziel auch groß und die die Partie ist die Wagnisse wohl wert, die sie in sich schließt. Denkt nur daran, das Resultat zu benützen, und laßt mich über die Mittel gebieten. Ich bin nur für mich verantwortlich und Ihr seid für Alle verantwortlich.«

»Was könnte ich wenigstens tun, um Euch zu unterstützen? Welchen Anteil laßt Ihr mir bei Euren Plänen?«

»Herr Herzog, hättet Ihr nicht die Gnade gehabt, diesen Abend unter dieses Zelt zu kommen, so würde ich Euch in dem Eurigen aufgesucht und Euch eine Bitte vorgetragen haben.«

»Sprecht, sprecht«, rief Franz von Lothringen.

»Morgen am 5. dieses Monats, bei Tagesanbruch, das heißt um acht Uhr, denn die Nächte sind lang im Januar, wollt einen sichern Mann auf den Bergvorsprung stellen, von wo aus man das Fort von Risbank sieht. Weht hier die englische Fahne immer noch, so wagt den verzweifelten Sturm, den Ihr beschlossen habt, denn es ist mir mißlungen; mit andern Worten: ich werde tot sein.«

»Todt!« rief der Herzog von Guise. »Ihr seht wohl, daß Ihr Euch ins Verderben stürzt.«

»Wendet dann Eure Zeit nicht dazu an, daß Ihr mich beklagt«, sprach der junge Mann. »Es mag nur Alles zu Eurem letzten Versuch bereit und belebt sein, und ich bete zu Gott, daß es Euch glücke. Laßt Alles marschieren und kämpfen. Die Hilfstruppen von England können nicht vor Mittag eintreffen. Ihr habt vier Stunden, um heldenmütig, ehe Ihr Euch zurückzieht, zu beweisen, daß die Franzosen eben so Unerschrocken, als klug sind.«

»Aber Ihr, Gabriel, wiederholt mir wenigstens, daß Ihr einige Chancen eines glücklichen Erfolges habt.«

»Ja, ich habe dies, seid unbesorgt, gnädigster Herr. Bleibt ruhig und geduldig als der starke Mann, der Ihr seid. Gebt nicht zu rasch das Signal zu einem übereilten Sturm. Werft Euch nicht, ehe es durch die Notwendigkeit geboten ist, in diese gewagte Extremität. Ihr habt nur durch den Herrn Marschall Strozzi und seine Minierer die Belagerungsarbeiten fortsetzen zu lassen, und Eure Soldaten und Artilleristen können den für den Sturm günstigen Augenblick abwarten, wenn man Euch um acht Uhr Morgens die Fahne Frankreichs auf dem Fort von Risbank signalisiert.«

»Die Fahne Frankreichs auf dem Fort von Risbank!« rief der Herzog von Guise.

»Wo ihr Anblick, denke ich, die Schiffe, welche von England kämen, zur schleunigen Umkehr bewegen würde«, fuhr Gabriel fort.

»Ich denke dies wie Ihr. Doch, Freund, wie werdet Ihr es machen . . . «

»Laßt mir mein Geheimnis, ich bitte Euch, gnädigster Herr. Wäre Euch mein seltsamer Plan bekannt, so würdet Ihr mich vielleicht davon abzubringen versuchen. Es ist aber nicht mehr die Stunde, zu überlegen und zu zweifeln. Überdies gefährde ich bei dieser ganzen Sache weder die Armee, noch Euch. Die Leute, welche Ihr dort seht, die Einzigen, die ich verwenden will, sind mir gehörige Freiwillige, und Ihr habt mir versprochen, mich mit ihnen nach meinem Willen schalten zu lassen. Ich wünsche z, mein Vorhaben ohne Hilfe auszuführen, oder zu sterben.«

»Und warum diesen Stolz?« fragte der Herzog von Guise.

»Es ist kein Stolz, gnädigster Herr, ich will nur mit meinen besten Kräften die unschätzbare Gnade bezahlen, die Ihr mir in Paris zugesagt habt, wie Ihr Euch hoffentlich erinnern werdet.«

»Welche unschätzbare Gnade meint Ihr, Gabriel?« fragte der Herzog von Guise. »Ich habe anerkannter Maßen ein gutes Gedächtnis, besonders was meine Freunde anbelangt. Doch ich gestehe zu meiner Schande, daß ich mich hier nicht entsinne.«

Ach! gnädigster Herr, die Sache ist doch für mich von größter Wichtigkeit. Hört, was ich mir von Eurer Güte erbeten habe: ich ersuchte Euch, wenn Euch bewiesen würde, daß man mir sowohl

der Ausführung, als dem Gedanken nach die Einnahme von Calais zu verdanken hätte, nicht mir öffentlich die Ehre davon zuzuschreiben, die Ehre gebührt Euch, dem Chef des Unternehmens, sondern nur dem König Heinrich II. zu erklären, welchen Anteil ich an der Eroberung unter Euren Befehlen gehabt habe. Ihr hattet nun die Gnade, mich hoffen zu lassen, diese Belohnung würde mir bewilligt werden.«

»Wie, das ist die unerhörte Gunst, auf die Ihr anspieltet? Das konnte ich, beim Teufel! nicht vermuten. Aber, mein Freund, dies wird keine Belohnung, sondern nur eine Gerechtigkeit sein, und insgeheim oder öffentlich, nach Eurem Belieben, bin ich stets bereit, Eure Verdienste nach Gebühr anzuerkennen und zu bezeugen.«

»Mein Ehrgeiz geht nicht weiter, gnädigster Herr. Der König werde von meinen Bemühungen unterrichtet; er hat in seiner Hand einen Preis, der für mich so viel wert ist, als alle Ehre und alles Glück der Welt.«

»Der König soll Alles erfahren, was Ihr für ihn getan haben werdet. Aber vermag ich nichts sonst für Euch?«

»Doch, gnädigster Herr, ich habe mir noch einige Dienste von Eurem Wohlwollen zu erbitten.«

»Sprecht.«

»Zuerst bedarf ich des Losungswortes, um in dieser Nacht, zu welcher Stunde es sein mag, mit meinen Leuten aus dem Lager weggehen zu können.«

»Ihr braucht nur: *Karl und Calais*, zu sagen, und die Wachen werden Euch hinaus lassen.«

»Hernach, gnädigster Herr, wenn ich unterliege und Ihr siegt, erlaube ich mir, Euch daran zu erinnern, daß Frau Diana von Castro, die Tochter des Königs, Gefangene von Lord Wentworth ist und die Legitimisten Rechte auf Euren freundlichen Schutz hat.«

»Ich werde mich meiner Pflicht als Mensch und als Edelmann erinnern«, erwiderte Franz von Lothringen.

»Ferner?«

»Endlich. gnädigster Herr, werde ich heute Nacht eine beträchtliche Schuld gegen einen Fischer von dieser Küste

Namens Anselm eingehen. Stirbt Anselm mit mir, so habe ich an Meister Elyot, der meine Domänen verwaltet, geschrieben, er möge für die Wohlfahrt und den Unterhalt der fortan ihrer Stütze beraubten Familie sorgen. Zu größerer Sicherheit aber, gnädigster Herr, wäre ich Euch sehr verbunden, wenn Ihr über dem Vollzug meiner Befehle wachen wolltet.«

»Es soll geschehen«, sprach der Herzog von Guise. »Ist dies Alles?«

»Das ist Alles. Nur, wenn Ihr mich nicht wiederseht, denkt, ich bitte Euch, zuweilen an mich mit einigem Bedauern und sprecht von mir mit einiger Achtung, sei es gegen den König, der sich sicherlich über meinen Tod freuen, sei es gegen Frau von Castro, die sich vielleicht darüber betrüben wird. Und nun halte ich Euch nicht mehr länger zurück und sage Euch Gott befohlen, gnädigster Herr.«

Der Herzog von Guise stand auf und sprach:

Verjagt Eure traurigen Gedanken, Freund. Ich gehe von Euch, um Euch ganz Eurem geheimnisvollen Vorhaben zu überlassen, und gestehe, daß ich bis morgen um acht Uhr sehr unruhig sein und kaum schlafen werde. Doch dies wird hauptsächlich der Dunkelheit wegen der Fall sein, welche für mich über dem schwebt, was Ihr tun wollt. Irgend Etwas sagt mir, daß ich Euch wiedersehen werde, und ich sage Euch nicht Lebewohl.«

»Ich danke für das Vorzeichen, gnädiger Herr; denn seht Ihr mich wieder, so wird es in Calais, einer französischen Stadt, sein.«

»Dann könnt Ihr Euch rühmen, sowohl die Ehre von Frankreich, als meine eigene Ehre einer großen Gefahr entrissen zu haben«, sprach der Herzog von Guise.

»Die kleinen Barken retten zuweilen die großen Schiffe«, erwiderte Gabriel sich verbeugend.

Der Herzog von Guise drückte auf der Schwelle des Zeltes bei einer freundschaftlichen Umarmung zum letzten Male Gabriel die Hand und kehrte ganz träumerisch in seine Wohnung zurück.

VII.

Obscuri sola sub noct . . .

Als Gabriel an seinen Platz zurückkehrte, nachdem er Herrn von Guise bis vor die Türe begleitet hatte, machte er Martin-Guerre von ferne ein Zeichen, worauf dieser sogleich aufstand und hinausging, ohne daß es schien, als bedürfte er einer andern Erklärung.

Nach einer Viertelstunde kam der Stallmeister, begleitet von einem dürftig angezogenen Menschen mit hagerem Gesicht, zurück.

Martin näherte sich seinem Herrn, der wieder in seine Betrachtungen versunken war. Die andern Gesellen spielten oder schiefen in die Wette.

»Gnädiger Herr«, sprach Martin-Guerre, »hier ist unser Mann.«

»Ah! gut«, sagte Gabriel. »Ihr seid der Fischer Anselm, von dem mir Martin-Guerre gesprochen hat?« fügte er sich an den Mann mit dem elenden Aussehen wendend bei.

»Ich bin der Fischer Anselm, ja, gnädiger Herr.«

»Und Ihr wißt, welchen Dienst wir von Euch erwarten?« fragte der Vicomte d'Exmés.

»Euer Stallmeister hat es mir gesagt, und ich bin bereit.«

»Martin-Guerre«, fuhr Gabriel fort, »muß Euch auch gesagt haben, daß Ihr bei diesem Unternehmen mit uns das Leben wagt.«

»Oh! er brauchte mir das nicht zu sagen«, versetzte der Fischer. »Ich wußte das eben so gut und besser als er.«

»Und dennoch seid Ihr gekommen?«

»Ich stehe zu Euren Befehlen.«

»Gut, Freund, das ist die Handlungsweise eines mutigen Herzen.«

»Oder einer verlorenen Existenz.«

»Wie dies?« fragte Gabriel. »Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ei! bei Unserer Lieben Frau der Gnade! ich trotze jeden Tag

dem Tod, um einen Fisch nach Hause zu bringen, und zuweilen bringe ich nichts. Es ist also kein großes Verdienst, wenn ich heute meine bleiche Haut für Euch wage, der Ihr Euch anheischig macht, wenn ich sterbe oder wenn ich lebe, das Los meiner Frau und meiner drei Kinder zu sichern.«

»Ja«, entgegnete Gabriel, »doch die Gefahr, der Ihr täglich tragt, ist zweifelhaft und verborgen. Ihr schifft Euch nie im Sturme ein. Diesmal aber ist die Gefahr sichtbar und gewiß.«

»Ah!« versetzte der Fischer, »es ist nicht zu leugnen, man muß ein Wahnsinniger oder ein Heiliger sein, um sich in einer solchen Nacht auf die See zu wagen. Doch das geht Euch an und ich habe nichts auszusetzen, wenn Ihr entschlossen seid. Ihr habt mich zum Voraus für meine Barke und meinen Leib bezahlt. Nur werdet Ihr der heiligen Jungfrau eine schöne Kerze von echtem Wachs schuldig sein, wenn wir unversehrt an Ort und Stelle kommen.«

»Und sind wir an Ort und Stelle, so ist Eure Aufgabe nicht vollbracht, Anselm«, sagte Gabriel. »Nachdem Ihr gerudert habt, müßt Ihr Euch im Fall der Not schlagen und das Soldatenhandwerk treiben, nachdem Ihr als Seemann gedient. Es sind folglich zwei Gefahren statt einer vorhanden, Vergeßt das nicht.«

»Es ist gut . . . entmutigt mich nicht zu sehr . . . an wird Euch gehorchen. Ihr verbürgt mir das Leben derjenigen, welche mir teuer sind. Ich gebe Euch das meinige. Der Handel ist abgeschlossen, sprechen wir nicht mehr davon.«

»Ihr seid ein braver Mann«, versetzte der Vicomte d'Exmés. »Seid unbesorgt, Eure Frau und Eure Kinder sollen nie an etwas Mangel leiden. Ich habe meinem Verwalter Elyot meine Befehle in dieser Hinsicht geschrieben und der Herr Herzog von Guise wird selbst dafür Sorge tragen.«

»Das ist mehr, als ich brauche«, sagte der Fischer; »Ihr seid großmütiger als ein König. Ich werde nicht den Pfiffigen gegen Euch machen. Hattet Ihr mir auch nur die Summe gegeben, die uns in den so harten Zeiten aus der Verlegenheit gezogen, ich würde das Übrige nicht von Euch verlangt haben. Doch wenn ich mit Euch zufrieden bin, so hoffe ich, daß Ihr auch mit mir zufrieden sein werdet.«

»Sprecht, haben wohl vierzehn Menschen in Eurer Barke Platz?« fragte Gabriel.

»Es sind schon zwanzig darin gefahren.«

»Ihr braucht also Arme, um Euch beim Rudern zu helfen, nicht wahr?«

»Ah! ja wohl! Ich werde genug am Steuerruder und am Segel zu tun haben, wenn das Segel halten kann.«

»Wir haben Ambrosio, Pilletrousse und Landry, welche rudern werden, als ob sie ihr ganzes Leben nichts Anderes getan hätten«, sagte Martin-Guerre, »und ich selbst schwimme eben so gut mit dem Holz, als mit meinen Armen.«

»Ah! gut«, rief Anselm heiter, »ich werde das Ansehen eines vornehmen Patrons haben, mit so vielen und wackeren Gesellen, die mir zu Dienst stehen. Meister Martin hat mir nur Eines nicht gesagt: den Punkt, wo wir landen sollen.«

»Das Fort von Risbank«, antwortete der Vicomte d'Exmés.

»Das Fort von Risbank! Ihr habt gesagt, das Fort von Risbank?« rief Anselm ganz erstaunt.

»Allerdings, was habt Ihr dagegen einzuwenden?«

»Nichts«, erwiderte der Fischer, »nichts, wenn nicht, daß sich an diesem Ort kaum landen laßt, und daß ich meinesteils nie dort Anker geworfen habe. Das ist lauter Felsen.«

»Weigert Ihr Euch, uns zu führen?« sagte Gabriel.

»Meiner Treue! nein, und obgleich ich diese Gegend wenig kenne, werde ich doch mein Möglichstes tun. Mein Vater, der wie ich Fischer von Geburt war, pflegte zu sagen: »Man muß weder den Fisch, noch die Kundschaft meistern wollen.« ich führe Euch zum Fort von Risbank, wenn ich kann. Wir werden da eine hübsche Spazierfahrt machen?«

»Um welche Stunde müssen wir uns bereit halten?« fragte Gabriel.

»Ihr wollt, glaube ich, um vier Uhr ankommen«, versetzte Anselm.

»Zwischen vier und fünf Uhr, nicht früher.«

»Nun, von dem Orte, wo wir abfahren, um nicht gesehen zu werden und keinen Verdacht zu erregen, haben wir, genau gerechnet, zwei Stunden zu schiffen, das Wesentlichste ist, daß

wir uns nicht unnötig auf der See ermüden. Von hier zum Krek zu gehen, rechnen wir eine Stunde.«

»Wir werden also das Lager um ein Uhr nach Mitternacht verlassen.«

»So ist es.«

»Ich will sogleich meine Leute in Kenntnis setzen«, sagte Gabriel.

»Tut das, gnädiger Herr«, sprach der Fischer. Ich bitte Euch nur um Erlaubnis, bis ein Uhr ruhig mit ihnen schlafen zu dürfen. Ich habe zu Hause Abschied genommen. Die Barke erwartet uns sorgfältig verborgen und fest angebunden. Nichts ruft mich also mehr hinaus.«

»Ruht aus, Ihr habt Recht, Anselm. Ihr werdet diese Nacht genug Anstrengung haben. Martin-Guerre, benachrichtige nun die Bursche.«

»He! Ihr Leute, Spieler und Schläfer« rief Martin-Guerre.

»Wie? Was gibt es?« fragten sie aufstehend und näher hinzutretend.

»Dankt dem gnädigen Herrn«, sprach Martin. »Um ein Uhr findet eine besondere Expedition statt.«

»Gut! sehr gut! vortrefflich!« erwiderten einstimmig die Kriegsknechte.

Malemort mischte auch sein Hurrah in diese unzweideutigen Zeichen der Zufriedenheit.

Doch in demselben Augenblick traten vier Gehilfen von Ambroise Paré ein und meldeten, sie kommen, um den Verwundeten zu holen und in die Ambulanz zu bringen.

Malemort stieß gewaltige Schreie aus.

Trotz seiner Einwendungen und seines Widerstands legte man ihn auf eine Tragbahre. Vergebens machte er seinen Kameraden die härtesten Vorwürfe und nannte sogar Ausreißer und Verräter die Feigen, die sich ohne ihn schlagen wollten. Man nahm keine Rücksicht auf seine Schmähungen und trug ihn fluchend und schwörend fort.

»Wir haben nun noch alle unsere Anordnungen zu treffen und Jedem seine Rolle und Reihe zu bezeichnen«, sagte Martin-Guerre.«

»Was für ein Geschäft sollen wir verrichten?« fragte Pilletrousse.

»Es handelt sich um eine Art von Sturm«, antwortete Martin.

»Ah! dann steige ich zuerst hinauf!« rief Yvonnet.

»Gut!« sprach der Stallmeister.

»Nein, das ist ungerecht!« entgegnete Ambrosio. »Yvonnet maßt sich immer den ersten Platz bei der Gefahr an. Man sollte wahrhaftig glauben, sie sei nur für ihn vorhanden.«

»Laßt ihn gewähren«, sagte der Vicomte d'Exmés dazwischen tretend. »Bei der gefährlichen Erkletterung, die wir zu versuchen haben, wird, denke ich, derjenige, welcher zuerst hinaufsteigt, am wenigsten ausgesetzt sein. Zum Beweis mag dienen, daß ich zuletzt hinaufsteige.«

»Dann ist Yvonnet bestohlen!« sagte Ambrosio lachend.

Martin bezeichnete Jedem seine Nummer für den Marsch, in der Barke, beim Sturm. Ambrosio, Pilletrousse und Landry wurden benachrichtigt, daß sie zu rudern hätten; Man sah endlich für Alles vorher, wofür man vorhersehen konnte, um so viel als möglich Mißverständnisse und Verwirrung ja vermeiden.

Lactance nahm einen Augenblick Martin-Guerre bei Seite.

»Verzeiht«, sagte er, »glaubt Ihr, daß wir zu töten haben?«

»Ich weiß es nicht genau, doch es ist sehr möglich«, antwortete Martin.

Ich danke«, sprach Lactance, »in diesem Fall will ich mir immerhin in meinen Gebeten einen Voraus für drei oder vier Tode und eben so viele Verwundete machen.«

Als Alles geordnet war, forderte Gabriel seine Leute auf, ein paar Stunden zu ruhen. Er übernahm es, sie selbst zu wecken, wenn es sein müßte.

»Ja, ich werde gern ein wenig schlafen«, sagte, Yvonnet, »denn meine Nerven sind diesen Abend furchtbar aufgereggt, und ich habe es sehr nötig, frisch und munter zu sein, wenn ich mich schlage.«

Nach einigen Minuten vernahm man unter dem Zelte nur noch das regelmäßige Schnarchen der Kriegsknechte und die monotonen Paternoster von Lactance.

Bald hörte auch dieses letztere Geräusch auf. Von der

Müdigkeit überwältigt, entschlummerte Lactance auch.

Gabriel allein wachte und überlegte.

Gegen ein Uhr weckte er geräuschlos und einen nach dem andern seine Leute. Alle standen auf und bewaffneten sich in der Stille. Dann verließen sie sachte das Zelt und das Lager.

Bei den Worten Calais und Karl, welche Gabriel mit leiser Stimme sprach, ließen sie die Wachen ohne Hindernis passieren.

Von Anselm dem Fischer geführt, wanderte die kleine Truppe längs der Küste hin. Keiner sprach ein Wort. Man hörte nur den Wind heulen und das Meer in der Ferne wehklagen.

Die Nacht war noch schwarz und nebelig. Niemand fand sich auf dem Wege unserer Abenteurer. Doch wären sie auch Jemand begegnet, man würde sie vielleicht nicht gesehen haben, und hatte man sie auch gesehen, so wären sie sicherlich zu dieser Stunde und in dieser Dunkelheit für Gespenster gehalten worden.

* *
*

Im Innern der Stadt war auch Einer, der zu dieser Stunde noch wachte.

Das war Lord Wentworth, der Gouverneur.

Und doch hatte sich Lord Wentworth, der am andern Tage auf das Eintreffen des Entsatzes rechnete, den er Von Dover verlangt, in sein Zimmer zurückgezogen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Er hatte in der Tat seit drei Tagen nicht geschlafen und sich auf allen Punkten, wo seine Gegenwart notwendig war, vervielfältigend an den gefahrvollsten Orten mit dem unermüdlichsten Mute ausgesetzt.

Am Abend des 4. Januar hatte er noch die Bresche am alten Schloß untersucht, selbst die Schildwachen gestellt und die städtische Miliz, welche mit der leichten Verteidigung des Fort von Risbank beauftragt war, die Revue passieren lassen.

Doch trotz seiner Müdigkeit und obgleich Alles sicher und ruhig war, konnte er nicht schlafen.

Eine unbestimmte, dumpfe, unablässige Furcht hielt ihn auf seinem Ruhebett wach.

Alle seine Maßregeln waren indessen gut getroffen. Der Feind

konnte materiell keinen nächtlichen Sturm durch eine so wenig vorgerückte Bresche, wie die vom alten Schloß, versuchen. Die anderen Punkte bewachten sich durch sich selbst, durch die Sümpfe und durch den Ozean.

Lord Wentworth wiederholte sich dies Alles hundertmal, und dennoch konnte er nicht schlafen.

Er fühlte unklar in der Nacht um die Stadt her eine furchtbare Gefahr, einen unsichtbaren Feind kreisen.

Dieser Feind war in seinem Geiste nicht der Marschall Strozzi, es war nicht der Herzog von Nevers, es war sogar nicht der große Franz von Guise.

Wie! war es etwa sein ehemaliger Gefangener, den von fern, von den Wällen herab, sein Haß mehrere Male im Gefecht erkannt hatte? War es wirklich dieser Narr, dieser in Frau von Castro verliebte Vicomte d'Exmés.

Ein lächerlicher Gegner für den Gouverneur von Calais in der noch so furchtbar bewachten Stadt!

Lord Wentworth konnte, was er auch tun mochte, diese unbestimmte Angst weder überwinden, noch sich dieselbe erklären.

Aber er fühlte sie und schlief nicht.

VIII.

Zwischen zwei Abgründen.

Das Fort von Risbank, das man wegen seiner acht Flügel auch den Turm Oktogon nannte, war, wie gesagt, am Eingange des Hafens von Calais, vor den Dünen, gebaut und ruhte mit seiner furchtbaren Granitmasse auf einer eben so düsteren und eben so ungeheuren Felsmasse.

Ging die See hoch, so brachen sich ihre Wellen am Felsen, sie erreichten aber nie die letzten Lagen des Mauergesteins.

Das Meer war sehr heftig und sehr drohend in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar 1558 gegen vier Uhr Morgens. Es stieß die ungeheuren, düsteren Seufzer aus, die es einer beunruhigten und stets trostlosen Seele ähnlich machen.

In einem Augenblick, ein wenig, nachdem die Schildwache von zwei bis vier Uhr auf der Plattform des Turmes von der Schildwache von vier bis sechs Uhr abgelöst worden war, vermischte sich eine Art von menschlichem Schrei, wie aus einem blechernen Instrumente hervorgehend, im Winde mit der ewigen Klage des Ozeans.

Dann hätte man können die neue Schildwache beben, horchen und, nachdem sie die Natur dieses seltsamen Geräusches erkannt, ihre Armbrust an die Mauer legen sehen. Als sich der Mann der Wache hierauf versichert hatte, daß ihn kein menschliches Auge beobachten konnte, hob er mit einem mächtigen Arm sein steinernes Schilderhaus auf und zog einen Haufen von Stricken hervor, welche eine lange Leiter mit Knoten bildeten, die er stark an den in die Zinnen des Fort eingienieteten eisernen Klammern befestigte.

Hiernach band er an einander diese verschiedenen Bruchstücke von Stricken, entrollte dieselben über die Zinnen, und zwei schwere Bleikugeln machte sie bald auf den Felsen fallen, worauf das Fort stand.

Die Strickleiter war zwei hundert und zwölf Fuß lang und das Fort von Risbank zwei hundert und fünfzehn Fuß hoch.

Kaum hatte die Schildwache ihre geheimnisvolle Operation beendet, als eine Nachtrunde oben auf der steinernen Treppe erschien, welche auf die Plattform führte.

Doch die Runde fand die Wache vor dem Schilderhause stehend, fragte nach dem Lösungswort, erhielt es und ging weiter, ohne etwas gesehen zu haben.

Die Schildwache wartete ruhiger. Das erste Viertel von vier Uhr war schon vorüber.

Nach zwei Stunden übermenschlicher Anstrengung gelang es auf dem Meere einer Barke, worauf vierzehn Männer, am Felsen des Fort von Risbank zu landen. Eine hölzerne Leiter wurde an die Felsen angelegt. Sie erreichte eine erste Aushöhlung des Sinnes, worauf sechs Mann stehen konnten.

Einer nach dem andern erstiegen stillschweigend diese kühnen Abenteurer auf der Barke die Leiter und kletterten, ohne sich bei der Aushöhlung aufzuhalten, fort, wobei sie sich nur ihrer Hände und Füße bedienten und die kleinsten Vorteile, die ihnen das Terrain bot, benützten.

Ihr Ziel war sicherlich, an den Fuß des Turmes zu gelangen. Aber die Nacht war stockfinster, der Felsen schlüpfrig; ihre Nägel rissen sich ab, ihre Finger wurden blutig auf dem Gestein. Der Fuß von einem derselben glitschte aus, er rollte, ohne sich halten zu können, und fiel in's Meer.

Zum Glück war der letzte von den vierzehn Männern noch in der Barke, die er, obschon vergebens, anzubinden suchte, ehe er sich der Leiter anvertraute.

Derjenige, welcher gefallen war und während seines Falles keinen Schrei auszustoßen den Mut gehabt hatte, schwamm kräftig gegen die Barke. Der Andere reichte ihm die Hand und hatte, trotz der Stöße der unter seinen Füßen sich bewegenden Barke, die Freude, ihn unversehrt hereinzuziehen!

»Wie, Du bist es Martin-Guerre?« sagte er, als er ihn in der Finsternis zu erkennen glaubte.

»Ich selbst, ich gestehe es, gnädiger Herr«, antwortete der Stallmeister.«

»Wie hast Du ausglitschen können, Ungeschickter?« fragte Gabriel.

»Es ist besser, daß es mir begegnet ist, als einem Andern.«

»Warum?«

»Ein Anderer hätte vielleicht geschrien.«

»Hilf mir, da Du gerade da bist, dieses Seil um diese dicke Wurzel schlingen. Ich schickte Anselm mit den Andern fort und ich hatte Unrecht.«

»Die Wurzel hält nicht, gnädiger Herr. Ein Stoß wird sie zerreißen und die Barke wird mit uns verloren sein.«

»Es läßt sich nichts Besseres tun«, erwiderte der Vicomte d'Exmés. »Wir wollen handeln und nicht sprechen.«

Als sie die Barke, so gut es ging, angebunden hatten, sagte der Vicomte zu seinem Stallmeister:

»Steige hinauf.«

»Nach Euch, gnädiger Herr; wer würde Euch die Leiter halten.«

»Steige hinauf« wiederholte Gabriel ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

Der Augenblick war nicht günstig für Erörterungen und Zeremonien. Martin kletterte bis zur Aushöhlung und hielt, hier angelangt, mit allen seinen Kräften den Baum der Leiter, während Gabriel diese ebenfalls erstieg.

Er hatte den Fuß auf der letzten Sprosse, als eine gewaltige Welle an die Barke anprallte, das Kabel zerriß, und Leiter und Schaluppe in die offene See forttrug.

Gabriel wäre verloren gewesen, hätte sieh nicht Martin, auf die Gefahr, mit ihm zu Grunde zu gehen, mit einer Bewegung rascher als der Gedanke über den Abgrund geneigt und seinen Herrn am Kragen gepackt. Dann zog der brave Stallmeister mit der Stärke der Verzweiflung Gabriel unverletzt auf den Felsen.

»Du hast mir ebenfalls das Leben gerettet, mein wackerer Martin«, sprach Gabriel.

»Ja, aber die Barke ist fern!« versetzte der Stallmeister.

»Bah! wie Anselm sagt, sie ist bezahlt«, erwiderte Gabriel mit einer Sorglosigkeit, unter der er seine Unruhe verbergen wollte.

»Gleichviel!« sagte der kluge Martin den Kopf schüttelnd, »findet sich Euer Freund nicht als Schildwache da oben, hängt die Leiter nicht am Turme oder bricht sie unter unsern Füßen, ist die

Plattform von überlegener Mannschaft besetzt, so ist uns jede Chance eines Rückzuges, jede Hoffnung auf Rettung mit dieser verfluchten Barke geraubt.«

»Desto besser, wir müssen nun siegen oder sterben!«

»Es sei!« sprach Martin-Guerre mit seiner gleichgültigen und heldenmütigen Naivität.

»Vorwärts« sagte Gabriel, »die Gefährten müssen unten am Turme angekommen sein, da ich kein Geräusch mehr höre. Wir müssen sie einholen. Gib Acht, Martin, daß Du Dich diesmal gut hältst und nicht eher eine Hand loslässest, als bis Du Dich mit der andern festgeklammert hast.«

»Seid unbesorgt, ich werde vorsichtig sein.«

Sie begannen ihre gefahrvolle Aufsteigung, und nach zehn Minuten, nachdem sie zahllose Schwierigkeiten und Gefahren überwunden hatten, holten sie ihre zwölf Gefährten wieder ein, welche voll Angst auf dem Felsen gruppiert unten am Fort von Risbank ihrer harrten.

Das dritte Viertel von vier Uhr und etwas mehr noch war abgelaufen.

Gabriel bemerkte mit unaussprechlicher Freude die Strickleiter, welche auf den Felsen herabhing.

»Ihr seht es, Freundes« sagte er mit leiser Stimme zu seiner Truppe, »man erwartet uns da oben. Dankt Gott, denn wir können nicht mehr rückwärts schauen das Meer hat unsere Barke fortgetragen. Vorwärts also, und Gott beschütze uns!«

»Amen!« sprach Lactance.

Es mußten in der Tat entschiedene Leute sein, diejenigen, welche Gabriel umgaben. Bis jetzt verwegen, wurde das Unternehmen nun mehr beinahe wahnsinnig, und dennoch rührte sich nicht einer bei der furchtbaren Nachricht, daß jeder Rückzug abgeschnitten sei.

Bei dem schwachen Schimmer, der vom bedecktesten Himmel fällt, schaute Gabriel ihre männlichen Gesichter an und fand sie völlig unempfindlich.

Sie wiederholten Alle nach ihm:

»Vorwärts!«

»Ihr erinnert Euch der Verabredung?« sagte Gabriel. »Ihr

kommt zuerst, Yvonne, dann geht Martin-Guerre, dann jeder der bezeichneten Reihe nach bis auf mich, der ich zuletzt hinaufsteigen will. Die Stricke und Knoten dieser Leiter sind hoffentlich fest!«

»Das Seil ist von Eisen, gnädiger Herr«, sagte Ambrosio. »Wir haben die Probe gemacht, es würde dreißig so gut als vierzehn tragen.«

»Vorwärts also, mein braver Yvonne!« sprach der Vicomte d'Exmés, »Du hast nicht den am mindesten gefährlichen Teil des Unternehmens. Marsch und Mut!«

»Mut, daran fehlt es mir nicht, gnädiger Herr«, erwiderte Yvonne »besonders wenn die Trommel rasselt und die Kanone donnert; doch ich gestehe, daß ich eben so wenig an ein schweigsames Erstürmen, als an dieses flatternde Strickwerk gewöhnt bin. Es ist mir auch lieb, daß ich zuerst hinaufsteige und die Anderen hinter mir habe.«

»Ein bescheidener Vorwand, um Dir den Ehrenposten zu sichern!« sagte Gabriel, der sich nicht in eine gefährliche Erörterung einlassen wollte. »Vorwärts! keine Phrasen! obgleich der Wind und die See unsere Worte bedecken, müssen wir doch handeln und nicht sprechen. Vorwärts, Yvonne, und erinnert Euch Alle, daß es erst auf der hundert und fünfzigsten Sprosse erlaubt ist, auszuruhen. Seid Ihr fertig? Die Muskete auf dem Rücken befestigt, den Degen in den Zähnen . . . Schaut aufwärts und nicht hinab, und denkt an Gott und nicht an die Gefahr. Marsch!«

Yvonne feste zuerst den Fuß auf die Leiter. Es hatte vier Uhr geschlagen, eine zweite Nachtrunde war an der Schildwache auf der Plattform vorübergezogen.

Langsam und schweigend wagten sich nun einer nach dem andern diese vierzehn unerschrockene Männer auf die schwache im Winde schaukelnde Leiter.

Das war nichts, so lange Gabriel, der zuletzt kam, einige Schritte vom Boden blieb. Aber wie sie mehr vorrückten und ihre lebendige Traube immer mehr schwankte, da steigerte sich die Gefahr zu einem unerhörten Maße.

Es müßte ein zugleich herrliches und gräßliches Vergnügen gewesen sein, in der Nacht und im Sturmwinde diese vierzehn

schweigsamen Männer, diese vierzehn Dämonen die schwarze Mauer erklettern zu sehen, auf deren Höhe der Tod möglich, bei der unten der Tod gewiß war.

Beim hundert und fünfzigsten Knoten hielt Yvonnet an. Alle taten dasselbe.

Es war verabredet, hier so lange auszuruhen, als Jeder brauchen würde, um zwei *Pater* und zwei *Ave* zu sprechen.«

Als Martin-Guerre sein Gebet verrichtet hatte, sah er zu seinem Erstaunen, daß sich Yvonnet nicht mehr rührte. Er glaubte sich getäuscht zu haben, machte sich seine Unruhe zum Vorwurf und begann ein drittes *Pater* und ein drittes *Ave*.

Doch Yvonnet blieb immer unbeweglich.

Obgleich man nur noch ungefähr hundert Fuß von der Plattform entfernt war und es sehr gefährlich wurde, zu sprechen, entschloß sich doch Martin-Guerre, Yvonnet an die Beine zu klopfen und zu ihm zu sagen:

»Gehe doch vorwärts!«

»Nein, ich kann nicht mehr«, erwiderte Yvonnet mit erstickter Stimme.

»Du kannst nicht mehr, Elender! und warum nicht?« fragte Martin schauernd.

»Ich habe den Schwindel«, sagte Yvonnet.

Ein kalter Schweiß perlte auf der Stirne von Martin-Guerre.

Er wußte eine Minute lang nicht, wozu er sich entschließen sollte. Erfaßte der Schwindel Yvonnet und er stürzte, so wurden Alle in seinem Fall nachgezogen. Wieder hinabsteigen war nicht minder gefährlich. Martin fühlte sich unfähig, irgend eine Verantwortlichkeit unter diesen gräßlichen Umständen zu übernehmen. Er neigte sich nur zu Anselm hinab, der ihm folgte, und sagte:

»Yvonnet hat den Schwindel.«

Anselm bebte, wie Martin-Guerre gebebt hatte, und sprach zu Scharfenstein seinem Nachbar:

»Yvonnet hat den Schwindel.«

Und Jeder zog auf eine Minute den Dolch aus seinen Zähnen und sagte zu demjenigen, welcher ihm folgte:

»Yvonne hat den Schwindel, — Yvonne hat den Schwindel.«
Bis endlich die unselige Kunde zu Gabriel gelangte, der
ebenfalls erbleichte, als er sie vernahm.

IX.

Der abwesende Arnauld du Thill übt noch einen tödlichen Einfluß auf Martin-Guerre aus.

Es war ein Augenblick furchtbarer Angst und äußerster Krise.

Gabriel sah sich zwischen drei Gefahren. Unter ihm schien das Meer seine Beute mit Grauen erregender Stimme zu rufen. Vor ihm versperrten ihm zwölf erschrockene, unbewegliche Männer, welche weder vorwärts, noch rückwärts konnten, durch ihre Masse den Weg zu der dritten Gefahr, zu den englischen Piken und Büchsen, die ihrer vielleicht oben harrten.

Von allen Seiten« zeigten sich auf dieser schwankenden Leiter der Schrecken und der Tod.

Zum Glück war Gabriel nicht der Mann, der, selbst zwischen Abgründen, lange zögerte, und er hatte in einer Minute seinen Entschluß gefaßt.

Er fragte sich nicht, ob seine Hand nicht ausglitschen, ob er nicht den Schädel auf den Felsen unten zerschmettern würde. Sich an dem Seil zur Seite anklammernd, hob er sich allein durch die Kraft seiner Faustgelenke empor und kam so nach und nach an den zwölf Männern, welche vor ihm waren, vorüber.

Durch die wunderbare Stärke seines Körpers und seines Geistes gelangte er so bis zu Yvonnet, ohne auf ein Hindernis zu stoßen, und konnte endlich seine Füße neben die von Martin-Guerre setzen.

»Willst Du vorwärts?« sagte er mit kurzem, gebieterischem Tone zu Yvonnet.«

»Ich habe . . . den Schwinde . . . « erwiderte der unglückliche, dem die Zähne klapperten und die Haare sich sträubten.

»Willst Du vorwärts?« wiederholte der Vicomte.

»Unmöglich!« sagte Yvonnet. »Ich fühle, daß ich . . . wenn meine Füße und Hände die Sprossen verlassen, an die sie sich anstemmen, hinabstürze.«

»Wir werden sehen!« versetzte Gabriel.

Er erhob sich bis an den Gürtel von Yvonnet und setzte ihm die

Spitze seines Dolches auf den Rücken.

Fühlst Du die Spitze meines Dolches?« fragte er ihn.«

»Ja, ja, ach! Gnade, ich habe Angst, Gnade.«

»Die Klinge ist fein und scharf«, fuhr Gabriel mit wunderbarer Kaltblütigkeit fort. »Bei der geringsten Bewegung dringt sie wie von selbst ein. Höre wohl. Martin-Guerre wird vor Dich gehen, und ich werde hinter Dir bleiben. Folgst Du Martin nicht, machst Du Miene, zu straucheln, so schwöre ich Dir daß Du nicht fallen und die Andern nicht fallen machen wirft, denn ich nagle Dich mit meinem Dolehe an die Wand, bis sie Alle über Deinen Leichnam gestiegen sind.«

»Oh! seid barmherzig, gnädiger Herr, ich werde gehorchen«, rief Yvonne von einer Angst durch eine noch viel stärkere geheilt.

»Martin«, sagte der Vicomte d'Exmés, »Du hast mich gehört, steige hinauf.«

Martin führte seinerseits die Bewegung aus, die er seinen Herrn hatte machen sehen, und war nun der Erste.

»Marsch!« sprach Gabriel.«

Martin-Guerre stieg mutig empor und Yvonne, den Gabriel, welcher sich nur der linken Hand und seiner Füße bediente, beständig mit seinem Dolche bedrohte, vergaß seinen Schwindel und folgte dem Stallmeister.

So legten die vierzehn Männer die hundert und fünfzig letzten Sprossen zurück.

»Bei Gott«, dachte Martin-Guerre, bei dem die gute Laune wiederkehrte, als er die Entfernung sich vermindern sah, die ihn von der Plattform des Turmes trennte, »bei Gott! der gnädige Herr hat da ein vortreffliches Mittel gegen den Schwindel gefunden!«

Während er diese freudige Betrachtung beendigte, fand sich sein Kopf auf dem Niveau des Randes der Plattform.

»Seid Ihr es?« fragte eine Martin unbekannte Stimme.

»Bei Gott!« antwortete der Stallmeister mit leichtem Tone.

»Es war Zeit«, versetzte die Schildwache, »die dritte Runde wird sogleich kommen.«

»Gut! wir werden sie empfangen«, sprach Martin-Guerre.

Und er setzte siegreich ein Knie auf den steinernen Rand.

»Ah!« rief plötzlich der Mann vom Fort, indem er ihn besser in der Finsternis zu unterscheiden suchte, »Wie heißest Du?«

»Ei! Martin-Guerre . . . «

Er vollendete nicht.

Pierre Peuquoy . . . dieser war es . . . ließ ihm nicht Zeit, das andere Knie aufzusetzen, stieß ihn wütend mit der Fläche seiner beiden Hände zurück und stürzte ihn in den Abgrund.

»Jesus!« sagte nur der arme Martin.

Und er fiel, doch ohne zu schreien und indem er sich mit einer letzten erhabenen Anstrengung abwandte, um die Andern nicht fallen zu machen.

Yvonné, der ihm folgte und, da er auf's Neue festen Boden unter sich fühlte, seine ganze Kaltblütigkeit und Kühnheit wieder gewann, Yvonné schwang sich auf die Plattform und nach ihm alle Andere.

Pierre Peuquoy setzte ihnen keinen Widerstand entgegen. Er blieb unempfindlich und wie versteinert stehen.

»Unglücklicher!« sagte der Vicomte d'Exmés zu ihm, indem er ihn am Arme packte und schüttelte. »Welcher Wahnsinn hat Euch erfaßt? Was hatte Euch Martin-Guerre getan?«

»Mir? nichts!« antwortete der Waffenschmied mit dumpfem Tone. »Aber Babette! meiner Schwester!«

»Ah! das hatte ich vergessen!« rief Gabriel erschüttert. »Armer Martin . . . Doch er ist es nicht . . . Kann man ihn nicht noch retten?«

»Retten bei einem Sturze von mehr als zweihundert und fünfzig Fuß auf den Felsen.« sprach Pierre Peuquoy mit einem scharfen Gelächter. »Geht, Herr Vicomte, Ihr werdet zu dieser Stunde besser tun, wenn Ihr daran denkt, wie Ihr Euch selbst und Eure Gefährten retten könnt.«

»Meine Gefährten und meinen Vater und Diana«, sagte zu sich selbst der junge Mann, durch diese Worte zu den Pflichten und Gefahren seiner Lage zurückgerufen.

»Gleichviel!« sprach er laut, »mein armer Martin!«

»Es ist nicht der Augenblick, den Schuldigen zu beweinen!« unterbrach ihn Pierre Peuquoy.

»Schuldig! er war unschuldig, sage ich Euch und ich werde es

Euch beweisen. Doch Ihr habt Recht, der Augenblick ist noch nicht gekommen. Sprecht, seid Ihr immer noch geneigt, uns zu dienen?« fragte Gabriel den Waffenschmied mit einem gewissen trotzigem Ungestüm.

»Ich bin Frankreich und Euch treu ergeben« antwortete Pierre Peuquoy.

»Nun wohl, was haben wir zu tun?«

»Eine Nachtrunde wird vorüberkommen«, antwortete der Bürger. »Ihr müßt die vier Mann, aus der sie besteht, knebeln und binden . . . Doch«, fügte er bei, »es ist nicht mehr Zeit, sie zu überrumpeln, hier sind sie.«

Während Pierre Peuquoy noch sprach, kam die städtische Patrouille wirklich von einer inneren Treppe auf die Plattform hervor. Machte sie Lärm, so war Alles verloren.

Die zwei Scharfenstein, Oheim und Neffe, welche von Natur sehr neugierig und vorwitzig waren, streiften zum Glück schon gegen diese Seite hin. Die Leute von der Bunde hatten nicht Zeit, einen Schrei auszustoßen. Eine breite Hand schloß jedem von ihnen von hinten den Mund und warf sie zugleich kräftig auf den Rücken.

Pilletrousse und zwei Andere liefen herbei und konnten nun ohne Mühe die vier erstaunten Milizen knebeln und entwaffnen.

»Gut angefangen!« sagte Pierre Peuquoy. »Nun muß man sich der andern Schildwachen bemächtigen, gnädiger Herr, und dann kühn zu den Wachhäusern hinabsteigen. Wir haben zwei Posten zu nehmen. Doch fürchtet nicht, von der Zahl überwältigt zu werden. Durch Jean und mich bearbeitet, ist die Hälfte der städtischen Miliz den, Franzosen ergeben und erwartet sie, um ihnen beizustehen. Ich will zuerst hinabgehen und diese Verbündeten benachrichtigen, daß es Euch gelungen ist, den Turm zu erreichen. Beschäftigt Euch während dieser Zeit mit den Schildwachen. Komme ich wieder herauf, so sind schon drei Viertel des Geschäfts abgemacht.«

»Ah! wie würde ich Euch danken«, sagte Gabriel, »wenn nicht der Tod von Martin-Guerre . . . und dennoch war dieses Verbrechen für Euch eine Gerechtigkeit.«

»Noch einmal, überlaßt das Gott und meinem Gewissen, Herr

d'Exmés«, erwiderte mit ernstem Tone der strenge Bürger, »handelt Eurerseits, indes ich meinerseits handeln werde.«

Alles ging ungefähr so, wie es Pierre Peuqouy vorhergesehen hatte. Die Schildwachen waren zum großen Teile der Sache der Franzosen zugetan. Einen einzigen Mann, welcher Widerstand leisten wollte, hatte man bald gebunden und unschädlich gemacht. Als Pierre Peuqouy begleitet von Jean Peuqouy und einigen anderen sicheren Freunden, wieder heraufkam, war schon die ganze Höhe des Fort von Risbank in der Gewalt des Vicomte d'Exmés.

Es handelte sich nun darum, sich zum Herrn der Hauptwachen zu machen. Mit der Verstärkung, welche die Peuqouy brachten, zögerte Gabriel keinen Augenblick, hinabzusteigen.

Man benützte geschickt den ersten Moment der Überraschung und Unentschlossenheit.

Zu dieser frühen Stunde schliefen diejenigen, welche durch ihre Geburt oder durch ihre Interessen zu den Engländern hielten, meistens noch auf ihren Feldbetten. Sie waren, gleichsam ehe sie erwachten, schon geknebelt.

Der Tumult, denn es, war kein Kampf, dauerte nur einige Minuten. Die Freunde von Peuqouy riefen: »Es lebe Heinrich II.! Es lebe Frankreich!« Die Gleichgültigen und die Neutralen schlossen sich wie dies gewöhnlich der Fall ist, der Seite an, welche vom Erfolg begünstigt wurde. Diejenigen, welche einen Widerstand versuchten, mußten bald der Überzahl weichen. Es gab im Ganzen nur drei Tode und fünf Verwundete und es fielen nur drei Büchenschüsse. Der fromme Lactance hatte das Unglück, daß zwei von diesen Toten und einer von den Verwundeten auf seine Rechnung kamen. Es war nur gut, daß er Muße haben sollte!

Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als Alles im Fort von Risbank den Franzosen unterworfen war. Die Widerspenstigen und Verdächtigen wurden in sicheren Gewahrsam gebracht, und die ganze übrige städtische Garde umgab und begrüßte Gabriel als einen Befreier.

So wurde ohne einen Schwertstreich, in weniger als einer Stunde, durch eine seltsame, übermenschliche Anstrengung

dieses Fort genommen, welches zu beschützen, den Engländern nicht einmal eingefallen, so mächtig schien es die See zu verteidigen! dieses Forts das doch der Schlüssel vom Hafen von Calais, von Calais selbst war.

Die Sache wurde so rasch und so gut ausgeführt, daß der Turm von Risbank eingenommen war und der Vicomte d'Exmés neue Schildwachen mit einem neuen Losungswort gestellt hatte, ehe man etwas davon in der Stadt erfuhr.

»Doch bevor nicht Calais ebenfalls übergeben ist, betrachte ich unsere Aufgabe nicht als beendet«, sprach Pierre Peuquoy zu Gabriel. »Ich bin der Ansicht, Ihr solltet Jean und die Hälfte unserer Leute behalten, um das Fort von Risbank zu behaupten, und mich mit der andern Hälfte in die Stadt ziehen lassen. Wir werden den Franzosen dort besser als hier durch eine nützliche Diversion dienen. Es ist ersprießlich, nach den Seilen von Jean die Waffen von Pierre anzuwenden.«

»Befürchtet Ihr nicht, Lord Wentworth dürfte Euch in seiner Wut übel mitspielen?« sagte Gabriel.

»Seid unbesorgt«, erwiderte Pierre Peuquoy, »ich werde mit List zu Werke gehen: bei unseren Unterdrückern seit zwei hundert Jahren ist dies guter Krieg. Wenn es sein muß, beschuldige ich Jean, er habe uns verraten. Wir sind von überlegenen Streitkräften überrumpelt, und trotz unseres Widerstandes gezwungen worden, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man hat diejenigen von uns, werde ich sagen, welche sich weigerten, Euren Sieg anzuerkennen, aus dem Fort weggejagt. Es sieht . . . schlecht mit den Angelegenheiten von Lord Wentworth, als daß er uns nicht danken und sich den Anschein geben sollte, er glaube uns.«

»Gut, begeben Euch also nach Calais zurück«, sprach Gabriel. »Ihr seid wie ich sehe, eben so gewandt, als mutig; und es ist richtig, daß Ihr mich, wenn ich zum Beispiel einen Ausfall mache, werdet unterstützen können.«

»Oh! ich bitte Euch, wagt das nicht!« sagte Pierre Peuquoy. »Ihr seid nicht genug, bei Kräften und habt wenig zu gewinnen und Alles zu verlieren bei einem Ausfall. Ihr seid nun Eurerseits unangreifbar hinter diesen guten Mauern. Bleibt hier. Ergreift Ihr die Offensive, so könnte Euch Lord Wentworth das Fort von

Risbank wohl wieder abgewinnen. Und nachdem man so viel getan, wäre es doch sehr Schade, Alles wieder zunichte zu machen.«

»Wie!« versetzte Gabriel, »soll ich müßig und das Schwert an der Seite bleiben, während Herr von Guise und alle unsere Leute ihr Leben einsetzen?«

»Ihr Leben gehört ihnen und das Fort von Risbank gehört Frankreich«, entgegnete der kluge Bürger. »Hört jedoch. Wenn ich den Augenblick für günstig erachte und es nur noch eines letzten entscheidenden Schlages bedarf, um Calais den Engländern zu entreißen, so werde ich sowohl diejenigen, welche ich mit mir führe, als alle Einwohner, welche unsere Meinung teilen, zum Aufstand bewegen. Dann könnt Ihr, da Alles zum Sieg reif sein wird, einen Ausfall machen, um uns durch einen Handstreich zu unterstützen und dem Herzog von Guise die Stadt zu öffnen.«

»Aber wer wird mich benachrichtigen, daß ich es unternehmen kann?« fragte der Vicomte d'Exmés.

»Ihr gebt mir das Horn zurück, das ich Euch anvertraut habe, und an dessen Ton ich Euch erkannte. Hört man es vom Fort von Risbank abermals schallen, so fällt ohne Furcht aus, und Ihr könnt zum zweiten Male an dem Sieg Teilnehmen, den Ihr so gut vorbereitet habt.«

Gabriel dankte Pierre Peuquoy herzlich, wählte mit diesem die Leute aus, welche mit ihm in die Stadt zurückkehren sollten, um den Franzosen im Falle der Not beizustehen, und begleitete sie freundlich bis zu den Toren des Fort von Risbank, aus dem sie, wie man glauben machen wollte, schmählich ausgetrieben worden.«

Nachdem dies geschehen, war es halb acht Uhr und der Tag fing an den Himmel zu bleichen.

Gabriel wollte selbst darüber wachen, daß die Fahnen Frankreichs, welche den Herzog von Guise beruhigen und die englischen Schiffe erschrecken sollten, auf dem Fort von Risbank aufgepflanzt würden. Er stieg dem zu Folge auf die Plattform, welche Zeuge der Ereignisse dieser furchtbaren und glorreichen Nacht gewesen war.

Ganz bleich näherte er sich der Stelle, wo die Strickleiter angebunden gewesen und von wo der arme Martin-Guerre, ein Opfer des unseligsten Mißverständnisses hinabgestürzt worden war.

Schauernd neigte er sich hinaus, denn er dachte, er würde auf dem Felsen den verstümmelten Leichnam seines treuen Stallmeisters erblicken.

Doch sein Blick fand ihn Anfangs nicht und mußte ihn mit einem Erstaunen suchen, in das sich ein Anfang von Hoffnung mischte.

Eine bleierne Rinne, durch welche das Regenwasser des Turmes abließ, hatte den Körper auf der Hälfte des Weges in seinem furchtbaren Sturz aufgehalten, und hier sah ihn Gabriel wie entzwei gebrochen, unbeweglich hängen.

Beim ersten Anblick glaubte Gabriel, er wäre leblos. Doch er wollte wenigstens die letzten Pflichten gegen ihn erfüllen.

Pilletrousse, der weinend dabei stand, und den Martin-Guerre stets geliebt hatte, vereinigte seine Ergebenheit mit dem frommen Gedanken seines Herrn. Er ließ sich fest an die Strickleiter der Nacht binden und wagte sich in den Abgrund.

Als er nicht ohne Mühe den Körper seines Freundes heraufbrachte, gewahrte man, daß er noch atmete.

Ein herbeigerufener Wundarzt bestätigte, daß er lebe, und der brave Stallmeister kam in der Tat wieder ein wenig zum Bewußtsein. Doch nur, um mehr zu leiden. Martin-Guerre befand sich in einem grausamen Zustand. Er hatte einen Arm verrenkt und einen Schenkel gebrochen.

Der Wundarzt konnte den Arm wieder einrichten, aber er hielt die Amputation des Beines für notwendig, wagte es jedoch nicht, eine so schwierige Operation zu übernehmen. Mehr als je ärgerte sich Gabriel, daß er, obgleich Sieger, im Fort von Risbank eingeschlossen war. Zuvor schon peinlich, wurde ihm das Warten nun vollends gräßlich.

Hätte man den erfahrenen Meister Ambroise Paré zu Hilfe rufen können, so wäre Martin-Guerre vielleicht gerettet gewesen.

X.

Lord Wentworth kann sich nicht mehr halten.

Obgleich der Herzog von Guise bei näherer Überlegung nicht an den glücklichen Erfolg eines so verwegenen Unternehmens glauben konnte, wollte er sich doch selbst überzeugen, ob es dem Vicomte d'Exmés gelungen oder nicht gelungen wäre. In der schwierigen Lage, in der er sich befand, hofft man sogar aus das Unmögliche.

Er kam vor acht Uhr mit einem nicht sehr zahlreichen Gefolge zu Pferde, zu der hervorragenden Stelle des Ufers, die ihm Gabriel bezeichnet hatte, und von wo aus man wirklich mittelst eines Fernrohrs das Fort von Risbank sehen konnte.

Bei dem ersten Blick, den der Herzog nach dem Fort warf, stieß er ein Triumphgeschrei aus.

Er täuschte sich nicht, er erkannte die Fahne und die Farben Frankreichs! Diejenigen, welche ihn umgaben, bestätigten ihm, daß es keine Täuschung war, und teilten seine Freude.

»Mein braver Gabriel!« rief der Herzog. »Er hat wahrhaftig dieses Wunder vollbracht! Ist er nicht erhaben über mir, der ich zweifelte? Nun haben wir durch sein Werk jede Muße, die Einnahme von Calais vorzubereiten und zu sichern, kommt der Entsatz von England, so wird es Gabriel übernehmen, ihn zu empfangen.«

»Gnädigster Herr«, sprach einer von dem Gefolge des Herzogs, der eben das Fernrohr gegen das Meer richtete, »es scheint, Ihr habt sie herbeigerufen. Schaut, sind dort am Horizont nicht englische Segel?«

»Sie werden sich beeilt haben!« versetzte Herr von Guise. »Laßt sehen.«

Er nahm das Rohr und schaute ebenfalls.

»Es sind wahrhaftig unsere Engländer!« sagte er. »Teufel! sie haben keine Zeit verloren, und ich erwartete sie nicht so bald. Wißt Ihr, daß, wenn wir zu dieser Stunde das alte Schloß angegriffen hätten, die rasche Ankunft der Verstärkung uns einen

schlimmen Streich gespielt haben dürfte? Ein doppelter Grund zur Dankbarkeit gegen Herrn d'Exmés! Er verleiht uns nicht nur den Sieg, er rettet uns von der Schmach der Niederlage. Doch da wir nicht mehr so sehr bedrängt sind, wollen wir sehen, wie sich die Ankommenden benehmen, und wie sich seinerseits der junge Gouverneur des Fort von Risbank gegen sie verhalten wird.«

Es war vollkommen Tag, als die englischen Schiffe im Angesicht des Fort eintrafen.

Die französische Fahne erschien ihnen wie ein drohendes Gespenst.

Und als wollte er ihnen diese unerhörte Erscheinung bestätigen, ließ sie Gabriel mit drei oder vier Kanonenschüssen begrüßen.

Man konnte also nicht mehr zweifeln! es war die Fahne Frankreichs welche auf dem englischen Turme flatterte. Wie der Turm, mußte also auch schon die Stadt in der Gewalt der Belagernden sein. Trotz ihrer großen Eile kamen dennoch die Hilfstruppen zu spät.

Nach einigen Minuten des Erstaunens und der Unentschlossenheit, schienen die englischen Schiffe sich allmählich zu entfernen und nach Dover zurückzukehren.«

Sie brachten wohl hinreichend Streitkräfte, um Calais zu unterstützen, doch nicht genug, um es wieder einzunehmen.

»Gottes Lob!« rief der Herzog von Guise entzückt, »sprecht mir von diesem Gabriel! Er versteht es eben so gut, zu behaupten, als zu erobern. Er hat Calais in unsere Hände gebracht, und wir brauchen sie nur noch zu schließen, um die schöne Stadt zu halten.«

Und er stieg wieder zu Pferde und kehrte freudig in das Lager zurück, um die Belagerungsarbeiten zu beschleunigen.

Die menschlichen Ereignisse haben beinahe immer ein doppeltes Gesicht, und während sie die Einen lachen machen, machen sie die Andern weinen. In demselben Augenblick, wo sich der Herzog von Guise die Hände rieb, rauft sich Lord Wentworth die Haare aus.

Nach einer, wie wir gesehen, von düsteren Ahnungen bewegten Nacht, war er endlich gegen Morgen entschlummert, und er trat erst aus seinem Zimmer, als die angeblich Besiegten des Fort von

Risbank, Pierre Peuquoy an ihrer Spitze, die Unglückskunde in die Stadt brachten.

Der Gouverneur wurde gleichsam zuletzt davon unterrichtet.

In seinem Schmerz und in seinem Grimm wollte er seinen Ohren nicht trauen. Er befahl, den Anführer der Flüchtigen vor ihn zu führen.

Man brachte bald Pierre Peuquoy, der mit gesenktem Kopfe und einer sehr den Umständen angemessenen Miene eintrat.

Der listige Bürger erzählte noch ganz erschrocken den nächtlichen Überfall und schilderte die *dreihundert* verwegenen Abenteurer, welche das Fort von Risbank plötzlich erklettert hatten, – ohne Zweifel unterstützt durch einen Verrat, den zu ergründen ihm, Pierre Peuquoy, keine Zeit geblieben.

»Aber wer befehligte die dreihundert Mann?« fragte Lord Wentworth.

»Mein Gott! Euer ehemaliger Gefangener, Herr d'Exmés«, antwortete frei heraus der Waffenschmied.

»Oh! meine wachen Träume!« rief der Gouverneur.

Dann sprach er, die Stirne gefaltet, von einer unvermeidlichen Erinnerung berührt zu Pierre Peuquoy:

»Herr d'Exmés ist, wie mir scheint, während seines Aufenthaltes hier Euer Gast gewesen?«

»Ja, Mylord«, antwortete Pierre, ohne unruhig zu werden. »Ich habe auch allen Grund, zu glauben . . . warum es Euch verbergen . . . daß mein Vetter Jean, der Weber, bei dieser Machination mehr beteiligt ist, als er sollte.«

Lord Wentworth schaute den Bürger schief an. Doch der Bürger schaute Lord Wentworth unerschrocken ins Gesicht.

Wie er es in seiner Kühnheit vermutet hatte, fühlte sich der Gouverneur zu schwach, während er Pierre Peuquoy als zu mächtig in der Stadt kannte, um seinen Argwohn durchblicken zu lassen.

Nachdem er sich nach einigen Einzelheiten erkundigt hatte, entließ er ihn mit traurigen, aber freundschaftlichen Worten.

Als Lord Wentworth allein war, versank er in tiefe Niedergeschlagenheit.

Hatte er nicht Grund hierzu? Auf ihre schwache Garnison

beschränkt, gegen jeden Entsatz, käme er zu Wasser.

»Ja!« rief er wutschäumend aus, »sie sollen ihren Sieg teuer erkaufen! Calais ist in ihrer Gewalt, dies ist leider nur zu gewiß; aber ich werde mich bis auf den letzten Mann verteidigen! Und auch Du, Geliebter der schönen Diana, sollst nicht zu sehr über unsern Untergang jubeln! Dein sterbender und besiegtter Nebenbuhler bereitet Dir eine furchtbare Überraschung.«

Hierauf verließ er seine Wohnung, um den Mut seiner Soldaten anzufeuern und seine Befehle zu geben.

Die beiden Tage des 5. und 6. Januar vergingen in gleich energischen Anstrengungen von Seiten der Belagerer wie der Belagerten. Arbeiter und Soldaten arbeiteten auf beiden Seiten mit demselben Mute und derselben heroischen Beharrlichkeit. Aber der Marschall Strozzi welcher die Belagerungsarbeiten leitete, schien alle Verteidigungsmaßregeln und alle Bewegungen der Engländer zu erraten, als wären die Wälle Von Calais durchsichtig gewesen.

Um so lästiger wurde Gabriel die Untätigkeit, zu welcher er während dieser Zeit gezwungen war. In dem von ihm eroberten Fort eingeschlossen, beschränkte sich seine ganze Wirksamkeit auf eine sorgfältige Wachsamkeit, die ihn jedoch keineswegs beschäftigte. Wenn er dann seine Runde gemacht hatte, setzte er sich gewöhnlich an das Lager seines treuen Martin-Guerre, um ihn zu trösten und ihm Muth zuzusprechen.

Der wackere Leibknappe ertrug seine Leiden mit einer bewunderungswürdigen Geduld. Was ihn aber schmerzlich betrübte und verwunderte, war das abscheuliche Verfahren, welches Peter Peuquoy gegen ihn beobachtet hatte.

Die Aufrichtigkeit seines Kammers und seines Erstaunens, als er über diesen Punkt aufgeklärt wurde, hätte auch den letzten Zweifel vernichtet, den Gabriel noch über Martins Rechtschaffenheit hegen konnte.

Der junge Mann entschloß sich also, Martin-Guerre seine eigene Geschichte zu erzählen, so wenigstens, wie er nach Mutmaßungen und Erscheinungen glaubte, daß sie sein müsse: es war für ihn nun unzweifelhaft, daß ein Betrüger seine wunderbare Ähnlichkeit mit Martin benützt hatte, um unter dem

Namen von diesem allerlei gemeine und verwerfliche Handlungen zu begehen, deren Verantwortlichkeit zu übernehmen ihn wenig kümmerte, und auch, ohne Zweifel, um alle Vorteile sich zuzuwenden, die er von seinem Sosie auf sich zu übertragen im Stande gewesen war.

Gabriel war bemüht, diese Offenbarung in Gegenwart von Jean Peuquoy zu machen. In seinem Gewissen als redlicher Mann erschrak und betrübte sich Jean Peuquoy über die Folgen des unseligen Irrtums. Aber er war besonders aufgebracht und unruhig über den, welcher sie Alle so sehr hintergangen hatte. Wer war dieser Elende? war er auch verheiratet? wo verbarg er sich? . . .

Martin-Guerre seinerseits erschrak bei dem Gedanken an eine so große Schlechtigkeit. Während er sich freute, daß sein Gewissen von einem Haufen von Missetaten befreit wurde, die er sich so lange zum Vorwurf gemacht hatte, fühlte er sich trostlos, wenn er bedachte, daß von einem solchen Elenden sein Namen geführt und sein Ruf geschändet worden war. Und wer weiß, welche Ausschweifungen sich der Schurke unter dem Schutze seines Pseudonymen noch zu dieser Stunde erlaubte, wo Martin an seiner Stelle auf dem Schmerzensbette lag?

Was das Herz des guten Martin-Guerre hauptsächlich mit Traurigkeit und Mitleid erfüllte, war die Episode von Babette Peuquoy. Oh! nun entschuldigte er die Heftigkeit von Pierre Peuquoy. Er verzieh ihm seine Gewalttat nicht nur, sondern er billigte sie; er hatte wohl daran getan, so seine unwürdig verletzte Ehre zu rächen! Martin war es jetzt, der den betrübten Jean Peuquoy tröste und beruhigte.

Der gute Stallmeister vergaß hierbei nur Eines, daß er im Ganzen für den wahren Schuldigen bezahlt hatte.

Machte ihn Gabriel lächelnd darauf aufmerksam, so erwiderte Martin-Guerre:

»Gleichviel, ich segne noch meinen Unfall, wenn ich davon komme, so wird mein armes hinkendes oder besser noch, fehlendes Bein dazu dienen, daß es mich von dem Betrüger und Verräter unterscheidet.«

Doch leider war dieser mittelmäßige Trost, den sich Martin gab,

noch sehr problematisch, denn sollte er mit dem Leben davon kommen? Der Wundarzt der städtischen Garde stand nicht dafür. Es hatte der schnellen Hilfe eines geschickten Praktikers bedurft, und zwei Tage waren bald abgelaufen, ohne daß der beunruhigende Zustand von Martin anders als durch ein paar ungenügende Verbände erleichtert worden.

Dies war für Gabriel keiner von den geringsten Gegenständen der Ungeduld, und sehr oft, bei Tag wie bei Nacht, erhob er sich und horchte, ob er nicht den ersehnten Ton des Hornes vernahm, der ihn seiner gezwungenen Müßigkeit entziehen sollte. Doch kein Geräusch brachte Abwechslung in den entfernten, monotonen Lärmen der zwei Artillerien von Frankreich und England.«

Erst am Abend des 6. Januars, als Gabriel schon sechsunddreißig Stunden im Besitz, des Fort von Risbank war, glaubte Gabriel auf der Seite der Stadt einen vermehrten Tumult und ungewöhnliches Geschrei des Triumphes oder der Not und Niederlage zu hören.

Die Franzosen waren nach einem heißen Kampfe als Sieger in das alte Schloß eingedrungen.

Calais konnte nun nicht mehr über vierundzwanzig Stunden widerstehen.

Nichtsdestoweniger verging der 7. Januar in unerhörten Anstrengungen der Engländer, um eine so wichtige Stellung wieder zu gewinnen und um sich auf den letzten Punkten, die sie noch besaßen, zu behaupten.

Doch weit entfernt, den Feind einen Zoll breit Boden wiedererobern zu lassen, nahm ihnen Herr von Guise allmählich immer mehr Terrain ab; so daß es bald Gewißheit war, der andere Tag würde Calais nicht mehr unter englischer Herrschaft sehen.

Es war drei Uhr Nachmittags: Lord Wentworth, der sich seit sieben Tagen nicht geschont und den man beständig in der ersten Reihe, den Tod gebend und ihm trotzend, gesehen hatte, dachte, es blieben den Seinigen kaum noch zwei Stunden physischer und moralischer Kraft.

Da rief er Lord Derby und fragte ihn:

»Wie lange glaubt Ihr, daß wir uns noch halten können.«

»Ich befürchte, nicht mehr länger als drei Stunden«, antwortete traurig Lord Derby.

»Doch Ihr würdet für zwei Stunden stehen?« versetzte der Gouverneur.

»Abgesehen von einem unerwarteten Ereignis, würde ich dafür stehen«, erwiderte Lord Derby, den Weg messend, den die Franzosen noch zu machen hatten.

»Nun, mein Freund«, sprach Lord Wentworth, ich übergehe Euch das Kommando und ziehe mich zurück. Haben die Engländer in zwei Stunden, doch nicht früher, Ihr versteht mich! haben die Unsrigen in zwei Stunden keine günstigere Chance, so erlaube ich Euch, so befehle ich Euch sogar, um Eure Verantwortlichkeit mehr sicher zu stellen, zum Rückzug blasen zu lassen und Kapitulation zu verlangen.«

In zwei Stunden, das genügt, Mylord«, erwidert Derby.

Lord Wentworth nannte seinem Lieutenant die Bedingungen, die er fordern könnte, und die ihm der Herzog von Guise ohne Zweifel bewilligen würde.

»Doch, Mylord«, sprach Lord Derby, »Ihr vergeßt Euch bei diesen Bedingungen. Nicht wahr, ich habe Herrn von Guise auch zu fragen, ob er Euch gegen Lösegeld annehme?«

Ein düsteres Feuer glänzte in dem Blicke von Lord Wentworth.«

»Nein, nein«, entgegnete er mit einem seltsamen Lächeln, »kümmert Euch nicht um mich, Freund. Ich habe mir Alles, was ich brauche, was ich noch wünsche, gesichert.«

»Wenn jedoch . . . « wollte Lord Derby einwenden.

»Genug«, sprach der Gouverneur mit gebietendem Ton. »Tut nur, was ich Euch sage, nichts mehr. Gott befohlen! Ihr werdet in England für mich bezeugen daß ich getan habe, was Menschen möglich, um meine Stadt zu verteidigen, und daß ich nur dem Unglück gewichen bin? Ihr, was Euch betrifft, kämpft auch bis zum letzten Augenblick, aber schont die Ehre und das englische Blut, Derby, das ist mein letztes Wort. Gott befohlen.«

Ohne mehr sagen oder hören zu wollen, verließ der Gouverneur, nachdem er Lord Derby die Hand gedrückt hatte, den Kampfplatz, zog sich allein in sein ödes Haus zurück, und verbot, durch die strengsten Befehle, ihm unter irgend einen

Vorwand zu folgen.

Er war sicher, wenigstens zwei Stunden vor sich zu haben.

XI.

Verschmähte Liebe.

Lord Wentworth glaubte sich zweier Dinge sicher: einmal, daß ihm zwei gute Stunden vor der Übergabe von Calais blieben, und Lord Derby würde gewiß nicht vor fünf Stunden zu kapitulieren verlangen. Dann würde er sein Hotel gänzlich leer finden, denn er hatte die Vorsicht gehabt, schon am Morgen alle seine Leute auf die Bresche zu schicken. André, der französische Page von Frau von Castro, »war auf seinen Befehl eingesperrt worden. Diana mußte mit einer oder zwei Frauen allein sein.«

Es, war in der Tat Alles öde und wie tot auf dem Wege von Lord Wentworth, als dieser nach Hause zurückkehrte, und Calais hatte einem Körper ähnlich, aus dem sich das Leben zurückgezogen, seine letzte Tatkraft an dem Orte concentrirt, wo man kämpfte.

Düster, wild, und gleichsam trunken vor Verzweiflung, ging Lord Wentworth gerade in die Wohnung, welche Frau Von Castro inne hatte.

Er ließ sich bei Diana nicht melden, wie eo sonst seine Gewohnheit war, sondern er trat Ungestüm, als Herr, in das Zimmer, wo er sie mit einer von den Zofen fand, die er ihr gegeben hatte.

Ohne die erstaunte Diana zu grüßen, wandte er sich an diese Zofe und sprach mit gebieterischem Ton:

»Entfernt Euch sogleich. Es ist möglich, daß die Franzosen noch diesen Abend in die Stadt kommen, und ich habe weder Muße, noch Mittel, Euch zu beschützen. Sucht Euren Vater auf. Dort ist Euer Platz. Geht auf der Stelle und sagt den zwei oder drei Frauen, welche hier sind, sie sollen noch in dieser Stunde dasselbe tun.«

»Aber, Mylord . . . « entgegnete die Zofe.

»Ah!« rief der Gouverneur voll Zorn mit dem Fuß auf den Boden stampfend, »habt Ihr denn nicht gehört, daß ich sage: »Ich will!«

»Doch ich, Mylord«, wollte Diana einwenden.

»Ich habe gesagt: »Ich will! Madame«, erwiderte der

Gouverneur mit einer unbeugsamen Gebärde.

Die Zofe entfernte sich ganz erschrocken.

»Ich erkenne Euch in der Tat nicht mehr, Mylord«, versetzte Diana und schwieg dann voll Angst.

»Ihr habt mich auch noch nicht besiegt gesehen, Madame«, sprach Lord Wentworth mit einem bitteren Lächeln. »Ihr seid für mich eine vortreffliche Prophetin des Untergangs und des Fluches gewesen, und ich war wirklich ein Wahnsinniger, daß ich Euch nicht glaubte. Ich bin besiegt, völlig besiegt, besiegt ohne Hoffnung und ohne Rettungsmittel. Freut Euch!«

»Ist der günstige Erfolg für die Franzosen wirklich in diesem Grade gesichert?« sagte Diana, weiche nur mit Mühe ihre Freude verbergen konnte.

»Warum sollte er nicht gesichert sein, Madame? das Fort von Nieullay, das Fort von Risbank das alte Schloß sind in ihrer Gewalt. Sie können die Stadt zwischen drei Feuer nehmen. Calais gehört ihnen. Freut Euch!«

»Oh!« erwiderte Diana, »bei einem Mann wie Ihr zum Gegner, Mylord, kann man nie seines Sieges sicher sein, und unwillkürlich ja, ich gestehe es und Ihr begreift mich, unwillkürlich zweifle ich noch.«

»Ei! Madame«, rief Lord Wentworth, »seht Ihr nicht, daß ich die Partie ausgegeben habe. Seht Ihr nicht, daß ich, nachdem ich dem Kampfe bis zum Ende beigewohnt, nicht der Niederlage beiwohnen wollte, und daß ich deshalb hier bin? Lord Derby wird sich in anderthalb Stunden ergeben. In anderthalb Stunden ziehen die Franzosen siegreich in Calais ein und der Vicomte d'Exmés mit ihnen. Freut Euch!«

»Mylord, Ihr sagt das mit einem Ton, daß man nicht weiß, ob man Euch glauben soll«, sprach Diana, welche indessen zu hoffen anfang, und deren Blick, deren Lächeln bei dem Gedanken an diese Befreiung strahlten.

»Um Euch zu überzeugen, Madame«, erwiderte Lord Wentworth, »denn es liegt mir daran, Euch zu überzeugen, werde ich eine andere Manier annehmen und Euch sagen: Madame, in anderthalb Stunden ziehen die Franzosen siegreich hier ein und der Vicomte d'Exmés mit ihnen . . . Zittert!«

»Was soll das bedeuten?« rief Diana erbleichend.

»Was! bin ich nicht klar genug?« sprach Lord Wentworth, indem er sich Diana mit einem drohenden Lächeln näherte. »Ich sage Euch: In anderthalb Stunden werden unsere Rollen vertauscht sein. Ihr seid frei und ich bin Gefangener. Der Vicomte d'Exmés wird Euch die Freiheit, die Liebe, das Glück wieder öffnen und mich in ein Kerkerloch werfen lassen. Zittert!«

»Aber warum soll ich zittern?« versetzte Diana, unter dem finstren Blick dieses Mannes bis zur Wand zurückweichend.«

»Mein Gott! das ist leicht zu begreifen. In diesem Augenblick bin ich der Herr, in anderthalb Stunden, oder vielmehr in einer und einer Viertelstunde, denn die Minuten gehen vorüber, werde ich der Sklave sein. In einer und einer Viertelstunde bin ich in Eurer Gewalt, jetzt seid Ihr noch in der Meinigen. In einer und einer Viertelstunde wird der Vicomte d'Exmés hier sein; in diesem Augenblick bin ich Herr. Freut Euch also und zittert, Madame.«

»Mylord! Mylord!« rief die arme Diana, indem sie bebend Lord Wentworth zurückstieß, »was wollt Ihr von mir.«

»Was ich von Dir will? Dich!« sprach der Gouverneur mit dumpfer Stimme.«

»Kommt mir nicht näher, oder ich rufe, ich schreie und entehre Euch, Elender!« sprach Diana im Übermaß der Angst.

»Rufe und schreie, das ist mir gleichgültig«, erwiderte Lord Wentworth mit einer unheilschwangeren Ruhe. »Mein Haus ist öde, die Straßen sind öde. Niemand wird auf Dein Geschrei kommen . . . wenigstens nicht vor einer Stunde. Siehe, ich habe mir nicht einmal die Mühe genommen, Türen und Fenster zu schließen, so sicher bin ich, daß man nicht vor einer Stunde kommt.«

»Doch in einer Stunde wird man kommen«, entgegnete Diana, »und ich werde Euch anklagen, und man wird Euch töten.«

»Nein«, sprach Lord Wentworth kalt, »ich werde mich töten. Glaubst Du, ich wolle die Einnahme von Calais überleben? In einer Stunde töte ich mich, dazu bin ich fest entschlossen. Sprechen wir nicht mehr hiervon. Doch zuvor will ich Dich Deinem Geliebten nehmen und in einer furchtbaren und äußersten Wollust sowohl meine Rache, als meine Liebe befriedigen. Auf! meine

Schöne, Deine Weigerung und Deine Verachtung sind nicht mehr an der Zeit; ich bitte nicht mehr, ich befehle! ich flehe nicht mehr, ich fordere!«

»Und ich, ich sterbe«, rief Diana, ein Messer aus ihrem Busen ziehend.

Doch ehe sie Zeit gehabt hatte, es in ihre Brust zu stoßen, stürzte Lord Wentworth auf sie zu, packte ihre kleinen, schwächlichen Hände mit seinen kräftigen Händen, entriß ihr das Messer und warf es weit von sich.

»Noch nicht!« rief Lord Wentworth mit einem furchtbaren Lächeln. »Ihr sollt noch nicht zustoßen, Madame. Hernach möget Ihr tun, was ihr wollt, und wenn Ihr es vorzieht, eher mit mir zu sterben, als mit ihm zu leben, so werdet Ihr sicherlich frei sein. Doch diese letzte Stunde, denn es ist nur noch eine Stunde, diese letzte Stunde Eures Daseins gehört mir; ich habe nur noch diese Stunde, um mich für die Ewigkeit der Hölle zu entschädigen. Glaubt also, daß ich nicht verzichten werde.«

Er wollte sie angreifen, da warf sie sich, ohnmächtig und im Gefühl, daß ihre Kräfte sie verließen, zu seinen Füßen und rief:

»Gnade, Mylord, Gnade! auf den Knien flehe ich Euch um Gnade und Verzeihung an. Bei Eurer Mutter! erinnert Euch, daß Ihr ein Edelmann seid.«

»Ein Edelmann!« versetzte Lord Wentworth den Kopf schüttelnd, »ja, ich war ein Edelmann und habe mich, wie mir scheint, als ein Edelmann benommen, so lange ich siegte, so lange ich hoffte, so lange ich liebte. Aber nun bin ich kein Edelmann mehr, ich bin ganz einfach ein Mensch, ein Mensch, der zu sterben in Begriff ist und sich rächen will.«

Er hob Frau von Castro, welche vor ihm auf den Knien lag, mit wütender Gewalt auf. Der schöne Leib von Diana quetschte sich an dem Büffelleder seines Wehrgehänges. Sie wollte bitten, rufen, sie konnte nicht mehr.

In diesem Augenblick entstand ein furchtbarer Lärm auf der Straße.

»Ah!« rief Diana, deren erloschenes Auge sich abermals mit einer Hoffnung belebt.«

»Gut«, sprach Wentworth mit einem höllischen Gelächter, »es

scheint, die Einwohner fangen in Erwartung des Feindes an, sich unter einander zu plündern. Es sei! meiner Treue! ich finde, sie tun wohl daran. Es geziemt wieder dem Gouverneur, ihnen ein Beispiel zu geben.«

Er hob Diana auf, wie er es nur mit einem Kinde hätte tun können, und trug sie keuchend und gelähmt durch ihre eigene Anstrengung auf ein nahes Ruhebett.

»Gnade!« vermochte sie nur noch zu sagen.

»Nein! nein!« erwiderte Lord Wentworth, »Du bist zu schön.«

Sie wurde ohnmächtig.

Doch der Gouverneur hatte nicht Zeit gehabt, seinen Mund auf die entfärbten Lippen von Diana zu drücken, als der Tumult immer näher kam und die Türe geräuschvoll sich öffnete.

Der Vicomte d'Exmés, die zwei Peuquoy und drei bis vier französische Bogenschützen erschienen auf der Schwelle.

Gabriel sprang, den Degen in der Hand, bis zu Lord Wentworth, mit dem furchtbaren Schrei:

»Elender!«

Mit den Zähnen knirschend, ergriff Lord Wentworth auch seinen Degen, den er auf einen Stuhl gelegt hatte.

»Zurück!« rief Gabriel seinen Leuten zu, welche dazwischen treten wollten. »Ich werde den Schändlichen allein bestrafen.«

Ohne ein Wort beizufügen, kreuzten die zwei Gegner voll Wut das Schwert.

Pierre und Jean Peuquoy und ihre Gefährten stellten sich, um ihnen Platz zu machen, als stumme, aber nicht gleichgültige Zeugen dieses tödlichen Kampfes auf die Seite.

Diana lag immer noch bewußtlos auf dem Ruhebette ausgestreckt . . .

Man hat übrigens erraten, wie diese Hilfe der Vorsehung der wehrlosen Gefangenen früher zukam, als es Lord Wentworth erwartete.

Pierre Peuquoy hatte während der zwei vorhergehenden Tage, getreu dem Versprechen, das er Gabriel geleistet, diejenigen, welche insgeheim mit ihm zur französischen Partei hielten, aufgewiegelt und bewaffnet. Da der Sieg nicht mehr zweifelhaft sein konnte, wurden diese natürlich zahlreich. Es waren meistens

kluge, umsichtige Bürger, welche einhellig dachten, da man nicht mehr zu widerstehen vermöchte, so wäre es am Ganzen das Beste, eine möglich gute Kapitulation zu erlangen.

Der Waffenschmied, der seinen entscheidenden Schlag nur mit aller Sicherheit tun wollte, wartete, bis seine Truppe stark genug und die Belagerung weit genug vorgerückt war, daß er keine Gefahr mehr lief, umsonst das Leben derjenigen bloßzustellen, welche sich ihm anvertraut hatten. Sobald das alte Schloß genommen war, hatte er sich auch zu handeln entschieden. Doch er war nicht im Stande gewesen, ohne einigen Verzug seine zerstreuten Verschwörer zu sammeln. Erst in dem Augenblick, wo Lord Wentworth die Bresche verließ, offenbarte sich hinter ihm die innere Bewegung.«

Aber je langsamer diese Bewegung. vorbereitet worden war, desto unwiderstehlicher war sie.

Beim ersten Klange des Hornes stürzten, wie von einem Zauber ergriffen, der Vicomte d'Exmés, Jean und die Hälfte ihrer Leute aus dem Fort von Risbank. Das schwache Detachement, das die Stadt auf dieser Seite bewachte, wurde rasch entwaffnet und das Thor den Franzosen geöffnet.

Dann eilte die ganze Partei der Peuquoy, durch diese Verstärkung gekräftigt und ermutigt, nach der Bresche, wo Lord Derby so ehrenvoll als möglich zu fallen bemüht war.

Als aber diese Empörung den Lieutenant von Lord Wentworth zwischen zwei Feuer nahm, was blieb ihm zu tun übrig? Die französische Fahne war schon mit dem Vicomte d'Exmés in Calais eingedrungen. Die städtische Miliz erhob steh und drohte, selbst den Belagerern die Tore zu öffnen. Lord Derby zog es vor, sich sogleich zu ergeben. Er beschleunigte im Ganzen nur ein wenig den Vollzug der ihm vom Gouverneur hinterlassenen Befehle, und anderthalb Stunden vergeblichen Widerstandes, selbst wenn dieser Widerstand möglich gewesen wäre, milderten die Niederlage nicht und konnten nur eine Vermehrung der Repressalien zur Folge haben.

Lord Derby schickte Parlamentäre an den Herzog von Guise ab.

Das war Alles, was Gabriel und die Peuquoy für den Augenblick

verlangten. Es beunruhigte sie, als sie die Abwesenheit von Lord Wentworth bemerkten. Sie ließen also die Bresche, wo die letzten Schüsse erschollen, und schlugen von einer geheimen Ahnung getrieben mit zwei oder drei ergebenen Soldaten den bekannten Weg zum Hotel des Gouverneurs ein.

Alle Türen waren offen und sie drangen ohne Mühe bis zum Zimmer von Frau von Castro, wohin sie Gabriel fortzog.

Es war Zeit! das geschwungene Schwert des Geliebten von Diana streckte sich im rechten Augenblick über der Tochter von Heinrich aus, um sie vor dem feigsten der Attentate zu behüten.

Der Kampf von Gabriel und dem Gouverneur dauerte ziemlich lang. Die zwei Gegner schienen gleich erfahren in der Fechtkunst. Sie zeigten Beide dieselbe Kaltblütigkeit bei derselben Wut. Ihre Schwerter umrollten sich wie zwei Schlangen und kreuzten sich wie wie Blitze. Durch einen kräftigen Druck des Vicomte d'Exmés entwunden, entschlüpfte indessen nach zwei Minuten der Degen von Lord Wentworth aus dessen Händen.

Lord Wentworth wollte zurückweichen, um den Stoß zu vermeiden, doch er glitschte auf dem Boden aus und fiel.

Der Zorn, der Haß, die Verachtung und alle die heftigen Leidenschaften, welche in dem Herzen von Gabriel goren, ließen darin keinen Raum mehr für die Großmut. Gegen einen solchen Feind hatte er keine Schonung zu beobachten. Er war in einem Augenblick, das Schwert auf seine Brust gezückt, über ihm.

Aufgeregt durch eine so neue Entrüstung, wollte keiner von denen, welche dieser Szene beiwohnten, den rächenden Arm zurückhalten.

Doch Diana von Castro hatte während dieses Kampfes Zeit gehabt, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen.



Als sie ihre beschwerten Augen wieder öffnete, begriff sie sogleich und stürzte zwischen Gabriel und Lord Wentworth.

Durch ein seltsames Zusammentreffen war der letzte Schrei, den sie ohnmächtig hinsinkend ausgestoßen hatte, auch der erste, den sie, als sie wieder zum Bewußtsein kam, hören ließ:

»Gnade!«

Sie bat für denjenigen, welchen sie vergebens angefleht hatte.

Bei dem teuren Anblick von Diana, beim Tone ihrer allmächtigen Stimme, fühlte er nur noch seine Zärtlichkeit und seine Liebe. Die Milde folgte plötzlich in seiner Seele auf die Wut.

»Ihr wollt also, daß er lebe, Diana?« fragte er seine

Vielgeliebte.

»Ich bitte Euch darum«, erwiderte sie, »muß er nicht Zeit haben, zu bereuen.«

»Es seit« sprach der junge Mann, »der Engel rettet den Teufel, das ist seine Rolle.«

Und während er unter seinem siegenden Knie den vor Wut brüllenden Lord Wentworth hielt, sprach er ruhig zu den Peuquoy und den Bogenschützen:

»Ihr Leute, tretet näher und bindet ihn, während ich ihn halte. Dann werft ihn in das Gefängnis seines eigenen Hauses, bis der Herr Herzog von Guise über sein Schicksal entschieden hat.«

»Nein, tötet mich! tötet mich!« rief Lord Wentworth sich sträubend.

»Tut, was ich Euch sage«, sprach Gabriel, ohne loszulassen. »Ich fange an zu glauben, daß ihn das Leben härter bestrafen wird, als der Tod.«

Man gehorchte dem Vicomte d'Exmés, Und Lord Wentworth mochte sich immerhin zerarbeiten, schäumen und schmähen, er wurde in einem Augenblick gebunden und geknebelt. Dann nahmen ihn zwei oder drei Männer in ihre Arme und trugen den Gouverneur von Calais ohne weitere Umstände fort.

Gabriel wandte sich an Jean Peuquoy, in Gegenwart seines Veters, und sagte zu ihm:

»Ich habe in Eurer Anwesenheit Martin-Guerre seine seltsame Geschichte erzählt, und Ihr, mein Freund, besitzt nun die Beweise seiner Unschuld. Ihr habt den grausamen Mißgriff beklagt, der den unschuldigen statt des Schuldigen getroffen, und ich weiß, es ist Euer Wunsch, so schnell als möglich das herbe Leiden zu erleichtern, das er in diesem Augenblick für einen Andern auszustehen hat. Tat mir einen Gefallen . . . «

»Ich errate«, unterbrach ihn der brave Jean Peuquoy. »Nicht wahr, Ihr wollt, daß ich jenen Ambroise Paré aufsuche, der Euren Martin-Guerre retten soll? Ich laufe, und damit er eine bessere Pflege erhält, lasse ich ihn auf der Stelle in unser Haus schaffen, wenn dies ohne Gefahr für ihn geschehen kann.«

Ganz erstaunt schaute und hörte Pierre Peuquoy den Vicomte und seinen Vetter an, als ob er unter der Herrschaft eines

Traumes stünde.

»Kommt, Pierre«, sagte Jean, »Ihr werdet mir helfen. Ah! ja, Ihr staunt, Ihr begreift nicht? Ich will Euch das unter Wegs erklären, und Euch durch meine Überzeugung völlig überzeugen. Ihr werdet, ich kenne Euch, als der Erste das Übel wieder gut machen wollen, das Ihr unwillkürlich begangen habt.«

Nach diesen Worten verbeugte sich Jean Peuquoy vor Diana und Gabriel und ging mit Pierre, der ihn schon befragte, hinaus.

Als Frau von Castro mit Gabriel allein war, fiel sie in einer ersten Bewegung frommen Dankgefühls auf die Knie, erhob die Augen und die Hände zu gleicher Zeit zum Himmel und zu demjenigen, welcher das Werkzeug ihrer Rettung gewesen war, und sprach:

»Mein Gott! sei gepriesen! Sei zweifach gepriesen, daß Du mich gerettet, und daß Du mich für ihn gerettet hast.«

XII.

Geteilte Liebe.

Dann warf sich Diana in die Arme von Gabriel und sprach:

»Und Euch, Gabriel, auch Euch muß ich danken, auch Euch muß ich segnen. In dem letzten Blitze meines Geistes rief ich meinen Schutzengel an, und Ihr seid gekommen. Dank! Dank!«

Oh!« erwiderte er, »wie sehr habe ich gelitten, Diana, seitdem ich Euch nicht mehr gesehen, und wie lange ist es, daß ich Euch nicht gesehen.«

»Und ich!« rief sie.

Sie fingen an, mit wenig dramatischen Längen, man muß es gestehen, sich gegenseitig zu erzählen, was Jedes seinerseits während dieser harten Abwesenheit getan.

Calais, der Herzog von Guise, die Besiegten, die Sieger, Alles war vergessen. Alles Geräusch und alle Leidenschaften, welche die zwei Liebenden umgaben, gelangten nicht mehr zu ihnen. Verloren in ihrer Welt der Liebe und der Trunkenheit, sahen sie, hörten sie die andere traurige Welt nicht mehr.

Wenn man so viele Schmerzen, so viele Schrecknisse ausgestanden hat, schwächt und erweicht sich die Seele gewisser Maßen durch das Leiden und vermag, stark gegen die Marter, dem Glücke nicht mehr zu widerstehen. In dieser lauen Atmosphäre reiner Gemütsbewegungen überließen sich Diana und Gabriel völlig den für sie seit so langer Zeit ungewohnten Süßigkeiten der Ruhe und der Freude.

Auf die stürmische Liebesszene, die wir berichtet haben, folgte nun eine zugleich ähnliche und verschiedene.

»Wie wohl ist einem in Eurer Nähe, Freund« sprach Diana. »Statt der Gegenwart dieses gottlosen Menschen, den ich haßte und dessen Liebe mir bange machte, welche Trunkenheit, Eure beruhigende, teure Gegenwart zu besitzen!«

»Und ich«, versetzte Gabriel, »seit unserer Kindheit, wo wir glücklich waren, ohne es zu wissen, erinnere ich mich nicht, Diana, in meinem armen, viel bewegten, vereinzelt Leben einen

einzigsten Augenblick gehabt zu haben, der diesem zu vergleichen wäre.«

Sie schwiegen eine Minute, in eine gegenseitige Beschauung versunken.

Dann sprach Diana:

»Komm doch hierher und setzt Euch zu mir, Gabriel: solltet Ihr es glauben, Freund? diesen Augenblick, der uns auf eine so unerwartete Weise vereinigt, habe ich sogar in meiner Gefangenschaft geträumt und vorher gesehen. Es schien mir immer, als müßte meine Befreiung von Euch kommen, und in einer äußersten Gefahr wäret Ihr es, mein Ritter, den Gott plötzlich zu meiner Rettung herbeiführen würde?«

»Für mich«, sagte Gabriel, »ist es Euer Geist, Diana, der mich zugleich wie ein Magnet anzog und wie ein Licht leitete. Soll ich es Euch und meinem Gewissen gestehen? obgleich andere mächtige Hebel mich hätten antreiben können, hätte ich doch vielleicht nicht diesen Gedanken gefaßt, Diana, der von mir herrührt, den Gedanken, Calais zu nehmen; ich hätte ihn nicht durch wahrhaft verwegene Mittel ausgeführt, wäret Ihr nicht hier gefangen gewesen, hätte mich nicht der Instinkt der Gefahren, denen Ihr preisgegeben, belebt und ermutigt. Ohne die Hoffnung, Euch beizustehen, und ohne das andere heilige Interesse, das mein Leben gleichfalls verfolgt, wäre Calais noch in der Gewalt der Engländer. Möge mich Gott in seiner Gerechtigkeit nicht dafür bestrafen, daß ich das Gute in interessierten Absichten gewollt und getan habe!«

Der Vicomte d'Exmés dachte in diesem Augenblick an die Szene der Rue Saint-Jacques, an die Selbstverleugnung von Ambroise Paré und an den strengen Glauben des Admirals, der Himmel fordere reine Hände für reine Sachen.

Doch die geliebte Stimme von Diana beruhigte ihn ein wenig, denn sie rief:

»Gott Euch bestrafen, Euch, Gabriel! Gott Euch bestrafen, daß Ihr groß und edelmütig gewesen seid!«

»Wer weiß . . . « sagte er, den Himmel mit einem von einer Art von schwermütiger Ahnung belasteten Blicke befragend.

»Ich weiß es!« versetzte Diana mit ihrem reizenden Lächeln.

Sie war so entzückend, als sie dies sagte, daß Gabriel, von ihrem Glanze getroffen und jedem andern Gedanken entzogen, unwillkürlich ausrief:

»Oh! Ihr seid schön wie ein Engel, Diana.«

»Ihr seid mutig wie ein Held, Gabriel!« sprach Diana.

Sie saßen ganz nahe neben einander; ihre Hände begegneten und drückten sich zufällig. Es fing an Nacht zu werden.

Diana erhob sich, Röte auf der Stirne, und machte einige Schritte im Zimmer.

»Ihr entfernt Euch, Ihr flieht mich, Diana!« sagte traurig der junge Mann.

»Oh! nein«, erwiderte sie, indem sie sich ihm lebhaft näherte.»Bei Euch ist es ein Anderes! ich habe nicht bange, Freund.«

Diana hatte Unrecht, die Gefahr war verschieden, aber es blieb immer noch eine Gefahr, und der Freund war vielleicht nicht minder zu fürchten, als der Feind.

»So ist es gut, Diana!« sprach Gabriel, die weiße, sanfte Hand ergreifend, die sie ihm abermals überließ, »so ist es gut! wir wollen ein wenig glücklich sein, nachdem wir so viel gelitten. Lassen wir unsere Seelen sich entspannen und im Vertrauen und in der Freude ruhen.«

»Ja, es ist wahr, man ist so gut bei Euch, Gabriel!« erwiderte Diana; »vergessen wir einen Augenblick die Welt und das Geräusch« um uns her. Diese köstliche, einzige Stunde wollen wir . . . »Gott gestattet es, glaube ich . . . ohne Unruhe und ohne Furcht genießen. Ihr habt Recht: warum haben wir so viel gelitten!«

Mit einer anmutigen Bewegung, die ihr eigentümlich, legte sie ihren reizenden Kopf auf die Schulter von Gabriel, ihre großen, samtweichen Augen schlossen sich langsam; ihre Haare streiften die Lippen des glühenden jungen Mannes.

Er war es, der nun bebend und verwirrt aufstand.

»Nun?« sagte Diana, indem sie erstaunt ihre schmachttenden Augen wieder öffnete.

Er fiel ganz bleich vor ihr auf die Knie, und seine Hände umschlangen sie.

»Diana, ich liebe Dich!« rief er aus dem Grunde des Herzens.

»Ich liebe Dich, Gabriel!« erwiderte Diana ohne Furcht und gleichsam dem unwiderstehlichen Instinkte ihres Herzens nachgebend.

Wie ihre Gesichter sich näherten, wie ihre Lippen sich vereinigten, wie in diesem Kusse ihre Seelen verschmolzen, Gott allein weiß es; denn es ist gewiß, daß sie selbst es nicht wußten.

Doch Gabriel, der seine Vernunft im Schwindel des Glückes schwanken fühlte, entriß sich Diana und rief mit einem Ausdruck tiefen Schreckens:

»Diana, laßt mich . . . laßt mich fliehen!«

»Fliehen! und warum fliehen?« fragte sie erstaunt.

»Diana . . . Diana . . . wenn Ihr meine Schwester wärt . . . «

»Eure Schwester!« wiederholte Diana vernichtet, niedergeschmettert.«

Wie betäubt durch seine eigenen Worte, hielt Gabriel inne, fuhr mit der Hand über seine glühende Stirne und fragte sich mit lauter Stimme:

»Was habe ich denn gesagt?«

»Ja der Tat, was habt Ihr gesagt!« erwiderte Diana. »Muß ich dieses furchtbare Wort buchstäblich nehmen? was ist der Schlüssel zu diesem schrecklichen Geheimnis? mein Gott! wäre ich wirklich Eure Schwester?«

»Meine Schwester! gestand ich Euch, Ihr wäret meine Schwester!«

»Ah! es ist also Wahrheit!« rief Diana zitternd.

»Nein, nein, es kann nicht die Wahrheit sein! ich weiß sie nicht, wer kann sie wissen . . . Und überdies darf ich Euch von dem Allem nichts sagen, es ist ein Geheimnis, von dem Leben und Tod abhängen, ein Geheimnis, das ich zu bewahren geschworen habe! Oh! himmlische Barmherzigkeit! ich erhielt meine Kaltblütigkeit und meine Vernunft in allen Leiden, unter allen Unglücksfällen. Soll der erste Tropfen des Glückes, der meine Lippen berührt, mich bis zum Irrsinn, bis zum Vergessen meiner Schwüre berauschen?«

»Gabriel«, sprach Frau von Castro mit ernstem Tone, »Gott weiß, daß es nicht leere Neugierde ist was mich bewegt. Doch Ihr

habt mir zu viel oder zu wenig für meine Ruhe gesagt, und müßt nun vollenden.«

»Unmöglich! unmöglich!« rief Gabriel mit einem gewissen Schrecken.

»Und warum unmöglich?« entgegnete Diana. »Etwas in meinem Innern, gibt mir die Versicherung, daß diese Geheimnisse eben so gut mir als Euch gehören, und daß Ihr nicht das Recht habt, sie mir zu verbergen.«

»Das ist richtig«, versetzte Gabriel, »und Ihr habt sicherlich eben so viel Ansprüche auf diese Schmerzen als ich. Doch da ihr Gewicht mich allein niederdrückt, verlangt nicht die Hälfte davon.«

»Doch, doch, ich verlange sie, ich will sie, ich ordere sie, diese Hälfte Eurer Leiden, und um noch mehr zu sagen, Gabriel, mein Freund, ich flehe Euch darum an, werdet Ihr mir sie verweigern?«

»Aber ich habe dem König geschworen«, erwiderte Gabriel voll Angst.

»Ihr habt geschworen?« versetzte Diana; »nun, so haltet aufrichtig Euren Schwur gegen Fremde, gegen Gleichgültige, gegen Freunde sogar, und Ihr werdet wohl daran tun. Aber gegen mich, die ich nach Eurem eigenen Geständnis bei diesem Geheimnis eben so sehr beteiligt bin als Ihr, dürft Ihr gegen mich ein beleidigendes Stillschweigen beobachten? Nein, Gabriel, wenn Ihr einiges Mitleid mit mir habt. Meine Zweifel, meine Unruhe hierüber haben mein Herz schon genug gemartert! In diesem Punkte, wenn leider auch nicht in den übrigen Fällen Eures Lebens, bin ich gewisser Maßen Euer anderes Ich. Sprecht, werdet Ihr meineidig, wenn Ihr in der Einsamkeit Eures Gewissens an Euer Geheimnis denkt? Glaubt Ihr, meine tiefe und aufrichtige, durch so viele Leiden gereifte Seele werde nicht wie die Eure eifersüchtig das Anvertraute, sei sein Inhalt Freude oder Bitterkeit, da es ihr gehört wie Euch, zu bewahren und zu verschließen wissen?«

Die sanfte, liebkosende Stimme von Diana fuhr, die innersten Fiebern des jungen Mannes wie ein gelehriges Instrument bewegend, fort:

»Und dann, Gabriel, da uns das Schicksal in Liebe und in Glück vereinigt zu sein verbietet, wie habt Ihr noch den Mut, die einzige

Gemeinschaft, die uns gestattet ist, die der Traurigkeit zurückzuweisen? Werden wir nicht minder leiden, wenn wir wenigstens mit einander leiden? Seht Ihr! ist es nicht sehr schmerzhaft, zu denken, das einzige Band, das uns vereinigen sollte, trenne uns?«

Da Diana fühlte, daß Gabriel, halb besiegt, dennoch zögerte fügte sie bei:

»Nehmt Euch übrigens in Acht, wenn Ihr hartnäckig schweigt, warum sollte ich nicht wieder die Sprache sprechen, die Euch jetzt, ich weiß nicht warum, so viel Schrecken und Angst verursacht, während Ihr sie im Ganzen einst von meinem Mund und meinem Herzen gelernt habt. Eure Braut hat das Recht, Euch zu wiederholen, daß sie Euch liebe, nur Euch allein liebe. Eure Verlobte vor Gott kann wohl, in ihren keuschen Liebkosungen, so ihren Kopf Eurer Schulter und ihre Lippen Eurer Stirne nähern.«

Doch Gabriel entfernte Diana abermals mit gepreßtem Herzen bebend von sich und rief:

»Nein! habt Mitleid mit meiner Vernunft! Diana, ich flehe Euch an. Ihr wollt also durchaus unser furchtbares Geheimnis ganz und gar wissen? Nun wohl, vor einem möglichen Verbrechen entschlüpft es mir! Diana, Ihr müßt die Worte, die mein Fieber so eben entfallen ließ, buchstäblich nehmen. Diana, Ihr seid vielleicht die Tochter des Grafen von Montgomery, meines Vaters! Ihr seid vielleicht meine Schwester!«

»Heilige Jungfrau!« rief Frau von Castro ganz niedergeschmettert durch diese Offenbarung. »Aber wie kann das sein?«

»Euer reines, ruhiges Leben sollte nie diese Geschichte voll von Schrecken und Verbrechen kennen lernen. Doch leider fühle ich, daß meine Kräfte allein nicht gegen meine Liebe genügen. Ihr müßt mich gegen Euch selbst unterstützen, Diana, und ich werde Euch Alles sagen.«

»Ich höre Euch«, sprach Diana ängstlich, aber aufmerksam.

Gabriel erzählte ihr nun in der Tat Alles: wie sein Vater Frau von Poitiers geliebt und im Angesicht des ganzen Hofes von ihr geliebt zu sein geschienen habe; wie der Dauphin, nunmehr der König, sein Nebenbuhler geworden; wie der Graf von Montgomery eines

Tages verschwunden, und wie Aloyse im Stande gewesen sei, in Erfahrung zu bringen und seinem Sohne zu enthüllen, was mit ihm geschehen. Doch dies wäre Alles, was die Amme wüßte, und da Frau von Poitiers hartnäckig sich weigerte, es zu gestehen, so könnte der Graf von Montgomery allein, wenn er noch lebte, das Geheimnis der Geburt von Diana offenbaren.

Als Gabriel diese traurige Erzählung beendet hatte, rief Diana:

»Das ist gräßlich! Doch was auch der Ausgang sein mag, es wird sich stets ein Unglück am Schlusse unseres Schicksals finden! Bin ich die Tochter des Grafen von Montgomery, so seid Ihr mein Bruder. Bin ich die Tochter des Königs, so seid Ihr der mit Recht aufgebrachte Feind meines Vaters.«

»Nein, Diana«, entgegnete Gabriel, »unser Unglück ist, Gott sei Dank! nicht hoffnungslos. Da ich Euch Alles zu sagen angefangen habe, so werde ich auch vollenden. Ich fühle, daß Ihr Recht habt: dieses Vertrauen hat mich erleichtert, und mein Geheimnis ist im Ganzen nur aus meinem Herzen getreten, um in das Eurige überzugehen.«

Gabriel teilte nun Frau von Castro den seltsamen und gefährlichen Vertrag mit, den er mit Heinrich II. abgeschlossen; er wiederholte ihr das feierliche Versprechen des Königs, dem Grafen von Montgomery die Freiheit zu geben, wenn der Vicomte von Montgomery, nachdem er Saint-Quentin gegen die Spanier verteidigt, Calais den Engländern wieder abnehmen würde.

Calais war aber seit einer Stunde französische Stadt, und Gabriel konnte ohne Eitelkeit glauben, er habe viel zu diesem glorreichen Erfolge beigetragen.

Während er so sprach, zerstreute die Hoffnung allmählich die Traurigkeit auf dem Antlitz von Diana, wie die Morgenröte die Finsternis zerstreut.

Als Gabriel geendigt hatte, sammelte sie sich einen Augenblick nachdenkend, reichte ihm dann die Hand und sprach mit Festigkeit:

»Mein armer Gabriel, es liegt für uns ohne Zweifel in der Vergangenheit und in der Zukunft viel Stoff zum Nachdenken und zum Leiden. Doch bleiben wir nicht hierbei stehen, mein Freund, wir dürfen uns nicht verweichlichen. Ich werde mich meines Teils

stark und mutig wie Ihr und mit Euch zu zeigen bemühen. Das Wesentliche ist gegenwärtig, zu handeln und unser Schicksal auf die eine oder auf die andere Weise zu entwickeln. Unsere Leiden berühren, glaube ich, Ihr Ziel, Ihr habt Eure Verbindlichkeiten gegen den König bereits mehr als erfüllt. Der König wird hoffentlich die seinigen gegen Euch halten. Auf diese Erwartung müssen wir fortan alle unsere Gefühle und alle unsere Gedanken zusammendrängen. Was gedenkt Ihr nun zu tun?«

»Der Herzog von Guise«, antwortete Gabriel, »ist . . . ist jetzt der Vertraute und erhabene Genosse von Allem dem gewesen, was ich unternommen habe. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts getan hätte, er weiß aber auch, daß er ohne mich nichts getan hätte. Er, er allein kann und muß dem König bezeugen, welchen Anteil ich an dieser neuen Eroberung genommen. Ich habe um so mehr Grund von ihm diesen Akt der Gerechtigkeit zu erwarten, als er sich vor kurzem zum zweiten Male feierlich gegen mich anheischig gemacht hat, mir diese Zeugschaft zu leisten. Sogleich werde ich Herrn von Guise an sein Versprechen erinnern, von ihm einen Brief an Seine Majestät verlangen, sodann, da meine Gegenwart hier nicht mehr notwendig ist, auf der Stelle nach Paris abreise . . . «

Während Gabriel noch lebhaft sprach, und Diana, das Auge glänzend von Hoffnung, zuhörte, öffnete sich die Türe und Jean Peugouy erschien ganz bestürzt und entsetzt.

»Nun! was gibt es?« fragte Gabriel unruhig, »geht es schlimmer mit Martin-Guerre?«

»Nein, Herr Vicomte«, antwortete Jean Peugouy. »Durch meine Sorge in unser Haus gebracht, ist Martin-Guerre schon durch Meister Ambroise Paré untersucht worden. Obgleich die Amputation des Beines als notwendig erachtet wird, glaubt doch Meister Paré versichern zu können, Euer mutiger Diener werde die Operation überleben.«

»Eine vortreffliche Kunde!« sprach Gabriel. »Ambroise Paré, ist ohne Zweifel noch bei ihm?«

»Gnädiger Herr«, erwiderte der Bürger traurig, »er ist genötigt gewesen, ihn wegen eines anderen bedeutenderen, verzweifelteren Verwundeten zu verlassen.«

»Wer ist dies denn?« fragte Gabriel die Farbe wechselnd. »Der Marschall Strozzi? Herr von Never?«

»Der Herzog von Guise, der in diesem Augenblick stirbt«, antwortete Jean Peuquoy.

Gabriel und Diana stießen gleichzeitig einen Schrei des Schmerzes aus.

»Und ich sagte, wir berühren das Ziel unserer Leiden!« sprach nach kurzem Schweigen Frau Von Castro. »Oh! mein Gott! mein Gott! mein Gott!«

»Ruft nicht Gott an, Madame« sagte Gabriel mit einem schwermütigen Lächeln. »Gott ist gerecht und straft mit Recht meine Selbstsucht. Ich hatte Calais nur meinem Vater und Euch zu Liebe genommen. Nach Gottes Willen hätte ich es nur für Frankreich nehmen sollen.«

XIII.

Der Balafre.

Nichtsdestoweniger war noch nicht jede Hoffnung für Gabriel und Diana verloren, da der Herzog von Guise im Ganzen noch atmete. Die Unglücklichen hängen sich an die unsicherste Chance, wie die Schiffbrüchigen an irgend ein schwimmendes Brett. Der Vicomte d'Exmés verließ Diana, um selbst zu sehen, wie weit der Schlag ging, der sie in dem Augenblick getroffen, da das Unglück für sie von seiner Strenge nachzulassen schien.

Jean Peuquoy, der ihn begleitete, erzählte ihm unterwegs, was vorgefallen war.

Von den meuterischen Bürgern aufgefordert, sich vor der von Lord Wentworth festgestellten Stunde zu ergeben, schickte Lord Derby Parlamentäre zu dem Herzog von Guise, um über die Kapitulation zu unterhandeln.

Der Kampf dauerte indessen, noch erbitterter in seinen letzten Anstrengungen durch den Zorn der Besiegten und die Ungeduld der Sieger, an mehreren Punkten fort.

Franz von Lothringen, ein eben so unerschütterlicher Soldat als geschickter General, zeigte sich an dem Ort, wo das Gefecht am heißesten und gefahrvollsten zu sein schien.

Dies war eine schon halb genommene Bresche, jenseits eines ganz gefüllten Grabens.«

Zu Pferde und dem von allen Seiten gegen ihn gerichteten Geschoß ausgesetzt, feuerte der Herzog von Guise ruhig die Seinigen durch das Beispiel und das Wort an.

Plötzlich erblickte er über der Bresche die weiße Fahne der Parlamentäre.

Ein stolzes Lächeln schwebte über sein edles Antlitz, denn dies war die entschiedene Einweihung seines Sieges, den er so auf sich zukommen sah.

»Haltet ein!« rief er mitten unter dem Getöse denjenigen, welche ihn umgaben, zu. »Calais ergibt sich. Nieder die Waffen!«

Er hob das Visier seines Helmes auf und trieb sein Pferd, die

Augen auf diese Fahne, das Signal seines Triumphes und des Friedens, gerichtet, einige Schritte vorwärts.

Es fing an dunkel zu werden, und der Tumult hatte noch nicht aufgehört.

Ein englischer Krieger, der wahrscheinlich weder die Parlamentäre gesehen, noch den Ruf des Herzogs von Guise unter dem Lärmen gehört hatte, fiel dem Pferd in die Zügel und machte es zurückweichen, und als der Herzog in der Zerstreuung, ohne nur nach dem Hindernis zu schauen, das ihn aushielt, seinem Pferde die Sporen gab, um weiter zu kommen, stieß ihm der Krieger seine Lanze in den Kopf.

»Man hat mir nicht sagen können«, fuhr Jean Peugouy fort, »man hat mir nicht sagen können, an welcher Stelle des Gesichtes der Herr Herzog von Guise getroffen wurde. doch es unterliegt keinem Zweifel, die Wunde ist furchtbar. Das Holz der Lanze zerbrach und das Eisen blieb in der Wunde stecken. Ohne ein Wort zu sprechen fiel der Herzog, die Stirne vorwärts, auf den Sattelknopf. Es scheint, der Engländer der den unseligen Schlag geführt hatte, wurde von den wütenden Franzosen in Stücke gehauen. Doch dies rettete Herrn von Guise nicht. Ach! man hat ihn als tot vom Platze getragen, und er ist seitdem noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen.«

»Somit gehört Calais nicht einmal uns?« fragte Gabriel.

»Oh! doch wohl«, antwortete Jean Peugouy, »der Herr Herzog von Nevers hat die Parlamentäre empfangen, und als Gebieter die vorteilhaften Bedingungen auferlegt. Doch der Gewinn einer solchen Stadt wird Frankreich kaum für den Verlust eines solchen Helden entschädigen.«

»Mein Gott! Ihr betrachtet ihn schon als gestorben?« sagte Gabriel schauernd.

»Leider! leider!« war Alles, was der Weber den Kopf schüttelnd erwiderte«

»Und wohin führt Ihr mich? Ihr wißt also wohin man ihn gebracht hat.«

»In die Wachstube des neuen Schlosses, sagte zu Meister Ambroise Paré der Mann, der uns das Unselige meldete. Meister Paré lief sogleich dahin. Pierre zeigte ihm den Weg, und ich eilte

zu Euch. um Euch zu benachrichtigen. Ich ahnte, daß dies für Euch von Wichtigkeit wäre, und daß Ihr unter diesen Umständen ohne Zweifel etwas zu tun hättet.«

»Ich habe nur zu verzweifeln wie die Anderen und mehr als die Anderen«, sprach der Vicomte d'Exmés. »Aber«, fügte er bei, »so viel die Nacht die Gegenstände zu unterscheiden erlaubt, däucht mir, wir nähern uns.«

»Hier ist in der Tat das neue Schloß«, sagte Jean Peuquoy.

Bürger und Soldaten, eine ungeheure, gedrängte, bewegte, murmelnde Masse belagerte die Zugänge der Wachstube, wohin man den Herzog von Guise gebracht hatte. Die Fragen, die Vermutungen und die Anmerkungen kreisten in den unruhigen Gruppen wie ein Windhauch zwischen den sonoren Zweigen eines Waldes.

Der Vicomte d'Exmés und Jean Peuquoy hatten große Mühe, durch diese ganze Menge zu dringen und bis zu den Stufen der Wachstube zu gelangen, deren Zugänge eine Abteilung Pikeniere und Hellebardiere besetzt hielt. Einige von ihnen hatten brennende Fackeln in den Händen, welche ihren rötlichen Schimmer auf die beweglichen Massen des Volkes warfen.

Gabriel zitterte, als er bei diesem unsicheren Lichte Ambroise Paré wahrte, der düster, unbeweglich die Stirne gefaltet, unten an den Stufen stand und krampfhaft mit seinen gekreuzten Armen seine bewegte Brust preßte. Tränen des Schmerzes und der Entrüstung funkelten in seinem schönen Auge.

Hinter ihm stand Pierre Peuquoy eben so düster und eben so niedergeschlagen als er.

»Ihr hier; Meister Paré!« rief Gabriel. »Was macht Ihr denn da? Hat der Herr Herzog von Guise noch einen Lebenshauch, so ist Euer Platz an seiner Seite.«

»Ei, das müßt Ihr mir nicht sagen, Herr d'Exmés!« erwiderte lebhaft der Wundarzt, als er die Augen aufschlagend Gabriel erkannte. »Sagt es, wenn Ihr Ansehen bei ihnen habt, diesen einfältigen Wachen.«

»Wie! sie verweigern Euch den Eintritt« fragte Gabriel.

»Ohne etwas hören zu wollen«, sprach Ambroise Paré. »Oh! wenn man bedenkt, daß Gott ein so kostbares Dasein von so

elenden Fatalitäten abhängen läßt!«

»Wir haben Anfangs gebeten«, sagte Pierre Peuquoy dazwischen tretend, »dann haben wir gedroht. Sie erwiderten unsere Bitten mit Gelächter, unsere Drohungen mit Stößen. Meißen Ambroise Paré, der den Eingang erzwingen wollte, ist mit Gewalt zurückgestoßen und, glaube ich, von dem Schaft einer Hellebarde getroffen worden.«

»Das ist ganz einfach!« versetzte Ambroise Paré, mit Bitterkeit; »ich habe weder eine goldene Halskette, noch Sporen; ich besitze nichts als einen raschen Blick und eine sichere Hand.«

»Wartet«, sprach Gabriel, »ich werde Euch wohl Eintritt verschaffen.«

Er schritt aus die Stufen des Wachhauses zu. Aber ein Pikenier versperrte ihm, obgleich sich bei seinem Anblick verbeugend, den Weg.

»Verzeiht«, sagte er ehrfurchtsvoll, »wir haben Befehl erhalten, Niemand hineinzulassen, wer es auch sein mag.«

»Bursche!« versetzte Gabriel, der sich jedoch noch mäßigte, »ist Dein Befehl für den Vicomte d'Exmés, Kapitän bei den Leibwachen Seiner Majestät und Freund von Herrn von Guise?« Wo ist Dein Chef, daß ich mit ihm sprechen kann?«

Gnädiger Herr, er bewacht die innere Türe«, antwortete demütig der Pikenier.

»Ich gehe zu ihm«, sprach mit gebieterischem Tone der Vicomte d'Exmés. »Komm, Meister Paré, folgt mir.«

»Gnädiger, geht hinein, da Ihr es verlangt«, sagte der Soldat. »Aber dieser darf nicht vorbei.«

»Und warum?« fragte Gabriel. »Warum soll der Wundarzt nicht zum Verwundeten gehen?«

»Alle Chirurgen und Ärzte«, erwiderte der Pikenier, »wenigstens diejenigen, welche anerkannt und patentiert sind, hat man zu dem durchlauchtigen Herrn Herzog gerufen. Es fehlt nicht einer, wie man uns sagt.«

»Das ist es gerade, was mich erschreckt«, versetzte Ambroise Paré mit spöttischer Verachtung.

»Dieser hat kein Patent in der Tasche«, fuhr der Soldat fort. »Ich kenne ihn wohl . . . es ist wahr, er hat mehr als einen im

Lager gerettet; doch er ist nicht für die Herzöge gemacht.«

»Nicht so viele Phrasen!« rief Gabriel, ungeduldig mit dem Fuße stampfend. »Ich will, daß Meister Paré mit mir eingelassen wird.«

»Unmöglich, Herr Vicomte.«

»Ich habe gesagt: ›Ich will!‹ Bursche!«

»Bedenkt, daß mir der Befehl Euch ungehorsam zu sein gebietet.«

»Ah!« rief Ambroise Paré, mit schmerzlichen Ausdruck, »der Herzog stirbt vielleicht während dieses lächerlichen Streites.«

Dieser Ruf würde jedes Bedenken von Gabriel beseitigt haben, hätte der ungestüme junge Mann in einem solchen Augenblick noch zögern können.

»Ihr wollt also durchaus, Euch als Engländer behandle?« rief er den Hellebardieren zu. »Desto schlimmer für Euch! das Leben von Herrn von Guise ist wohl zwanzig Existenzen wie die Eurige wert. Wir wollen sehen, ob es Eure Piken wagen, meinen Degen zu berühren.«

Seine Klinge flammte aus der Scheide gezogen wie ein Blitz, und Ambroise Paré nach sich ziehend, stieg er, den Degen hoch, die Stufen des Wachhauses hinauf.

Es lag so viel Drohung in seinem Blick und in seiner Haltung, es lag so viel Ruhe und Macht in dem Blick und der Haltung des Wundarztes, dann hatten die Person und der Wille eines Edelmanns in jener rohen Zeit eine solche Zaubergewalt, daß die Wachen unterwürfig auf die Seite traten und ihre Waffen senkte . . . weniger vor dem Eisen, als vor dem Namen des Vicomte d'Exmés.

»Ei! laßt sie!« rief eine Stimme im Volk. »Sie haben wahrhaftig das Aussehen, als wären sie von Gott gesandt, um den Herzog von Guise zu retten.«

Gabriel und Ambroise Paré gelangten ohne weiteren Widerstand vor die Türe der Wachstube.

In der engen Hausflur, die vor dem großen Saale kam, war noch der Lieutenant der Soldaten, welche außen Wache hielten, mit drei oder vier Mann. Doch ohne anzuhalten, sprach der Vicomte d'Exmés mit einer Stimme, welche keinen Widerspruch

duldete: »Ich bringe dem Herrn Herzog einen neuen Wundarzt.«

Der Lieutenant verbeugte sich und ließ sie ohne Einwendung vorüber.

Gabriel und Ambroise Paré traten ein.

Die Aufmerksamkeit Aller war zu lebhaft und zu grausam anderweitig in Anspruch genommen, als daß man auf ihre Ankunft Acht gegeben hätte.

Das Schauspiel, welches sieh ihnen bot, war in der Tat schrecklich, herzerreißend.

Mitten im Saal lag der Herzog von Guise, auf einem Feldbett immer noch unbeweglich und bewußtlos, das Antlitz mit Blut übergossen, ausgestreckt.

Sein Gesicht war durch und durch zerrissen; das Eisen der Lanze, nachdem es die Wange unter dem rechten Auge durchbohrt hatte, war bis in das Genick unter dem linken Ohr gedrungen, und der zerbrochene Stumpf stand einen halben Fuß aus dem so zerschmetterten Kopf hervor. Die Wunde war furchtbar anzuschauen.

Bestürzt inmitten der allgemeinen Trostlosigkeit, waren um das Bett her zehn bis zwölf Ärzte und Wundärzte versammelt.

Aber sie handelten nicht, sie schauten nur und sprachen.

In dem Augenblick, wo Gabriel mit Ambroise Paré eintrat, sagte einer derselben mit lauter Stimme:

»Nachdem wir uns in Einklang gesetzt haben, sehen wir uns in der schmerzlichen Notwendigkeit, zuzugestehen, daß der Herzog von Guise tödlich, ohne Hoffnung und ohne Rettungsmittel, getroffen ist; denn um eine Chance der Rettung zu haben, müßte man diesen Lanzenstumpf aus dem Kopfe ziehen, und ihn herausziehen hieße den gnädigsten Herrn sicher töten.«

»Ihr wollt ihn also lieber sterben lassen!« rief kühn hinter den Zuschauern der ersten Reihe Ambroise Paré, der von fern mit einem Blick den in der Tat beinahe verzweifelten Zustand des erhabenen Verwundeten, beurteilt hatte.

Der Wundarzt, welcher gesprochen, hob den Kopf empor, um seinen kecken Unterbrecher zu suchen, und als er ihn nicht sah, entgegnete er:

»Welcher Vermessene würde es wagen, seine Hände an dieses

ehrwürdige Antlitz zu legen, wer würde sich der Gefahr bloßstellen, einem solchen Sterbenden den Rest zu geben?»

»Ich«, antwortete Ambroise Paré, die Stirne hoch, in den Kreis der Wundärzte tretend.

Und ohne sich weiter um seine Umgebung und um das Gemurmel des Erstaunens zu bekümmern, das seine Worte erregt hatten, beugte er sich über den Herzog, um seine Wunde mehr von Nahem zu betrachten.

»Ah! es ist Meister Ambroise Paré!« sagte mit Verachtung der Oberwundarzt, als er den Wahnsinnigen erkannte, der eine von der seinigen abweichende Ansicht auszusprechen wagte. »Meister Ambroise Paré vergißt, daß er nicht die Ehre hat, zur Zahl der Wundärzte des Herzogs von Guise zu gehören.«

»Sagt vielmehr, ich sei sein einziger Wundarzt, da ihn seine gewöhnlichen Wundärzte aufgeben«, entgegnete Ambroise Paré, »Übrigens hatte der Herzog von Guise vor wenigen Tagen, als mir eine Operation unter seinen Augen gelang, die Gnade, zu mir zu sagen, und zwar sehr im Ernste, wenn auch nicht offiziell, daß er fortan meine Dienste in Anspruch nehme. Der Herr Vicomte d'Exmés, der hier anwesend ist, kann es bezeugen.«

»Ich erkläre, daß dies die Wahrheit ist«, sprach Gabriel.

Ambroise Paré war schon wieder zu dem scheinbar entseelten Körper des Herzogs zurückgekehrt und untersuchte von Neuem die Wunde.

»Nun?« fragte der Oberwundarzt mit einem ironischen Lächeln, »besteht Ihr, nachdem Ihr die Sache geprüft habt, noch darauf das Eisen aus der Wunde ziehen zu wollen?«

»Nachdem ich geprüft habe, bestehe ich darauf«, erwiderte Ambroise Paré entschlossen.

»Und welcher wunderbar Instrumente gedenkt Ihr Euch zu bedienen?«

»Meine Hände.«

»Ich protestiere feierlich gegen die Entheiligung des Totenkampfes«, rief der wütende Wundarzt.

»Und wir protestieren mit Euch«, riefen beipflichtend alle seine Collegen.

»Habt Ihr ein Mittel, den Prinzen zu retten?« fragte Ambroise

Paré.

»Nein, die Sache ist unmöglich«, sagten Alle.

»Er ist also mir überlassen«, sprach Ambroise Paré, und streckte die Hand über dem Körper aus, als wollte er davon Besitz ergreifen.

»Und wir ziehen uns zurück«, versetzte der Oberwundarzt, der wirklich die Seinigen eine rückgängige Bewegung machen ließ.

»Aber Was wollt Ihr denn tun?« fragte man Ambroise von allen Seiten.

»Der Herzog ist für alle tot«, antwortete er, »ich will handeln, als wenn er tot wäre.«

Bei diesen Worten legte er sein Wamms ab und schlug seine Ärmel zurück.

»Solche Versuche an dem durchlauchtigen Herrn Herzog machen, tamquam in anima vivi!« sagte ein alter Wundarzt; dem dieses Verfahren ein Ärgernis bereitete.

»Ei!« entgegnete Ambroise, ohne den Verwundeten mit den Augen zu verlassen, »ich will in der Tat nicht wie einen Menschen, nicht einmal wie eine niederträchtige Seele, sondern wie eine Sache behandeln. Schaut!«

Kühn setzte er den Fuß auf die Brust des Herzogs.«

Ein Gemurmel, gemischt aus Angst, Zweifel und Drohungen, durchlief die Versammlung.«

»Nehmt Euch in Acht, Meister!« sagte Herr von Nevers, die Schulter von Ambroise Paré berührend.

»Nehmt Euch in Acht. Wenn es Euch mißlingt, stehe ich Euch nicht für den Zorn der Freunde und Diener des Herzogs.«

»Ah!« machte Ambroise Paré, mit einem traurigen Lächeln sich umwendend.

»Ihr wagt Euren Kopf!« sagte ein Anderer. Ambroise Paré schaute zum Himmel empor und sprach dann mit schwermütigem Ernste:

»Es sei, ich werde meinen Kopf wagen und diesen zu retten suchen. Aber man lasse mich wenigstens in Ruhe«, fügte er mit einem stolzen Blick bei.

Alle traten mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Herrschaft des

Genies aus die Seite.

Man hörte in der feierlichen Stille nur noch keuchendes Atemholen.

Ambroise Paris setzte das linke Knie aus die Brust des Herzogs, faßte dann nur mit seinen Nägeln, wie er es gesagt hatte, den Lanzenstumpf und erschütterte ihn Anfangs sachte, und dann immer stärker.

Der Herzog bebte wie unter einem furchtbaren Schmerz.

Die Angst hatte über alle Stirnen der Anwesenden dieselbe Blässe verbreitet.

Ambroise Paré hielt selbst einen Augenblick wie erschrocken inne. Der Angstschweiß befeuchtete seine Stirne. Sogleich aber schritt er wieder zum Werk.

Nach einer Minute, welche länger währte, als eine Stunde, kam das Eisen endlich aus der Wunde.

Ambroise Paré warf es lebhaft fern von sich, und beugte sich rasch über die gähnende Wunde.

Als er sich wieder erhob, erleuchtete ein Blitz der Freude sein Antlitz. Bald aber wurde er wieder ernst; er fiel aus die Knie«, faltete die Hände gegen Gott, und eine Träne des Glückes floß langsam über seine Wange.

Dieser Augenblick war erhaben. Ohne daß der große Wundarzt sprach, begriff man, daß er eine Hoffnung hatte. Die Diener des Herzogs weinten heiße Tränen; Andere küßten hinten das Kleid von Ambroise Paré.

Aber man schwieg, man erwartete sein erstes Wort. Endlich sprach er mit ernstem, obgleich bewegten Ton:

»Ich stehe nun für das Leben des durchlachtigsten Herrn Herzogs von Guise.«

* *
*

Eine Stunde nachher hatte der Herzog von Guise in der Tat das Bewußtsein und die Sprache wieder erlangt.«

Ambroise Paré verband vollends die Wunde und Gabriel stand an der Seite des Bettes, in das der Wundarzt seinen erhabenen Kunden hatte bringen lassen.

»Gabriel«, sagte der Herzog, »ich verdanke Euch also nicht nur die Einnahme von Calais, sondern auch das Leben, da Ihr, beinahe mit Gewalt, Meister Paré zu mir geführt habt.«

»Ja, gnädigster Herr«, sprach Ambroise, »ohne Herrn d'Exmés ließen sie mich nicht einmal in Eure Nähe kommen.«

»Oh! meine zwei Retter« rief Franz von Lothringen.

»Sprecht nicht so viel, ich bitte Euch«, versetzte der Wundarzt.

»Gut, ich schweige, doch noch ein Wort, ein einziges Wort.«

»Was wollt Ihr, gnädigster Herr?«

»Glaubt Ihr, daß die Folgen dieser furchtbaren Wunde weder meiner Gesundheit, noch meinem Geiste nachteilig sein werden?« fragte der Herzog.

»Ich bin dessen sicher, gnädigster Herr«, antwortete Ambroise. »Doch es wird Euch eine Narbe, eine Balafre¹¹ bleiben.«

»Eine Narbe!« rief der Herzog, »oh! das ist nichts, das schmückt eines Kriegers Antlitz und der Beiname Balafre würde mir nicht übel gefallen.«

Man weiß, daß die Zeitgenossen und die Nachwelt der Ansicht des Herzogs von Guise gewesen sind, der fortan der Balafre von seinem Jahrhundert und von der Geschichte genannt wurde.

XIV.

Teilweise Entwicklung.

Wir sind am 8. Januar, am Tage, nachdem Gabriel d'Exmés dem König von Frankreich seine schönste verlorene Stadt Calais, und seinen größten in Gefahr schwebenden Feldherrn, den Herzog von Guise, zurückgegeben hat.

Doch es handelt sich hier nicht mehr um diese Fragen, von denen die Zukunft der Nationen abhängt, es handelt sich ganz einfach um bürgerliche Interessen und Familienangelegenheiten. Von der Bresche vor Calais und von dem Schmerzenslager von Franz von Lothringen gehen wir in die untere Stube des Hauses der Peuquoy.

Hierhin, um Ermattung zu vermeiden, hatte Jean Peuquoy Martin-Guerre bringen lassen; hier hatte am Abend vorher Ambroise Paré mit seinem gewöhnlichen Glück an dem braven Stallmeister die für nötig erachtete Amputation vorgenommen.

So war das, was bis jetzt noch Hoffnung gewesen, Gewißheit geworden; Martin-Guerre würde allerdings ein Krüppel bleiben, doch er würde leben.

Das Bedauern, oder besser gesagt, die Gewissensbisse von Pierre Peuquoy, als er von Jean die Wahrheit erfuhr, zu schildern wäre unmöglich. Dieses strenge, aber redliche Gemüt sollte sich nie einen so grausamen Mißgriff vergeben. Der rechtschaffene Waffenschmied beschwor jeden Augenblick Martin-Guerre, Alles, was er besaß, Arm und Herz, Gut und Leben, von ihm zu fordern oder anzunehmen.

Doch man weiß, daß Martin-Guerre nicht den Ausdruck dieser Reue abgewartet hatte, um Pierre Peuquoy zu verzeihen und, was noch mehr ist, sein Verfahren zu billigen.

Sie standen also aufs Beste mit einander, und man wird nun nicht mehr staunen. wenn man bei Martin-Guerre, der fortan zur Familie gehörte, einen häuslichen Rat dem ähnlich pflegen sieht, welchem wir schon bei der Beschießung beigewohnt haben.

Der Vicomte d'Exmés, der an demselben Abend nach Paris

abreiste, nahm auch an dieser Beratung Anteil, die im Ganzen weniger peinlich für seine mutigen Verbündeten von Risbank war, als die vorhergehende.

Die Wiederherstellung, welche die Ehre der Peuqouy zu verlangen hatte, konnte in der Tat fortan nicht mehr als unmöglich betrachtet werden. Der wahre Martin-Guerre war verheiratet, doch nichts bewies, daß, es der Verführer von Babette ebenfalls war. Man hatte nur den Schuldigen aufzufinden. Das Antlitz von Pierre Peuqouy drückte auch mehr Heiterkeit und Ruhe aus. Das von Jean war im Gegenteil ziemlich traurig, und Babette schien ihrerseits sehr niedergeschlagen.

Gabriel beobachtete Alle stillschweigend und Martin-Guerre war auf seinem Leidensbette ausgestreckt trostlos, daß er nichts Anderes für seine neuen Freunde tun konnte, als ihnen eine sehr schwankende und unsichere Auskunft über die Person seines Sosie zu geben.

Pierre und Jean Peuqouy kamen in diesem Augenblick von Herrn von Guise zurück. Der Herzog hatte nicht länger zögern wollen, den braven patriotischen Bürgern für den glorreichen und wirksamen Anteil zu danken, den sie an der Zurückgabe der Stadt genommen. Gabriel hatte sie aus sein ausdrückliches Verlangen zu ihm geführt.

Pierre Peuqouy erzählte ganz stolz und freudig Babette die Einzelheiten dieser Vorstellung.

»Ja, meine Schwester«, sagte er, »als Herr d'Exmés dem Herzog von Guise unsere Mitwirkung bei dem Allem in sicherlich zu schmeichelhaften und zu sehr übertriebenen Ausdrücken mitgeteilt hatte, ließ sich dieser große Mann herab, Jean und mir seine Zufriedenheit mit einem Wohlwollen und einer Güte auszudrücken, die ich meines Teils nie aus dem Gedächtnis verlieren werde, sollte ich auch hundert Jahre leben. Doch besonders freute und rührte es mich, als er beifügte, er wünsche seinerseits auch uns nützlich zu sein, und mich dann fragte, worin er uns dienen könnte. Du kennst mich, Babette, ich bin nicht eigennützig. Doch weißt Du, welchen Dienst ich mir von ihm zu erbitten gedenke?«

»In der Tat, nein, mein Bruder.«

»Nun wohl, meine Schwester, sobald wir denjenigen gefunden, welcher Dich so unwürdig getäuscht, und wir werden ihn finden, dessen sei sicher! bitte ich Herrn von Guise, mich mit seinem Ansehen zu unterstützen, daß Deine Ehre wiederhergestellt wird. Wir haben weder Macht, noch Reichtum durch uns selbst, und eine solche Unterstützung wird uns vielleicht notwendig sein, um Gerechtigkeit zu erlangen.«

»Und wenn Euch sogar mit dieser Unterstützung die Gerechtigkeit entgeht, Vetter?« fragte Jean.

»Mit Hilfe dieses Armes würde mir wenigstens die Rache nicht entgehen«, erwiderte Pierre voll Energie. »Und dennoch«, fuhr er, die Stimme dämpfend und einen schüchternen Blick auf Martin-Guerre werfend, fort, »dennoch muß ich gestehen, daß es mir bis jetzt mit der Gewalt schlecht gelungen ist.«

Er schwieg und blieb eine Minute nachdenkend. Als er aus dieser träumerischen Zerstreuung wieder erwachte, sah er zu seinem Erstaunen, daß Babette weinte.

»Nun, was gibt es denn, Schwester?« fragte er.

»Ah! ich bin sehr unglücklich!« rief Babette schluchzend.

»Unglücklich! und warum? Die Zukunft erheitert sich, wie mir scheint.«

»Sie verdüstert sich«, erwiderte sie.

»Nein, Alles wird gut gehen, sei unbesorgt«, sprach Pierre Peugouy. »Zwischen einer milden Genugtuung und einer furchtbaren Strafe vermöchte man nicht zu zögern. Dein Liebhaber wird zu Dir zurückkehren, Du wirst seine Frau sein . . . «

»Und wenn ich ihn als Gatten ausschlage?« rief Babette.

Jean Peugouy konnte eine freudige Bewegung, welche Gabriel nicht entging, nicht zurückdrängen.

»Ihn ausschlagen?« versetzte Pierre im höchsten Maße erstaunt. »Aber Du liebst ihn!«

»Ich liebte denjenigen, welcher litt, welcher mich zu lieben schien und mir Achtung und Zärtlichkeit bewies. Doch den, welcher mich hintergangen, belogen hat, welcher mich verläßt, denjenigen, welcher, um mein armes Herz in seine Falle zu locken, die Sprache, den Namen und vielleicht die Kleider eines

Andern angenommen, ah! den hasse und verachte ich.«

»Doch wenn er Dich heiraten würde?« versetzte Pierre Peugouy.

»Er würde mich heiraten«, erwiderte Babette, »weil er dazu gezwungen wäre, oder weil er auf die Gunst des Herzogs von Guise hoffte. Er würde mir seinen Namen aus Furcht oder aus Habgier geben. Nein! nein! nun will ich meinerseits nichts mehr von ihm! Mein guter Bruder, habe Mitleid«, rief Babette in Tränen zerfließend, »zwinge mich nicht, denjenigen zu heiraten, welchen Du selbst einen Elenden, einen Feigen nanntest.«

»Babette, denke an Deine ehrlose Stirne!«

»Lieber will ich einen Augenblick über meine Liebe, als mein ganzes Leben über meinen Gatten zu erröten haben.«

»Babette, denke an Dein vaterloses Kind!«

»Ich glaube, es ist besser für dieses Kind, seinen Vater zu verlieren, der es hassen würde, als seine Mutter, die es anbeten wird. Heiratet sie diesen Menschen, so wird seine Mutter sicherlich vor Scham und Kummer sterben.«

»Babette, Du verschließt also Dein Ohr für meine Vorstellungen und Bitten?«

»Ich flehe Deine brüderliche Liebe und Dein Mitleid an.«

»Nun wohl«, sprach Pierre Peugouy, »meine brüderliche Liebe und mein Mitleid werden Dir mit Schmerz, aber mit Fettigkeit antworten. Da es vor Allem notwendig ist, Babette, daß Du von Anderen und von Dir selbst geachtet lebst, da ich Dich lieber unglücklich, als entehrt sehen wollte, in Betracht, daß Du entehrt zweifach unglücklich wärest, so will ich, Dein Bruder, das Haupt Deiner Familie, ich will, Du verstehst mich wohl? daß Du, wenn er damit einstimmt, denjenigen heiratest, welcher Dich in's Verderben gebracht hat und Dir allein wirklich die Ehre, die er Dir genommen, zurückgeben kann. Das Gesetz und die Religion bewaffnen mich Dir gegenüber mit einem Ansehen, von dem ich im Falle der Not Gebrauch machen werde, das sage ich Dir zum Voraus, um Dich zu dem zu zwingen, was ich als Deine Pflicht gegen Gott, gegen Deine Familie, gegen Dein Kind und gegen Dich selbst halte.«

»Du verurteilst mich zum Tod mein Bruder«, rief Babette mit

bebender Stimme; »gut, ich füge mich, da dies mein Los, meine Strafe ist, da Niemand für mich in's Mittel tritt . . . «

So sprechend schaute sie Gabriel und Jean Peuquoy an, welche Beide schwiegen, dieser, weil er litt, jener, weil er beobachten wollte.

Doch bei dem unmittelbaren Anrufen von Babette vermochte Jean nicht an sich zu halten, und indem er sich an sie wandte, aber mit seinen Worten auf Pierre abzielte, sprach er mit einer ironischen Bitterkeit, welche jedoch nicht in seinem Charakter lag:

»Wer soll für Euch in das Mittel treten, Babette? Ist das, was Euer Bruder fordert, nicht völlig gerecht und weise? Ist seine Art, die Dinge anzusehen, nicht in der Tat bewunderungswürdig! Ihm liegt hauptsächlich die Ehre seiner Familie und die Deinige am Herzen, und was tut er, um diese Ehre zu beschützen? Er zwingt Dich, einen Betrüger zu heiraten. Das ist wunderbar! Es läßt sich nicht leugnen, ist dieser Elende einmal in die Familie eingetreten, so wird er sie ohne Zweifel durch sein Benehmen entehren. Es ist gewiß, daß der hier gegenwärtige Herr Vicomte d'Exmés nicht verfehlen wird, von ihm im Namen Von Martin-Guerre eine strenge Rechenschaft über eine schändliche Unterschlebung der Person zu fordern, was Euch, Babette, wohl als Frau eines abscheulichen Namensdiebes vor die Gerichte führen dürfte. Doch gleichviel! Ihr werdet ihm nicht minder unter dem gesetzlichsten Titel angehören, Euer Kind wird nicht minder der anerkannte, erwiesene Sohn des falschen Martin-Guerre sein. Ihr sterbt vielleicht vor Scham als seine Frau, doch Euer Ruf als Mädchen bleibt unbefleckt in den Augen Aller.«

Jean Peuquoy drückte sich mit einer Wärme und einer Entrüstung aus, welche selbst Babette in Erstaunen setzte.

»Ich erkenne Euch nicht wehrt« sagte Pierre voll Verwunderung. »Ihr sprecht so gemäßigt, so ruhig . . . «

»Weil ich ruhig und gemäßigt bin«, erwiderte Jean, »weil ich die Lage besser durchschaue, in die Ihr uns heute unbedachtsam bringen wollt.«

»Glaubt Ihr denn«, erwiderte Pierre Peuquoy, »ich würde die Ehrlosigkeit leichter hinnehmen, als die Schande meiner Schwester? Nein, finden wir den Verführer von Babette, so hoffe

ich, daß sein Betrug im Ganzen nur uns und Martin-Guerre Nachtheil gebracht hat, und in diesem Falle rechne ich auf die Ergebenheit des vortrefflichen Martin, daß er von einer Klage absteht, welche zugleich unschuldige und den Schuldigen treffen würde.«

»Oh!« rief Martin-Guerre von seinem Bette aus, »ich habe kein rachgieriges Gemüt und will nicht den Tod des Sünders. Er bezahle Euch seine Schuld, und er ist quitt gegen mich.«

»Das ist herrlich für die Vergangenheit«, entgegnete Jean Peuquoy, der von der Milde des Stallmeisters nur mittelmäßig erbaut zu sein schien, »aber die Zukunft? wer wird uns für die Zukunft stehen.«

»Ich, der ich über sie wachen werde«, sprach Pierre. »Der Gatte von Babette kommt nicht aus meinen Augen, er muß ein ehrlicher Mann bleiben und einen geraden Weg gehen, wenn nicht . . . «

»So wollt Ihr selbst Gerechtigkeit üben?« unterbrach ihn Jean. »Es wird wohl Zeit dazu sein! mittlerweile wird aber Babette immer geopfert bleiben.«

»Ei, ei! ist die Lage schwierig, so unterziehe ich mich derselben, ich habe sie nicht gemacht«, rief Pierre voll Ungeduld. »Habt Ihr, der Ihr sprecht, einen andern Ausgang gefunden, als den, welchen ich vorschlage?«

»Ja gewiß, es gibt einen andern Ausgang«, versetzte Jean Peuquoy.

»Welchen?« fragten gleichzeitig Pierre und Babette, und Pierre, man muß es sagen, mit eben so viel Eifer als seine Schwester.«

Der Vicomte d'Exmés schwieg immer noch, doch er verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

»Nun wohl« sprach Jean Peuquoy »dürfte sich nicht ein ehrlicher Mann finden, der, mehr gerührt als erschrocken über das Unglück von Babette, einwilligt, ihr seinen Namen zu geben?«

Pierre schüttelte mit einer ungläubigen Miene den Kopf und erwiderte:

»Hoffen wir das nicht. Um so die Augen zu schließen, müßte er verliebt, oder feig sein. In allen Fällen wären wir verbunden, in unser schmerzliches Geheimnis Fremde, Gleichgültige

einzuweihen; und obgleich Herr d'Exmés und Martin ergebene Freunde für uns sind, bedaure ich doch, daß die Umstände ihnen das enthüllt haben, was nie hätte aus der Familie kommen sollen.«

Jean Peugouy erwiderte mit einer Erschütterung, die er vergebens zu verbergen suchte:

»Ich würde Babette keinen Feigen zum Gatten vorschlagen, doch, Pierre, ist Eure Voraussetzung nicht gleichmäßig zulässig? Wenn Einer meine Base liebte, wenn ihn die Ereignisse von dem Fehler, zugleich aber auch von der Reue unterrichtet hätten, und wenn er entschlossen wäre, um sich eine glückliche und ruhige Zukunft zu sichern, eine Vergangenheit zu vergessen, welche Babette gewiß durch Tugenden tilgen würde . . . wenn dies wäre, was würdet Ihr sagen, Pierre? Babette, was würdet Ihr sagen?«

»Oh! das ist nicht möglich! das ist ein Traum!« rief Babette, deren Augen sich dennoch von einem Strahle der Hoffnung erleuchteten.

»Solltet Ihr einen solchen Mann kennen, Jean?« sagte Pierre Peugouy, der etwas positiver zu Werke ging. »Oder ist es nicht vielmehr von Eurer Seite nur eine Hypothese und, wie Babette sagt, ein Traum?«

Bei dieser bestimmten Frage zögerte, stammelte, zitterte Jean Peugouy.

Er bemerkte nicht die stillschweigende, tiefe Aufmerksamkeit, mit der Gabriel jeder seiner Bewegungen folgte, er war ganz vertieft in die Anschauung von Babette, welche, bebend und die Augen zu Boden geschlagen, von einer Erschütterung ergriffen zu sein schien, von der der brave Weber, wenig erfahren in solchen Dingen, nicht wußte, wie er sie sich deuten sollte.

Er entschloß sich nicht zu einer für seine Wünsche günstigen Verdolmetschung, denn mit kläglichem Tone antwortete er auf die unmittelbare Frage seines Veters:

»Ah! Pierre, es ist wahrscheinlich, ich gestehe es, daß das, was ich sagte, nur ein Traum war: Es könnte in der Tat für die Verwirklichung meines Traumes nicht genügen, daß Babette innig geliebt würde, sie müßte auch ein wenig lieben; sonst wäre sie abermals unglücklich. Derjenige aber, welcher so von Babette

sein Glück um den Preis des Vergessens erkaufen würde, hätte sich ohne Zweifel seinerseits einen Nachtheil verzeihen zu lassen und wäre wahrscheinlich weder jung, noch schön, noch liebenswürdig. Es hat also keinen Anschein, daß Babette selbst seine Frau zu werden einwilligen würde, und deshalb war Alles, was ich gesagt habe, wie ich befürchte, nur ein Traum.«

»Ja, es war ein Traum« sprach traurig Babette«, doch nicht aus den Gründen, die Ihr genannt habt, mein Vetter. Den Mann, der edelmütig genug wäre, mir mit einer solchen Ergebenheit beizustehen, müßte ich, und wäre er der verwelkte und verdrießlichste Greis, jung finden, denn seine Handlung würde von einer Seelenfrische zeugen, die man mit zwanzig Jahren nicht immer hat; ich müßte ihn schön finden, denn so gute und mildherzige Ansichten können nur einen edlen Ausdruck einem Gesicht verbreiten; ich müßte ihn endlich liebenswürdig finden, denn er hätte mir den größten Beweis von Liebe gegeben, den eine Frau empfangen kann. Es wäre daher meine Pflicht und meine Freude, ihn mein Leben lang von ganzem Herzen zu lieben, und das wäre ganz einfach. unmöglich und unwahrscheinlich aber ist es, eine Selbstverleugnung wie die, von der Ihr sprach, mein Vetter, für ein armes Mädchen, wie ich, ohne Schönheit und ohne Ehre zu finden. Es gibt vielleicht Männer; welche groß und mild genug sind, um den Gedanken eines solchen Opfers zu fassen, und das ist schon viel, aber mit der Überlegung würden die Einen zweifeln, die Andern im letzten Augenblick zurückweichen, und ich würde von meiner Hoffnung wieder in meine Verzweiflung versinken. Dies, mein guter Jean, sind die wirklichen Gründe, aus denen Ihr gesagt habt, es wäre nur ein Traum.«

»Und wenn es dennoch die Wahrheit wäre?« sprach plötzlich Gabriel sich erhebend.

»Wie? was sagt Ihr?« rief Babette Peuquoy ganz erschüttert.

»Ich sage, Babette«, erwiderte Gabriel, »daß dieser ergebene, dieser edle Mann lebt.«

»Ihr kennt ihn?« fragte Pierre ganz erschüttert.

»Ich kenne ihn«, antwortete lächelnd der junge Mann. »Er liebt Euch in der tat, Babette, aber mit einer eben so väterlichen als zärtlichen Zuneigung, mit einer Zuneigung, welche gern

beschützt, vergibt. Ihr könnt auch ohne Hintergedanken sein Opfer annehmen, in das sich keine Verachtung mischt, und das nur durch das zarteste Mitleid und durch die aufrichtigste Ergebenheit hervorgerufen wird. Überdies werdet Ihr eben so viel geben, als Ihr empfangt, Babette, Ihr werdet die Ehre empfangen, aber Ihr werdet das Glück geben; denn derjenige, welcher Euch liebt, ist allein, vereinzelt in der Welt, ohne Freude, ohne Interessen, ohne Zukunft, und Ihr werdet ihm dies Alles bringen und macht ihn, wenn Ihr ihn annehmt, heute eben so glücklich, als er Euch eines Tags glücklich machen wird . . . ist es nicht wahr, Jean Peuquoy?»

»Aber . . . herr Vicomt . . . ich weiß nicht«, stammelte Jean Peuquoy, zitternd wie Laub.«

»Ja, Jean«, fuhr Gabriel stets lächelnd fort, »ja, Ihr wißt vielleicht Eines in der Tat nicht: daß Babette ihrerseits für denjenigen, welcher sie liebt, nicht nur eine tiefe Achtung, nicht nur eine innig gefühlte Dankbarkeit, sondern auch eine fromme Zärtlichkeit hegt. Babette hat, wenn nicht erraten, doch wenigstens unbestimmt die Liebe geahnt, deren Gegenstand sie war, und sie fühlte sich dadurch zuerst in ihren eigenen Augen erhoben, sodann gerührt und endlich glücklich. Seitdem hat sie eine so heftige Abneigung gegen den Elenden gefaßt, der sie hintergangen. Deshalb flehte sie so eben ihren Bruder auf den Knien an, sie nicht mit dem Mann zu verbinden, den sie nur gleichsam aus einem Irrtum, in Folge einer Art von Überrumpelung geliebt hat, und den sie heute in voller Zuneigung für den, welcher sie retten will, verabscheut . . . Täusche ich mich, Babette . . . «

»In Wahrheit . . . Gnädiger Herr . . . ich weiß nicht . . . « erwiderte Babette, bleich wie Schnee.

»Die Eine weiß nicht, der Andere weiß nicht«, versetzte Gabriel. »Wie! Babette, wie! Jean, Ihr wißt nichts von Eurem eigenen Innern, Ihr kennt Eure eigenen Gefühle nicht? Geht doch, das ist unmöglich! Ich offenbare Euch nicht, Babette, daß Jean Euch liebt! Jean, Ihr vermutetet vor mir, Ihr wäret von Babette geliebt!«

»Ist Es möglich« rief Pierre Peuquoy entzückt; »nein, das wäre zu viel Freude!«

»Ei? seht sie!« sagte Gabriel zu ihm.

Babette und Jean hatten sich noch unentschlossen und halb ungläubig angeschaut.

Dann las Jean in den Augen von Babette eine so glühende Dankbarkeit und Babette in den Augen von Jean eine so rührende Bitte, daß sie mit einem Male überzeugt waren.

Ohne daß sie wußten, wie es geschah, lagen sie einander in den Armen.

Pierre Peuquoy hatte in seinem Entzücken nicht die Kraft, ein Wort zu sprechen, doch er drückte Jean auf eine Weise die Hand, welche beredter war, als alle Sprachen der Welt.

Martin-Guerre, hatte sich auf jede Gefahr aufgesetzt und schlug, Tränen in den Augen, ganz begeistert bei dieser unerwarteten Entwicklung in die Hände.

Als dieser erste Freudenrausch vorüber war, sprach Gabriel:

»Dies ist also abgeschlossen, Jean Peuquoy heiratet Babette so bald als möglich, und ehe sie sich bei ihrem Bruder einrichten, bringen sie einige Monate bei mir in Paris zu. So wird das Geheimnis von Babette, die traurige Ursache dieser glücklichen Heirat, begraben in der Brust der fünf Redlichen sterben, welche hier gegenwärtig sind; ein Sechster könnte dieses Geheimnis verraten; doch dieser, wenn er sich nach dem Schicksale von Babette erkundigte, was sehr zweifelhaft ist, sollte sie nicht lange beunruhigen, dafür stehe ich Euch! Meine guten und teuren Freunde, Ihr könnt fortan ruhig und zufrieden leben und Euch in voller Sicherheit der Zukunft überlassen.«

»Mein edler, mein hochherziger Gast!« rief Pierre Peuquoy, Gabriel die Hand küssend.

»Euch«, sprach Jean, »Euch allein verdanken wir unser Glück, gerade wie der König Euch Calais verdankt.«

»Und jeden Tag, jeden Morgen und jeden Abend werden wir glühend für unsern Retter zu Gott beten.«

»Ja, Babette!«, sprach Gabriel bewegt, »ich danke Euch für diesen Vorsatz: betet zu Gott, damit Euer Retter sich nun selbst retten kann.«

XV.

Glückliche Vorzeichen.

»Oh!« erwiderte Babette Peuquoy auf den schwermütigen Zweifel von Gabriel, »gelingt Euch nicht Alles, was Ihr unternimmt? Bei der Verteidigung von Saint-Quentin und der Einnahme von Calais, wie bei dem Schlusse der Heirat der armen Babette?«

»Ja, es ist wahr«, versetzte Gabriel mit einem traurigen Lächeln, »Gott gestattet, daß die unüberwindlichsten und furchtbarsten Hindernisse meines Pfades sich wie durch einen Zauber vor mir zerstreuen. Doch leider ist dies kein Grund, zu glauben, ich berühre das ersehnte Ziel.«

»Ah!« entgegnete Jean Peuquoy, »Ihr habt zu viel Glückliche gemacht, um nicht selbst am glücklichen Ziele zu sein.«

»Ich nehme dieses Vorzeichen an, Jean«, sprach Gabriel, »und nichts kann für mich eine günstigere Vorbedeutung sein, als daß ich meine Freunde in Calais im Frieden und in der Freude zurücklasse. Doch Ihr wißt, ich muß nun von Euch scheiden, vielleicht um dem Schmerz und den Tränen entgegenzugehen! Lassen wir wenigstens keine Sorge zurück und ordnen wir Alles wohl an, was uns interessiert.«

Man bestimmte nun den Tag der Hochzeit, der Gabriel zu seinem großen Bedauern nicht beiwohnen sollte, und sodann den Tag der Abreise von Jean und Babette nach Paris.

»Es kann sein«, sprach Gabriel traurig, »daß Ihr mich nicht in meinem Hotel findet, um Euch zu empfangen. Diese Vorhersehung wird sich hoffentlich nicht verwirklichen; doch ich werde vielleicht genötigt sein, mich auf einige Zeit von Paris und von Hof zu entfernen. Gleichviel! kommt immerhin. Aloyse, meine gute Amme, wird Euch an meiner Stelle empfangen, als ob ich es selbst täte. Denkt zuweilen mit ihr an Euren abwesenden Wirt.«

Martin-Guerre mußte wider seinen Willen in Calais bleiben. Ambroise Paré hatte erklärt, seine Wiedergenesung werde lange dauern und verlange die größte Sorgfalt und die größte Schonung. Daß Martin darüber ärgerlich war, nützte ihm nichts, er

mußte sich fügen.

»Doch sobald Du geheilt bist, mein Treuer«, sprach der Vicomte d'Exmés zu ihm, »komm sogleich nach Paris, und ich werde, was auch geschehen mag, mein Versprechen halten und Dir Deinen seltsamen Verfolger ausliefern. Ich bin nun hierzu doppelt verpflichtet.«

»Oh! gnädiger Herr, denkt an Euch und nicht an mich«, sagte Martin-Guerre.

»Jede Schuld soll bezahlt werden«, sprach Gabriel. »Doch Gott befohlen, meine Freunde, die Stunde schlägt, und ich muß zu Herrn Guise zurückkehren. Ich habe ihn in Eurer Gegenwart um eine Gnade gebeten, die er mir hoffentlich bewilligen wird, wenn ich ihm bei diesen leichten Ereignissen nützlich sein konnte.«

Doch die Peugouy wollten den Abschied von Gabriel nicht so annehmen. Sie würden ihn um drei Uhr an dem Pariser Tore erwarten, um ihm Lebewohl zu sagen und ihn noch einmal zu sehen.

Martin-Guerre allein trennte sich in diesem Augenblick von seinem Herrn, nicht ohne Bedauern und nicht ohne Kammer; doch Gabriel tröstete ihn ein wenig durch einige von den guten Worten, die er so trefflich zu finden wußte.

Eine Viertelstunde nachher wurde der Vicomte Ermés bei dem Herzog von Guise eingeführt.

»Seid Ihr da, Ehrgeiziger«, sagte lachend Franz von Lothringen, als er ihn eintreten sah.

»Mein ganzer Ehrgeiz bestand darin, daß ich Euch mit meinen besten Kräften zu unterstützen suchte, gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel.

»Oh! hier seid Ihr nicht mit Ehrgeiz zu Werke gegangen«, versetzte der Balafré. (Wir können nun dem Herzog diesen Namen oder vielmehr diesen Titel geben.)

»Ich nenne Euch ehrgeizig, Gabriel«, fuhr er heiter fort, »wegen der zahlreichen und maßlosen Bitten, die Ihr an mich gerichtet habt, ohne daß ich weiß, ob ich ihnen werde entsprechen können!«

»Ich habe sie in der Tat mehr nach Eurer Großmut, als nach meinen Verdiensten ermessen, gnädigster Herr«, sprach Gabriel.

»Ihr habt eine schöne Meinung von meiner Großmut!« erwiderte der Herzog von Guise mit sanftem Spott. »Ich mache Euch zum Richter, Herr von Vaudemont«, sagte er zu einem Herrn, der an seinem Bette saß und ihm in diesem Augenblick einen Besuch abstatten. »Ich mache Euch zum Richter und Ihr werdet beurteilen, ob es erlaubt ist, einem Fürsten solche armselige Gesuche vorzutragen.«

Nehmt an, ich habe mich schlecht ausgedrückt, gnädigster Herr«, entgegnete Gabriel, »ich habe meine Bitten nur nach meinen Verdiensten ermessen und nicht nach Eurer Großmut.«

»Abermals falsch gesprochen!« sagte der Herzog; »denn Euer Wert steht hundertmal über meiner Macht. Doch vernehmt ein wenig, Herr von Vaudemont, welche unerhörte Gunstbezeugungen der Vicomte Ermés von mir verlangt.«

»Ich erkläre zum Voraus, gnädigster Herr«, sagte der Marquis von Vaudemont, »sie werden immer noch zu gering sowohl für Euch als für ihn sein. Doch nennt sie mir.«

»Erstens«, antwortete der Herzog von Guise, »verlangt Herr d'Exmés von mir daß ich die kleine Truppe, die er für eigene Rechnung angeworben hat, mit mir nach Paris nehme, bis dahin aber nach meinem Belieben verwende. Er behält nur vier Leute zu seinem Gefolge bis Paris. Und diese Mutigen, die er mir so unter dem Vormund, sie mir zu empfehlen, leiht, sind keine andere Menschen, Herr von Vaudemont, als die eingefleischten Teufel, die mit ihm durch eine titanische Erkletterung das unüberwindliche Fort von Risbank genommen haben. Sprecht nun, wer von uns leistet dem andern hierbei einen Dienst, Herr d'Exmés oder ich?«

»Ich muß gestehen, daß es Herr d'Exmés ist«, antwortete der Marquis von Vaudemont.

»Und meiner Treue! ich nehme diese neue Verbindlichkeit an«, sprach heiter der Herzog von Guise. »Ich werde Eure acht Braven nicht durch zu viel Muße verderben, Gabriel. Sobald ich aufstehen kann, führe ich sie mit mir vor Ham; denn ich will diesen Engländern nicht einen Zoll breit Land in unserem Frankreich lassen. Malemort selbst, der ewig Verwundete, soll mitkommen. Meister Paré hat ihm versprochen, er würde in derselben Zeit, wie ich, geheilt werden.«

»Das würde ihn sehr glücklich machen, gnädigster Herr«, sagte Gabriel.

»Somit ist also eine erste Gnade bewilligt und zwar ohne zu große Anstrengung von meiner Seite. Als zweite Verbindlichkeit erinnert mich Herr d'Exmés daran, daß sich hier in Calais Frau Diana von Castro, die Tochter des Königs, befindet; Ihr kennt sie, Herr von Vaudemont, die Engländer haben sie hier gefangen gehalten. Unter den vielen Geschäften, mit denen ich überhäuft bin, läßt mich der Vicomte d'Exmés zu rechter Zeit daran denken, daß ich dieser Dame von königlichem Blut den Schutz und die Ehre, woraus sie Anspruch zu machen hat, sichern muß. Ist dies nicht abermals ein Dienst, den mir Herr Ermés leistet, ja oder nein?«

»Ohne allen Zweifel«, antwortete der Marquis von Vaudemont.

»Dieser zweite Punkt ist also geordnet«, sprach der Herzog von Guise. »Meine Befehle sind schon gegeben, und obgleich ich für einen ziemlich schlechten Höfling gelte, halte ich doch zu fest an meinen Pflichten als Edelmann gegen die Damen, um die durch die Person und den Rang von Frau von Castro gebotenen Rücksichten zu vergessen. Frau von Castro wird, wann und wie es ihr beliebt, durch eine schickliche Escorte nach Paris begleitet werden.«

Gabriel verbeugte sich statt jedes Dankes vor dem Herzog; er befürchtete, das Interesse und das Gewicht, das er auf dieses Versprechen legte, durchblicken zu lassen.

»Drittens«, fuhr der Herzog von Guise fort, »drittens ist der englische Gouverneur dieser Stadt vom Vicomte d'Exmés zum Gefangenen gemacht worden. In der Lord Derby bewilligten Kapitulation machten wir uns anheischig, ihn gegen Lösegeld anzunehmen. Doch Herr d'Exmés, dem Gefangener und Lösegeld gehören, erlaubt uns noch großmütiger zu verfahren. Er verlangt in der Tat die Vollmacht, Lord Wentworth nach England zurückzuschicken, ohne daß er irgend einen Preis für seine Freiheit zu bezahlen hat. Wird uns diese Handlung unserer Höflichkeit nicht jenseits des Canals große Ehre machen, und leistet uns Herr d'Exmés nicht somit einen wahren Dienst?«

»Noch der edlen Art und Weise, wie der gnädigste Herr die Sache versteht, ist dies gewiß«, sprach Herr von Vaudemont.

»Seid zufrieden, Gabriel«, fuhr der Herzog fort, »Herr von d'Exmés ist in Eurem und in meinem Auftrag abgegangen, um Lord Wentworth zu befreien und ihm seinen Degen zurückzugeben. Sobald er es wünscht, kann er abreisen.«

»Ich danke Euch, gnädigster Herr«, sprach Gabriel, »doch haltet mich nicht für so großmütig. Ich bezahle nur meine Schuld für das artige Benehmen von Lord Wentworth gegen mich, als ich selbst sein Gefangener war, und will ihm zugleich eine Biedermanns-Lection geben, deren Vorwurf und stillschweigende Anspielung er verstehen wird, wie ich hoffe.«

»Ihr habt mehr als jeder Andere das Recht, bei diesen Fragen streng zu sein«, sagte der Herzog von Guise mit ernstem Tone.

»Nun, gnädigster Herr«, sprach Gabriel, als er voll Unruhe sah, daß seine Hauptsorge von Franz von Lothringen mit Stillschweigen übergegangen wurde, »erlaubt mir, Euch nun an das zu erinnern, was Ihr mir am Vorabend der Einnahme des Fort von Risbank zu versprechen die Gnade hattet.«

»Wartet doch, ungeduldiger junger Mann«, rief der Balafre. »Auch den drei ungeheuren Diensten, die ich Euch leiste und die Herr von Vaudemont bestätigt hat, steht mir wohl das Recht zu, einen von Euch zu fordern. Ich bitte Euch also, da Ihr morgen nach Paris abreist, die Schlüssel von Calais mitzunehmen und dem König zu überreichen.«

»Oh! gnädigster Herr«, unterbrach ihn Gabriel mit einem Erguß der Dankbarkeit.

»Ich denke, das wird Euch nicht zu sehr belästigen«, fügte der Herzog bei. »Ihr seid schon an solche Botschaften gewöhnt, Ihr, der Ihr mit der Überbringung der Fahnen unseres Feldzugs in Italien beauftragt wart.«

»Oh! Ihr wisst die Wohltaten durch die freundliche Weise, wie Ihr sie erteilt, zu verdoppeln, gnädiger Herr!« rief Gabriel entzückt.

»Mehr noch«, fuhr der Herzog von Guise fort, »Ihr übergeht Seiner Majestät bei derselben Gelegenheit eine Abschrift von der Kapitulation und diesen Brief, der ihm unsern Sieg Verkündigt, und den ich, trotz der Gebote von Meister Ambroise Paré, diesen Morgen ganz mit eigener Hand geschrieben habe. Doch«, fügte er mit einer bezeichnenden Miene bei, »ohne Zweifel hätte Niemand

mit so viel Ansehen wie ich Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen und Gerechtigkeit verschaffen können, Gabriel. Ich hoffe, Ihr werdet mit mir und folglich mit dem König zufrieden sein. Nehmt, mein Freund, hier ist der Brief, hier sind die Schlüssel. Ich brauche Euch nicht Sorgfalt zu empfehlen.«

»Und ich, gnädigster Herr, ich brauche Euch nicht zu sagen, daß ich Euch gehöre auf Leben und Tod!« rief Gabriel mit bewegter Stimme.

Er nahm das Kistchen von geschnitztem Holz und den gesiegelten Brief, den ihm der Herzog von Guise reichte. Es waren kostbare Talismanne, die ihm vielleicht die Freiheit seines Vaters und sein eigenes Glück eintragen würden.

»Nun halte ich Euch nicht mehr zurück«, sagte der Herzog von Guise. »Ihr habt ohne Zweifel Eile, abzureisen und, nicht minder glücklich als Ihr, fühle ich nach diesem bewegten Morgen eine Müdigkeit, die mir gebieterischer als Meister Paré einige Stunden Ruhe verordnet.«

»Gott befohlen, und abermals meinen Dank, gnädigster Herr«, sagte der Vicomte d'Exmés.

In diesem Augenblick trat ganz bestürzt Herr von Thermes ein, den der Herzog von Guise zu Lord Wentworth abgeschickt hatte.

»Ah!« sagte der Herzog, als er ihn erblickte, »unser Botschafter bei dem Sieger wird nicht abgehen, ohne unsern Botschafter bei dem Besiegten gesehen zu haben. Doch was gibt es, Herr von Thermes? Ihr scheint ganz betrübt?«

»Ich bin es auch, Monseigneur«, antwortete Herr von Thermes.

»Wir? was ist vorgefallen?« fragte der Balafré, »Ist Lord Wentworth . . . ?«

»Lord Wentworth, dem ich Eurem Befehl gemäß seine Freiheit ankündigte und seinen Degen zurückgab, nahm diese Gunst kalt und ohne ein Wort zu sagen an. Ich verließ ihn erstaunt über dieses sonderbare Benehmen, als mich ein gewaltiges Geschrei zu ihm zurückrief. Den erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war, daß er sich den Degen, den ich ihm übergeben hatte, durch den Leib rannte. Er starb auf der Stelle, und ich habe nur seinen Leichnam wiedergesehen.«

»Ah!« rief der Herzog von Guise, »die Verzweiflung über seine

Niederlage wird ihn zu diesem äußersten Entschluß angetrieben haben. Denkt Ihr das nicht auch, Gabriel? Das ist ein wahres Unglück!«

»Nein, gnädigster Herr«, entgegnete Gabriel mit traurigem Ernste, »nein, Lord Wentworth hat sich nicht getötet, weil er besiegt worden ist.«

»Wie! aus welcher Ursache denn?« fragte der Balafgré.

»Erlaubt mir, Euch diese Ursache zu verschweigen, gnädigster Herr«, antwortete der Vicomte d'Exmés. »Ich hätte dieses Geheimnis beim Leben von Lord Wentworth bewahrt, und werde es auch bei seinem Grab bewahren. Doch vor diesem stolzen Tod«, fuhr Gabriel die Stimme dampfend fort, »kann ich Euch, gnädigster Herr, anvertrauen, daß ich an seiner Stelle gehandelt hätte, wie er gehandelt hat. Ja, Lord Wentworth hat wohl getan! denn hätte er auch nicht vor mir zu erröten gehabt, so ist schon das Gewissen eines Edelmanns ein hinreichend lästiger Zeuge, daß man ihm um jeden Preis Stillschweigen auferlegen muß, und wenn man dem Adel eines edlen Landes angehört, so gibt es ein unseliges Fallen, von dem man sich nur erhebt, wenn man in den Tod sinkt.«

»Ich verstehe Euch, Gabriel«, sprach der Herzog von Guise.«
»Wir haben Lord Wentworth nur noch die letzte Ehre zu erweisen.«

»Er ist derselben nun würdig«, erwiderte Gabriel, »und während ich bitter dieses notwendige Ende beklage, ist es mir nichtsdestoweniger lieb, daß ich bei meinem Abgange denjenigen, dessen Gast ich in dieser Stadt gewesen bin, wieder schätzen und beweinen kann.«

Als Gabriel nach einigen Augenblicken vom Herzog von Guise unter erneuertem Dank Abschied genommen hatte, ging er geraden Wegs nach dem ehemaligen Hotel des Gouverneur, wo Frau von Castro noch verweilte.

Er hatte Diana seit dem vorhergehenden Tage nicht gesehen; doch sie hatte schnell und mit ganz Calais den glücklichen Dazwischentritt von Ambroise Paré und die Rettung des Herzogs von Guise erfahren. Gabriel fand sie daher beruhigt.

Die Liebenden sind abergläubisch, und diese Ruhe seiner

Vielgeliebten tat ihm wohl.

Diana war natürlich noch viel zufriedener, als ihr der Vicomte d'Exmés mitteilte, was zwischen dem Herzog von Guise und ihm vorgefallen war, und ihr den Brief und das Kästchen zeigte, das er durch so viele und so große Gefahren erkaufte hatte.

Selbst unter dieser Freude drückte sie ein christliches Bedauern über das traurige Ende von Lord Wentwoorth aus, der sie allerdings eine Stunde lang beleidigt, aber drei Monate lang geehrt und beschützt hatte.

»Gott verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe« sagte sie.

Gabriel sprach sodann von Martin-Guerre, von den Peuquoy, von dem Schutz, den Herr von Guise ihr, Diana, angedeihen ließ . . . er sprach ihr von Allem, was sie umgab, ohne ganz ihr zu, gehören.

Er hätte gern, um zu bleiben, tausend andere Gegenstände der Unterhaltung gefunden, und dennoch nahm ihn der Gedanke, der ihn nach Paris rief, gebieterisch in Anspruch. Er wünschte abzureisen und zu bleiben; er war zugleich glücklich und unruhig.

Endlich, da die Stunde vorrückte, mußte Gabriel seine Abreise ankündigen, die er nicht mehr länger als einige Augenblicke verschieben konnte.

»Ihr reist, Gabriel? Desto besser, aus tausend Gründen!« sagte Diana. »Ich hatte nicht den Mut, mit Euch von dieser Abreise zu sprechen, und Ihr gebt mir doch, wenn Ihr sie nicht verschiebt, den größten Beweis von Zuneigung, den ich von Euch empfangen kann. Ja, mein Freund, reist ab, damit ich minder lang zu leiden und zu warten habe. Reist ab, damit sich unser Schicksal rascher entscheide.«

»Seid gesegnet für diesen guten Mut, der den meinigen unterstützt!« sagte Gabriel.

»Ja, so eben«, fuhr Diana fort, »fühlte ich, als ich Euch hörte, eine gewisse Beklemmung, und Ihr mußtet, während Ihr zu mir sprach, dasselbe empfinden. Wir plauderten von hundert Dingen und wagten es nicht, die wahre Frage über unsere Herzen und unsere Existenzen anzugreifen. Doch da Ihr in einigen Minuten von hinnen geht, können wir ohne Furcht auf den einzigen Gegenstand, der uns interessiert, zurückkommen.«

»Ihr lest mit einem Blick in meiner Seele und der Eurigen.«

»Hört mich also«, sprach Diana.« Außer diesem Brief, den Ihr dem König vom Herzog von Guise überbringt, werdet Ihr Seiner Majestät einen andern übergeben, den ich diese Nacht geschrieben habe. Ich erzähle ihm, wie Ihr mich befreit und gerettet habt. So wird es für ihn und für Alle klar werden, daß Ihr dem König von Frankreich seine Stadt und dem Vater seine Tochter zurückgegeben habt. Ich spreche so, denn ich hoffe, die Gefühle von Heinrich II. für mich täuschen sich nicht, und ich habe wohl das Recht, ihn meinen Vater zu nennen.«

»Teure Diana! möchtet Ihr wahr sprechen!« rief Gabriel.

»Ich beneide Euch, Gabriel«, sagte Frau von Castro, »Ihr werdet vor mir den Schleier unseres Geschickes lüften. Doch ich folge Euch von Nahm, Freund. Da Herr von Guise so gut für mich gesinnt ist, werde ich schon morgen abzureisen verlangen, und obschon ich langsamer reisen muß, als Ihr, werdet Ihr doch nur wenige Tage vor mir in Paris ankommen.«

»Ja, ja, kommt rasch!« sagte Gabriel; »mir scheint, Eure Gegenwart wird mir Glück bringen.«

»Ja jedem Fall«, fuhr Diana fort, »will ich nicht ganz von Euch abwesend sein; es soll Euch Jemand von Zeit zu Zeit an mich erinnern. Da Ihr Euren treuen Stallmeister Martin-Guerre hier zu lassen genötigt seid, so, nehmt den französischen Pagen mit, den Lord Wentworth zu meiner Verfügung stellte. André ist nur ein Kind, er ist kaum sechzehn Jahre alt und sein Charakter ist vielleicht noch jünger als sein Alter. Doch er ist treu, redlich und kann Euch nützlich sein. Nehmt ihn von mir an. Unter den anderen rauen Gesellen die Euch begleiten, wird er ein sanfterer, liebevollerer Diener sein, den ich gerne an Eurer Seite weiß.«

Oh! ich danke für diese zarte Fürsorge«, sprach, Gabriel, »doch Ihr wißt, daß ich in wenigen Augenblicken abreist . . . «

»André ist benachrichtigt«, erwiderte Diana. »Wenn Ihr wüßtet wie stolz er ist, Euch anzugehören! Er trifft seine Vorkehrungen und ich habe ihm nur noch einige letzte Instruktionen zu geben, während Ihr von der guten Familie Peugouy Abschied nehmt. André, wird Euch einholen, ehe Ihr Calais verlassen habt.«

»Ich nehme Euer Anerbieten mit Freuden an!« versetzte

Gabriel. »Ich werde wenigstens Jemand haben, mit dem ich zuweilen von Euch sprechen kann.«

»Daran dachte ich auch«, sagte Frau von Castro, ein wenig errötend. »Doch nun fahrt wohl!« fügte sie lebhaft bei, »wir müssen uns Gott befohlen sagen.«

»Oh! nicht: Fahrt wohl«, entgegnete Gabriel; »das ist das traurige Wort der Trennung! Nicht: Fahrt wohl! sondern: auf Wiedersehen.«

»Oh! wann und besonders *wie* werden wir uns wiedersehen? Löst sich das Rätsel unseres Schicksals durch das Unglück, so wird es das Beste sein, wenn wir uns nie wiedersehen!«

»Ach! sagt das nicht, Diana«, rief Gabriel, »sagt das nicht . . . Wer wird Euch übrigens außer mir die traurige oder günstige Entwicklung mitteilen können?«

»Ah! Gott!« versetzte Diana schauernd«, mag sie günstig oder traurig sein, mir scheint, ich werde, wenn ich sie von Eurem Munde hören muß, vor Freude oder Schmerz sterben.«

»Aber wie sollt Ihr denn erfahren . . . «

»Wartet einen Augenblick«, sagte Frau von Castro.

Sie zog von ihrem Finger einen goldenen Ring, nahm aus einer Kiste den Nonnenschleier, den sie im Kloster der Benediktinerinnen in Saint-Quentin getragen hatte, und sprach feierlich:

»Hört, Gabriel; da sich wahrscheinlich Alles vor meiner Rückkehr entscheiden wird, schickt mir André von Paris entgegen. Ist Gott für uns, so soll er diesen Hochzeitring der Vicomtesse von Montgomery überreichen. Trügt uns unsere Hoffnung, so soll er im Gegenteil diesen Nonnenschleier der Schwester Bénie zustellen.«

»Oh! laßt mich zu Euren Füßen Euch anbeten wie einen Engel!« rief der junge Mann, die Seele durchdrungen von diesem rührenden Beweis der Liebe.

»Nein, Gabriel, nein, steht auf. Seien wir fest und würdig vor den Plänen Gottes. Drückt auf meine Stirne einen keuschen, brüderlichen Kuß, wie ich einen auf die Eurige drücke, indem ich Euch, so viel in meiner Macht liegt, mit Glauben und Tatkraft ausrüste.«

Sie tauschten stillschweigend diesen frommen, schmerzlichen Kuß aus.

»Und nun, mein Freund«, sprach Diana, »verlassen wir uns, es muß sein, und sagen wir uns nicht: Fahre wohl, da Ihr dieses Wort fürchtet, sondern: Auf Wiedersehen in dieser Welt oder in der andern!«

»Auf Wiedersehen! auf Wiederseh'n!« rief Gabriel.

Und er drückte Diana mit einer stummen Umarmung an seine Brust und schaute sie zärtlich mit einer Art von Gierde an, als wollte er aus ihren schönen Augen die Kraft schöpfen, der er so sehr bedurfte.

Endlich auf ein trauriges, aber ausdrucksvolles Zeichen, das sie ihm machte, ließ er sie gehen, steckte den Ring an seinen Finger, schob den Schleier in seinen Busen und sprach noch einmal mit erstickter Stimme:

»Auf Wiedersehen Diana.«

»Gabriel, auf Wiedersehen!« rief Diana mit einer Gebärde der Hoffnung.

Gabriel entfloh gleichsam wie ein Wahnsinniger.

* * *

Eine halbe Stunde später verließ der Vicomte d'Exmés etwas ruhiger die Stadt Calais, die er Frankreich zurückgegeben hatte.

Er war zu Pferde, begleitet vom jungen Pagen André, der ihn eingeholt hatte, und von vier von seinen Freiwilligen.

Dies war Ambrosio, den es freute, nach Paris einige englische Waren bringen zu können deren er sich mit Vorteil in der Nähe des Hofes entäußern würde.

Dies war Pilletrousse, der in einer eroberten Stadt, wo er Herr und Sieger . . . mit den Anderen, Versuchungen und einen Rückfall zu seinen alten Gewohnheiten befürchtete.

Was Yvonne betrifft, so hatte er in diesem provinzmäßigen Calais nicht einen einzigen seines Vertrauens würdigen Schneider gefunden, und seine Kleidung hatte unter so vielen Strapazen zu sehr gelitten, um fortan präsentabel zu sein. Sie würde sich nur auf geziemende Weise in Paris ersehen lassen.

Lactance endlich hatte seinen Herrn zu begleiten verlangt, um sich bei seinem Beichtvater zu versichern, daß seine kriegerischen Handlungen das Maß seiner Bußübungen nicht überstiegen hätten, und daß das Activum seiner Geißelungen dem Passivum seiner Waffentaten gleich käme.

Pierre und Jean Peuquoy hatten mit Babette die fünf Reiter bis zu dem genannten Pariser Thor begleiten wollen.

Hier mußte man sich durchaus trennen. Gabriel sagte mit der Stimme und der Hand ein letztes Lebewohl seinen guten Freunden, die ihm, Tränen in den Augen, tausend Segnungen und tausend Wünsche nachsandten.

Doch bald verloren die Peuquoy, die kleine Truppe welche im Trab weg ritt und an der Biegung der Straße verschwand, aus den Augen. Die braven Bürger kehrten mit blutendem Herzen zu Martin-Guerre zurück.

Gabriel fühlte sich ernst, aber nicht traurig.

Er hoffte!

Schon einmal hatte er Calais so verlassen, um in Paris eine Lösung seines Schicksals zu suchen. Doch damals waren die Umstände viel weniger günstig; er war unruhig über Martin-Guerre, unruhig über Babette und die Peuquoy, unruhig über Diana, die er in der Gewalt des verliebten Lord Wentworth zurückließ. Seine unbestimmten Ahnungen über die Zukunft sagten ihm endlich nichts Gutes, denn er hatte im Ganzen nichts Anderes getan, als den Widerstand einer Stadt verlängert; doch diese Stadt war nicht minder für das Vaterland verloren gegangen. War dies ein hinreichend großer Dienst für eine so große Belohnung?

Heute ließ er nichts so widrig Beunruhigendes zurück. Seine teuren Verwundeten, der General und der Stallmeister, waren der eine und der andere gerettet, und Ambroise Paré stand für ihre Genesung; Babette Peuquoy sollte einen Mann heiraten, den sie liebte und von dem sie geliebt wurde und ihre Ehre, wie sein Glück waren fortan gesichert; Frau von Castro blieb frei und Königin in einer französischen Stadt, und würde schon am andern Tage Gabriel nach Paris nachfolgen.

Unser Held hatte endlich genugsam mit dem Schicksal

gekämpft, um hoffen zu können, er habe es müde gemacht. Das Unternehmen, das er zum Ende geführt, indem er den Gedanken und die Mittel, Calais zu nehmen, geliefert, gehörte nicht zu denjenigen, welche man bestreitet und um deren Preis man feilscht. Der Schlüssel von Frankreich dem König von Frankreich zurückgegeben, eine solche Heldentat berechnete ohne allen Zweifel zu dem höchsten Trachten, und das des Vicomte d'Exmés war so billig und so heilig!

Er hoffte! Die überzeugenden Ermutigungen und die süßen Versprechungen von Diana erklangen noch in seinem Ohr mit den letzten Wünschen der Peugouy. Gabriel sah um sich her André, dessen Gegenwart ihn an die Vielgeliebte erinnerte, und die er ebenen, mutigen Soldaten, die ihn geleiteten; vor sich fest angebunden am Sattelknopf erblickte er das Kästchen, das die Schlüssel von Calais enthielt; er berührte in seinem Wamms die kostbare Kapitulation und die noch viel kostbareren Briefe vom Herzog von Guise und von Frau von Castro; der goldene Ring glänzte an seinem kleinen Finger. Wie viele gegenwärtige und beredte Pfänder des Glücks!

Ganz blau und wolkenlos schien selbst der Himmel von Hoffnung zu sprechen; die lebhaft, aber reine Luft ließ das Blut in den Adern kreisen; die tausend Geräusche der Landschaft in der Abenddämmerung hatten einen Charakter der Ruhe und des Friedens und die Sonne, welche in ihrem Purpurglanze links von Gabriel unterging, gab seinem Auge und seinem Geiste das tröstlichste Schauspiel.

Man konnte sich unmöglich unter glücklicheren Vorzeichen nach einem ersehnten Ziele auf die Reise begeben! Wir werden sehen, was daraus wurde.

XVI.

Ein Quatrain.

Am 12. Januar 1558 war im Louvre bei der Königin Catharina von Medicis einer von den früher von uns erwähnten Empfangsabenden, welche um den König alle Prinzen und Edelleute des Reiches versammelte.

Er war besonders glänzend und sehr belebt, obgleich der Krieg in diesem Augenblick im Norden bei dem Herzog von Guise einen großen Teil des Adels zurückhielt.

Es war hier unter den Frauen außer Catharina, der Königin dem Rechte nach, Frau Diana von Poitiers, die Königin der Sache nach, die junge Königin-Dauphine, Maria Stuart, und die schwermütige Prinzessin Elisabeth, welche Königin von Spanien und durch ihre jetzt schon so sehr bewunderte Schönheit dereinst so unglücklich werden sollte.

Unter den Männern war das gegenwärtige Haupt des Hauses Bourbon, Anton, der zweideutige König von Navarra, ein unentschlossener, schwacher Fürst, den seine Frau mit dem männlichen Herzen, Johanna d'Albret, an den französischen Hof geschickt hatte, daß er es versuche, durch die Vermittlung von Heinrich II. wieder in den Besitz der Ländereien von Navarra zu gelangen, welche Spanien confiscirt hatte.

Doch Anton von Navarra begünstigte schon die calvinistischen Meinungen und wurde nicht mit sehr gutem Auge an einem Hofe angesehen, der die Ketzler verbrannte.

Sein Bruder, Louis von Bourbon, Prinz von Condé war auch da; doch dieser wußte sich mehr Achtung, wenn auch nicht mehr Liebe zu verschaffen. Er war jedoch ein viel mehr überwiesener Calvinist, als der König von Navarra, und man nannte ihn als das geheime Haupt der Rebellen. Doch er besaß die Gabe, sich beim Volk beliebt zu machen. Er war ein kühner Reiter und handhabte geschickt den Degen und den Dolch, obgleich er einen kleinen Wuchs und etwas übertriebene Schultern hatte. Er war dabei galant, witzig, liebte leidenschaftlich die Frauen, und das Volkslied

sagte von ihm:

Dieser hübsche kleine Mann
Lacht und scherzt, so viel er kann,
Küsst die Geliebte sein,
Gott behüt' das Männelein!«

Um den König von Navarra und den Prinzen von Condé gruppierten sich natürlich die Edelleute, welche offen oder insgeheim zu der Partei der Reform hielten, der Admiral Coligny, la Renaudie, der Baron von Castelnau, der kürzlich erst aus der Touraine, seiner Provinz, angekommen, an diesem Tag zum ersten Male bei Hof vor gestellt wurde.

Die Versammlung war folglich, trotz der Abwesenden, wie man sieht, zahlreich und von Bedeutung. Doch mitten unter dem Geräusch der Aufregung und der Freude blieben zwei Männer zerstreut, ernsthaft und beinahe traurig.«

Dies waren aus sehr entgegengesetzten Gründen der König und der Connetable von Montmorency.

Die Person von Heinrich II. war im Louvre, doch sein Geist war in Calais.

Seit drei Wochen, seit dem Aufbruch des Herzogs von Guise, dachte er unablässig, bei Tag und bei Nacht an dieses gewagte Unternehmen, das auf immer die Engländer aus dem Königreich vertreiben, aber auch das Heil Frankreichs auf eine sehr ernste Weise gefährden konnte.

Heinrich machte es sich mehr als einmal zum Vorwurf, daß er Herrn von Guise einen so gefahrvollen Zug erlaubt hatte.

Scheiterte das Unternehmen, welche Schmach in den Augen von Europa! welcher gewaltigen Anstrengungen würde es bedürfen, um eine solche Niederlage wieder gut zu machen! Der Saint-Laurent-Tag wäre nichts gegen dieses. Der Connetable hatte eine Niederlage erlitten, Franz von Lothringen hätte sie gesucht.

Der König, der seit drei Tagen keine Nachricht von der Belagerungsarmee hatte, war also in traurige Gedanken versunken und hörte kaum auf die Ermutigungen und Versicherungen des Kardinals von Lothringen, der, bei seinem Lehnstuhle stehend, seine Hoffnung wiederzubeleben suchte.

Diana von Poitiers bemerkte wohl die düstere Laune ihres königlichen Liebhabers, da sie aber andererseits Herrn von Montmorency wenigstens eben so trübe gestimmt sah, so ging sie auf ihn zu.

Es war auch die Belagerung von Calais, was den Connetable quälte, doch, wie gesagt, in ganz verschiedenem Sinne.

Der König hatte Furcht vor der Niederlage, der Connetable hatte bange vor dem Gelingen.

Ein günstiger Erfolg würde in der Tat den Herzog von Guise entschieden in den ersten Rang stellen und den Connetable gänzlich in den zweiten zurückwerfen. Das Heil Frankreichs war der Untergang dieses armen Connetable, und es ist nicht zu leugnen, seine Selbstsucht hatte immer den Vortritt vor seiner Vaterlandsliebe gehabt.

Er empfing auch die schöne Favoritin, welche lächelnd auf ihn zutrat, sehr verdrießlich.

Man erinnert sich, welche seltsame, entartete Liebe die Geliebte des galantesten Königs der Welt für diesen rohen Kriegsknecht hegte.

»Was hat denn heute mein alter Krieger?« fragte sie ihn mit dem liebkosendsten Tone.

»Ah! Ihr auch, Ihr verspottet mich auch, Madame?« sprach Montmorency voll Bitterkeit.

»Ich Euch verspotten, Freund! Ihr denkt nicht an das, was Ihr sagt.«

»Ich denke an das, was Ihr sagt«, erwiderte der Connetable brummend. »Ihr nennt mich Euren alten Krieger. Alt? es ist wahr, ich bin nicht mehr ein Jungfernknecht von zwei und zwanzig Jahren. Krieger? nein, Ihr seht, daß man mich nur noch für gut genug hält, um mich in den Sälen des Louvre mit einem Paradedegen zu zeigen.«

»Sprecht nicht so«, sagte die Favoritin mit einem süßen Blick, »seid Ihr nicht immer der *Connetable*?«

»Was ist ein Connetable, wenn es einen Generallieutenant des Königreichs gibt.«

»Dieser letzte Titel vergeht mit den Ereignissen, welche seine Übertragung veranlaßt hatten. Ohne einen möglichen Widerruf an

die erste militärische Würde des Königreiches geknüpft, wird der Eurige nur mit Euch vergehen.«

»Ich bin auch schon vergangen und hingeschieden«, sagte der Connetable mit einem bitteren Lachen.

»Warum sagt Ihr das, Freund?« versetzte Frau von Poitiers. »Ihr habt nicht aufgehört, mächtig und eben so furchtbar gegen Eure öffentlichen Feinde außen, als gegen Eure persönlichen Feinde im Innern zu sein.«

»Sprechen wir im Ernste, Diana, und suchen wir uns nicht einander durch Worte zu reizen.«

»Wenn ich Euch täusche, so geschieht es, weil ich mich selbst täusche«, entgegnete Diana. »Gebt mir Beweise von der Wahrheit, und ich werde nicht nur meinen Irrtum aus der Stelle anerkennen, sondern ihn auch, so viel in meinen Kräften liegt, wieder gut zu machen suchen.«

»Nun wohl! Ihr laßt vor Allem die äußeren Feinde vor mir zittern, und das sind tröstliche Worte; doch wen schickt man in der Tat gegen diese Feinde? Einen General, der jünger und ohne Zweifel glücklicher ist, als ich, der aber nur eines Tages dieses Glück für seine eigene Rechnung benützen dürfte.«

»Wo seht Ihr, daß es dem Herzog von Guise gelingen wird?« fragte Diana mit der geschicktesten Schmeichelei.

»Wenn er unterläge«, versetzte heuchlerisch der Connetable, »wäre es für Frankreich ein gräßliches Unglück, das ich bitter für mein Vaterland beklagen würde; doch sein Sieg würde vielleicht ein noch viel gräßlicheres Unglück, das ich für meinen König befürchten müßte.«

»Glaubt Ihr denn, der Ehrgeiz von Herrn von Guise . . . ?«

»Ich habe ihn sondiert, und er ist tief«, erwiderte der neidische Hofmann, »Habt Ihr bedacht, Diana, was, wenn durch irgend einen Zufall eine Regierungsveränderung einträte, dieser Ehrgeiz, unterstützt durch den Einfluß von Maria Stuart, über einen jungen und unerfahrenen König vermöchte? Meine Anhänglichkeit an Eure Interessen hat mir die Zuneigung der Königin Catharina völlig entzogen. Die Guisen wären mehr Soverains als der Soverain.«

»Ein solches Unglück ist, Gott sei Dank, sehr unwahrscheinlich

und sehr entfernt«, erwiderte Diana, die sich des Gedankens nicht erwehren konnte, ihr Connetable von sechzig Jahren mutmaße zu leicht den Tod eines Königs von vierzig.

»Es gibt gegen uns noch andere, viel näher liegende und beinahe eben so furchtbare Chancen«, sprach Herr von Montmorency mit ernster Miene den Kopf schüttelnd.

»Diese entgegenstehenden Chancen, nennt sie mir, mein Freund.«

»Habt Ihr« das Gedächtnis verloren, Diana, oder stellt Ihr Euch nur, als wüßtet Ihr nicht, wer mit dem Herzog von Guise nach Calais abgegangen ist, wer ihm allem Anschein nach den Gedanken dieses verwegenen Unternehmens eingeblasen hat, wer triumphierend mit ihm, wenn er triumphiert, zurückkehren und sich vielleicht durch ihn einen Teil der Ehre des Sieges zuschreiben zulassen wird?«

»Sprecht Ihr vom Vicomte d'Exmés?« fragte Diana.

»Von wem sonst, Madame? Habt Ihr sein wahnsinniges Versprechen vergessen, so wird er sich desselben erinnern! Mehr noch, der Zufall ist so sonderbar! der Vicomte ist ein Mann, es zu halten und laut das des König reklamieren.«

»Unmöglich!« rief Diana.

»Was scheint Euch unmöglich, Madame? daß Herr d'Exmés sein Wort hält? oder daß der König sein Wort hält?«

»Die beiden Alternativen sind gleich unsinnig und albern, und die zweite noch mehr als die erste.«

»Wenn jedoch die erste sich verwirklicht«, so müßte die zweite nachfolgen, der König ist schwach in Ehrenfragen; er wäre wohl im Stande, es für eine Sache ritterlicher Rechtschaffenheit zu halten und sein Geheimnis und das unsrige in feindliche Hände zu liefern.«

»Ich wiederhole, das ist ein wahnsinniger Traum!« rief Diana erlebend.

»Wenn Ihr aber diesen Traum mit Euren Händen berührtet und mit Euren Augen sähet, was würdet Ihr tun, Diana?«

»Ich weiß es nicht, mein guter Connetable«, sprach Frau von Valentinois; man müßte überlegen, suchen, handeln. Alles eher, als einen solchen äußersten Schritt des Königs! Verließe uns der

König, so müßten wir ohne ihn handeln, und zum Voraus sicher, daß er es nicht wagen würde, uns nach dem Ereignis zu verleugnen, müßten wir uns unserer eigenen Gewalt, unseres persönlichen Ansehens bedienen.«

»Ah! hier erwartete ich Euch!« sagte der Connetable; »Unser eigene Gewalt, unser persönliches Ansehen! Sprecht von dem Eurigen, Madame, was das meinige betrifft, so ist es so tief gesunken, daß ich es wahrhaftig als tot betrachte. Meine Feinde im Innern, die Ihr vorhin so sehr beklaget, hätten sicherlich zu dieser Stunde ein leichtes Spiel mit mir. Es gibt keinen Edelmann am französischen Hof, der nicht mehr Macht besitzt, als dieser klägliche Connetable. Seht nur, welche Leere um meine Person! das ist ganz einfach! wem würde es einfallen, einer gesunkenen Größe den Hof zu machen? Es ist also sicherer für Euch, Madame, fortan nicht mehr auf die Unterstützung eines alten in Ungnade gefallenen Dieners ohne Freunde, ohne Einfluß, sogar ohne Geld zu rechnen.«

»Ohne Geld?« wiederholte Diana etwas ungläubig.

»Ja wohl, Gottes Ostern! Madame«, sagte zum zweiten Male der Connetable voll Zorn, »und das ist vielleicht in meinem Alter und nach den Diensten, wie ich sie geleistet, das Schmerzlichste! Der letzte Krieg hat mich zu Grund gerichtet; mein Lösegeld und das von einigen meiner Leute haben meine letzten Geldmittel erschöpft. Sie wissen es wohl, die Menschen, die mich verlassen! Ich werde nächster Tage darauf angewiesen sein, durch die Straßen zu gehen und Almosen zu fordern, wie jener karthagische General Belisar, glaube ich, von dem ich meinen Neffen, den Admiral, habe sprechen hören.«

»Ei, Connetable, habt Ihr keine Freunde mehr?« versetzte Diana, zugleich über die Bildung und die Habgier ihres alten Freundes lächelnd.

»Nein«, erwiderte der Connetable, »ich habe keine Freunde mehr, sage ich Euch.«

Mit dem allerpathetischsten Tone fügte er bei:

»Die Unglücklichen haben keine Freunde.«

»Ich will Euch das Gegenteil beweisen«, erwiderte Diana. »Ich sehe nun wohl, woher Eure ungestüme Laune kommt. Doch was

saget Ihr mir so eben? Es fehlt Euch also an Zutrauen zu mir? Das ist schlimm. Gleichviel ich will mich nur als Freundin rächen. Sagt, hat der König nicht in der vorigen Woche eine neue Steuer erhoben?»

»Ja, meine teure Diana«, antwortete der Connetable sonderbar besänftigt, »eine sehr gerechte und sehr schwere Steuer, um die Kriegskosten zu bestreiten.«

»Das genügt, und ich will Euch sogleich zeigen, daß eine Frau die Ungerechtigkeiten des Glücks gegen Leute von Eurem Verdienste mehr als gut zu machen im Stande ist. Heinrich scheint mir auch sehr übler Laune zu sein; gleichviel! ich will ihn auf der Stelle angehen, und Ihr werdet mir wohl sodann zugestehen müssen, daß ich eine treue Verbündete und eine gute Freundin bin.«

»Ach! Diana, eben so gut als schön, ich erkläre es laut«, sagte Montmorency galanter Weise.

»Doch Eurerseits«, versetzte Diana, »werdet Ihr mich, wenn ich die Quellen Eures Ansehens und Eurer Gunst wieder erneuert habe, in der Not nicht verlassen, mein alter Löwe? Ihr werdet nicht mehr mit Eurer ergebenen Freundin von Eurer Ohnmacht gegen ihre Feinde und die Eurigen sprechen?«

»Ei, liebe Diana, gehört nicht Alles, was ich bin, und Alles, was ich vermag, Euch«, entgegnete der Connetable, »und wenn ich mich zuweilen über den Verlust meines Einflusses betrübe, geschieht es nicht einzig und allein, weil ich meiner schönen Gebieterin minder gut zu dienen befürchte?«

Gut!« sagte Diana mit einem vielversprechenden Lächeln.

Sie legte ihre weiße, königliche Hand aus die hurtigen Lippen ihres ausgedienten Liebhabers, der einen zärtlichen Kuß darauf drückte, beruhigte ihn durch einen letzten Blick und wandte sich ohne Verzug gegen den König.

Der Kardinal von Lothringen stand immer noch bei Heinrich, betrieb die Angelegenheiten seines abwesenden Bruders und beruhigte mit seiner ganzen Beredsamkeit den König über den zu befürchtenden Ausgang der verwegenen Expedition nach Calais.

Doch Heinrich hörte mehr auf die Unruhe in seinem Innern, als auf den tröstenden Kardinal.

In diesem Augenblick trat Frau Diana aus ihm zu.

»Ich wette«, sagte sie rasch zum Kardinal, »Eure Eminenz spricht Schlimmes zum König über den armen Herrn von Montmorency?«

»Oh! Madame«, entgegnete Carl von Lothringen, betäubt durch diesen unvorhergesehenen Angriff, ich darf wohl Seine Majestät zum Zeugen nehmen, daß der Name des Herrn Connetable in unserem Gespräch nicht genannt worden ist.«

»Das ist wahr«, sagte nachlässig der König.«

»Eine andere Manier, ihm zu schaden«, äußerte Diana.

»Aber wenn ich über den Connetable weder sprechen, noch schweigen darf, ich bitte, was soll ich denn tun Madame?«

»Ihr müßtet über ihn sprechen, um Gutes von ihm zu sagen«, versetzte Diana.

»Es sei«, erwiderte der listige Kardinal; »in diesem Fall werde ich also sagen, denn die Befehle der Schönheit haben mich stets gehorsam und unterwürfig gefunden, ich werde sagen, Herr von Montmorency sei ein großer Krieger, er habe die Schlacht am Saint-Laurent-Tage, gewonnen und das Glück von Frankreich wieder gehoben, und noch in diesem Augenblick habe er um sein Werk zu vollenden, eine glorreiche Offensive gegen die Feinde genommen und betreibe ein merkwürdiges Unternehmen unter den Mauern von Calais.«

»Calais! Calais!« ah! wer wird mir Nachricht von Calais bringen?« murmelte der König, der in dem Wortkrieg zwischen dem Minister und der Favoritin nur diesen Namen gehört hatte.

»Ihr habt eine bewunderungswürdige und christliche Weise, zu loben, Herr Kardinal«, sprach Diana, »und ich mache Euch mein Kompliment über eine so kaustische Nächstenliebe.«

»Wahrhaftig, Madame«, erwiderte Carl von Lothringen, »ich sehe nicht, welches andere Lob man für diesen armen Herrn von Montmorency, wie Ihr ihn so eben nanntet, finden könnte.«

»Ihr sucht schlecht, Messire«, sagte Diana. »Könnte man nicht zum Beispiel dem Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit dem der Connetable in Paris die letzten Verteidigungsmittel organisiert und die wenigen Truppen sammelt, welche Frankreich bleiben während Andere die wahren Kräfte des Vaterlandes in

abenteuerlichen Unternehmungen wagen und gefährden?«

»Oh!«, machte der Kardinal.

»Ach« seufzte der König, zu dessen Geist nur gelangte, was auf seine Sorge Bezug hatte.

»Könnte man nicht beifügen«, fuhr Diana fort, »wenn der Zufall die glorreichen Anstrengungen des Herrn von Montmorency nicht begünstigt, wenn das Unglück sich gegen ihn erklärt habe, so sei er wenigstens frei von allem persönlichen: Ehrgeiz und kenne keine andere Sache, als die des Vaterlandes, und dieser Sache habe er Alles aufgeopfert sein Leben, das er zuerst ausgesetzt; seine Freiheit, die man ihm so lange geraubt; sein Vermögen sogar, von dem ihm zu dieser Stunde nichts mehr bleibt?«

»Ah!« machte Carl von Lothringen mit der Miene des Erstaunens.

»Ja, Eure Eminenz, Herr von Montmorency, wißt es wohl, ist zu Grunde gerichtet.«

»Zu Grunde gerichtet! wahrhaftig?« versetzte der Kardinal.

»Und zwar so sehr zu Grunde gerichtet«, fuhr die freche Favoritin fort, »daß ich gerade Seine Majestät bitten will, den redlichen Diener in seiner Not zu unterstützen.«

Und da der König, immer noch in Gedanken versunken, nicht antwortete, sagte Diana, indem sie sich, um seine Aufmerksamkeit rege zu machen, unmittelbar an ihn wandte.

»Ja, Sire, ich beschwöre Euch ausdrücklich, Eurem treuen Diener, den sein Lösegeld und die beträchtlichen Kosten eines für den Dienst Eurer Majestät unterhaltenen Krieges seiner letzten Mittel beraubt haben, zu Hilfe zu kommen . . . Sire, Ihr hört mich?«

»Madame, entschuldigt mich«, erwiderte Heinrich, »meine Aufmerksamkeit vermöchte heute Abend nicht bei diesem Gegenstand zu verweilen. Der Gedanke eines möglichen Unglücks in Calais nimmt mich ganz und gar in Anspruch, wie Ihr wißt.«

»Gerade deshalb«, sagte Diana, »gerade deshalb muß Eure Majestät, wie mir scheint, den Mann begünstigen und schonen, der sich zum Voraus anstrengt, um die Wirkungen dieses Unglücks, wenn es auf Frankreich fällt, zu schwächen.«

»Aber es fehlt uns eben so sehr an Geld, als dem Connetable«, entgegnete der König.

»Und die neue Steuer, die man erhebt?« fragte Diana.

»Dieses Geld ist zur Bezahlung und zum Unterhalt der Gruppen bestimmt«, antwortete der Kardinal.

»Dann muß der beste Teil dem Chef der Truppen zukommen.«

»Wohl! dieser Chef ist in Calais«, erwiderte Carl von Lothringen.

»Nein, er ist in Paris, im Louvre«, sagte Diana.

»Ihr wollt also, daß man die Niederlage belohne, Madame?«

»Das ist immer noch besser, als den Wahnsinn zu ermutigen.«

»Genug!« unterbrach sie der König, »seht Ihr nicht, daß dieser Streit mich ermüdet und beleidigt? Kennt Ihr, Madame, kennt Ihr, Herr Kardinal, den Quatrain, den ich kürzlich in meinem Gebetbuch gefunden habe?«

»Einen Quatrain?« wiederholten gleichzeitig Diana und Carl von Lothringen.

»Wenn ich ein gutes Gedächtnis habe«, sagte Heinrich, »so lautet er, wie folgt:«

»Herr, wenn Ihr so Euch laßt von Männiglich regieren,
Wie es Diana tut und wie es Carl begehrt,
Euch scheren, wenden, schmelzen, kacken, führen, —
Was seid Ihr mehr als Wachs und Herr zu sein nicht wert.«

Diana kam nicht im Geringsten aus der Fassung.

»Ein galantes Wortspiel!« sagte sie, »das mir nur mehr Einfluß, als ich leider über den Geist Eurer Majestät besitze, zuschreibt!«

»Ei! Madame« entgegnete der König. »Ihr solltet diesen Einfluß, gerade weil Ihr wißt, daß Ihr ihn habt, nicht mißbrauchen.«

»Habe ich ihn wirklich, Sire?« sagte Diana mit ihrer weichen Stimme. »Eure Majestät bewilligt mir also das, was ich für den Connetable verlange?«

»Es sei!« sprach der belästigte König. »Doch ich denke, Ihr werdet mich nun meinen schmerzlichen Ahnungen, meiner Unruhe überlassen.«

Vor dieser Schwäche wußte der Kardinal nur die Augen zum Himmel aufzuschlagen. Diana warf ihm einen triumphierenden Seitenblick zu.

»Ich danke Eurer Majestät«, sprach sie zum König, »ich gehorche, indem ich mich entferne; doch verbannt die Unruhe und die Furcht, Sire! der Sieg liebt die Großmütigen, und ich glaube, daß Ihr siegen werdet.«

»Ah! ich nehme das Vorzeichen an, Diana«, sprach Heinrich. »Deoch mit welchem Entzücken wurde ich die Kunde empfangen! Seit einiger Zeit schlafe ich nicht mehr, lebe ich nicht mehr. Mein Gott! wie beschränkt ist die Macht der Könige! nicht einmal ein Mittel haben, um zu erfahren, was in diesem Augenblick in Calais vorgeht! Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Herr Kardinal, das Stillschweigen Eures Bruders ist erschreckend. Ah! Nachrichten von Calais, mein Jesus, wer wird sie mir bringen!«

In diesem Augenblick trat der Huissier vom Dienst ein, verbeugte sich vor dem König und meldete mit lauter Stimme:

»Ein Abgesandter von Herrn von Guise, der von Calais kommt, bittet um die Gnade, vor Eure Majestät gelassen zu werden!«

»Ein Abgesandter von Calais!« wiederholte der König, indem er, das Auge glänzend, rasch aufstand und sich kaum zu halten vermochte.

»Endlich«, sagte der Kardinal, ganz zitternd vor Furcht und Freude.

»Führt den Boten von Herrn von Guise ein, führt ihn auf der Stelle ein«, rief der König.

Es versteht sich von selbst, daß alle Gespräche verstummt waren, daß jede Brust zitterte, daß alle Blicke sich der Türe zuwandten.

Gabriel trat mitten unter einem Stillschweigen von Bildsäulen ein.

XVII.

Der Vicomte von Montgomery.

Gabriel folgten, wie bei seiner Rückkehr von Italien, vier von seinen Leuten, Ambrosio, Lactance, Yvonne und Pilletrousse, welche die englischen Fahnen trugen, aber außerhalb der Türschwelle stehen blieben.

Der junge Mann hielt mit seinen eigenen Händen auf einem Sammetkissen zwei Briefe und die Schlüssel der Stadt.

Bei diesem Anblick drückte das Gesicht von Heinrich II. eine seltsame Mischung von Freude und Schrecken aus.

Er glaubte die glückliche Botschaft zu begreifen, doch der ernste Bote erschreckte ihn.

»Der Vicomte d'Exmés!« murmelte er, als er Gabriel mit langsamen Schritten näher kommen sah.

Und einen Blick der Bangigkeit wechselnd, stammelten auch Frau von Poitiere und der Connetable mit leiser Stimme:

»Der Vicomte d'Exmés!«

Gabriel aber setzte ernst und feierlich ein Knie vor dem König auf die Erde und sprach:

»Sire, hier sind die Schlüssel der Stadt Calais, welche die Engländer nach siebentägiger Belagerung und nach drei heftigen Stürmen dem Herrn Herzog von Guise übergeben haben, und die der Herr Herzog von Guise Eurer Majestät zu übersenden sich beeilt.«

»Calais gehört uns?« fragte noch der König, obgleich er vollkommen gehört hatte.

»Calais gehört Euch, Sire«, wiederholte Gabriel.

»Es lebe der König!« riefen einstimmig alle Anwesende, mit Ausnahme vielleicht des Connetable von Montmorency.

Heinrich II., der nur an seine zerstreute Furcht und an den glänzenden Sieg seiner Waffen dachte, begrüßte mit strahlendem Antlitz die bewegte Versammlung.«

»Ich danke, meine Herren, ich danke!« sagte er; »ich empfangen im Namen Frankreichs diesen Zuruf, doch er soll nicht an mich

allein gerichtet sein: es ist billig, daß der bessere Teil davon dem mutigen Anführer des Unternehmens, meinem edlen Vetter, Herrn von Guise, zukomme.«

Beifallsgemurmel durchlief die Versammlung. Doch die Zeit war noch nicht gekommen; wo man in Anwesenheit des Königs: Es lebe Herr von Guise! zu rufen wagte.

Heinrich fuhr fort:

»Und in Abwesenheit unseres teuren Veters fühlen wir uns glücklich, wenigstens unsern Dank und unsere Glückwünsche gegen Euch, der Ihr ihn hier vertretet, Herr Kardinal von Lothringen, und gegen Euch, der Ihr mit dieser glorreichen Sendung beauftragt seid, Herr Vicomte d'Exmés, aussprechen zu können.«

»Sire«, sagte Gabriel ehrfurchtsvoll, aber kühn, indem er sich vor dem König verbeugte, »Sire, entschuldigt mich, ich heiße nun nicht mehr Vicomte d'Exmés.«

»Wie? . . . « versetzte Heinrich II., die Stirne faltend.

»Sire«, fuhr Gabriel fort, »seit dem Tage der Einnahme von Calais glaubte ich mich mit meinem wahren Namen und meinem wahren Titel Vicomte von Montgomery, nennen zu können.«

Bei diesem Namen, der seit so vielen Jahren nicht mehr laut am Hofe ausgesprochen worden war, fand gleichsam ein Ausbruch des Erstaunens in der Menge statt. Dieser junge Mann nannte sich Vicomte von Montgomery, der Graf von Montgomery sein Vater, lebte also noch ohne Zweifel.

Was bedeutete nach diesem langen Verschwinden die Rückkehr des alten, einst so berühmten Namens?

Der König hörte diese gleichsam stummen Kommentare nicht, doch er erriet sie ohne Zweifel; er war weißer geworden, als seine italienische Krause, und seine Lippen zitterten vor Ungeduld und Zorn.

Frau von Poitiers bebte auch, und der Connetable erwachte in seinem Winkel aus seiner düsteren Unbeweglichkeit und sein Blick entzündete sich.

»Was soll das bedeuten, mein Herr?« sagte der König mit einer Stimme, die er kaum zu mäßigen vermochte. »Welchen Namen wagt Ihr anzunehmen? und woher rührt so viel Vermessenheit?«

»Dieser Name ist der meinige, Sire«, erwiderte Gabriel voll Ruhe, »und was Eure Majestät für Vermessenheit hält, ist nur Vertrauen.«

Gabriel hatte offenbar mit einem kühnen Schlag den Kampf unwiderruflich beginnen, Alles für Alles wagen und dem König, wie sich selbst, jedes Zögern und jede Rückkehr verschließen wollen.

Heinrich verstand ihn auch so, doch er fürchtete seinen eigenen Zorn, und um wenigstens den Ausbruch, vor dem er bange hatte, zu verschieben, sprach er:

»Eure persönliche Angelegenheit wird später kommen können, mein Herr; doch in diesem Augenblick, vergeßt es nicht, seid Ihr der Abgesandte von Herrn von Guise, und Ihr habt Eure Botschaft, wie mir scheint, noch nicht erfüllt.«

»Das ist richtig«, sagte Gabriel sich tief verbeugend. »Ich habe Eurer Majestät noch die von den Engländern eroberten Fahnen zu überreichen. Hier sind sie. Überdies hat der Herr Herzog von Guise selbst diesen Brief an den König geschrieben.«

Er überreichte auf einem Kissen den Brief des Balafré. Der König nahm ihn, erbrach das Siegel, zerriß den Umschlag, reichte den Brief dem Kardinal von Lothringen und sprach:

»Euch, Herr Kardinal, kommt die Freude zu, laut diesen Brief Eures Bruders zu lesen. Er ist nicht an den König, sondern an Frankreich gerichtet.«

»Wie! Sire«, sagte der Kardinal, »Eure Majestät will.«

»Ich wünsche, Herr Kardinal, daß Ihr diese Ehre annehmt, die Euch gebührt.«

Carl von Lothringen verbeugte sich, empfing ehrfurchtsvoll aus den Händen des Königs den Brief und las unter dem tiefsten Stillschweigen wie folgt:

»Sire,

»Calais ist in unserer Gewalt; wir haben in einer Woche den Engländern wieder abgenommen, was sie vor zweihundert Jahren ein Jahr der Belagerung kostete.

»Guines und Ham, die zwei letzten Punkte, die sie noch in

Frankreich besitzen, können sich nun nicht mehr lange halten, und ich wage es, Eurer Majestät zu versprechen, daß, ehe vierzehn Tage vergehen, unsere Erbfeinde entschieden aus dem ganzen Königreiche vertrieben sein werden.

»Ich glaubte großmütig gegen die Besiegten sein zu müssen. Sie haben uns ihr Geschütz und ihre Munition übergeben; doch die Kapitulation, die ich ihnen bewilligte, verleiht den Einwohnern von Calais, die es wünschen, das Recht, mit ihrer Habe nach England abzuziehen. Es wäre vielleicht auch gefährlich gewesen, in einer so kurz erst occupirten Stadt diesen tätigen Gährungsstoff der Empörung zu lassen.

»Die Zahl unserer Toten und Verwundeten ist unbedeutend, was wir der Geschwindigkeit zu verdanken haben, mit der der Platz genommen worden ist.

»Es fehlt uns an Zeit und an Muße, Eurer Majestät heute die Einzelheiten des Weiteren mitzuteilen. Selbst schwer verwundet . . . «

Bei dieser Stelle erbleichte der Kardinal und hielt inne.

»Wie! unser Vetter ist verwundet?« rief der König, Besorgnis heuchelnd.

»Eure Majestät und Seine Eminenz mögen sich beruhigen«, sagte Gabriel. »Die Wunde des Herrn Herzogs von Guise wird, Gott sei Dank, keine Folgen haben. Es muß ihm zu dieser Stunde davon nur eine edle Narbe im Gesicht und der glorreiche Beiname *Balafré* bleiben.«

Der Kardinal, der einige Zeilen weiter las, hatte sich selbst überzeugen können, daß Gabriel die Wahrheit sprach und wieder beruhigt fuhr er mit folgenden Worten fort:

»Selbst schwer verwundet am Tage unseres Einzugs in Calais, wurde ich durch die rasche Hilfe und durch das bewunderungswürdige Genie eines jungen Wundarztes, Meister Ambroise Paré, gerettet; doch ich bin noch schwach und sehe mich folglich der Freude beraubt, mich lange mit Eurer Majestät zu unterhalten.«

»Sie kann die übrigen Umstände von demjenigen erfahren, der ihr mit diesem Brief die Schlüssel der Stadt und die eroberten englischen Fahnen bringen wird, und von dem ich, ehe ich schließe, mit Eurer Majestät sprechen muß.

»Denn nicht mir gebührt die ganze Ehre dieser Staunen erregenden Einnahme von Calais. Ich habe nach allen meinen Kräften mit meinen mutigen Truppen dazu beizutragen gesucht. Doch man verdankt die erste Idee, die Mittel der Ausführung und das Gelingen selbst dem Überbringer dieses Briefes, dem Vicomte d'Exmés . . . «

»Es scheint, mein Herr«, unterbrach der König, »es scheint, mein Vetter kannte Euch noch nicht unter Eurem neuen Namen.«

»Sire«, sprach Gabriel, »ich wollte ihn zum ersten Mal nur in Gegenwart Eurer Majestät annehmen.«

Auf ein Zeichen des Königs fuhr der Kardinal fort:

»Ich gestehe in der Tat, daß ich nicht einmal an diesen kühnen Streich dachte, als mich der Vicomte d'Exmés im Louvre aufsuchte, mir den erhabenen Plan auseinandersetzte, meine Zweifel und meine Bedenklichkeiten zerstreute, und mich endlich zu dieser unerhörten Waffentat bestimmte, welche zur Verherrlichung einer Regierung hinreichen würde.

»Doch dies ist nicht Alles, man konnte nicht leichtsinnig eine so ernste Expedition wagen; der Rat der Erfahrung mußte dem Traume des Mutes Recht geben, Herr d'Exmés lieferte dem Herrn Marschall Strozzi die Mittel, unter einer Verkleidung in die Mauern von Calais zu gelangen und die Chancen des Angriffs und der Verteidigung zu untersuchen und zu bewahrheiten. Mehr noch, er gab uns einen genauen und ausführlichen Plan von den Wällen und befestigten Posten, so daß wir gegen die Mauern von Calais vorrückten, als ob seine Wände von Glas gewesen wären.

»Unter den Mauern der Stadt und beim Stürmen, beim Fort von Nieullay, beim alten Schloß, überall tat der Vicomte d'Exmés an der Spitze einer kleinen Truppe, die er auf seine Kosten angeworben hatte, Wunder der Tapferkeit. Doch hier

war er nur der Zahl der unerschrockenen Kapitäne gleich, die man meiner Ansicht unmöglich übertreffen kann. Ich werde also wenig Nachdruck auf die Zeichen des Mutes legen, die er bei jeder Veranlassung gab, um nur bei den Taten zu verweilen, die ihm eigentümlich und persönlich sind.

»So die Einnahme des Fort von Risbank. Gegen die Seite des Meeres frei, konnte dieser Eingang von Calais furchtbaren aus England eintreffenden Hilfstruppen Durchzug gewähren. Dann wären wir vernichtet, verloren. Unser riesiges Unternehmen scheiterte unter dem Gelächter von Europa. Doch durch welche Mittel sollte man sich ohne Schiffe eines Turmes bemächtigen, den der Ozean beschirmte? Nun! der Vicomte d'Exmés hat dieses Wunder verrichtet. In der Nacht, auf einer Barke, allein mit seinen Freiwilligen, mit Hilfe eines Einverständnisses, das er sich in der Festung verschafft hatte, war er im Stande, durch eine verwegene Schifffahrt, durch eine furchtbare Erkletterung die französische Fahne auf diesem uneinnehmbaren Fort aufzupflanzen . . . «

Trotz der Gegenwart des Königs unterbrach hier ein Gemurmel der Bewunderung, das nichts zu unterdrücken vermochte, die Lesung und entfloß dieser erhabenen, mutigen Versammlung als der unwiderstehliche Ausdruck aller Herzen.

Die Haltung von Gabriel, der, die Augen niedergeschlagen, ruhig, würdig und bescheiden, zwei Schritte vom König stand, vermehrte noch den Eindruck, den die Erzählung dieser ritterlichen Tat hervorbrachte, und entzückte zugleich die jungen Frauen und die jungen Soldaten.

Der König selbst war bewegt und heftete einen schon besänftigten Blick auf den Helden dieses epischen Abenteuers.

Nur Frau von Poitiers biß sich auf ihre weiße Lippe und Herr von Montmorency zog seine dicken Brauen zusammen.

Nach dieser kurzen Unterbrechung fuhr der Kardinal im Briefe seines Bruders fort:

»Sobald das Fort von Risbank genommen war, gehörte Calais uns, die englischen Schiffe wagten es nicht einmal, einen vergeblichen Angriff zu versuchen. Drei Tage nachher

zogen wir im Triumph in Calais ein; abermals unterstützt durch eine glückliche Diversion der Verbündeten des Vicomte d'Exmés am Platze, und durch einen energischen Ausfall des Vicomte selbst.

Bei diesem letzten Kampfe erhielt ich die furchtbare Wunde, Sire, die mich beinahe das Leben gekostet hätte, und wenn es mir erlaubt ist, eines persönlichen Dienstes nach so vielen öffentlichen Diensten zu erwähnen, so füge ich abermals bei, daß es der Vicomte d'Exmés war, der mit Gewalt an mein Sterbebett den Wundarzt Ambroise Paré, brachte, welcher mich rettete . . . «

»Ah! mein Herr, empfangt nun *meinen* Dank«, sagte Carl von Lothringen mit bewegter Stimme, sich unterbrechend.

Dann fuhr er mit einer wärmeren Betonung, als ob sein Bruder selbst gesprochen hätte, fort:

»Sire, gewöhnlich wird die Ehre großer Siege, wie dieser ist, nur dem Anführer zuerkannt, unter welchem sie errungen worden sind. Ebenso bescheiden als groß, würde Herr d'Exmés zuerst gern seinen Namen vor dem meinigen verschwinden lassen. Nichtsdestoweniger dünkte es mir gerecht, Eure Majestät davon zu unterrichten, daß der junge Mann, der ihr diesen Brief überbringen wird, wirklich der Kopf und der Arm unseres Unternehmens gewesen ist, und daß Calais zur Stunde, wo ich dieses in Calais schreibe, ohne ihn noch England gehören würde. Herr d'Exmés hat mich gebeten, dies, wenn ich wolle nur dem König zu erklären, aber es jeden Falls dem König zu sagen. Dies tue ich mit lauter Stimme, und mit freudiger Anerkennung.

»Es war meine Pflicht, Herrn d'Exmés dieses ruhmvolle Zeugnis zu geben. Das Übrige ist Euer Recht: ein Recht, um das ich Euch beneide, das ich mir aber weder anmaßen kann noch will. Es gibt kein Geschenk, durch welches sich das einer wiedereroberten Grenzstadt und der gesicherten Integrität eines Reiches bezahlen läßt.

»Wie mir Herr d'Exmés sagt, scheint es jedoch Eure

Majestät hat einen seiner Eroberung würdigen Preis in der Hand. Ich glaube es, Sire. Nur ein König, und ein großer König, wie Eure Majestät, vermag nach ihrem, Werte diese königliche Tat zu belohnen.

»Wonach ich Gott bitte, daß er Euch ein langes Leben und eine glückliche Regierung schenken möge.

Und ich bin
Eurer Majestät
untertänigster und gehorsamster
Diener

Franz von Lothringen.
Calais, am 8. Januar 1658.«

Als Carl von Lothringen bis zu Ende gelesen und den Brief wieder in die Hände des Königs zurückgegeben hatte, offenbarte sich die Bewegung der Billigung, welche der zurückgehaltene Glückwunsch des ganzen Hofes war, abermals und machte das unter einem Anschein der Ruhe so heftig bewegte Herz von Gabriel beben. Hätte die Achtung der Begeisterung nicht Stillschweigen auferlegt, so wäre ohne Zweifel der junge Krieger mit der lauten Huldigung eines Beifallssturmes begrüßt worden.

Der König fühlte instinkartig diesen allgemeinen Enthusiasmus, den er einigermaßen teilte, und er konnte nicht umhin zu Gabriel, als wäre er der Dolmetscher des unausgedrückten Wunsches Aller, zu sagen:

»Es ist gut, mein Herr, es ist schön, was Ihr getan habt. Ich wünsche, daß ich, wie mir Herr von Guise zu verstehen gibt, wirklich im Stande sein möge, Euch eine Eure und meiner würdige Belohnung zu gewähren.«

»Sire«, erwiderte Gabriel, »ich trachte nur nach Einem, und Eure Majestät weiß, nach was . . . «

Dann auf eine Bewegung von Heinrich fügte er eiligst bei:

»Doch verzeiht, meine Sendung ist noch nicht ganz beendet, Sire.«

»Was gibt es noch?« fragte der König.

»Sire, ich habe einen Brief von Frau von Castro an Eure

Majestät.«

»Von Frau von Castro?« wiederholte der König lebhaft.

Mit einer raschen, unüberlegten Bewegung stand er von seinem Fauteuil auf, stieg die zwei Stufen der königlichen Estrade hinab, um selbst den Brief von Diana zu nehmen, dämpfte die Stimme und sprach zu Gabriel:

»Es ist wahr, mein Herr, Ihr gebt nicht nur seine Stadt dem König, sondern auch seine Tochter dem Vater zurück. Ich habe eine zweifache Schuld an Euch abzutragen . . . Doch reicht mir diesen Brief.«

Und da der Hof, stets unbeweglich und stumm, ehrfurchtsvoll die Befehle des Königs erwartete, sprach Heinrich, selbst bedrückt durch dieses beobachtende Stillschweigen, mit lauter Stimme:

»Meine Herren, ich will dem Ausdruck Eurer Freude keinen Zwang antun. Ich habe Euch nichts mehr mitzuteilen. Das Übrige ist eine Sache zwischen mir und dem Abgesandten unseres Veters von Guise. Ihr habt also nur die frohe Kunde zu erläutern und Euch Glück zu wünschen, und es steht Euch frei, dies zu tun, meine Herren.«

Die königliche Erlaubnis wurde rasch angenommen, die plaudernden Gruppen bildeten sich wieder; und bald hörte man nur noch ein unbestimmtes, verworrenes Gesumme, das in der Menge aus dem Geräusch von hundert zerstreuten Gesprächen entsteht.

Frau von Poitiers und der Connetable dachten noch allein daran, den König und Gabriel zu bespähen.

Mit einem beredten Blicke hatten sie sich ihre Furcht mitgeteilt, und mit einer unmerklichen Bewegung näherte sich Diana ihrem königlichen Geliebten.

Heinrich bemerkte das neidische Paar nicht. Er war ganz und gar von den Briefe seiner Tochter in Anspruch genommen.

»Teure Diana! . . . meine liebe Diana . . . « murmelte er nur gerührt.

Und als er zu Ende gelesen hatte, sprach er hingerissen von seiner königlichen Natur, deren erste und unwillkürliche Bewegung gewiß edel und redlich war, beinahe laut zu Gabriel:

»Frau von Castro empfiehlt mir auch ihren Befreier, und das ist gerecht! Sie sagt, Ihr habet ihr nicht nur die Freiheit wieder gegeben, mein Herr, sondern auch, wie es scheint, die Ehre gerettet.«

»Oh! ich habe meine Pflicht getan, Sire«, sagte Gabriel.

»Es ist also an mir, die meinige ebenfalls zu tun«, versetzte Heinrich rasch. »Sprecht nun, mein Herr. Sagt, was wünscht Ihr von uns, *Herr Vicomte von Montgomery?*«

XVIII.

Freude und Angst.

Herr Vicomte von Montgomery! Bei diesem Namen, der von einem König ausgesprochen schon mehr als ein Versprechen enthielt, bebte Gabriel vor Glück.

Heinrich war wirklich im Begriff, zu verzeihen.

»Seht, er wird schwach!« sagte mit leiser Stimme Frau von Poitiers zum Connetable, der sich ihr genähert hatte.

»Warten wir, bis es an uns ist«, erwiderte Herr von Montmorency, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.«

»Sire«, sprach indessen, seiner Gewohnheit gemäß mehr durch die Hoffnung als durch die Furcht bewegt, Gabriel zum König, »Sire, ich brauche Eurer Majestät nicht zu wiederholen, welche Gnade ich von ihrer Güte, von ihrer Milde und ein wenig von ihrer Gerechtigkeit zu erwarten wage. Was Eure Majestät von mir verlangte, glaube ich getan zu haben . . . Wird Eure Majestät das, was ich mir erbat, huldreichst tun? Hat sie ihr Versprechen vergessen oder will sie es halten.«

»Ja, mein Herr, ich werde es halten unter den verabredeten Bedingungen des Stillschweigens«, antwortete Heinrich, ohne zu zögern.

»Sire, ich verpfände noch einmal mein Ehrenwort, daß diese Bedingungen pünktlich und streng erfüllt werden sollen«, sagte der Vicomte d'Exmés.

»Nähert Euch, mein Herr«, sprach der König.

Gabriel näherte sich ihm. Der Kardinal von Lothringen trat bescheiden auf die Seite. Doch Frau von Potiers, welche ebenfalls nahe bei Heinrich saß, rührte sich nicht und konnte ohne Zweifel hören, was er sagte, obgleich er die Stimme dämpfte, um mit Gabriel allein zu sprechen.

Diese Überwachung beugte indessen, man muß es zugestehen den Willen des Königs nicht, und dieser fuhr mit Festigkeit fort:

»Herr Vicomte von Montgomery, Ihr seid ein Tapferer, den ich achte und ehre. Wenn Ihr habt, was Ihr verlangt, und was so gut

von Euch errungen worden ist, sind wir sicherlich noch nicht quitt gegen Euch; Doch nehmt immerhin diesen Ring. Morgen früh um acht Uhr überreicht ihn dem Gouverneur des Chatelet; er wird bis dahin benachrichtigt sein und Euch auf der Stelle den Gegenstand Eures frommen und erhabenen Trachtens übergeben.«

Gabriel, der vor Freude seine Knie weichen fühlte, hielt sich nicht mehr zurück, fiel dem König zu Füßen und sprach, die Brust überströmt von Freude und die Augen von süßen Tränen befeuchten.

»Ah! Sire, der ganze Wille, die ganze Tatkraft, von der ich Beweise gegeben zu haben glaube, sind für den Rest meines Lebens im Dienste meiner treuen Anhänglichkeit an Eure Majestät, wie sie, ich gesteht es, im Dienste meines Hasses gewesen wären, wenn Ihr: Nein! gesagt hättet.«

»Wahrhaftig?« versetzte der König, gutmütig lächelnd.

»Ja, Sire, ich bekenne es und Ihr müßt mich begreifen, da Ihr verziehen habt, ja, ich glaube, ich hätte Eure Majestät bis in ihren Kindern verfolgt, wie ich Euch in ihnen verteidigen und lieben werde, Sire. Vor Gott, der früher oder später den Meineidigen bestraft, werde ich meinen Treueschwur bewahren, wie ich meinen Racheschwur gehalten hätte.«

»Steht auf, mein Herr«, sagte der König, immer lächelnd. »Beruhigt Euch und erzählt uns, um Euch zu erholen, ein wenig die näheren Umstände von der so unerwarteten Einnahme von Calais, wovon zu sprechen oder sprechen zu hören ich nie müde werden werde.«

Heinrich II. behielt so über eine Stunde Gabriel, den er abwechselnd befragte und anhörte bei sich, und ließ ihn hundertmal, ohne müde zu werden, dieselbe Einzelheit wiederholen.

Dann mußte er ihn den Damen abtreten, welche ebenfalls begierig waren, den jungen Helden zu befragen.

Und dann wollte ihn der Kardinal von Lothringen, der ziemlich schlecht über die Lebensvorgänge von Gabriel unterrichtet war und in ihm nur den Freund und Schützling seines Bruders sah, durchaus selbst der Königin vorstellen.

In Gegenwart des ganzen Hofes war Catharina von Medicis wohl gezwungen, demjenigen, welcher dem König einen so schönen Sieg errungen hatte, Glück zu wünschen. Doch sie tat es mit augenscheinlicher Kälte und stark hervortretendem Hochmut, und der strenge, verächtliche Blick ihres grauen Auges strafte die Worte Lügen, welche ihr Mund wider den Willen ihres Herzens aussprechen mußte.

Während Gabriel eine ehrfurchtsvolle Danksagung an Catharina richtete, fühlte er seine Seele gewissermaßen zu Eis durch diese lügenhaften Artigkeiten der Königin erstarren, unter denen er, indem er sich der Vergangenheit erinnerte, eine geheime Ironie und etwas wie eine verborgene Drohung zu erraten glaubte.

Als er sich, nachdem er sich vor Catharina von Medicis verbeugte, umwandte, um wegzugehen, däuchte es ihm, er habe die Ursache der schmerzlichen Ahnung, die er empfunden, entdeckt.

Seine Blicke waren nach der Seite des Königs gefallen, und er sah in der Tat mit Schrecken, daß sich diesem Diana von Poitiers genähert hatte und leise, ihr boshaftes, höhnisches Lächeln auf dem Gesicht, mit ihm sprach. Je mehr sich Heinrich II. zu verteidigen schien, desto hartnäckiger schien sie in ihn zu dringen.

Sie rief sodann den Connetable, der auch längere Zeit sehr lebhaft mit dem König sprach.

Gabriel sah dies Alles von ferne. Er verlor nicht eine einzige von den Bewegungen seiner Feinde und stand ein wahres Märtyrthum aus.

Doch in dem Augenblick, wo sein Herz so zerrissen war, wurde er heiter von der jungen Königin Dauphine, Maria Stuart, angedet, die ihn mit Komplimenten und Fragen überhäufte.

Trotz seiner Unruhe antwortete Gabriel so gut er konnte.

»Das ist herrlich«, sagte Maria voll Begeisterung zu ihm; »nicht wahr, mein guter Dauphin?« fügte sie bei, indem sie sich an Franz, ihren jungen Gemahl, wandte, der seine Lobsprüche mit denen seiner Frau verband.

»Was würde man nicht tun, um so gütige Worte zu verdienen?

sagte Gabriel, dessen zerstreute Augen die Gruppe von Heinrich II., Diana und dem Connetable nicht verließen.«

»Als ich mich zu Euch durch irgend eine Sympathie hingezogen fühlte«, fuhr Maria Stuart mit ihrer gewöhnlichen Holdseligkeit fort, »verkündigte mir mein Herz ohne Zweifel, Ihr würdet durch diese wunderbare Waffentat zum Ruhme meines teuren Oheims von Guise beitragen. Ah! ich möchte wie der König die Macht haben, Euch ebenfalls zu belohnen. Doch eine Frau hat leider weder Titel noch Ehren zu ihrer Verfügung.«

»Oh! wahrhaftig, ich habe Alles, was ich mir auf der Welt wünschen konntet« sagte Gabriel. »Der König antwortet nicht mehr, er hört nur«, dachte er in seinem Innern.

»Gleichviel!« versetzte Maria Stuart, »wenn ich die Macht hatte, würde ich Euch, glaube ich, Wünsche schaffen, um sie erfüllen zu können. Doch für den Augenblick ist Alles, was ich habe, dieser Veilchenstrauß, den mir der Gärtner der Tournelles so eben als etwas nach dem letzten Gefrieren ziemlich Seltenes schickte. Nun wohl! Herr d'Exmés, mit der Erlaubnis von Monseigneur dem Dauphin schenke ich Euch diese Blumen als ein Andenken an diesen Tag. Empfangt sie.«

»Oh! Madame! . . . « rief Gabriel, ehrfurchtsvoll die Hand küssend, die sie ihm bot.

»Die Blumen«, sprach Maria Stuart träumerisch, sind zu gleicher Zeit ein Wohlgeruch für die Freude und ein Trost für die Traurigkeit. Ich kann eines Tags sehr traurig sein, doch ich werde es nie ganz sein, wenn man mir die Blumen läßt. Wohl verstanden, Euch Herr d'Exmés, Euch dem Glücklichen, dem Sieger, biete ich diese nur als Wohlgeruch an.«

»Wer weiß?« sagte Gabriel, schwermütig den Kopf schüttelnd, »wer weiß, ob der Sieger und der Glückliche ihrer nicht eher als eines Trostes bedarf?«

Während er so sprach, waren seine Blicke beständig auf den König geheftet, der nachzudenken schien und vor den immer lebhafteren Vorstellungen von Frau von Poitiers und dem Connetable den Kopf senkte.

Gabriel zitterte bei dem Gedanken, die Favoritin habe sicherlich das Versprechen des Königs gehört und es müsse unter ihnen

von ihm und seinem Vater die Rede sein.

Die junge Königin Dauphine hatte sich sanft spottend über die Unruhe von Gabriel entfernt.

Der Admiral von Coligny näherte sich ihm in dem Augenblick und drückte ihm seine herzlichen Glückwünsche über die glänzende Weise aus, wie er in Calais seinen Ruf von Saint-Quentin nicht nur behauptet, sondern übertroffen habe.

Man hatte den armen jungen Mann nie mehr vom Schicksal begünstigt, nie beneidenswerter gefunden, als seitdem er bis dahin unbekannte Qualen ausstand.

»Ihr seid eben so viel wert«, sagte der Admiral zu ihm, »um Siege zu gewinnen, als um Niederlagen zu schwächen. Ich bin ganz stolz darauf, daß ich Euer hohes Verdienst ahnte, und bedaure nur, daß ich nicht an dieser schönen, für Euch so glücklichen und für Frankreich so glorreichen Waffentat Teil genommen habe.«

»Es wird sich wieder eine Gelegenheit finden, Herr Admiral«, sprach Gabriel.

»Ich bezweifle es ein wenig«, entgegnete Coligny mit einer gewissen Traurigkeit. »Gott wolle nur, daß, wenn wir uns abermals auf einem Schlachtfelde treffen, dies nicht in zwei feindlichen Lagern geschehe!«

»Der Himmel behüte mich in der Tat«, sagte Gabriel rasch. »Doch was versteht Ihr unter diesen Worten, Herr Admiral?«

»Man hat im vorigen Monat vier Anhänger der Religion lebendig verbrannt«, antwortete Coligny; »die Reformierten, welche jeden Tag an Zahl und Macht zunehmen, werden am Ende dieser gehässigen, ungerechten Verfolgungen müde werden. Es kann sein und ich befürchte es, daß, wenn dies geschieht, die zwei Parteien, welche Frankreich teilen, sich in zwei Heere bilden.«

»Nun?« fragte Gabriel.

»Nun, Herr Ermés, trotz des Spaziergangs, den wir mit einander nach der Rue Saint-Jacques machten, habt Ihr Eure Freiheit behalten und Euch nur zur Verschwiegenheit anheischig gemacht. Ihr scheint mir aber zu wohl und zu sehr mit Recht in Gunsten zu sein, um nicht der Armee des Königs gegen die *Ketzerei*, wie man es nennt, anzugehören.«

»Ich glaube, daß Ihr Euch täuscht, Herr Admiral«, sprach Gabriel, dessen Augen sich nicht vom König abwandten; »ich habe im Gegenteil allen Grund, zu denken, ich werde bald berechtigt sein, mit den Unterdrückten gegen die Unterdrücker zu marschieren.«

»Wie, was soll das bedeuten?« fragte der Admiral. »Ihr erbleicht, Gabriel, Eure Stimme bebt! was habt Ihr denn?«

»Nichts! nichts! Herr Admiral. Doch ich muß Euch verlassen, auf Wiedersehen, auf baldiges Wiedersehen.«

Gabriel hatte von ferne eine dem König entschlüpfte Gebärde der Beistimmung wahrgenommen, und Herr von Montmorency hatte sich auf der Stelle, Diana einen Blick des Triumphes zuwerfend, entfernt.

Nichtsdestoweniger war der Empfang einige Minuten nachher geschlossen und Gabriel wagte es als er sich vor dem König verbeugte, um sich zu verabschieden, zu ihm zu sagen:

»Sire, morgen also!«

»Morgen, mein Herr«, antwortete der König.

Doch während er dies sagte, schaute Heinrich II. Gabriel nicht ins Gesicht; er wandte sogar die Augen ab; er lächelte nicht mehr und Frau von Poitiers lächelte im Gegenteil.

Gabriel, den Jedermann vor Hoffnung und Freude strahlen zu sehen glaubte, zog sich die Angst und den Schmerz in seinem Innern zurück.

Den ganzen Abend irrte er um das Chatelet her.

Er faßt wieder ein wenig Mut, als er Herrn von Montmorency nicht herauskommen sah.

Dann betastete er an seinen Fingern den königlichen Ring und erinnerte sich der förmlichen Worte von Heinrich II., welche keinen Zweifel zuließen und keine Arglist verbergen konnten: »Der Gegenstand Eures frommen und erhabenen Trachtens wird Euch zurückgegeben werden.«

Dennoch kam ihm diese Nacht, die Gabriel von dem entscheidenden Augenblick trennte, länger vor, als ein ganzes Jahr.

XIX.

Vorsichtsmaßregeln.

Was Gabriel während dieser tödlichen Stunden dachte, was er fühlte, weiß Gott allein. Denn nach Hause zurückkehrend, wollte er weder seinen Dienern noch sogar seiner Amme etwas sagen, und von diesem Augenblick begann für ihn das concentrirte, gewissermaßen stumme Leben, das wortkarge nur der Tätigkeit angehörende Leben, das er streng seitdem fortsetzte, als hätte er in seinem Innern das Gelübde des Stillschweigens abgelegt.

Bewegte Hoffnungen, energische Entschlüsse, Pläne der Liebe und der Rache, Alles was Gabriel in dieser Nacht des Erwartens fühlte, träumte und sich selbst schwur, Alles blieb ein Geheimnis zwischen dieser tiefen Seele und dem Herrn.

Erst um acht Uhr konnte er im Chatelet mit dem Ringe des Königs erscheinen, der alle Türen nicht nur ihm, Sondern auch seinem Vater öffnen sollte.

Bis um sechs Uhr Morgens blieb Gabriel allein in seinem Zimmer, ohne daß er Jemand empfangen wollte.

Um sechs Uhr ging er, gekleidet und ausgerüstet, wie für eine lange Reise hinab. Er hatte schon am Abend vorher von seiner Amme alles Geld verlangt, was sie zusammenbringen konnte.

Die Leute seines Hauses drängten sich um ihn und boten ihm ihre Dienste an. Die vier Freiwilligen die er von Calais mitgenommen hatte, stellten sich besonders zu seiner Verfügung. Doch er dankte ihnen herzlich, entließ sie und behielt nur den Pagen André und seine Amme Aloyse bei sich.

»Meine gute Aloyse«, sagte er zu der letzteren, »ich erwarte hier von Tag zu Tag zwei Gäste, zwei Freunde von Calais, Jean Peuquoy und seine Frau Babette. Es ist möglich, Aloyse, daß ich nicht hier bin, um sie zu empfangen. Doch auch in meiner Abwesenheit, besonders in meiner Abwesenheit nimm sie auf und behandle sie, als ob sie mein Bruder und meine Schwester wären. Babette kennt Dich dadurch, daß ich hundertmal von Dir gesprochen habe. Sie wird ein kindliches Zutrauen zu Dir haben,

habe für sie, ich beschwöre Dich bei Deiner Liebe für mich, die Zärtlichkeit und Nachsicht einer Mutter.«

»Ich verspreche es Euch, gnädiger Herr«, erwiderte einfach die brave Amme, »und Ihr wißt, daß bei mir dieses einzige Wort genügt. Seid unbesorgt über Eure Gäste: es soll ihnen nichts für die Pflege des Leibes und der Seele fehlen.«

»Ich danke, Aloyse«, sagte Gabriel, indem er ihr die Hand reichte. »Nun zu Euch, André«, fuhr er fort, sich an den Pagen wendend, welchen ihm Frau von Castro gegeben hatte. »Ich habe gewisse letzte Aufträge zu erteilen, die ich einer sichern Person übergeben will, und Ihr seid es, André, der sie erfüllen wird, Ihr, der Ihr für mich meinen treuen Martin-Guerre ersetzt.«

»Ich bin zu Euren Befehlen, gnädiger Herr«, sagte André.

»Hört wohl«, sprach Gabriel: »in einer Stunde verlasse ich dieses Haus allein. Komme ich bald zurück, so habt Ihr nichts zu tun, oder ich werde Euch vielmehr neue Befehle geben. Da es indessen möglich ist, daß ich nicht zurückkomme, daß ich wenigstens nicht heute, nicht morgen, daß ich lange nicht zurückkomme . . . «

Die Amme brach in Tränen aus und hob die Arme zum Himmel empor. André unterbrach seinen Herrn:

»Verzeiht, gnädiger Herr, Ihr jagt, es sei möglich, daß Ihr lange Zeit nicht mehr zurückkommt.«

»Ja, André.«

»Und ich begleite Euch nicht? Und ich werde Euch vielleicht lange nicht wiedersehen?« versetzte André, der bei dieser Kunde zugleich traurig und verlegen zu sein schien.

»Allerdings, das kann sein!« sprach Gabriel.

»Aber Frau von Castro«, sagte der Page, »hat mir vor meiner Abreise eine Botschaft, einen Brief anvertraut . . . «

»Und diesen Brief habt Ihr mir noch nicht übergeben, André?« sagte Gabriel rasch.

»Entschuldigt mich, gnädiger Herr«, erwiderte André, »ich sollte Euch diesen Brief nur übergeben« wenn ich Euch bei der Rückkehr aus dem Louvre sehr traurig oder sehr wütend sehen würde. »Nur dann«, sagte Frau Diana, »gebt Herrn d'Exmés diesen Brief, der eine Kunde und einen Trost für ihn enthält.«

»Oh! gebt, gebt geschwinde«, rief Gabriel. »Rat und Erleichterung können, ich befürchte es, nicht zu geeigneterer Zeit für mich kommen.«

André zog aus seinem Wamms den sorgfältig eingewickelten Brief und übergab ihn seinem neuen Herrn. Gabriel entsiegelte ihn rasch und zog sich, um ihn zu lesen, in eine Fenstervertiefung zurück.

Der Brief enthielt folgende Worte:

»Freund, unter den Bangigkeiten und Träumen der letzten Nacht, welche mich vielleicht für immer von Euch trennen soll, ist der grausamste Gedanke, der mein Herz zerrissen, der:

»Es ist möglich, daß Ihr bei der großen, furchtbaren Pflicht, die Ihr so mutig zu erfüllen im Begriff seid, mit dem König in Berührung und Conflict geratet. Es ist möglich, daß der unvorhergesehene Ausgang Eures Kampfes Euch nötigt, ihn zu hassen, oder Euch antreibt, ihn zu bestrafen.

Gabriel, ich weiß noch nicht, ob er mein Vater ist, aber ich weiß, daß er mich bis jetzt wie sein Kind geliebt hat. Nur die Voraussicht Eurer Rache allein macht mich in diesem Augenblick beben; der Vollzug Eurer Rache würde meinen Tod herbeiführen.

»Und dennoch wird mich die Pflicht meiner Geburt vielleicht zwingen, zu denken wie Ihr; vielleicht werde ich auch denjenigen, der mein Vater sein wird, gegen denjenigen, der mein Vater gewesen ist, zu rächen haben; gräßliche, verzweislungsvolle Lage!

»Doch während der Zweifel und die Finsternis noch für mich über dieser furchtbaren Frage schweben, während ich noch nicht weiß, aus welche Seite sich meine Liebe und mein Haß wenden müssen, Gabriel, beschwöre ich Euch, und wenn Ihr mich geliebt habt, werdet Ihr mir gehorchen, Gabriel, ehrt die Person des Königs.

»Noch urteile ich, wenn nicht ohne Erschwerung, doch wenigstens ohne Leidenschaft, und ich fühle, wie mir scheint,

daß es nicht den Menschen zukommt, die Menschen zu bestrafen, sondern Gott! . . .

»Was also auch geschehen mag, Freund, nehmt nicht aus den Händen Gottes die Strafe, selbst um einen Verbrecher zu treffen.

»Ist derjenige, welchen ich meinen Vater genannt habe, schuldig, so ist er ein Mensch, er kann es sein, macht Euch nicht zu seinem Richter und noch weniger zu seinem Henker. Seid unbesorgt, Alles bezahlt sich beim Herrn, und der Herr wird Euch schrecklicher rächen, als Ihr es selbst tun könntet. Überlaßt Eure Rache ohne Furcht seiner Gerechtigkeit.

»Doch wenn Gott nicht aus Euch das unwillkürliche und gewissermaßen unselige Werkzeug dieser unbarmherzigen Gerechtigkeit macht; wenn er sich Eurer Hand nicht wider Euren Willen bedient; wenn Ihr den Schlag nicht führt, ohne zu sehen und zu wollen, Gabriel, verurteilt Euch nicht selbst und vollstreckt nicht selbst den Spruch.

»Tut dies aus Liebe für mich, Freund. Gnade! es ist die letzte Bitte und der letzte Schrei, den ich an Euch richte.

Diana von Castro.«

Gabriel las diesen Brief zweimal; doch während dieses zweimaligen Lesens gewahrten André und die Amme auf seinem bleichen Antlitz kein anderes Zeichen, als das eines traurigen Lächelns, das bei ihm: beinahe zur Gewohnheit geworden war.

Als er den Brief wieder zusammengelegt und in seiner Brust verborgen hatte, blieb er einen Augenblick, den Kopf gebeugt, in ein nachdenkendes Stillschweigen versunken.

Dann erwachte er gleichsam aus diesem Traume und sprach laut:

»Es ist gut. Was ich Euch zu befehlen habe, besteht darum nicht minder, André, und wenn ich, wie ich Euch sagte nicht bald hierher zurückkomme, ob Ihr etwas über mich erfahrt oder nicht von mir sprechen hört, was auch geschehen oder nicht geschehen mag, behaltet meine Worte und hört, was Ihr zu tun

habt.«

»Ich höre, gnädiger Herr«, sagte André, »und ich werde Euch pünktlich gehorchen; denn ich liebe Euch und bin Euch treu ergeben.«

»Frau von Castro«, sprach Gabriel, »wird in einigen Tagen in Paris sein. Richtet es so ein, daß Ihr so bald als möglich von ihrer Rückkehr in Kenntnis gesetzt werdet.«

»Das ist leicht, gnädiger Herr.«

»Geht ihr sogar entgegen, wenn Ihr könnt, und übergebt ihr in meinem Austrage dieses versiegelte Päckchen. Nehmt Euch wohl in Acht, daß Ihr es nicht verliert, André, obgleich es nichts Kostbares für irgend Jemand enthält, einen Frauenschleier und nicht mehr. Gleichviel! Ihr werdet ihr selbst diesen Schleier übergeben und ihr sagen . . . «

»Was werde ich ihr sagen, gnädiger Herr«, fragte André, als er sah, daß sein Gebieter zögerte.

»Nein, sagt ihr nichts«, erwiderte Gabriel, »wenn nicht, sie sei frei und ich gebe ihr alle ihre Versprechen zurück, selbst das, dessen Pfand dieser Schleier ist.«

»Ist das Alles, gnädiger Herr?«

»Es ist Alles. Wenn man jedoch gar nicht mehr von mir hätte sprechen hören, André, und wenn Ihr Frau von Castro darüber ein wenig in Unruhe sehen würdet, könnt Ihr beifügen . . . Doch wozu? Fügt nichts bei, André; bittet sie, Euch in ihren Dienst zu nehmen, wenn Ihr wollt. Wollt Ihr nicht, so kommt wieder hierher und erwartet hier meine Rückkehr.«

»Nicht wahr, Ihr werdet sicherlich zurückkehren, gnädiger Herr?« fragte die Amme, Tränen in den Augen.

»Ihr sagtet, man würde vielleicht nicht mehr von Euch sprechen hören . . . «

»Es wird wohl das Beste sein, gute Amme, wenn man nicht mehr von mir sprechen hört«, antwortete Gabriel. »Ja diesem Fall hoffe und erwarte mich.«

»Hoffen! wenn Ihr für Alle und selbst für Eure Amme verschwunden sein werdet? Oh! das ist sehr schwer«, erwiderte Aloyse.

»Aber wer sagt Dir, daß ich verschwinden werde?« entgegnete

Gabriel. »Muß man nicht für Alles vorhersehen? Ich meinesteils, obgleich ich meine Vorsichtsmaßregeln treffe, hoffe Dich wahrhaftig bald mit dem ganzen Ergüsse meines Herzens zu umarmen! Das ist das Wahrscheinlichste; denn die Vorsehung ist eine zärtliche Mutter für Jeden, der sie ansieht. Und habe ich nicht damit angefangen, daß ich André sagte, alle meine Aufträge wären wohl unnötig und als nicht geschehen zu betrachten, in dem beinahe gewissen Fall, daß ich heute zurückkehren würde . . . «

»Oh! Gott segne Euch für diese guten Worte« rief die alte Aloyse ganz erschüttert.

»Und Ihr habt uns keine andere Befehle zu geben für die Zeit dieser Abwesenheit, die Gott abkürzen möge?«

»Warte«, sprach Gabriel, den plötzlich eine Erinnerung zu berühren schien.

Und er setzte sich an den Tisch und schrieb folgenden Brief an Coligny:

»Herr Admiral,

»Ich werde mich in Eurer Religion unterrichten lassen und zähle mich von heute an zu den Eurigen.

»Mag mich der Glaube, Euer überzeugendes Wort oder irgend ein anderer Beweggrund zum Übertritt bestimmen, ich weihe darum nicht minder ohne Rückkehr Eurer Sache, der der unterdrückten Religion, mein Herz, mein Leben und mein Schwert..

»Euer ergebenster Gefährte und guter Freund
Gabriel von Montgomery.«

»Komm ich nicht zurück, so übergeht auch dieses«, sprach Gabriel und reichte André den versiegelten Brief. »Und nun, meine Freunde, muß ich Euch Lebewohl sagen und gehen. Die Stunde schlägt.«

Eine halbe Stunde nachher klopfte Gabriel wirklich mit zitternder Hand an die Pforte des Chatelet.

XX.

Gefangen in geheimem Gewahrsam.

Herr von Salvoison, der Gabriel bei seinem ersten Besuche empfangen hatte, war vor Kurzem gestorben und der gegenwärtige Gouverneur hieß Herr von Sazerac.

Zu diesem führte man den jungen Mann.

Die Angst preßte mit ihrer eisernen Hand dem armen Gabriel die Kehle so gewaltig zusammen, daß er kein Wort artikulieren konnte. Doch er überreichte stillschweigend dem Gouverneur den Ring, den ihm der König gegeben hatte.

Herr von Sazerac verbeugte sich ernst.

»Ich erwartete Euch, mein Herr!« sprach er zu Gabriel. »Ich habe vor einer Stunde den Befehl erhalten, der Euch betrifft. Ich muß bei dem Anblick dieses Rings allein und ohne andere Erklärungen von Euch zu verlangen, in Eure Hände den namenlosen Gefangenen übergeben, der seit vielen Jahren unter der Nummer 21 im Chatelet eingesperrt ist. Ist es das, mein Herr?«

»Ja, ja«, antwortete Gabriel, dem die Hoffnung die Stimme wieder gab. »Und dieser Befehl, Herr Gouverneur . . . «

»Ich bin bereit, ihn zu erfüllen.«

»Oh! oh! wahrhaftig?« rief Gabriel, der vom Scheitel bis zu den Zehen zitterte.

»Doch ohne Zweifel . . . « erwiderte Herr von Sazerac in einem Tone, in welchem ein Gleichgültiger eine Nuance von Traurigkeit und Bitterkeit hätte entdecken können.

Gabriel aber war zu sehr erschüttert und von seiner Freude ergriffen.

»Ah! es ist also wahr!« rief er. »Ich träume nicht. Meine Augen sind offen. Meine tollen Befürchtungen waren nur Träume. Ihr werdet mir den Gefangenen zurückgeben, mein Herr. Oh! Dank, mein Gott! Sire, Dank! Doch laufen wir geschwinde, ich flehe Euch an, mein Herr.«

Und er machte ein paar Schritte, als wollte er Herrn von

Sazerac vorangehen. Doch seine Kräfte, so gestählt gegen das Leiden, verließen ihn vor der Freude. Er war gezwungen, einen Augenblick stille zu stehen. Sein Herz schlug so rasch und so stark, daß er ersticken zu müssen glaubte.

Die arme menschliche Natur vermochte so vielen auf einander gehäuften Erschütterungen nicht zu genügen.

Die beinahe unerwartete Verwirklichung so ferne liegender Hoffnungen, der Zweck eines ganzen Lebens, das Ziel übermenschlicher Anstrengungen plötzlich erreicht; die Dankbarkeit gegen diesen so redlichen König und den so gerechten Gott; die kindliche Liebe endlich befriedigt; eine andere noch glühendere Liebe endlich erleuchtet: so viele zu gleicher Zeit erregte Gefühle machten die Seele von Gabriel überströmen.

Doch was sich aus dieser unaussprechlichen Unruhe, aus diesem wahnsinnigen Glück vielleicht am mindesten verworren ausatmete, war gleichsam eine Hymne des Dankes für die Gnade an Heinrich II., von dem ihm diese ganze Trunkenheit zukam.

Und Gabriel wiederholte in seinem erkenntlichen Herzen den Schwur, sein Leben diesem rechtschaffenen König und seinen Kindern zu weihen. Wie hatte er nur eine Minute an diesem großen und vortrefflichen Fürsten zweifeln können?

Endlich schüttelte Gabriel diese Extase ab und sprach zu dem Gouverneur des Chateley der mit ihm stehen geblieben war:

»Verzeiht, mein Herr, verzeiht diese Schwäche, die Mich einen Augenblick wie vernichtet hat. Seht, die Freude ist zuweilen so schwer zu tragen!«

»Oh! entschuldigt Euch nicht, mein Herr, ich beschwöre Euch!« erwiderte mit einer tiefen Stimme der Gouverneur.

Diesmal betroffen durch den Ton, schlug Gabriel die Augen zu Herrn von Sazerac auf.

Es ließ sich keine wohlwollendere, offeneren, ehrlichere Physiognomie finden. Alles bezeichnete bei diesem Gefängnis Gouverneur die Aufrichtigkeit und die Güte.

Seltsame Erscheinung! Das Gefühl, das sich in diesem Augenblick auf dem Antlitz des redlichen Mannes ausprägte, während er die überströmende Freude von Gabriel betrachtete, war ein inniges Mitleid.

Gabriel gewahrte diesen seltsamen Ausdruck und erlebte plötzlich, von einer finsternen Ahnung ergriffen.

Doch seine Natur war so beschaffen, daß diese unbestimmte Furcht, unversehens in sein Glück eindringend, seinem mutigen Geiste nur die Federkraft zurückgab, und seine hohe Gestalt aufrichtend sprach Gabriel zum Gouverneur:

»Auf, mein Herr, gehen wir. Ich bin nun bereit und stark.«

Einen Diener voran, der eine Fackel trug, stiegen der Vicomte d'Exmés und Herr von Sazerac in die Kerker hinab.

Gabriel fand bei jedem Schritt die finsternen Erinnerungen wieder, er erkannte wieder bei den Biegungen der Gänge und Treppen die düsteren Mauern, die er schon gesehen, und er erinnerte sich der düsteren Eindrücke, welche er hier einst, ohne es sich erklären zu können, empfunden hatte.

Als man zu der eisernen Türe des Kerkers gelangte, wo er mit einem seltsamen Zusammenschnüren des Herzens, den abgekehrten, stummen Gefangenen besucht hatte, zögerte er keine Sekunde und blieb kurz stehen.

»Hier ist es«, sagte er mit gepreßter Brust.

Doch Herr von Sazerac schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Nein, hier ist es noch nicht.«

»Wie! hier noch nicht!« rief Gabriel, »wollt meiner spotten, mein Herr?«

»Oh! mein Herr!« entgegnete der Gouverneur im Tone sanften Vorwurfes.

Kalter Schweiß befeuchtete die Stirne von Gabriel.

»Verzeiht! Verzeiht!« sagte er, »Doch was bedeuten diese Worte? Oh! spricht, spricht geschwinde.«

»Seit gestern Abend, mein Herr, ich habe den schmerzlichen Auftrag, Euch davon in Kenntniss zu setzen, mußte der in diesem Kerker in geheimem Gewahrsam eingeschlossene Gefangene noch ein Stockwerk tiefer hinabgebracht werden.«

»Ah!« machte Gabriel ganz verwirrt, »und warum dies?«

»Man hat ihm erklärt, wie Ihr, glaube ich, wißt, mein Herr, wenn er nur mit irgend Jemand zu sprechen versuchte, wenn er den geringsten Schrei ausstoße, den geringsten Namen stammelte,

sollte er auch aufgefordert werden, so würde man ihn auf der Stelle in einen andern noch tieferen, noch furchtbareren, noch tödlicheren Kerker bringen, als der seinige.«

»Ich weiß dies«, murmelte Gabriel so leise, daß es der Gouverneur nicht hörte.

»Schon einmal«, fuhr Herr von Sazerac fort, »hatte es der Gefangene gewagt, diesem Befehl entgegenzuhandeln, und damals warf man ihn in diesen grausamen Kerker hier, wo Ihr ihn, wie es scheint, gesehen habt. Man hat mir gesagt, Ihr seid zur Zeit von der Verurteilung zum Stillschweigen, der er lebendig unterworfen wurde, unterrichtet worden.«

»Ja der Tat, in der Tat«, sagte Gabriel mit einer furchtbaren Ungeduld. »Nun, mein Herr?«

»Nun« fuhr Herr von Sazerac mit peinlichem Ausdruck fort, »gestern Abend, kurz vor dem Schluß der äußeren Tore, erschien im Chatelet ein Mann, ein mächtiger Mann, dessen Namen ich verschweigen muß.«

»Gleichviel, sprecht!«

Dieser Mann, sagte der Gouverneur, »befahl, ihn nach Numero 21. zu führen. Ich begleitete ihn allein er sprach den Gefangenen an, ohne Anfangs eine Antwort zu erhalten, und ich hoffte, der Greis würde aus dieser Prüfung hervorgehen; denn eine halbe Stunde lang beobachtete er bei allem Drängen und Herausfordern ein hartnäckiges Stillschweigen.«

Gabriel stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf, doch ohne ein Wort zu sprechen, um die düstere Erzählung des Gouverneur nicht zu unterbrechen.

»Unglücklicher Weise«, fuhr dieser fort, »setzte sich der Gefangene auf ein letztes Wort, das man ihm in's Ohr flüstert plötzlich auf, Tränen stürzten aus seinen steinernen Augen, und er sprach, mein Herr! Man hat mich mich bevollmächtigt, Euch dies Alles mitzuteilen, damit Ihr eher auf meine Zeugschaft als Edelmann glaubt, wenn ich beifüge: ›Der Gefangene hat gesprochen!‹ Ich gebe Euch leider bei meiner Ehre die Versicherung, daß ich es selbst gehört habe.«

»Und dann!« fragte Gabriel mit bebender Stimme.

»Und dann«, sagte Herr von Sazerac, »wurde ich auf der Stelle

aufgefordert, trotz meiner Vorstellungen und Bitten, die barbarische Pflicht zu erfüllen, die mir meine Stelle auferlegt, einer höheren Autorität zu gehorchen, welche, wenn ich mich geweigert hatte, schnell gelehrigere Diener gefunden haben würde, und den Gefangenen durch seinen stummen Wächter in den unter diesem liegenden Kerker versetzen zu lassen.«

»In den Kerker unter diesem!« rief Gabriel. »Ah! laufen wir geschwinde! denn ich bringe ihm die Befreiung.«

Der Gouverneur schüttelte traurig den Kopf; doch Gabriel sah diese Gebärde nicht; er stieß schon mit seinen Füßen auf die schlüpfrigen verfallenen Stufen der steinernen Treppe, welche in den tiefsten Abgrund des finsternen Gefängnisses führte.

Herr von Sazerac nahm die Fackel aus den Händen des Dieners, den er mit einem Zeichen entließ. Er schob sein Sacktuch auf seinen Mund und folgte Gabriel hinab.

Bei jedem Schritt, den man hinabstieg, wurde die Lust kärglicher und erstickender.

Als man die unterste Stufe der Treppe erreichte, vermochte die keuchende Brust kaum zu atmen, und man fühlte, daß die einzigen Geschöpfe, welche ein paar Minuten in dieser Atmosphäre des Todes leben könnten, unreine Tiere wären, die man voll Abscheu unter seinen Füßen zertrat.

Doch Gabriel dachte an nichts von Allem dem. Er nahm aus den zitternden Händen des Gouverneur den verrosteten Schlüssel, den dieser ihm reichte, öffnete die schwere, wurmstichige Türe und stürzte in den Kerker.

Beim Schein der Fackel konnte man in einer Ecke auf verfaultem Stroh einen Körper ausgestreckt sehen.

Gabriel warf sich auf diesen Körper, zog an ihm, schüttelte ihn und schrie:

»Mein Vater!«

Herr von Sazerac zitterte vor Schrecken bei diesem Schrei.

Die Arme und der Kopf des Greises fielen träge unter der Bewegung zurück, die ihnen Gabriel verlieh.

XXI.

Der Graf von Montgomery.

Immer auf den Knien, erhob Gabriel nur seinen bleichen bestürzten Kopf und schaute mit einem finster ruhigen Blick umher. Er sah nur aus, als befragte er sich und als überlegte er.

Doch diese Ruhe. erschütterte und erschreckte Herrn Sazerac mehr, als alle Schreie und alles Schluchzen.

Dann wie von einem Gedanken berührt, legte er rasch seine Hand auf das Herz des Leichnams.

Er horchte und suchte ein paar Minuten lang.

»Nichts!« sprach er sodann mit gleichmäßiger und sanfter, aber gerade dadurch furchtbarer Stimme; »das Herz schlägt nicht mehr, doch die Stelle ist noch warm.«

»Welch eine kräftige Natur«, sprach leise der Gouverneur; »er hätte noch lange leben können.«

Doch die Augen des Leichnams waren offen geblieben. Gabriel neigte sich über ihn und schloß ihm dieselben frommer Weise. Dann hauchte er einen ehrfurchtsvollen Kuß, den ersten und den letzten, auf diese armen erloschenen Lider, welche so viele bittere Tränen hatten befeuchten müssen.

»Mein Herr«, sagte Herr von Sazerac, der Gabriel durchaus von dieser gräßlichen Betrachtung abziehen wollte, »wenn der Tote Euch teuer war . . . «

»Ob er mir teuer war, mein Herr«, unterbrach ihn Gabriel. »Ja, es war mein Vater!«

»Nun, mein Herr, wenn Ihr ihm die letzte Pflicht erweisen wollt, man hat mir erlaubt, Euch ihn von hier wegbringen zu lassen.«

»Ah! wahrhaftig!« versetzte Gabriel mit derselben schrecklichen Ruhe. »Man ist sehr gerecht gegen mich und hält mir pünktlich Wort, ich muß es gestehen. Wißt, Herr Gouverneur, daß man mir vor Gott geschworen hatte, mir meinem Vater zurückzugeben. Man gibt ihn mir zurück, hier ist er. Ich muß anerkennen, daß man sich keines Wegs anheischig gemacht hat, ihn mir lebendig zurückzugeben.«

»Er brach in ein scharfes Gelächter aus.«

»Auf, Mut gefaßt«, sprach Herr von Sazerac; »es ist Zeit, demjenigen, welchen Ihr beweint, Fahrwohl zu sagen.«

»Das tue ich, wie Ihr seht mein Herr!« erwiderte Gabriel.

»Ja, doch ich meine, Ihr müßt Euch nun entfernen, die Luft, die man hier einatmet, ist nicht geeignet für die Brust von Lebendigen und ein längerer Aufenthalt unter diesen tödlichen Miasmen könnte gefährlich werden.«

»Der Beweis hiervon ist hier unter unsern Augen«, sprach Gabriel und deutete auf den Leichnam.

»Vorwärts, kommt, kommt«, sagte der Gouverneur, der den jungen Mann unter dem Arm nehmen wollte, um ihn hinauszuziehen.«

»Nun wohl, ja, ich werde Euch folgen«, erwiderte Gabriel, »doch habt die Gnade, laßt mich noch eine Minute hier«, fügte er mit flehendem Tone bei.

Herr von Sazerac machte eine Gebärde der Einwilligung und zog sich bis zur Türe zurück, wo die Luft etwas minder mephistisch und dicht war.

Gabriel blieb auf den Knien bei dem Leichnam und verharrte den Kopf gesenkt, einige Minuten unbeweglich und stumm, betend und träumend.

Was sagte er zu seinem toten Vater? fragte er seine ein wenig zu früh von dem unseligen Finger des Todes berührten Lippen nach dem Schlüssel zu dem Rätsel, den er suchte? Schwur er dem heiligen Opfer, es in dieser Welt zu rächen, bis es Gott in jener rächen würde? Suchte er in den entstellten Zügen, was dieser Vater gewesen war, den er zum zweiten Male sah, und wie süß und glücklich ein unter seinem Schutze hingebrautes Leben hatte sein können? Dachte er endlich an die Vergangenheit oder an die Zukunft, an die Menschen oder an den Herrn, an die Gerechtigkeit oder an die Vergeltung?

Diese düstere Zwiesprache zwischen einem toten Vater und seinem Sohn blieb abermals ein Geheimnis zwischen Gabriel und Gott.

Vier oder fünf Minuten waren vergangen.

Der Atem fing schon an der Brust der zwei Männer zu fehlen,

die eine Pflicht der Frömmigkeit und Menschlichkeit unter diese tödlichen Gewölbe geführt hatte.

»Ich flehe Euch ebenfalls an«, sagte zu Gabriel der brave Gouverneur, »es ist die höchste Zeit, hinaufzugehen.«

»Hier bin ich«, erwiderte Gabriel, »hier bin ich.«

Er nahm die eisige Hand seines Vaters und küßte sie; er beugte sich über seine feuchte Stirne und küßte sie.

Dies Alles, ohne zu weinen. Er konnte es nicht.

»Auf Wiedersehen«, sagte er zu ihm, »auf Wiedersehen!«

Dann erhob er sich, stets ruhig und fest, der Haltung, wenn nicht dem Herzen nach, der Stirne, wenn nicht der Seele nach.

Er sandte seinem Vater einen letzten Blick und einen letzten Kuß zu, und folgte Herrn von Sazerac mit langsamem, ernstem Schritte.

Als er in das obere Stockwerk kam, verlangte er die dunkle, kalte Zelle wiederzusehen, wo der Gefangene so viele Jahre und so viele schmerzliche Gedanken zurückgelassen hatte, und wo er, Gabriel? schon einmal eingetreten war, ohne seinen Vater zu umarmen.

Er brachte hier einige Minuten stummen Nachsinnens und trostloser Schaugierde zu.

Als er mit dem Gouverneur wieder zum Tag und zum Leben hinaufstieg, schauerte Herr von Sazerac, der ihn in sein Zimmer führte, da er ihn beim Licht betrachtete.«

Doch er wagte es nicht, dem jungen Mann zu sagen, daß weiße Büschel nun stellenweise seine kastanienbraunen Haare versilberten.

Nach einer Pause sagte er nur mit bewegter Stimme zu ihm:

Vermag ich nun irgend etwas für Euch zu tun, mein Herr? Verlangt und ich werde glücklich sein, Euch Alles zu, bewilligen, was mir meine Pflicht nicht verbietet.«

»Mein Herr, Ihr habt mir gesagt, man erlaube mir, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen; Diesen Abend werden von mir abgeschickte Männer kommen, und wenn Ihr die Güte haben wollt, den Körper vorher schon in einen Sarg legen zu lassen und ihnen zu erlauben, daß sie diesen Sarg wegtragen, so werden sie den Gefangenen in der Gruft seiner, Familie bestatten.«

»Dies genügt, mein Herr«, erwiderte Herr von Sazerac; »doch ich muß Euch bemerken, daß man bei dieser Erlaubnis eine Bedingung gestellt hat.«

»Welche?« fragte Gabriel kalt.

»Die, daß Ihr einem geleisteten Versprechen gemäß bei dieser Gelegenheit kein Arnsberger veranlassen werdet.«

»Ich werde dieses Versprechen auch halten«, antwortete Gabriel. »Die Männer werden in der Nacht kommen und, ohne selbst zu wissen, um was es sich handelt, nur den Leichnam in die Rue des Jardins-Saint-Paul, in die Gruft der Grafen von . . . «

»Verzeiht« unterbrach ihn rasch der Gouverneur des Chatelet, »ich wußte den Namen des Gefangenen nicht und will und darf ihn nicht wissen. Ich bin durch meine Pflicht und durch mein Wort genötigt gewesen, über viele Punkte zu schweigen; Ihr seid also zu nicht weniger Zurückhaltung gegen mich verbunden.«

»Ich habe nichts zu verbergen«, entgegnete Gabriel mit stolzen Tone. »Nur die Schuldigen verbergen sich.«

»Und Ihr gehört nur zur Zahl der Unglücklichen«, sagte der Gouverneur. »Sprecht, ist das nicht viel mehr wert?«

»Übrigens«, fuhr Gabriel fort, »übrigens habe ich das, was Ihr mir verschwiegen, erraten, und ich könnte es Euch sogar selbst sagen. Hört zum Beispiel, der mächtige Mann, der gestern Abend hierher kam und den Gefangenen sprechen wollte, um ihn sprechen zu machen, nun ich weiß ungefähr durch welches Zaubermittel er ihn sein Stillschweigen zu brechen veranlaßt . . . dieses Stillschweigen, von dem der Nest des Lebens abhing, den er bis dahin seinen Denkern streitig gemacht hatte.«

»Wie! Ihr wüdet? . . . « sagte Herr von Sazerac erstaunt.

»Ganz gewiß«, erwiderte Gabriel; »der mächtige Mann sagte zu dem Greise: ›Euer Sohn lebt!‹ Oder: ›Euer Sohn hat sich mit Ruhm bedeckt!‹ Oder auch: ›Euer Sohn wird kommen und Euch befreien!‹ Kurz der Schändliche sprach ihm von seinem Sohn!«

Es entschlüpfte dem Gouverneur eine Bewegung des Erstaunens.

»Und bei diesem Sohnesnamen«, fuhr Gabriel fort, »vermochte der unglückliche Vater, der bis dahin vor seinem tödlichsten

Feinde an sich zu halten gewußt hatte, einen Ausbruch der Freude nicht zu bewältigen und stumm für den Haß, rief er für die Liebe: »Sprecht, ist das wahr, mein Herr?«

Der Gouverneur neigte das Haupt, ohne zu antworten.

»Es ist wahr, da Ihr es nicht leugnet«, sagte Gabriel. »Ihr seht wohl, daß es unnötig war, mir verbergen zu wollen, was der mächtige Mann zu dem armen Gefangenen sprach! Und was den Namen dieses Mannes betrifft, so mochtet Ihr ihn immerhin mit Stillschweigen übergehen . . . soll ich ihn Euch nennen?«

»Herr! Herr!« rief Herr von Sazerac, »es ist wahr, wir sind allein, doch nehmt Euch in Acht! befürchtet Ihr nicht . . . «

»Ich sagte Euch«, entgegnete Gabriel, »ich habe nichts zu fürchten! Dieser Mann heißt also der Herr Connetable Herzog von Montmorency! Der Henker ist nicht immer verlarvt.«

»Oh! mein Herr«, unterbrach ihn der Gouverneur, indem er voll Schrecken umherblickte.

»Was den Namen des Gefangenen betrifft«, fuhr Gabriel ruhig fort, »was meinen Namen betrifft, so wißt Ihr beide nicht. Doch nichts sieht dem entgegen, daß ich sie Euch nenne. Überdies konntet Ihr mir schon begegnen und Ihr werdet mir noch im Leben begegnen können. Dann seid Ihr wohlwollend gegen mich in diesen äußersten Augenblicken gewesen, und wenn Ihr mich nennen hören werdet, was vielleicht in einigen Monaten geschieht, so ist es gut, daß Ihr wißt, der Mann, von dem man spricht, sei Euch von heute an verbunden.«

»Und ich werde glücklich sein, zu erfahren, daß das Schicksal nicht immer so grausam gegen Euch gewesen ist«, sprach Herr von Sazerac.

»Oh! für mich ist nicht mehr von diesen Dingen die Rede«, sagte Gabriel mit ernstem Tone. »Doch erfahrt in jedem Fall meinen Namen: ich heiße, seitdem mein Vater heute Nacht in diesem Kerker gestorben ist, Graf von Montgomery.«

Wie versteinert, fand der Gouverneur des Chatelet kein Wort zu erwidern.

»Hiernach lebt wohl, mein Herr« sprach Gabriel. »Lebt wohl und meinen Dank. Gott beschütze Euch!«

Er verbeugte sich vor Herrn von Sazerac und verließ das

Chatelet mit festem Schritte.

Doch als die freie Luft und der helle Tag auf ihn einbrachen, blieb er einen Augenblick geblendet, wankend stehen. Das Leben setzte ihn gewissermaßen beim Ausgang aus dieser Hölle in Erstaunen.

Da jedoch die Vorübergehenden ihn voll Verwunderung zu betrachten anfangen, so raffte er seine Kräfte zusammen und entfernte sich von dem unseligen Platz.

Zuerst wandte er sich nach einem öden Orte der Greve. Er zog seine Schreibtafel und schrieb Folgendes an seine Amme:

»Meine gute Aloyse,

»Erwarte mich nicht, ich werde heute nicht zurückkehren. Es ist für mich Bedürfnis, einige Zeit allein zu sein, zu gehen, zu denken zu warten. Doch sei unbesorgt über mich: ich werde sicherlich zu Dir zurückkehren.

»Richte es diesen Abend so ein, daß sich Jedermann frühzeitig im Hause niederlegt. Du allein wirst wachen und vier Männern öffnen, die etwas spät am Abend, zur Stunde, wo die Straße verlassen ist, an die große Pforte klopfen.

»Du führst selbst diese vier Männer, welche mit einer traurigen und kostbaren Bürde beladen sind, in die Familiengruft.

»Du zeigst ihnen das offene Grab, in das sie denjenigen, welchen sie bringen, zu legen haben. Du wachst frommer Weise über dieser Bestattung. Haben sie dieselbe beendet, so gibst Du jedem von diesen Männern vier Goldtaler. Du führst sie sodann geräuschlos zurück und kommst wieder zu dem Grab, um daran niederzuknien und für Deinen Herrn und für seinen Vater zu beten.«

»Ich werde auch zu derselben Stunde beten, doch fern von dort. Es muß sein. Ich fühle, daß der Anblick dieses Grabes mich zu unklugen, heftigen, äußersten Schritten antreiben würde, und ich bedarf es viel mehr, von der Einsamkeit und von Gott Rat zu verlangen.«

»Aus Wiedersehen, meine gute Aloyse, aus Wiedersehen. Mahne André an das, was Frau von Castro betrifft, und erinnere Dich dessen, was meine Gäste Jean und Babette Peuquoy betrifft. Aus Wiedersehen und Gott behüte Dich.«

Gabriel von M.«

Sobald dieser Brief geschrieben war, suchte und fand Gabriel vier Männer aus dem Volk, vier Arbeiter.

Er gab zum Voraus jedem von ihnen vier Goldtaler und versprach ihnen eben so viel nachher. Um diese Summe zu gewinnen, mußte einer von ihnen vor Allem auf der Stelle einen Brief an seine Adresse tragen. Dann hatten sich alle Vier nur an demselben Abend etwas vor zehn Uhr im Chatelet einzufinden, aus den Händen des Gouverneur, Herrn von Sazerac einen Sarg in Empfang zu nehmen und diesen Sarg insgeheim und in der Stille nach der Rue des Jardins-Saint-Paul in das Hotel zu bringen, an das der Brief adressiert war.

Die armen Arbeiter dankten Gabriel mit vielen Worten und versprachen ihm, als sie ihn ganz freudig über die Spende verließen, gewissenhaft seine Befehle zu vollziehen.

»Nun, das macht wenigstens vier Glückliche!« sprach Gabriel mit einer traurigen Freude, wenn man so sagen darf zu sich selbst.

»Er verfolgte sodann seinen Weg, um Paris zu verlassen.«

Dieser Weg führte ihn vor den Louvre. In seinen Mantel gehüllt und die Arme über seiner Brust gekreuzt, blieb er einige Minuten stehen, um das königliche Schloß zu betrachten.«

»Nun ist es an uns Beiden!« murmelte er mit einem Blick der Herausforderung.

Er setzte sich wieder in Marsch, und während er ging, wiederholte er sich in seinem Gedächtnis das Horoskop, das Meister Nostradamus für den Grafen von Montgomery geschrieben, und das nach des Meisters Aussage durch ein seltsames Zusammentreffen sich nach den Gesetzen der Astrologie als genau aus seinen Sohn passend erfunden hatte:

»Bei Spiel, bei Liebe wird er berühren
Des Königs Stirne,

Mit Wunden schlagen und Hörner setzen
Des Königs Stirne;
Es wird ihn lieben, sein müde! Töten
Des Königs Dame.«

Gabriel dachte, diese seltsame Weissagung sei in allen Punkten für seinen Vater in Erfüllung gegangen. In der Tat, der Graf von Montgomery, der noch jung bei einem Spiele König Franz I. mit einem Feuerbrand getroffen hatte, war sodann der Nebenbuhler von König Heinrich und am vorhergehenden Tage durch dieselbe Dame des Königs, die er geliebt, getötet worden.

Bis jetzt war auch er, Gabriel, von einer Königin von Catharina von Medicis, geliebt worden.

Würde er sein Geschick bis zum Ende verfolgen? Sollte ihn die Rache oder das Schicksal eben so den König besiegen und im *Kampfspiel* treffen lassen?

Geschah dies, so war es Gabriel sodann gleichgültig, ob ihn die Dame des Könige, die ihn geliebt, früher oder später tötete.

XXII.

Der irrende Ritter.

Längst an das Warten, an die Einsamkeit und an den Schmerz gewöhnt, brachte die arme Aloyse noch zwei oder drei ewige Stunden am Fenster sitzend zu und schaute, ob sie ihren viel geliebten jungen Herrn nicht zurückkommen sehen würde.

Als der Arbeiter, den Gabriel mit seinem Briefe beauftragt hatte, an die Türe klopfte, öffnete Aloyse hastig. Endlich kam Nachricht!

Eine furchtbare Nachricht! schon bei den ersten Zeilen fühlte Aloyse einen Schleier sich über ihrem Gesicht ausbreiten, und um ihre Erschütterung zu verbergen, mußte sie rasch auf ihr Zimmer gehen, wo sie nicht ohne Mühe den unseligen Brief mit tränenvollen Augen las.

Da es jedoch eine starke Natur und eine mutige Seele war, faßte sie sich wieder, trocknete ihre Tränen ab, ging hinaus und sagte zu dem Boten:

»Es ist gut. Diesen Abend! ich werde Euch mit Euren Kameraden erwarten.«

Der Page André befragte sie voll Angst. Doch sie verschob jede Antwort auf den andern Tag. Bis dahin hatte sie genug zu denken, genug zu tun.«

Als der Abend gekommen war, schickte sie die Leute des Hauses frühzeitig zu Bett.

»Der Herr wird sicherlich heute Nacht nicht nach Hause kommen«, sagte sie zu ihnen. Doch als sie allein war, dachte sie:

»Doch! der Herr wird nach Hause kommen. Aber ach! es wird nicht der junge sein, sondern der alte. Denn welchen Leichnam würde man mir in die Gruft der Grafen von Montgomery legen zu lassen befehlen, wenn nicht den des Grafen von Montgomery? Oh! mein edler Herr! Ihr, für den mein armer Perrot gestorben ist, Ihr seid also mit diesem treuen Diener wiedervereinigt! Doch habt Ihr denn Euer Geheimnis in das Grab mitgenommen . . . Geheimnisse! Geheimnisse! Überall Geheimnis und Schrecken! Gleichviel! ohne zu wissen, ohne zu begreifen,

leider ohne zu hoffen, werde ich gehorchen, das ist meine Pflicht, mein Gott! und ich werde es tun.«

Die schmerzliche Träumerei von Aloyse endigte sich in einem glühenden Gebet. Das ist die Gewohnheit der menschlichen Seele: wird ihr das Gewicht des Lebens zu schwer, so flüchtet sie sich in den Schooß Gottes.

Gegen elf Uhr waren damals die Straßen völlig öde und verlassen; ein dumpfer Schlag erscholl an der großen Pforte.

Aloyse erbebte und erbleichte; doch sie raffte ihren ganzen Mut zusammen, ging, eine Kerze in der Hand, hinab, und öffnete den mit der traurigen Bürde beladenen Menschen.

Mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung empfing sie den Herrn, der so nach langer Abwesenheit nach Hause zurückkehrte. Dann sprach sie zu den Trägern:

»Folgt mir und macht so wenig als möglich Geräusch. Ich werde Euch den Weg zeigen.«

Und sie ging ihnen mit ihrem Licht voran und führte sie in das Grabgewölbe.

Hier angelangt legten die Männer den Sarg in eines von den offenen Gräbern und setzten den Deckel von schwarzem Marmor darauf; die armen Menschen, die das Leiden dem Tode gegenüber religiös gemacht hatte, nahmen sodann ihre Mützen ab, knieten nieder und verrichteten ein kurzes Gebet für die Seele des unbekanntenen Toten.

Als sie wieder aufstanden, führte sie die Amme stillschweigend zurück und drückte auf der Türschwelle einem derselben die von Gabriel zugesagte Summe in die Hand. Sie entfernten sich wie stumme Schatten, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Aloyse stieg wieder in die Gruft hinab und brachte den Rest der Nacht auf den Knien betend und weinend zu.

Am andern Morgen fand sie André mit bleicher, aber ruhiger Stirne, und sie begnügte sich, zu ihm mit ernstem Tone zu sagen:

»Mein Kind, wir dürfen immerhin hoffen, doch wir dürfen den Herrn Vicomte d'Exmés nicht mehr erwarten. Seid also darauf bedacht, die Aufträge zu vollziehen die er Euch anvertraut hat, falls er nicht sogleich zurückkommen würde.«

»Es sei«, sprach traurig der Wage. »Ich gedenke schon heute

aufzubrechen, um Frau von Castro entgegenzugehen.«

»Im Namen des abwesenden Herrn danke ich Euch für diesen Eifer, André«, erwiderte Aloyse.

Der Jüngling tat, was er sagte, und brach schon an demselben Tag auf.

Er erkundigte sich den ganzen Weg entlang nach der edlen Reisenden; doch er fand sie erst in Amiens.

Diana von Castro war kurz zuvor mit dem Geleite, das der, erzog von Guise der Tochter von Heinrich II. gegeben hatte, in dieser Stadt angekommen und abgestiegen, um einige Stunden bei Herrn von Thuré dem Gouverneur des Platzes, auszuruhen.«

Sobald Diana den Pagen erblickte, wechselte sie die Farbe; doch sich bemeisternd hieß sie ihn durch ein Zeichen ihr in das anstoßende Zimmer folgen, und als sie allein war, fragte sie ihn:

»Nun, was bringt Ihr mir, André?«

»Nichts als dieses, Madame«, erwiderte der Page und übergab ihr den eingewickelten Schleier.

»Ach! es ist nicht der Ring!« rief Diana.

Das war Alles, was sie zuerst sah, und dann faßte sie sich ein wenig und befragte André, von der Neugierde ergriffen, welche bewirkt, daß die Unglücklichen ihrem Schmerz bis auf den Grund gehen wollen.

»Hat Euch Herr Ermés nicht außerdem mit etwas Schriftlichem für mich beauftragt!«

»Nein; gnädige Frau.«

»Ihr habt mir wenigstens eine mündliche Botschaft zu überbringen?«

»Ach!« antwortete der Page den Kopf schüttelnd, »Herr d'Exmés sagte nur, er gebe Euch alle Eure Versprechen zurück, gnädigste Frau, selbst dasjenige, dessen Unterpfand der Schleier sei; mehr fügte er nicht bei.«

»Unter welchen Umständen schickte er Euch jedoch an mich ab? Hat er meinen Brief von Euch erhalten? Was sagte er, nachdem er ihn gelesen hatte? Was sagte er, indem er Euch dieses einhändigte. Sprecht, André Ihr seid treu und ergeben, das Interesse meines Lebens liegt vielleicht in Euren Antworten, und die geringste Andeutung wird mich in dieser Finsternis zu führen

und zu beruhigen vermögen.«

»Gnädiges Frau«, erwiderte André, »ich will Euch Alles mitteilen, was ich weiß. Doch was ich weiß, ist sehr wenig.«

»Oh! sprecht immerhin«, rief Frau von Castro. André erzählte sodann, ohne etwas wegzulassen, denn es war ihm von Gabriel keine Geheimhaltung geboten, worden, Alles, was sein Gebieter, ehe er abging, Aloyse und ihm in der Voraussicht, seine Abwesenheit könnte sich Verlängern, empfohlen hatte; er sprach von dem Zögern und dem Bangen des jungen Mannes; nach dem Lesen des Briefes von Diana habe Gabriel zuerst reden zu wollen geschienen, dann aber habe er geschwiegen und es seien ihm nur einige unklare Worte entschlüpft. Seinem Versprechen gemäß vergaß André nichts, nicht eine Gebärde, nicht ein halbes Wort, doch er war, wie er es sogleich gesagt, kaum unterrichtet, und seine Erzählung vermehrte nur die Zweifel und die Ungewißheit von Diana.

Sie schaute traurig diesen schwarzen Schleier, den einzigen Boten und das wahre Symbol ihres Schicksals an, und schien ihn zu befragen und Rat von ihm zu verlangen.

»Es sind nur zwei Fälle denkbar«, sagte sie zu sich selbst; »entweder weiß Gabriel, daß er mein Bruder ist, oder er hat jede Hoffnung und jedes Mittel, eines Tags das unselige Geheimnis zu ergründen, verloren. Ich habe nur zwischen zwei Übeln zu wählen. Ja, die Sache ist gewiß und es bleibt mir keine Illusion mehr. Doch hätte mir Gabriel nicht diese grausamen Zweideutigkeiten ersparen sollen? Er gibt mir mein Wort zurück; warum? Warum vertraut er mir nicht, was aus ihm werden soll und was er selbst tun will? Ah! dieses Stillschweigen erschreckt mich mehr, als jeder Zorn und jede Drohung!«

Diana beratschlagte mit sich, ob sie ihre erste Absicht verfolgen und diesmal, um nicht mehr daraus wegzugehen, in irgend ein Kloster in Paris oder der Provinz treten sollte, oder ob es nicht vielmehr ihre Pflicht wäre, an den Hof zurückzukehren, um hier Gabriel wiederzusehen, ihm die Wahrheit über die Ereignisse der Vergangenheit und über seine Pläne für die Zukunft zu entreißen und bei jeder Veranlassung über dem vielleicht bedrohten Leben des Königs, ihres Vaters, zu wachen.

Ihres Vaters? war denn Heinrich II. ihr Vater? war sie denn nicht

gerade eine gottlose und strafbare Tochter wenn sie die Rache hemmte, welche den König treffen sollte? Eine martervolle Lage!

Doch Diana war eine Frau, und eine zarte edelmütige Frau. Sie sagt sich, wie so auch gehen möge könne man den Zorn bereuen, nie aber die Vergeltung, und hingezogen von ihrer natürlichen Gutmütigkeit, entschloß sie sich, nach Paris zurückzukehren und bin . . . an dem Tag, wo sie beruhigende Nachrichten von Gabriel und seinen Plänen hätte, wie eine Schutzwehr beim König zu bleiben. Wer könnte wissen, ob Gabriel nicht selbst ihrer Vermittlung bedürfen würde? Wenn sie diejenigen gerettet hätte, welche sie Beide liebte, wäre es immer noch Zeit, sich in den Schooß Gottes zu flüchten.«

Als dieser Entschluß gefaßt war, zögerte die mutige Diana nicht mehr und setzte ihre Reise nach Paris fort.

Siekam hier drei Tage hernach an und stieg im Louvre ab, wo sie Heinrich mit überströmender Freude und einer ganz väterlichen Zärtlichkeit empfing.

Doch unwillkürlich konnte sie diese Beweise von Liebe nur mit Traurigkeit und Kälte aufnehmen, und der König selbst, der sich der Neigung von Diana für Gabriel erinnerte, fühlte sich zuweilen verlegen und bewegt in Gegenwart seiner Tochter. Sie mahnte ihn an Dinge, die er lieber vergessen hätte.

Er wagte es auch nicht mehr, mit ihr von der beabsichtigten Heirat mit Franz von Montmorency zu sprechen und Frau von Castro war wenigstens über diesen Punkt ruhig.

Sie hatte genug andere Sorgen. Weder im Hotel Montgomery, noch im Louvre, noch sonst irgendwo hatte man bestimmte Kunde vom Vicomte d'Exmés.

Es vergingen Tage, Wochen, Monate und Diana mochte sich immerhin mittelbar oder unmittelbar erkundigen, Niemand konnte sagen, was aus Gabriel geworden war.

Einige glaubten ihn düster und traurig gesehen zu haben. Doch keiner hatte mit ihm gesprochen: der Trübselige, den sie für Gabriel gehalten, hatte sie beim ersten Anblick vermieden und geflohen. Überdies wichen Alle in ihren Aussagen in Beziehung auf den Ort ab, wo sie den Vicomte d'Exmés gesehen haben wollten; die Einen sagten in Saint-Germain, die Andern in

Fontainebleau, Diese in Viennennes, Jene in Paris selbst. Was ließ sich Gründliches aus so vielen widersprechenden Berichten entnehmen?«

Und dennoch hatten viele Recht. Durch eine schreckliche Erinnerung und durch einen noch viel schrecklicheren Gedanken fort getrieben, blieb Gabriel nicht einen Tag an demselben Platz. Ein ewiges Bedürfnis der Tätigkeit und der Bewegung jagte ihn von jedem Orte fort, sobald er angekommen war. Zu Pferd oder zu Fuß, in den Stadien oder auf dem Felde, mußte er rastlos wandert . . . bleich und finster und dem von den Furien verfolgten Orestes des Altertums ähnlich.

Er irrte übrigens immer außen unter dem freien Himmel umher und trat nur in die Häuser, wenn er durch die Notwendigkeit dazu gezwungen war.

Meister Ambroise Paré jedoch, der, nachdem seine Verwundeten geheilt und die Feindseligkeiten im Norden ein wenig eingestellt waren, nach Paris zurückgekehrt, sah einmal seinen alten Bekannten, den Vicomte d'Exmés, in sein Haus kommen und sich niedersetzen. Er empfing ihn ehrerbietig und herzlich als einen Edelmann und einen Freund.

Wie ein Mensch, der aus fremdem Lande kommt, befragte er den Wundarzt über Dinge, die Niemand unbekannt waren.

Nachdem er sich zuerst nach Martin-Guerre erkundigt hatte, der, nun völlig hergestellt, zu dieser Stunde schon auf dem Weg nach Paris sein mußte, fragte er nach dem Herzog von Guise und der Armee. Alles ging vortrefflich auf dieser Seite. Der Balafré lag vor Thionville. Der Marschall von Germes hatte Dünkirchen genommen; Gaspard von Tavannes hatte Guines und Oie wiedererobert. Es blieb somit den Engländern, wie es sich Franz von Lothringen geschworen hatte, nicht mehr ein Zoll breit Land im ganzen Königreich.

Gabriel hörte ernst und scheinbar ziemlich kalt diese guten Nachrichten an.

»Ich danke, Meister«, sagte er sodann, zu Ambroise Paré; »ich freue mich, zu erfahren, daß wenigstens für Frankreich unser Zug nach Calais nicht ganz ohne Erfolg sein wird. Nichtsdestoweniger war es nicht die Neugierde über diese Dinge, was mich

hauptsächlich zu Euch führte. Ich erinnere mich, Meisters, daß mich, ehe ich Euch bei der Arbeit, am Bette der Verwundeten anstaunte, Euer Wort an einem gewissen Tag des vergangenen Jahres in dem kleinen Hause der Rue Saint-Jacques tief erschütterte. Meister, ich komme, um mit Euch über diese Materien der Religion zu sprechen, in denen der Scharfblick Eures Geistes so weit vordringt. Ich denke, Ihr seid entschieden. der Sache der Reform beigetreten?«

»Ja, Herr d'Exmés«, antwortete Ambroise Paré mit festem Tone. »Der Briefwechsel, den mit mir der große Calvin zu eröffnen die Güte hatte, hob meine letzten Zweifel und meine letzten Bedenklichkeiten. Ich bin nun der überzeugteste Religionär, der sich finden läßt.«

»Wohl, Meister«, sagte der Vicomte d'Exmés, »wollt Ihr an Eurer Erleuchtung einen Neophyten von gutem Willen Teil nehmen lassen? Ich spreche von mir selbst. Wollt Ihr meinen zögernden Glauben wieder befestigen, wie Ihr ein gebrochenes Glied wiederherstellt?«

»Es ist meine Pflicht, wenn ich es kann, die Seelen meiner Mitmenschen eben so gut als ihre Körper zu erleichtern«, sagte Ambroise Paré. »Ich gehöre ganz Euch, Herr d'Exmés.«

Und sie sprachen über zwei Stunden mit einander, Ambroise Paré glühend und beredt, Gabriel ruhig, traurig und gelehrig.

Nach Verlauf dieser Zeit stand Gabriel auf, drückte dem Wundarzt die Hand und sagte:

»Ich danke, diese Unterredung hat mir sehr wohl getan. Die Zeit ist leider noch nicht gekommen wo ich mich offen als reformiert erklären kann. Im Interesse der Religion muß ich warten. Würde ich dies nicht tun, so dürfte mein Übertritt eines Tag Eure heilige Sache Verfolgungen oder wenigstens Verleumdungen aussetzen. Ich weiß, was ich sage. Doch durch Eure Belehrung, Meister, sehe ich nun ein, daß die Eurigen wahrhaft auf dem guten Wege wandeln, und glaubt mir, daß ich von jetzt an dem Herzen, wenn auch nicht der Tat nach, mit Euch bin. Gott befohlen, Meister Ambroise Paré. Wir werden uns wiedersehen.«

Und ohne sich weiter zu erklären, grüßte Gabriel den philosophischen Wundarzt und entfernte sich.

In den ersten Tagen des darauf folgenden Monats, im Mai 1558, erschien er zum ersten Male wieder seit seiner geheimnisvollen Entfernung in dem Hotel der Rue des Jardins-Saint-Paul.

Es fand sich hier Neues. Martin-Guerre war seit vierzehn Tagen zurückgekehrt und Jean Peuquoy wohnte hier seit drei Monaten. mit seiner Frau Babette.«

Doch es war nicht Gottes Wille gewesen, daß Jean bis zum Ende litt, und vielleicht auch nicht, daß der Fehler von Babette völlig unbestraft blieb. Babette hatte vor der Zeit ein totes Kind geboren.

Die arme Mutter weinte viel, doch sie beugte das Haupt vor einem Schmerz, der ihrer Reue wie eine Sühnung erschien, und wie ihr Jean Peuquoy edelmütig sein Opfer geboten hatte, so bot sie ihm ihre Resignation.

Überdies fehlten die liebevollen Tröstungen ihres Gatten und die mütterlichen Ermutigungen von Aloyse der sanften Bekümmerten nicht.

Auch Martin-Guerre richtete sie mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit, so gut er konnte, wieder auf.

Und eines Tags, als alle Vier freundschaftlich mit einander plauderten, öffnete sich die Türe und zu ihrem großen Erstaunen und ihrer noch viel größeren Freude trat plötzlich der Herr des Hauses, der Vicomte d'Exmés mit langsamem Schritte und ernster Miene ein.

Vier Schreie vermischten sich in einem einzigen und Gabriel war sogleich umgeben von seinen zwei Gästen, seinem Stallmeister und seiner Amme.

Als sich der erste Jubel gelegt hatte, wollte Aloyse denjenigen befragen, welchen sie laut ihren Herrn hieß, den sie aber in ihrem Herzen immer noch ihr Kind nannte.«

Wie war es ihm während dieser langen Abwesenheit ergangen? Was wollte er nun tun? Würde er unter denjenigen bleiben, welche ihn liebten?

Gabriel legte einen Finger auf seine Lippen und ermahnte mit einem traurigen, aber festen Blicke die zarte Sorge von Aloyse zum Stillschweigen.

Offenbar wollte oder konnte er sich weder über die

Vergangenheit, noch über die Zukunft erklären. Dagegen befragte er Babette und Jean Peuquoy über sie selbst. Hatte es ihnen an nichts gefehlt? Hatten sie kürzlich von ihrem braven Bruder Pierre, der in Calais geblieben, Nachricht erhalten?

Er beklagte mit bewegtem Tone Babette und suchte sie auch zu trösten, so viel man eine Mutter, die ihr Kind beweint, trösten kann.

Gabriel brachte so den Rest des Tages unter seinen Freunden und Dienern zu gut und liebevoll gegen Alle, doch ohne die tiefe Schwermut abzuschütteln, die ihn niederzubeugen schien.

Was Martin-Guerre betrifft, der seinen teuren wiedergefundenen Herrn nicht mit den Augen verließ, so redete Gabriel mit ihm und er erkundigte sich bei ihm mit vieler Teilnahme. Doch den ganzen Tag sagte er nicht ein Wort von dem Versprechen, das er ihm einst geleistet, und er schien die Verpflichtung, die er übernommen, den Namen- und Ehrenräuber zu bestrafen, der den armen Martin so lange verfolgt, gänzlich vergessen zu haben.

Martin-Guerre war seinerseits zu ehrfurchtsvoll und zu wenig selbstüchtig, um die Gedanken des Vicomte d'Exmés auf diesen Gegenstand zu lenken.

Doch als der Abend kam, erhob sich Gabriel und sagte mit einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ:

»Ich muß nun wieder ausbrechen.«

Dann wandte er sich gegen Martin-Guerre und fügte bei:

»Mein braver Martin, ich habe mich bei meinen Wanderungen mit Dir beschäftigt, und unbekannt, wie ich war, gefragt, gesucht und glaube die Spuren der Wahrheit, die Dich interessiert, gefunden zu haben: denn ich erinnerte mich der Verpflichtung, die ich gegen Dich eingegangen hatte, Martin.«

»Oh! gnädiger Herr!« rief der Stallmeister ganz glücklich und ganz verwirrt.

»Ich wiederhole Dir also«, fuhr Gabriel fort, »ich habe hinreichend Anzeigen gesammelt, daß ich auf dem rechten Wege zu sein glauben darf. Doch Du mußt mithelfen, Freund. Reise noch in dieser Woche nach Rieux, Deiner Heimat, ab. Doch begib Dich nicht unmittelbar dahin. Sei nur von heute in einem Monat in Lyon. Ich werde Dich dort aufsuchen und wir bereden uns sodann,

um gemeinschaftlich zu handeln.«

»Ich gehorche Euch, gnädiger Herr«, sprach Martin-Guerre.
»Doch bis dahin soll ich Euch nicht wiedersehen.«

»Nein, nein, ich muß fortan allein sein«, erwiderte Gabriel voll Energie. »Ich gehe abermals, und sucht mich nicht zurückzuhalten, denn das hieße mich vergebens betrüben. Gott befohlen, meine guten Freunde. Martin erinnere Dich, in einem Monat in Lyon.«

»Ich werde Euch erwarten, gnädiger Herr«, sagte der Stallmeister.

Gabriel nahm herzlich von Jean Peuqouy und seiner Frau Abschied, drückte Aloyse die Hände und entfernte sich ohne den Schmerz der guten Amme bemerken zu wollen, abermals, um das irrende Leben wieder zu beginnen, zu dem er sich verurteilt zu haben schien.

XXIII.

Worin man Arnauld du Thill wiederfindet.

Es war sechs Wochen nachher, am 16. Juni 1558, im Dorfe Artigues, bei Rieux, vor dem schönsten Hause des Fleckens; die grüne Weinrebe, welche an der braunen Wand hinlief, diente als Grund für ein häusliches und ländliches Gemälde, dem es in seiner etwas plumpen Einfachheit nicht an einem gewissen Ausdruck gebrach.

Ein Mann, der nach seinen staubigen Stiefeln zu urteilen, von einer langen Wanderung zurückkam, saß hier auf einer hölzernen Bank und streckte nachlässig seine Schuhe einer Frau dar, welche ihm dieselben aufschnürte.

Der Mann faltete die Stirne, die Frau lächelte.

»Wirst Du bald fertig sein, Bertrande?« sagte der Mann mit hartem Tone. »Du bist so ungeschickt und langsam, daß ich ganz außer mir komme!«

»Es ist geschehen, Martin«, sprach sanft die Frau.

»Ist es geschehen? hm?« brummte der vorgebliche Martin. »Wo sind nun meine anderen Schuhe? Ich wette, Du bist nicht einmal darauf bedacht gewesen, sie mitzubringen, albernes Weib! Ich werde wenigstens zwei Minuten mit nackten Beinen bleiben müssen.«

Bertrande lief in das Haus und brachte in weniger als einer Sekunde die anderen Schuhe, die sie eiligst selbst ihrem: Herrn und Meister anzog.

Man hat ohne Zweifel die Personen erkannt. Es war unter dem Namen Martin-Guerre Arnauld du Thill, stets roh und gebieterisch; es war Bertrande de Rolls, unendlich gemildert und wunderbar zur Vernunft gebracht.

»Wo ist mein Glas Met, wo ist es«, fragte Martin mit demselben mürrischen Ton.

»Es ist bereit, mein Freund«, erwiderte furchtsam Bertrande, »und ich will es Dir holen.«

»Immer warten!« versetzte der Andere, voll Ungeduld mit dem

Fuße stampfend. »Vorwärts! beeile Dich, oder . . . «

Eine bezeichnende Gebärde vollendete seinen Gedanken.

Bertrande ging weg und kam mit der Geschwindigkeit des Blitzes zurück. Martin nahm aus ihren Händen ein volles Glas Met und leerte es mit offenbarer Befriedigung aus einem Zug.

»Es ist gut!« sagte er herablassend und gab seiner Frau den leeren Becher zurück.

»Armer Freund! wie warm hast Du«, wagte die Frau zu bemerken, indem sie mit ihrem Sacktuch die Stirne ihres rauhen Mannes abwischte. »Setze doch Deinen Hut auf, ein Luftzug könnte Dir schaden. Nicht wahr, Du bist sehr müde?«

»Ei!« entgegnete Martin-Guerre, immer brummend, »was man sieh nicht nach den albernen Gebräuchen dieser albernen Gegend richten und bei jedem Jahrestag seiner Hochzeit einen Haufen hungriger Verwandten einladen . . . Meiner Treue! ich hatte diese einfältige Gewohnheit vergessen, und wenn Du mich nicht daran erinnert hättest, Bertrande . . . Nun, die Runde ist gemacht; in zwei Stunden wird die ganze Verwandtschaft mit den gefräßigen Kinnbacken hier ankommen.«

»Ich danke, mein Freund«, sagte Bertrande, »Du hast sehr Recht, es ist ein alberner Gebrauch, doch ein gebieterischer Gebrauch, in den man sich fügen muß, wenn man nicht als hochmütig und unverschämt erscheinen will.«

»Gut geurteilt!« versetzte Martin mit Ironie. »Und Du, Faulenzerin, hast Du wenigstens Deinerseits gearbeitet? Ist der Tisch im Obstgarten gedeckt?«

»Ja, Martin, wie Du es befohlen.«

»Hast Du auch den Richter eingeladen?« fragte der zärtliche Gatte.

»Ja, Martin, und er hat gesagt, er werde sein Möglichstes tun, um dem Mahle beizuwohnen.«

»Er würde sein Möglichstes tun!« rief Martin voll Zorn. »Das ist es nicht! er muß kommen! Du wirst ihn ungeschickt eingeladen haben! es liegt mir daran, den Richter gut zu behandeln, Du weißt es, doch Du tust Alles, um mir zu mißfallen Seine Gegenwart war das Einzige, was mich ein wenig für den langweiligen Gebrauch und die unnötige Ausgabe dieses lächerlichen Jahrestages

entschädigt hätte.«

»Lächerlicher Jahrestag! der unserer Hochzeit!« entgegnete Bertrande mit Tränen in den Augen. »Oh, Martin! Du bist allerdings ein unterrichteter Mann, Du hast viel gesehen und viele Reisen gemacht, Du kannst die alten Vorurteile dieser Gegend verachten . . . Doch gleichviel! dieser Jahrestag erinnert mich an eine Zeit, wo Du minder streng und mehr zärtlich gegen Deine arme Frau warst.«

»Ja«, sagte Martin mit einem höhnischen Gelächter, »und wo meine Frau minder sanft und mehr widerspenstig gegen mich war; wo sie sich sogar zuweilen so sehr vergaß, daß sie . . . «

»Oh, Martin! Martin!« sprach Bertrande, »ruf diese Erinnerungen nicht hervor, die mich erröten machen und von denen ich mir nun kaum Rechenschaft zu geben vermag.«

»Und ich! wenn ich bedenke, daß ich so dumm sein konnte, dies zu ertragen! Ah! ah! ah! Doch schweigen wir hiervon; mein Charakter hat sich sehr geändert und der einige auch; ich lasse Dir in dieser Hinsicht gerne Gerechtigkeit widerfahren. Wie Du sagst, Verwende, ich habe seitdem viel Land gesehen. Dein schlimmes Benehmen hat mich, indem Du mich zwangst, in der Welt umherzulaufen, genötigt, Erfahrungen zu sammeln; und als ich im vorigen Jahr hierher zurückkam, konnte ich die Dinge in ihrer natürlichen Ordnung wiederherstellen. Ich hatte zu diesem Behufe nur einen andern Martin, genannt Martin-Stock, mitzubringen. Nun geht auch Alles nach Wünschen und wir führen in der Tat die innigste Ehe.«

»Es ist, Gott sei Dank, wahr!« sagte Bertrande.

»Bertrande!«

»Martin?«

»Du gehst auf der Stelle«, sprach Martin-Guerre mit einem gebieterischen Ton, der keinen Widerspruch duldet, »Du gehst auf der Stelle wieder zum Richter von Artigues, Du wiederholst Deine inständigen Bitten, Du erhältst von ihm das förmliche Versprechen, sich bei unserem Mahle einzufinden, und wenn er nicht kommt, bedenke es wohl, so werde ich mich an Dich, an Dich allein halten. Gehe, Bertrande, und komme bald wieder zurück.«

»Ich gehe und komme sogleich wieder«, sagte Bertrande und verschwand in der Minute.

Arnauld du Thill schaute ihr einen Augenblick zufrieden nach; als er sodann allein war, streckte er sich träge auf seiner hölzernen Bank aus, schlürfte die Luft ein und blinzelte mit den Augen mit der selbstsüchtigen hochmütigen Seligkeit eines glücklichen Menschen, der nichts zu befürchten und nichts zu wünschen hat.

Er sah einen Mann, einen Reisenden, nicht, der auf einen Stab gestützt mühsam auf der zu dieser heißen Stunde verlassenen Straße einherkam und, als er Arnauld erblickte, vor ihm stehen blieb.

»Verzeiht, Kamerad«, sagte der Mann, »gibt es in diesem Flecken keine Herberge, wo ich ausruhen und zu Mittag essen könnte?«

»Wahrhaftig, nein«, erwiderte Arnauld, ohne sich stören zu lassen; »Ihr müßt nach Rieux, zwei Stunden von hier, gehen, um ein Wirtshaus zu finden.«

»Noch zwei Stunden, während ich vor Müdigkeit schon nicht mehr vorwärts kann!« rief der Reisende. »Gern würde ich eine Pistole geben, wenn ich sogleich ein Lager und ein Mahl fände.«

»Eine Pistole!« sagte Arnauld, im Punkte des Geldes noch immer derselbe, mit einer Bewegung. »Ei, mein braver Mann, man kann Euch, wenn Ihr wollt, bei uns in einer Ecke ein Bett geben, und was das Mittagsbrot betrifft, so haben wir heute ein Jahrestagsmahl, wobei es auf einen Gast mehr nicht ankommt. Ist Euch das genehm?«

»Allerdings«, antwortete der Reisende, »ich sage Euch, daß ich vor Hunger und Müdigkeit umfalle.«

»Gut, es ist eine abgemachte Sache, bleibt für eine, Pistole«, sprach Arnauld.

»Hier ist sie zum Voraus«, sagte der Reisende.

Arnauld du Thill erhob sich, um sie zu nehmen, und nahm zugleich den Hut ab, der seine Augen und sein Gesicht bedeckte.

Der Fremde konnte jetzt erst sein Gesicht sehen und rief, vor Erstaunen zurückweichend.

»Mein Neffe! Arnauld du Thill!«

Arnauld schaute ihn an und erbleichte; doch er erholte sich sogleich wieder und entgegnete:

Euer Neffe? Ich kenne Euch nicht. Wer seid Ihr?»

»Du kennst mich nicht, Arnauld«, sagte der Mann. »Du erkennst nicht Deinen alten Oheim mütterlicher Seite, Carbon Barreau, dem Du, wie der ganzen Familie, so viele Sorgen gemacht hast?«

»Bei meiner Treue, nein!« erwiderte Arnauld mit einem frechen Gelächter.

»Wie! Du verleugnest mich und verleugnest Dich?« versetzte Carbon Barreau. »Sprich, hast Du nicht gemacht, daß Deine Mutter, meine Schwester, eine arme Witwe, die Du vor zehn Jahren in Sagias verlassen hast, vor Kummer gestorben ist? Ah! Du erkennst mich nicht, schlimmer Geselle?«

»Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt«, versetzte der unverschämte Arnauld, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. »Ich heiße nicht Arnauld, sondern Martin-Guerre; ich bin nicht von Sagias, sondern von Artigues. Die Alten aus der Gegend haben mich geboren werden sehen und würden es bezeugen, und wenn Ihr verspottet werden wollt, braucht Ihr nur Eure Aussage vor Bertrande de Rolls, meiner Frau, und vor allen meinen Verwandten zu wiederholen.«

»Eure Frau? Eure Verwandten?« sagte Carbon Barreau erstaunt. »Verzeiht, sollte ich mich wirklich getäuscht haben? Doch nein, es ist unmöglich! eine solche Ähnlichkeit . . . «

»Nach Verlauf von zehn Jahren ist das schwer zu ermitteln«, unterbrach ihn Arnauld. »Geht! Ihr habt die Blendung, mein braver Mann; meine wahren Oeime und meine wahren Verwandten werdet Ihr sehen und sogleich selbst hören.«

»Gut also«, versetzte Carbon Barreau, der überzeugt zu sein anfing, »Ihr könnt Euch rühmen, meinem Neffen Arnauld du Thill zu gleichen.«

»Ihr belehrt mich hierüber«, entgegnete Arnauld hohnlachend; »ich habe mich dessen noch nicht gerühmt.«

»Ah! wenn ich sage, Ihr könnt Euch rühmen«, erwiderte der gute Mann, »so meine ich damit nicht, es sei Grund vorhanden; auf die Ähnlichkeit mit einem solchen Schuft stolz zu sein! Ich darf

es wohl gestehen, mein Neffe ist der abscheulichste Schurke, den man sich vorstellen kann. Und wenn ich im Ganzen bedenke, es wäre sehr unwahrscheinlich, daß er noch leben würde; denn zu dieser Stunde muß der Elende längst gehenkt sein.«

»Ihr glaubt?« versetzte Arnauld mit einer gewissen Bitterkeit.

»Ich bin dessen gewiß, Herr Martin-Guerre«, erwiderte Carbon Barreau mit Sicherheit. »Doch, nicht wahr, es macht Euch nichts, daß ich so von diesem Burschen spreche, da Ihr es nicht seid, mein Wirt?«

»Es macht mir durchaus nichts«, antwortete Arnauld du Thill ziemlich unzufrieden.

»Ah! mein Herr«, sprach der Oheim, der ein wenig Schwätzer war, »wie muß ich mir, seiner weinenden Mutter gegenüber, Glück wünschen, daß ich Junggeselle geblieben bin und keine Kinder gehabt habe, welche, diesem heillosen Gesellen ähnlich, hätten meinen Namen entehren und mein Leben trostlos machen können!«

»Das ist richtig«, sagte Arnauld zu sich selbst, »Oheim Carbon hatte keine Kinder, das heißt, keine Erben.«

»Woran denkt Ihr, Meister Martin?« fragte der Reisende.

»Ich denke«, antwortete Arnauld mit süßlichem Tone, »ich denke, daß Ihr, trotz Eurer entgegengesetzten Versicherung, Messire Carbon Barreau, vielleicht, wenn Ihr einen Sohn hättet, oder in Ermangelung eines Sohnes sogar den bösen Neffen, den Ihr so wenig beklagt, der aber doch am Ende eine Zuneigung, eine Familie wäre, ein Mensch, dem Ihr Eure Habe hinterlassen könntet.«

»Meine Habe?« versetzte Carbon Barreau.

»Allerdings, Eure Habe. Ihr, der Ihr so freigebig die Pistolen ausstreut, müßt nicht arm sein! Und dieser Arnauld, der mir so sehr gleicht, wäre, denke ich, Euer Erbe. Bei Gott! ich bedaure, daß ich nicht ein wenig er bin.«

»Arnauld du Thill wäre, wenn man ihn nicht gehenkt hätte, allerdings mein Erbe«, erwiderte Carbon Barreau mit raschem Tone. »Doch er würde keinen großen Nutzen von meiner Hinterlassenschaft haben, denn ich bin nicht reich. Ich biete in diesem Augenblick eine Pistole, um auszuruhen und mich ein

wenig zu erquicken, weil ich von Müdigkeit und Hunger erschöpft bin; deshalb kann meine Börse doch leicht — sehr leicht sein.«

»Hm! . . . « machte Arnauld du Thill ungläubig.

»Ihr glaubt es nicht, Meister Martin-Guerre?« Nach Belieben. Es ist darum nicht minder wahr, daß ich mich nach Lyon begeben, wo der Herr Präsident des Parlaments, dessen Huissier ich zwanzig Jahre gewesen bin, mir ein Asyl und Brot für den Rest meiner Tage anbietet. Er hat mir fünfundzwanzig Pistolen geschickt, um meine kleinen Schulden zu bezahlen und die Reise zu machen, der freigebige Mann! Doch was mir davon übrig bleibt, ist Alles, was ich besitze. Und somit ist meine Erbschaft zu wenig, als daß Arnauld du Thill, selbst wenn er noch leben würde, sie in Anspruch nehmen sollte. Aus diesen Gründen . . . «

»Es ist genug, Schwätzer!« unterbrach ihn ungestüm Arnauld du Thill in seiner Unzufriedenheit. »Habt ich Zeit, Eure Albernheiten anzuhören? Gebt mir immerhin Eure Pistole und tretet in mein Haus ein, wenn es Euch beliebt. Ihr werdet in einer Stunde zu Mittag essen, hernach schlafen, und wir sind quitt. Wir brauchen deshalb nicht so viele Redensarten.«

»Aber Ihr habt mich gefragt?« versetzte Carbon Barreau.«

»Vorwärts! tretet Ihr ein, mein guter Mann, oder tretet Ihr nicht ein? Hier kommen schon einige von meinen Gästen, und Ihr werdet mir erlauben, Euch ihretwegen zu verlassen. Tretet ein; ich mache keine Umstände mit Euch und führe Euch nicht.«

»Ich sehe das wohl«, sagte Carbon Barreau.

Und er trat in das Haus ein und brummte dabei über den schnellen Umschlag der Laune seines Wirtes.

Drei Stunden nachher saß man noch bei Tische unter den Ulmen. Die Gäste waren vollzählig und der Richter von Artigues, dessen Gunst zu gewinnen Arnauld so sehr bemüht war, saß am Ehrenplatz.

Die guten Weine und die frohen Scherze kreisten. Die jungen Leute plauderten von der Zukunft und die, alten von der Vergangenheit, und der Oheim Carbon Barreau hatte sich versichern können, daß sein Wirt wirklich Martin-Guerre hieß und von allen Einwohnern von Artigues als einer der Ihrigen behandelt wurde.

»Erinnerst Du Dich, Martin-Guerre, des Augustinermönches, des Bruder Chrysostomus, der uns lesen lehrte?« sagte der Eine.

»Ich erinnere mich«, antwortete Arnauld.

»Erinnerst Du Dich, Vetter Martin«, fragte ein Andern, »erinnerst Du Dich, daß man bei Deiner Hochzeit zuerst Freudenschüsse in der Gegend getan hat?«

»Ich erinnere mich«, antwortete Arnauld.

Und als wollte er seine Erinnerungen wiederbeleben, küßte er seine Frau, welche ganz freudig und stolz an seiner Seite saß.«

»Da Ihr ein so gutes Gedächtnis habt, Meister«, sprach plötzlich hinter den Gästen eine feste Stimme zu Arnauld du Thill, »da Ihr Euch so vieler Dinge erinnert, so werdet Ihr Euch auch wohl meiner erinnern.«

XXIV.

Die Justiz in Verlegenheit.

Derjenige, welcher so mit gebieterischem Tone sprach, warf den breiten Hut und den braunen Mantel, worunter er verborgen gewesen, ab, und die Gäste von Arnauld du Thill, die sich, als sie ihn hörten, umgewendet hatten, konnten einen jungen Kavalier von stolzer Miene und reicher Kleidung sehen.

In einiger Entfernung hielt ein Diener die zwei Pferde, die sie gebracht hatten.

Alle standen ehrfurchtsvoll, zugleich ziemlich erstaunt und neugierig, auf.

Arnauld du Thill wurde bleich wie der Tod.

»Der Herr Vicomte d'Exmés«, murmelte er ganz bestürzt.

»Nun?« rief mit einer Donnerstimme Gabriel, »Dann, erkennt Ihr mich?«

Arnauld hatte nach einem Augenblick des Zögerns rasch alle seine Chancen berechnet und seinen Entschluß gefaßt.

»Allerdings«, sagte er mit einer Stimme, die er fest zu machen suchte, »allerdings! ich erkenne den Herrn Vicomte d'Exmés, den ich zuweilen im Louvre und anderswo zur Zeit gesehen habe, wo ich im Dienst von Herrn von Montmorency war; doch ich kann nicht glauben, daß der gnädige Herr mich erkennt, mich, einen geringen Diener des Connetable.«

»Ihr vergeßt«, sagte Gabriel, »daß Ihr auch der meinige gewesen seid.«

»Wer? ich!« rief Arnauld, das größte Erstaunen heuchelnd, »oh! verzeiht, der gnädige Herr täuscht sich sicherlich.«

»Ich bin dergestalt gewiß, mich nicht zu täuschen«, versetzte Gabriel ruhig, »daß ich den hier gegenwärtigen Richter von Artigues geradezu auffordere, Euch zu verhaften und einzukerkern. Ist das klar?«

Alle Anwesenden machten eine Bewegung des Schreckens. Der Richter näherte sich ganz erstaunt. Arnauld allein behielt seine scheinbare Ruhe.

»Darf ich wenigstens erfahren«, welches Verbrechens ich angeklagt bin?« fragte er.

»Ich klage Euch an«, antwortete Gabriel voll Festigkeit, »daß Ihr betrügerisch den Platz meines Stallmeisters Martin-Guerre eingenommen, daß Ihr ihm bösslicher und verräterischer Weise seinen Namen, sein Haus und seine Frau mit Hilfe einer Ähnlichkeit gestohlen habt, welche so vollkommen ist, daß sie jede Einbildung überschreitet.«

Bei dieser so scharf ausgesprochenen Anklage schauten sich die Gäste verwundert an.

»Was soll das bedeuten?« murmelten sie. »Martin-Guerre ist nicht Martin-Guerre! Welche teuflische Zauberei steckt dahinter?«

Mehrere von diesen guten Leuten bekreuzten sich und sprachen leise Beschwörungsformeln. Die meisten fingen an, ihren Wirt mit Schrecken zu betrachten. Arnauld du Thill begriff, daß es Zeit war, einen entscheidenden Schlag zu tun, um die erschütterten Geister zu sich zurückzuführen, und er rief, indem er sieh gegen diejenige umwandte, welche er seine Frau nannte:

»Bertrande! sprich doch, bin ich Dein Mann oder bin ich es nicht?«

Bis jetzt ganz bestürzt, keuchend, hatte die arme Bertrande, ohne ein Wort zu sagen, nur mit weit aufgerissenen Augen bald Gabriel, bald ihren vermeintlichen Gatten angeschaut.

Doch bei der herrischen Gebärde von Arnauld du Thill, bei seinem drohenden Tone zögerte sie nicht; sie warf sich mit einer Ergießung in seine Arme und rief:

»Teurer Martin-Guerre!«

Durch diese Worte war der Zauber gebrochen und das offensive Gemurmel wandte sich gegen den Vicomte d'Exmés.

»Mein Herr«, sagte Arnauld du Thill triumphierend, »beharrt Ihr in Gegenwert des Zeugnisses meiner Frau und aller meiner Verwandten und Freunde, die mich um geben, auf Eurer seltsamen Anklage?«

»Ich beharre darauf«, antwortete Gabriel ganz einfach.

»Wartet einen Augenblick!« rief Meister Carbon Barreau, dazwischentretend. »Ich wußte wohl, daß ich keine Blendung habe! Da es irgendwo einen andern Menschen gibt, der diesem

hier Zug für Zug gleicht, so versichere ich, daß einer von Beiden mein Neffe Arnauld du Thill, wie ich aus Sagias gebürtig, ist.«

»Ah! das ist eine Hilfe der Vorsehung, die zu rechter Zeit kommt«, sagte Gabriel. »Meister«, fuhr er fort, indem er sich an den Greis wandte, — »erkennt Ihr Euren Neffen in diesem Menschen?«

»In der Tat«, antwortete Carbon Barreau, »ich vermöchte nicht zu unterscheiden, ob er es ist oder ein Anderer; doch ich würde zum Voraus schwören, daß, wenn ein Betrug stattfindet, dieser von meinem Neffen herrührt, der sehr an die Sache gewöhnt ist.«

»Ihr hört, Herr Richter?« sagte Gabriel zu dem Beamten, »wer auch der Schuldige sein mag, das Vergehen ist schon nicht mehr zweifelhaft.«

»Aber wo ist denn derjenige, welcher, um mich zu bestehlen, behauptet, er sei bestohlen worden?« rief Arnauld du Thill mit frechem Tone. »Wird man mich nicht mit ihm konfrontieren? Verbirgt er sich? Er zeige und man richte.«

»Martin-Guerre, mein Stallmeister«, erwiderte Gabriel, »hat sich auf meinen Befehl zuerst in Rieux in Verhaft gegeben. Herr Richter, ich bin der Graf von Montgomery, Exkapitän der Garden Seiner Majestät. Der Angeklagte hat mich selbst anerkannt. Als sein Ankläger fordere ich Euch auf, ihn verhaften und einkerkern zu lassen. Wenn sie Beide in den Händen des Gerichtes sind, hoffe ich leicht beweisen zu können, auf welcher Seite die Wahrheit und auf welcher der Betrug ist.«

»Das ist klar«, sagte der geblendete Richter zu Gabriel. »Man führe Martin-Guerre in's Gefängnis.«

»Stark durch meine Unschuld, begeben Sie mich auf der Stelle selbst dahin«, sprach Arnauld. »Meine guten und teuren Freunde« fügte er bei, indem er sich an die Menge wandte, die er für sich zu gewinnen für klug erachtete, »ich zähle darauf, daß Ihr mich durch Eure redliche Zeugschaft in dieser Not unterstützen werdet. Nicht wahr, Ihr, die Ihr mich gekannt habt, werdet mich insgesamt anerkennen?«

»Ja, ja, sei unbesorgt, Martin!« sprachen alle Freunde und Verwandten, bewegt durch diese Anrufung. Bertrande aber war in Ohnmacht gefallen.

*

*

*

Acht Tage nachher eröffnete sich die Instruktion des Prozesses vor dem Gerichte in Rieux.

Gewiß ein seltsamer und schwieriger Prozeß, der wohl so berühmt zu werden verdiente, als er es noch nach dreihundert Jahren in unseren Tagen ist.

Hätte sich Gabriel von Montgomery nicht ein wenig darein gemischt, so würden die vortrefflichen Richter von Rieux, vor denen die Sache verhandelt wurde, sich nie herausziehen gewußt haben.

Was Gabriel vor Allem verlangte, war, daß die zwei Gegner bis auf neuen Befehl unter keinem Vorwand einander gegenübergestellt würden. Die Verhöre und Konfrontationen fanden abgesondert statt und Martin wie Arnauld du Thill blieben dem strengsten Gewahrsam unterworfen.

In einen Mantel gehüllt, wurde Martin-Guerre abwechselnd seiner Frau, Carbon Barreau und allen seinen Nachbarn und Verwandten vorgeführt.

Alle erkannten ihn. Es war sein Gesicht, seine Haltung, man konnte sich nicht täuschen.

Doch Alle anerkannten gleichfalls Arnauld du Thill, als man diesen ihnen auch vorstellte.

Sie schrien, sie erschranken, doch keiner fand ein Zeichen, durch das die Wahrheit klar hervorgetreten wäre.

Wie sollte man sie in der Tat zwischen zwei Sosies unterscheiden, welche einander so ähnlich waren, wie Arnauld du Thill und Martin-Guerre.

»Der Teufel in der Hölle würde sein Lateinisch dabei verlieren«, sagte Carbon Barreau sehr verlegen über seine zwei Neffen.

Doch bei diesem unerhörten und wunderbaren Spiel der Natur waren es in Ermangelung materieller Verschiedenheiten die Widersprüche der Tatsachen und die entgegengesetzten Charaktere, was Gabriel und die Richter leiten mußte.

In der Erzählung ihrer ersten Jahre führten Arnauld und Martin, jeder seinerseits, dieselben Tatsachen an, sie erinnerten an dieselben Data und citirten dieselben Namen mit einer furchtbaren

Identität.

Zur Unterstützung seiner Aussagen brachte Arnauld überdies Briefe von Bertrande, Familienpapiere und den an seinem Hochzeitstage geweihten Ring.

Doch Martin erzählte, wie Arnauld, nachdem er ihn in Noyon habe hängen lassen, im Stande gewesen sei, ihm seine Papiere und seinen Ehering zu stehlen.

Die Verlegenheit der Richter war immer dieselbe, ihre Ungewißheit immer gleich groß, die Anscheine und Indizien waren eben so klar und beredt einerseits, als andererseits die Angaben der zwei Angeklagten aufrichtig zu sein schienen.

Es bedurfte förmlicher Beweise und unumstößlicher Zeugschaften, um eine so schwere Frage zu lösen. Gabriel übernahm es, sie zu finden und zu liefern.

Vor Allem stellte der Präsident des Tribunals auf seine Bitte an Martin und an Arnauld du Thill, welche stets abgesondert verhört wurden, folgende Fragen:

»Wo habt Ihr Eure Zeit vom zwölften bis zum sechzehnten Jahr zugebracht?«

Unmittelbare Antwort von beiden Angeklagtem welche Jeder besonders vernommen wurde:

»In San Sebastian, in Biscaya, bei meinem Vetter Sanxi.«

Sanxi war als berufener Zeuge da und bestätigte dieses Faktum.

Gabriel näherte sich ihm und sagte ihm ein Wort ins Ohr.«

Sanri lachte und redete Arnauld in baskischer Sprache an.

Arnauld erbleichte und sagte kein Wort.

»Wie?« versetzte Gabriel, »Ihr habt Euch vier Jahre in San Sebastian aufgehalten und versteht nicht das Patois des Landes?«

»Ich habe es vergessen«, stammelte Arnauld.

Martin-Guerre schwatzte, derselben Probe unterworfen, eine Viertelstunde lang in baskischer Sprache zur großen Freude des Veters Sanxi und zur vollkommenen Erbauung der Richter und aller übrigen Anwesenden.

Dieser ersten Probe, welche die Wahrheit in den Geistern

schimmern zu machen anfang, folgte bald eine andere, die, obgleich nach der Odyssee wiederholt, darum nicht minder bezeichnend war.

Die Bewohner von Artigues vom Alter von Martin-Guerre erinnerten sich noch mit Neid und Bewunderung seiner Geschicklichkeit im Ballspiel.

Doch seit seiner Rückkehr hatte Martin-Guerre alle Partien, die man ihm antrug, unter dem Vorwande einer Wunde, die er an der rechten Hand erhalten, ausgeschlagen.

Der ächte Martin-Guerre machte sich im Gegenteil ein Vergnügen daraus, es in Gegenwart der Richter mit den stärksten Ballspielern aufzunehmen.

Er spielte sogar sitzend und stets in seinen Mantel gehüllt. Sein Sekundant brachte ihm nur die Bälle zurück, die er mit wunderbarer Geschicklichkeit schleuderte.

Von diesem Augenblick war die bei solchen Fällen so wichtige öffentliche Sympathie aus der Seite von Martin-Guerre, d. h. eine seltene Erscheinung! auf der Seite des guten Rechts.

Ein letzter bizarrer Umstand führte vollends im Geiste der Richter von Arnauld du Thill dessen Ruin herbei.

Die zwei Angeklagten waren durchaus von demselben Wuchs; doch Gabriel, der aus das geringste Anzeichen lauerte, hatte zu bemerken geglaubt, der Fuß seines braven Stallmeisters, leider sein einziger Fuß, sei viel kleiner als der Fuß von Arnauld du Thill.

Der alte Schuhmacher von Artigues erschien vor dem Tribunal und brachte seine früheren und seine neuen Maße.

»Ja«, sagte der brave Mann, es ist gewiß, daß ich Martin-Guerre einst zu neun Zoll beschuhte, und ich war sehr erstaunt, als ich bei seiner Rückkehr sah, wie sein Schuh zwölf maß; doch ich glaubte, es sei dies die Wirkung seiner langen Reisen.«

Der wahre Martin-Guerre reichte stolz dem Schuster den einzigen Fuß, den ihm die Vorsehung, ohne Zweifel zum höheren Triumphe der Wahrheit, erhalten hatte. Der naive Schuhmacher anerkannte, nachdem er gemessen hatte, den authentischen Fuß, den er einst beschuht und der trotz der langen Reise und seiner doppelten Anstrengung beinahe derselbe geblieben war.«

Von da an war es nur noch ein Schrei über die Unschuld von

Martin und über die Schuld von Arnauld du Thill.«

Doch es war nicht genug mit diesen materiellen Beweisen, Gabriel wollte auch noch moralische.

Er brachte den Bauern, den Arnauld du Thill den seltsamen Auftrag gegeben hatte, in Paris zu verkünden, Martin-Guerre sei in Noyon gehängt worden. Der gute Mann erzählte ganz treuherzig sein Erstaunen, als er in der Rue des Jardins-Saint-Paul denjenigen wiedergefunden, den er den Weg nach Lyon hatte einschlagen sehen. Dieser Umstand hatte zuerst Gabriel den Verdacht der Wahrheit eingeflößt.

Man hörte sodann abermals Bertrande de Rolls.

Trotz des Umschlags der allgemeinen Meinung war die arme Bertrande beständig für denjenigen, welcher sich gefürchtet machte.«

Als man sie jedoch fragte, ob sie keine Veränderung in dem Charakter ihres Mannes seit seiner Rückkehr wahrgenommen habe, antwortete sie:

»Oh! ja, er ist sehr verändert zurückgekommen, doch zu seinem Vorteil, meine Herren Richter«, fügte sie eiligst bei.

Und da man in sie drang, sich deutlicher zu erklären, sprach die naive Bertrande:

»Früher war« Martin schwächer und gutmütiger als ein Lamm, und er ließ sich von mir leiten und sogar schmähen, so daß ich mich zuweilen für ihn schämte. Doch er kam als ein Mann, als ein Herr und Meister zurück. Er bewies mir auf eine unwiderlegbare Weise, ich habe in der Zeit sehr Unrecht gehabt und es sei meine Pflicht als Frau, seinem Wort und seinem Stocke zu gehorchen. Nun ist es er, der befiehlt, und ich diene, er hebt die Hand auf und ich beuge den Kopf. Dieses Ansehen hat er von seinen Reisen zurückgebracht, und seit seiner Rückkehr sind die Rollen von uns Beiden das geworden, was sie sein sollen. Nun ändert sich das nicht mehr, und ich bin dessen froh.«

Andere Einwohner von Artigues bezeugten ebenfalls, der alte Martin-Guerre sei stets so harmlos, fromm und gut gewesen, als der neue angreifend, gottlos und halsstarrig sei.

Wie der Schuhmacher und wie Bertrande hatten sie diese Veränderung seinen Reisen zugeschrieben.

Der Graf Gabriel von Montgomery nahm nun das Wort unter dem ehrfurchtsvollsten Stillschweigen der Richter und aller Anwesenden.

Er erzählte, durch welche seltsame Umstände er abwechselnd in seinem Dienste die beiden Martin-Guerre gehabt habe, wie er lange Zeit gebraucht, um sich die Veränderungen der Laune und der Natur seines doppelten Stallmeisters zu erklären, wie er jedoch am Ende durch die Ereignisse auf den rechten Weg gebracht worden sei.

Gabriel sagte endlich Alles, die Schrecknisse von Martin, die Verrätereien von Martin du Thill, die Tugenden des Einen und die Laster und Verbrechen des Andern; er machte diese dunkle und verworrene Geschichte vor Aller Augen klar und hell, verlangte Bestrafung für den Schuldigen und Wiederherstellung der Ehre für den unschuldigen.«

Die Justiz war in jener Zeit minder gefällig und minder bequem für die Angeklagten als in unseren Tagen. So wußte Arnauld du Thill noch nicht, welche niederschmetternde Indizien gegen ihn vorlagen. Wohl hatte er mit einiger Unruhe die Beweise mit der baskischen Sprache und dem Ballspiel zu seiner Verwirrung ausfallen sehen, doch er glaubte hinreichende Entschuldigungen vorgebracht zu haben. Was die Probe mit dem alten Schuhmacher betrifft, so hatte er nichts davon begriffen. Er wußte endlich nicht, ob Martin-Guerre, den man hartnäckig vor ihm verbarg, im Ganzen besser als er aus den Verhören hervorgegangen war.

Durch ein Gefühl der Billigkeit und der Großmut bewogen, hatte Gabriel verlangt, daß Arnauld du Thill dem Plaidoyer, wo die gegen ihn vorgebrachten Beweise verhandelt wurden, beiwohnen sollte, damit er im Falle der Not darauf antworten könnte. Martin-Guerre hatte nichts dabei zu tun und blieb in seinem Gefängnis. Doch Arnauld du Thill wurde vorgeführt, damit man ihn contradictorisch richten könnte, und er verlor nicht ein Wort von der überweisenden Erzählung von Gabriel.

Als jedoch der Vicomte d'Exmés geendigt hatte, stand Arnauld du Thill, ohne sich einschüchtern oder entmutigen zu lassen, ruhig auf und verlangte die Erlaubnis, sich verteidigen zu dürfen. Das Tribunal hätte ihm dieselbe verweigert, doch Gabriel trat seiner

Bitte bei, und Arnauld konnte sprechen.

Er sprach bewunderungswürdig. Der schlaue Bursche war wirklich von Natur sehr beredt und besaß einen äußerst gewandten Geist.

Gabriel war besonders bemüht gewesen, Licht in der Finsternis der Abenteuer der beiden Martin zu verbreiten. Arnauld bemühte sich, alle Fäden unter einander zu mischen und zum zweiten Mal eine heilsame Verwirrung unter seine Richter zu bringen. Er gestand, er begreife die hervorgehobenen Abenteuer zweier Existenzen, von denen man die eine für die andere genommen, durchaus nicht. Es liege ihm nicht ob, alle diese Quiproquo zu erklären, durch die man ihn in Verlegenheit sehe. Er sei nur für sein eigenes Leben verantwortlich und habe nur seine Handlungen zu rechtfertigen. Dies zu tun sei er bereit.

Er begann sodann die logische und gedrängte Erzählung seines Lebens und seiner Taten seit seiner Jugend bis auf den gegenwärtigen Tag. Er rief seine Freunde und Verwandten auf, gedachte ihnen gegenüber gewisser Umstände, die sie selbst vergessen hatten, lachte bei einigen Erinnerungen und war gerührt bei andern.

Es ist wahr, er konnte weder mehr Baskisch sprechen, noch Ball spielen.

Doch nicht Jedermann hatte ein Gedächtnis für Sprachen. Wenn auch sein Gegner die Richter in diesen zwei Punkten befriedigt hätte, so wäre doch am Ende nichts leichter, als ein Patois zu lernen und sich in einem Spiel zu üben.

Endlich sei er vom Grafen von Montgomery, den irgend ein Intrigant zu einem Irrtum verleitet, angeklagt worden, er habe seinem Stallmeister die Papiere gestohlen, die seinen Stand und seine Persönlichkeit bestätigen; doch für dieses Faktum liege durchaus kein Beweis vor.

Was den Bauern betreffe, wer könne behaupten, daß es nicht ein Genosse desjenigen sei, welcher sich Martin-Guerre nenne?

Hinsichtlich des Lösegelds, das er, Martin-Guerre, dem Grafen von Montgomery gestohlen haben sollte, behauptete er, er sei allerdings nach Artigues mit einer gewissen Summe zurückgekommen, welche jedoch größer gewesen, als die von

dem Grafen genannte, und er erklärte den Ursprung dieser Summe, indem er das Certicat des durchlauchtigsten Herrn Connetable, Herzogs von Montmorency, vorlegte.

Arnauld du Thill ließ in seiner Verteidigung mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit den blendenden Namen des Connetable vor den Augen der Richter spielen. Er flehte inständig, man möge sich bei seinem erhabenen Herrn nach ihm erkundigen. Er sei versichert, daß seine Rechtfertigung klar und gleichsam greifbar aus einer solchen Nachforschung hervorgehen würde.

Kurz, die Rede des listigen Burschen war so geschickt und so verfänglich, er drückte sich mit einer solchen Wärme aus und die Unverschämtheit gleicht zuweilen so sehr der Unschuld, daß Gabriel die Richter abermals unentschieden und erschüttert sah.

Es handelte sich also darum, einen entscheidenden Schlag zu tun, und Gabriel entschloß sich hierzu, obwohl ungern.

Er sagte dem Präsidenten ein Wort ins Ohr, und dieser befahl, Arnauld du Thill wieder in sein Gefängnis zu bringen und Martin-Guerre einzuführen.



XXV.

Es sieht aus, als sollten die Täuschungen wieder beginnen.

Man führte Arnauld du Thill nicht sogleich in den Kerker, den er in der Conciergerie von Rieux inne hatte. Er wurde nur in den Hof zunächst beim Tribunal gebracht, wo man ihn einige Augenblicke allein ließ.

Die Richter, sagte man, könnten ihm, nachdem sie seinen Gegner verhört, abermals befragen müssen.

Seinen Betrachtungen überlassen, wünschte sich der listige Bursche vor Allem Glück zu der Wirkung, die er offenbar mit seiner geschickten und Unverschämten Rede hervorgebracht hatte. Der brave Martin-Guerre würde mit seinem guten Recht Mühe haben, eben so überzeugend zu sein.«

In jedem Fall hatte Arnauld Zeit gewonnen. Doch wenn er die Dinge strenger prüfte, konnte er sich nicht verleugnen, daß er nur dies gewonnen. Die Wahrheit, die er so frech in Abrede gezogen, würde am Ende von allen Seiten hervortreten. Dürfte sich Herr von Montmorency auf dessen Zeugnis er sich so kühn berufen, herbeilassen, mit seinem Ansehen die nachgewiesene Missethaten seines Spions zu bedecken? Dies war äußerst zweifelhaft.

Anfangs so freudig, versank Arnauld du Thill allmählich aus der Hoffnung in die Angst und sagte sich, seine Lage sei, Alles wohl betrachtet, keine besonders beruhigende.

Er beugte das Haupt unter der Entmutigung, als man kam, um ihn wieder in sein Gefängnis zu führen.

Das Tribunal hatte es also nicht für geeignet erachtet, ihn nach den Erklärungen von Martin-Guerre zu befragen. Ein neuer Gegenstand der Angst!

Dies hielt indessen Arnauld du Thill, der Alles bemerkte, nicht ab, zu bemerken, derjenige, der ihn holte und ihn in diesem Augenblick begleitete, sei nicht sein gewöhnlicher Gefangenenwärter.

Warum diese Veränderung? verdoppelte man die Vorsichtsmaßregeln gegen ihn? wollte man ihn zum Sprechen bringen? Arnauld du Thill gelobte sich, auf seiner Hut zu sein, und blieb auf dem ganzen Wege stumm.

Doch nun kam ein anderes Motiv des Erstaunens! das Gefängnis, in das ihn der neue Wärter führte, war nicht das, welches er gewöhnlich inne hatte.

Dieses hatte ein vergittertes Fenster und einen hohen Kamin, zwei Dinge, welche im andern fehlten.

Alles bezeugte indessen, daß noch vor Kurzem ein Gefangener hier gewesen: Überreste von frischem Brot, ein halbgeleerter Wasserkrug, ein Strohlager und eine geöffnete Kiste, in der man

Männerkleider erblickte.

Gewohnt, sich zu bemeistern, gab Arnauld du Thill kein Erstaunen kund. Doch sobald er allein war, lief er auf die Kiste zu, um sie zu durchsuchen.

Es fanden sich darin nur Kleider. Kein anderes Anzeichen. Doch Arnauld du Thill glaubte sich dieser Kleider ihrer Farbe und Form wegen zu erinnern. Es waren dabei besonders zwei Leibröcke von braunem Tuch und Beinkleider von gelbem Tricot, welche offenbar einen ungewöhnliche Nuance und einen ungewöhnlichen Schnitt hatten.

»Oh! oh!« sagte Arnauld du Thill zu sich selbst, »das wäre sonderbar!«

Als es Nacht wurde, trat der unbekannte Gefangenenwärter ein.

»Holla, Meister Martin-Guerre«, sagte er und klopfte dem träumerischen Arnauld du Thill aus eine Weise auf die Schulter, woraus hervorging, daß, wenn der Gefangene seinen Wärter nicht kannte, der Wärter wenigstens seinen Gefangenen kannte.

»Was gibt es denn?« fragte Arnauld du Thill den so vertraulichen Gefangenenwärter.

»Mein Lieber«, erwiderte der Mann, »Eure Angelegenheiten machen sich offenbar immer besser. Wißt Ihr, wer von den Richtern die Erlaubnis erhalten hat, einige Augenblicke mit Euch sprechen zu dürfen, und sich diese Erlaubnis nun von Euch selbst erbittet?«

»Meiner Treue, nein! wie sollte ich das wissen? wer kann es sein . . . «

»Eure Frau, mein Lieber, Bertrande de Rolls, die nun wohl einsieht, auf welcher Seite das gut Recht ist. Doch wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich mich weigern, sie zu empfangen.«

»Und warum dies?« fragte Arnauld du Thill.

»Warum?« versetzte der Gefangenenwärter; »weil sie Euch so lange mißkannt hat! Es ist wahrhaftig Zeit, daß sie auf die Seite der Wahrheit tritt, da morgen spätestens ein Spruch des Gerichtes diese öffentlich und offiziell erklären wird! Nicht wahr, Ihr seid auch meiner Meinung und ich werde Eure Undankbare kurz und gut wegschicken?«

Der Gefangenenwärter machte einen Schritt gegen die Türe,

doch Arnauld du Thill hielt ihn durch eine Gebärde zurück.

»Nein, nein«, sagte er, »schickt sie nicht weg. Ich will sie im Gegenteil sehen, ich will . . . kurz, da sie von den Richtern die Erlaubnis erhalten hat, führt Bertrande de Rolle ein, mein lieber Freund.«

»Hm! immer derselbe!« sagte der Gefangenenwärter, »immer mildherzig und sanftmütig! Wagt Ihr nichts, wenn Ihr so schnell Eure Frau ihr früheres Übergewicht wieder gewinnen laßt . . . Nun, das geht Euch an.«

Der Gefangenenwärter entfernte sich, mitleidig die Achseln zuckend.

Zwei Minuten nachher kam er mit Bertrande de Rolls zurück. Es war indessen immer finsterer geworden.

»Ich lasse Euch allein«, sagte der Gefangenenwärter, »doch ich werde Bertrande, ehe es völlig Nacht geworden, wieder abholen; so lautet der Befehl. Ihr habt also kaum eine Viertelstunde für Euch, benützt sie, um Euch zu balgen, oder um Euch auszusöhnen, nach Eurem Belieben.«

Und er entfernte sich abermals.

Bertrande trat nun ganz verschämt und den Kopf gesenkt auf den angeblichen Martin-Guerre zu, der stillschweigend sitzen blieb und sie kommen und sprechen ließ.

»Oh! Martin«, sagte sie endlich, als sie nahe bei ihm war, mit schwacher, schüchterner Stimme, »werdet Ihr mir je verzeihen wollen?«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen und sie zitterte an allen Gliedern.

»Euch verzeihen, was?« versetzte Arnauld du Thill, der sich nicht gefährden wollte.

»Meinen plumpen Mißgriff«, antwortete Bertrande. »Ich habe sicherlich sehr Unrecht gehabt, daß ich Euch nicht erkannte. Doch war nicht Grund vorhanden, daß ich mich täuschte, da Ihr Euch, wie es scheint, zur Zeit selbst getäuscht habt? Ich bekenne auch, damit ich an meinen Irrtum glaube, muß mir von der ganzen Gegend, vom Herrn Grafen von Montgomery und von dem Gericht, das sich darauf versteht, bezeugt werden, Ihr seid mein wahrer Gatte und der Andere sei nur ein Betrüger und Fälscher.«

»Sprecht, welcher ist der erwiesene Betrüger?« sagte Arnauld »derjenige, welchen der Graf von Montgomery hierher gebracht hat, oder der, welchen man im Besitz der Habe und der Papiere von Martin-Guerre fand?«

»Der Andere!« erwiderte Bertrande, »derjenige, welcher mich getäuscht hat, derjenige, welchen ich Alberne, ich Verblendete noch in der vorigen Woche meinen Gatten nannte.«

»Ah! die Sache hat sich also nun völlig herausgestellt?« fragte Arnauld bewegt.

»Mein Gott, ja, Martin«, erwiderte Bertrande mit derselben Verwirrung. »Diese Herren vom Tribunal und Euer würdiger Gebieter haben mir so eben erklärt, es walte für sie kein Zweifel mehr ob und Ihr seid wirklich der wahre Martin-Guerre, mein guter und lieber Mann.«

»Ah! wahrhaftig? . . . « sagte Arnauld erbleichend.

»Dabei hat man mir zu verstehen gegeben, ich würde wohl daran tun, Euch um Verzeihung zu bitten und mich mit Euch zu versöhnen, ehe das Urteil ausgesprochen wäre, und ich bat um Erlaubnis, Euch besuchen zu dürfen, was mir auch gestattet wurde . . . «

Sie schwieg einen Augenblick, doch als sie sah, daß ihr vorgeblicher Gatte nicht antwortete, fuhr sie fort:

»Es ist nur zu gewiß, mein guter Martin-Guerre, daß ich eine große Schuld gegen Euch habe. Doch ich bitte Euch, zu bedenken, daß es unwillkürlich geschehen ist, ich nehme hierfür die Jungfrau Maria und das Jesuskind zu Zeugen! Mein erster Fehler besteht darin, daß ich nicht den Betrug jenes Arnauld du Thill entdeckt und entlarvt habe. Doch konnte ich annehmen, es gebe auf der Welt so vollständige Ähnlichkeiten und es könne Gott belustigen, zwei so ganz gleiche Geschöpfe zu machen? Gleich an Gesicht und gleich an Wuchs, doch es ist wahr, nicht gleich an Herz und an Charakter, und diese Verschiedenheit ist es, was mir, ich muß es gestehen, hätte die Augen öffnen sollen. Doch nichts warnte mich, auf meiner Hut zu sein. Arnauld du Thill sprach mit mir von der Vergangenheit, wie nur Ihr es hättet tun können. Er hatte Eure Papiere, Euren Ring; bei keinem Freunde, bei keinem Verwandten regte sich ein Verdacht. Ich gab mich in

gutem Glauben hin und schrieb die Veränderung der Laune der Erfahrung zu, die Ihr, die Welt durchwandernd, erlangt hättet. Bedenkt, mein teurer Freund, daß ich unter dem Namen dieses Fremden immer nur Euch liebte, Euch, dem ich mich mit Freuden unterwarf. Zieht das wohl in Betracht, und Ihr werdet mir diesen ersten Irrtum vergeben, der mich, großer Gott! ohne daß ich es wollte und wußte, die Sünde begehen ließ für die ich dem Himmel und Euch den Rest meines Lebens um Vergebung bitten werde.«

Bertrande de Rolls schwieg abermals, um zu sehen, ob Martin-Guerre mit ihr sprechen und sie ein wenig Ermutigen würde. Doch er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen, und die arme Bertrande fuhr mit gepreßtem Herzen fort:

»Wenn es unmöglich ist, Martin, daß Ihr mir wegen dieses ersten unwillkürlichen Fehlers einen Groll bewahrt, so verdient der zweite leider alle Eure Vorwürfe und Euren ganzen Zorn. Da Ihr nicht da wart, konnte ich einen Andern für Euch halten, doch als Ihr erschien und es mir vergönnt war, eine Vergleichung anzustellen, hätte ich Euch auf der Stelle erkennen müssen. Bedenkt indessen, ob nicht auch hier Einiges zu meiner Entschuldigung sprechen dürfte. Einmal war Arnauld du Thill, wie Ihr sagtet, im Besitze des Namens und des Titels, die Euch gehören und es widerstrebte mir, eine Ahnung zuzulassen, die mich schuldig machte. Dann gestattete man mir auch kaum, Euch zu sehen und zu sprechen. Als man mich mit Euch konfrontierte, hattet Ihr nicht Eure gewöhnlichen Kleider, und Ihr wart in einen langen Mantel gehüllt, der mir Euren Wuchs und Euren Gang verbarg. Seitdem bin ich beinahe im Gewahrsam gehalten worden, wie Arnauld du Thill und wie Ihr, und ich habe Euch Beide kaum vor dem Tribunal wieder gesehen und zwar stets getrennt und immer sehr von ferne. Welches Mittel hatte ich, vor dieser furchtbaren Ähnlichkeit die Wahrheit herauszufinden? Ich entschied mich gleichsam aus Zufall für denjenigen, welchen ich am Tage zuvor meinen Gatten nannte. Ich beschwöre Euch, mir deshalb nicht zu grollen. Doch die Richter geben mir heute die Versicherung, daß ich mich getäuscht, und daß sie die Beweise hierfür erlangt haben. Ich komme dem zu Folge ganz reumütig und ganz verwirrt zu Euch und vertraue nur auf Eure frühere Liebe und Güte. Habe ich Unrecht gehabt, so auf Eure Nachsicht

zu zählen?«

Nach dieser beinahe unmittelbaren Frage machte Bertrande eine neue Pause. Doch der falsche Martin blieb immer stumm.

Bertrande gebrauchte offenbar, indem sie Arnauld du Thill so verließ, ein seltsames Mittel, um ihn zu erweichen doch sie handelte im guten Glauben und vertiefte sich immer mehr auf diesem Weg, den sie für den wahren hielt, um zu dem Herzen desjenigen zu gelangen, welchen sie anflehte.

»Ihr werdet mein Wesen sehr verändert finden«, fuhr sie fort. »Ich bin nicht mehr das hochmütige, launenhafte, zornige Weib, das Euch so viel ausstehen ließ. Die schlechte Behandlung, die ich von diesem Arnauld zu erfahren hatte, und die ihn mir hätte verraten müssen, hat wenigstens die gute Folge, daß sie mich beugte und mürbe machte, und Ihr dürft gewärtig sein, mich in Zukunft eben so folgsam und gefällig zu finden, als Ihr selbst sanft und gut seid . . . Wenn nicht wahr, Ihr werdet sanft und gut gegen mich sein, wie in der Vergangenheit? Ihr werdet es mir dadurch beweisen, daß Ihr mir verzeiht, und so werde ich Euch an Euren Herzen wiedererkennen, wie ich Euch schon an Euren Zügen erkannt habe?«

»Ihr erkennt mich also nun wieder?« sagte Arnauld du Thill endlich.

»Ah! ja«, antwortete Bertrande, »und ich schmähe mich, daß ich zu diesem Behuf den Urteilsspruch der Richter abgewartet habe.«

»Ihr erkennt mich?« wiederholte Arnauld dringend, »Ihr erkennt mich, nicht als jenen Intrigant, der sich noch in der vorigen Woche frecher Weise Euren Gatten nannte, sondern als den wahren und legitimen Martin-Guerre, den Ihr seit Jahren nicht mehr gesehen habt? Schaut mich an. Ihr erkennt in mir Euren wahren und einzigen Gatten?«

»Ganz gewiß«, antwortete Bertrande.

»Und an welchen Merkmalen erkennt Ihr mich?« fragte Arnauld.

»Ach!« erwiderte Bertrande naiver Weise, »ich muß es gestehen an völlig äußerlichen und von Eurer Person unabhängigen Merkmalen. Stündet Ihr neben Arnauld du Thill, gekleidet wie er, so wäre die Ähnlichkeit so vollkommen, daß ich

Euch vielleicht noch nicht unterscheiden würde. Ich erkenne Euch als meinen wahren Gatten, weil Ihr dieses Gefängnis inne habt und nicht das von Arnauld, weil Ihr mich nicht mit der Strenge aufnehmt, die ich verdiene, während mich Arnauld abermals zu täuschen und zu verführen suchen würde.«

»Elender Arnauld!« rief Arnauld mit seinem strengen Tone. »Und Du zu leichtgläubige Frau!«

»Ja, schmäht mich!« sagte Bertrande de Rolls, »Eure Vorwürfe sind mir lieber, als Euer Stillschweigen. Wenn Ihr mir Alles gesagt habt, was Ihr auf dem Herzen tragt, werdet Ihr — ich kenne Euch, Ihr seid nachsichtig und zärtlich, — werdet Ihr Euch besänftigen und mir vergeben!«

»Auf« sagte Arnauld mit milderem Tone, »verzweifelt nicht, Bertrande, wir werden sehen.«

»Ah!« rief Bertrande, »was sagte ich? Ja, Ihr seid mein wahrer, mein guter Martin-Guerre!«

Sie warf sich ihm zu Füßen, sie benetzte seine Hände mit aufrichtigen Tränen, denn sie glaubte wirklich mit ihrem Gatten zu sprechen, Arnauld du Thill, der sie mit seinem mißtrauischen Blicke betrachtete, konnte nicht den geringsten Verdacht schöpfen. Die Zeichen der Freundschaft und der Reue, die sie von sich gab, waren entfernt nicht zweideutig.

»Es ist gut!« brummte Arnauld in seinem Innern, »Du wirst mir dies Alles eines Tages bezahlen, Treulose!«

Mittlerweile schien er einer unwiderstehlichen Bewegung der Zärtlichkeit nachzugeben.

»Ich bin mutlos und fühle, daß ich schwach werde«, sagte er, indem er sich den Anschein gab, als trocknete er eine Träne, welche nicht floß.

Und gleichsam unwillkürlich hauchte er einen Kuß auf die gebeugte Stirne der Reumütigen.

»Welch ein Glück!« rief Bertrande, »ich bin nun wieder in Gnaden!«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Gefangenenwärter erschien wieder.

»Ausgesöhnt!« sagte er mit einer verdrießlichen Miene, als er die sentimentale Gruppe der vorgeblichen Ehegatten erblickte.

»Ich wußte das zum Voraus! Oh! Martin, Ihr nasse Henne!«

»Wie, Ihr macht ihm ein Verbrechen aus seiner Gutmütigkeit!« entgegnete Bertrande.

»He! he! laßt das! laßt das!« sagte Arnauld mit seiner väterlichen Miene lächelnd.

»Nun, ich wiederhole, das ist Eure Sache!« sprach der unbeugsame Kerkermeister. »Was! mich angeht, ist mein Befehl. Die Stunde ist vorüber und Ihr könnt nicht mehr eine Minute länger hier bleiben, meine schöne Tränenreiche!«

»Wie! ich soll ihn schon verlassen?« rief Bertrande.

»Ihr werdet morgen und die folgende Tage Zeit haben, ihn zu sehen«, erwiderte der Gefangenewärter.

»Es ist wahr, morgen ist er frei!« versetzte Bertrande. »Morgen, Freund, werden wir unser sanftes Leben von früher wieder beginnen.«

»Morgen alle Zärtlichkeiten!« sagte der raue Gefangenewärter. Für den Augenblick müßt Ihr Euch wegpacken.«

Bertrande küßte zum letzten Mal die Hand, die ihr Arnauld mit einer königlichen Gebärde reichte, sandte ihm mit ihrer Hand noch ein Lebewohl zu und ging vor dem Gefangenewärter hinaus.

Als dieser die Türe schließen wollte, rief ihn Arnauld zurück.

»Könnte ich Licht haben, eine Lampe?« fragte er.

»Gewiß, heute wie jeden Abend«, antwortete der Gefangenewärter, »wenigstens bis zur Stunde der Feierglocke, bis um neun Uhr. Bei Gott! man hält Euch nicht so streng, wie Arnauld du Thill! Und dann ist Euer Herr, der Graf von Montgomery, so freigebig! Man ist gefällig gegen Euch . . . um ihn sich verbindlich zu machen. In fünf Minuten werde ich Euch Euren Leuchter schicken, Freund Martin!«

Ein Knecht des Gefängnisses brachte wirklich nach einigen Augenblicken Licht. Er entfernte sich wieder, nachdem er dem Gefangenen guten Abend gewünscht und ihm, sobald er die Feierglocke höre, sein Licht auszulöschen empfohlen hatte.

Als sich Arnauld allein sah, streifte er sachte die linnenen Kleider ab, die er trug, und zog nicht minder sachte einen von den bekannten braunen Leibröcken und gelben Tricothosen an, die er

in der Kiste von Martin-Guerre entdeckt hatte.

Dann verbrannte er Stück für Stück seinen alten Anzug am Licht und vermischte die Asche davon mit der Asche, die schon den Herd des Kamins füllte.

Dies war in weniger als einer Stunde geschehen, und er konnte sein Licht auslöschten und sich zu Bette legen, ehe die Feiertagsglocke ertönte.

»Warten wir nun«, sagte er zu sich selbst. »Es scheint entschieden, daß ich vor den Richtern gesiegt habe. Doch es wäre angenehm, wenn ich gerade aus meiner Niederlage die Mittel zu meinem Siege ziehen könnte. Warten wir.«

XXVI.

Das Requisitorium eines Verbrechers gegen sich selbst.

Man begreift, daß Arnauld du Thill in dieser Nacht wenig schlief. Er blieb, die Augen weit ausgesperrt auf seinem Strohlager ausgestreckt und beschäftigte sich damit, daß er den Wert seiner Chancen berechnete, seinen Plan ordnete und seine Mittel zusammenstellte.

Sein Vorhaben, noch ein letztes Mal die Stelle des armen Martin-Guerre einzunehmen, war allerdings verwegen, mußte aber gerade durch diese Verwegenheit gelingen.

Sollte sich Arnauld, wenn ihn der Zufall so wunderbar bediente, durch seine eigene Kühnheit verraten lassen?«

Nein; er hatte schnell seinen Entschluß gefaßt und gedachte bei zukünftigen Zwischenfällen und unvorhergesehenen Umständen je auf die entsprechende Weise zu Werke zu gehen.«

Als es Tag war, betrachtete er seine Kleidung; er fand sie tadellos und war bemüht, den Gang, die Haltung und die Stellungen wieder zu nehmen, wie er sie einst bei Martin-Guerre studiert hatte. »Die Nachahmung war vollkommen, wenn er nicht etwa die gutmütige Miene seiner Sosie übertrieb. Es ist nicht zu leugnen, dieser elende Bursche wäre ein vortrefflicher Komödiant geworden.«

Gegen acht Uhr Morgens drehte sich die Türe seines Gefängnisses auf ihren Angeln.

Arnauld bewältigte ein Beben und gab sich ein gleichgültiges, ruhiges Aussehen.

Der Gefangenenwärter vom vorhergehenden Tage erschien wieder und führte den Grafen von Montgomery ein.

»Teufel! jetzt kommt die Krise!« sagte Arnauld du Thill zu sich selbst. »Halten wir fest!«

Er erwartete voll Angst das erste Wort, das aus dem Munde des Grafen ihm in's Gesicht kommen sollte.

»Guten Morgen, mein armer Martin-Guerre«, sagte Gabriel.«

Arnauld du Thill atmete. Der Graf von Montgomery hatte ihm, als er ihn Martin nannte, wohl ins Gesicht geschaut. Das Quiproquo fing wieder an und Arnauld war gerettet.

»Guten Morgen, mein guter, teurer Herr«, sagte er zu Gabriel mit einem Ergüsse der Dankbarkeit, der nicht ganz geheuchelt war.

Er wagte es, beizufügen:

»Nun, was gibt es Neues, gnädiger Herr?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Spruch diesen Morgen gefällt werden«, erwiderte Gabriel.

»Endlich. Gott sei gelobt!« rief Arnauld. »Ich muß gestehen, es drängt mich, die Sache einmal beendigt zusehen. Und nicht wahr, gnädiger Herr, es ist nicht zu zweifeln, es ist nichts zu befürchten? das gute Recht wird siegen.«

»Ich hoffe es«, sprach Gabriel, indem er Arnauld noch fester anschaute. »Dieser schändliche Arnauld du Thill ist bei den verzweifelten Mitteln.«

»Wahrhaftig? Und was machinirt er denn noch?« fragte Arnauld.

»Solltest Du es glauben?« sagte Gabriel, »der Verräter versucht es noch einmal, die Quiproquo von früher zu wiederholen.«

»Ist es möglich!« rief Arnauld, die Arme zum Himmel erhebend. »Gerechter Gott! und wie dies?«

»Er ist so frech, zu behaupten, gestern nach der Gerichtsverhandlung haben sich die Wärter getäuscht, man habe ihn in das Gefängnis von Arnauld und Dich in das seinige geführt.«

»Kann das sein!« sprach Arnauld mit einer schönen Bewegung des Erstaunens und der Entrüstung? »Und worauf gründet der Unglückliche diese freche Behauptung?«

»Höre«, sagte Gabriel. »Er wurde eben so wenig als Du gestern sogleich in seinen Kerker geführt. Das Tribunal hätte während seiner Beratung den einen oder den andern noch einmal zu befragen sich veranlaßt sehen können; die Wächter ließen ihn also in der Hausflur, wie sie Dich im Hofe gelassen hatten. Er schwört nun, dies sei die Ursache des Irrtums, man habe sonst immer Arnauld in der Hausflur und ihn im Hofe gelassen. Die

Gefangenenwärter haben sodann, als sie ihren Gefangenen geholt, seiner Behauptung nach natürlich den einen mit dem andern verwechseln. Was diese Wärter betrifft, so sind es dieselben, welche Euch Beide geführt haben und diese menschlichen Maschinen kennen nur den Gefangenen ohne die Person zu unterscheiden. Auf diese erbärmlichen Gründe stützt er sein neues Vorgehen. Und er weint, und er schreit, und er verlangt nach mir und will mich sehen.«

»Habt Ihr ihn wirklich gesehen, gnädiger Herr?« fragte Arnold rasch.

»Mein« Treue, nein«, antwortete Gabriel. »Ich habe Bange vor seinen Ränken und Listen. Er wäre fähig, mich zu verführen und abermals zu täuschen, der Bursche ist so gescheit und so verwegen!«

»Ah! der gnädige Herr verteidigt ihn nun«, versetzte Arnauld du Thill, Unzufriedenheit heuchelnd.

»Ich verteidige ihn nicht, Martin! Doch gestehen wir, daß es ein an Mitteln reicher Kopf ist, und wenn er nur die Hälfte seiner Geschicklichkeit zum Guten angewendet hätte«

»Es ist ein Schändlicher!« rief Arnauld voll Heftigkeit.

»Wie Du ihn heute schmähist!« versetzte Gabriel. »Ich dachte, als ich hierherkam, ich muß es gestehen, im Ganzen habe er keines Menschen Tod verursacht; wenn er in einigen Stunden verurteilt sei, so werde man ihn sicherlich, ehe acht Tage vergehen aufhängen, die Todesstrafe sei, vielleicht zu hart, zu übermäßig für seine Verbrechen, und wir könnten, wenn Du wolltest, um Begnadigung für ihn bitten.«

»Um Begnadigung für ihn bitten!« wiederholte Arnauld etwas unentschlossen.

»Ja, ich weiß wohl, das fordert einige Überlegung«, sprach Gabriel. »Doch überlege es Dir, Martin, was sagst Du dazu?«

Das Kinn in der Hand und sich an der Wange kratzend, blieb Arnauld du Thill einige Sekunden nachdenkend und ohne zu antworten; endlich faßte er seinen Entschluß und sprach mit festem Tone:

»Nein! nein! keine Gnade! keine Gnade! das ist besser.«

»Oh! oh!« versetzte Gabriel, »ich wußte nicht, daß Du so

unversöhnlich bist, und noch gestern beklagtest Du den Betrüger und hättest ihn gern gerettet.«

»Gestern! gestern!« erwiderte Arnauld, »gestern hatte er uns noch nicht diesen letzten Streich gespielt, der meiner Meinung nach noch viel abscheulicher ist, als alle andere.«

»Du hast Recht. Es ist also entschieden Deine Meinung, daß der Schuldige sterbe?«

»Mein Gott«, erwiderte Arnauld du Thill mit einer gottseligen Miene, »Ihr wißt, gnädiger Herr, in welchem Grade die Gewaltsamkeit, die Rache und Bluturteile meiner Natur widerstreben. Mein Inneres wird von Schmerzen zerrissen, daß ich mich gezwungen sehe, eine so grausame Notwendigkeit hinzunehmen. Doch es ist eine Notwendigkeit. Bedenkt, gnädiger Herr, daß mein Dasein, so lange dieser mir so ähnliche Mensch lebt, nicht ruhig sein kann. Der letzte freche Streich, den er in diesem Augenblick wagt, beweist uns, daß er unverbesserlich ist. Steckt man ihn ins Gefängnis, so wird er entweichen; verbannt man ihn, so wird er zurückkehren! und so müßte ich immer unruhig, gepeinigt leben, ich müßte unablässig bereit sein, ihn wiedererscheinen und abermals eine Störung in mein Leben bringen zu sehen. Meine Freunde, meine Frau werden nie sicher sein, daß, sie es mit mir zu tun haben. Es wird beständig ein Mißtrauen obwalten. Man wird stets neue Conflictes neue Streitigkeiten zu erwarten haben. Ich werde mich nie im Besitze meiner selbst nennen können. Ich muß also mit Schmerz, mit Verzweiflung, gnädiger Herr, meinem Charakter Zwang antun! Allerdings werde ich den Rest meiner Tage traurig sein, weil ich den Tod eines Menschen verursacht habe, doch es muß geschehen! Der heutige Betrug hebt meine letzten Bedenken. Arnauld du Thill sterbe! ich füge mich darein.«

»Es sei, er wird sterben«, sagte Gabriel, »nämlich er wird sterben, wenn man ihn verurteilt. Denn im Ganzen ist der Spruch noch nicht gefällt.«

»Wie? die Sache ist nicht gewiß?« fragte Arnauld.

»Wahrscheinlich, ja; gewiß, nein;« antwortete Gabriel, »Dieser Teufel Arnauld hat gestern an die Richter eine so seine, so schlaue, so überzeugende Rede gehalten!«

»Ich doppelter Dummkopf, der ich war!« dachte Arnauld du Thill.

»Während Du, Martin«, fuhr Gabriel fort, »Du, der Du mir so eben mit großer Beredsamkeit und bewunderungswürdiger Sicherheit die Notwendigkeit des Todes von Arnauld bewiesen hast, gestern, wie Du Dich erinnern wirst, nicht ein einziges Beweismittel, nicht eine einzige Tatsache für den Sieg der Wahrheit finden konntest. Du bist, so sehr ich in Dich drang, verlegen und beinahe stumm geblieben. Man hatte jedoch eingewilligt, Dich von den Verteidigungsmitteln Deines Gegners zu unterrichten, Du aber wußtest nichts zu sagen, um sie zurückzuschieben.«

»Gnädiger Herr«, versetzte Arnauld, »in Eurer Gegenwart ist es mir behaglich, fühle ich mich wohl, während mich alle diese versammelten Richter einschüchtern. Dabei muß ich Euch gestehen, daß ich auf mein gutes Recht zählte. Es kam mir vor, als müßte das Gericht besser für mich plaidiren als ich selbst. Doch so darf man sich nicht vor diesen Rechtsgelehrten benehmen. Ich sehe es ein, sie wollen Worte haben. Ah! wenn sich dies wieder beginnen ließe und sie mich noch einmal hören wollten . . . «

»Nun, was würdest Du tun, Martin?«

»Ei! ich würde mich ein wenig zusammenraffen und sprechen. Es ist nicht so schwer, alle Beweismittel und Behauptungen von diesem Arnauld du Thill auf nichts zurückzuführen.«

»Oh! es ist auch nicht so leicht!« entgegnete Gabriel.

»Verzeiht, gnädiger Herr, ich sah die Mängel seiner lügenhaften Behauptungen so klar, als er sie selbst sehen mußte, und wenn ich minder furchtsam gewesen wäre, wenn es mir nicht an Worten gefehlt hätte, so würde ich zu den Richtern gesagt haben . . . «

»Was würdest Du gesagt haben? Sprich.«

»Was ich gesagt hätte?« versetzte Arnauld, »das ist ganz einfach, gnädiger Herr, hört!«

Hiernach begann Arnauld du Thill seine Rede vom vorhergehenden Tage vom Anfang bis zum Ende zu widerlegen. Er entwirrte die Ereignisse und Täuschungen der doppelten Existenz von Martin-Guerre und Arnauld mit um so größerer

Leichtigkeit als er sie mit eigener Hand verwirrt hatte. Der Graf von Montgomery hatte in dem Geiste der Richter einige Punkte dunkel gelassen, die er selbst sich nicht erklären konnte. Arnauld du Thill setzte sie ihm mit einer wunderbaren Klarheit auseinander. Er zeigte ihm endlich die zwei Lebensgänge des ehrlichen Mannes und des Schuftes so augenscheinlich getrennt und unterschieden in ihrer Verwirrung, als das mit Wasser vermischte Öl.

»Du hast also in Paris auch Erkundigungen eingezogen?« fragte Gabriel.

»Ganz gewiß, gnädiger Herr«, antwortete Arnauld, »und ich könnte im Falle der Not Beweise für das liefern, was ich behaupte. Ich gerathe nicht leicht in Bewegung, doch wenn man mich bis in meine letzten Verschanzungen zurückdrängt, weiß ich kräftige Ausfälle zu wachen.«

»Arnauld du Thill hat sich auf das Zeugnis von Herrn von Montmorency berufen, und Du antwortest nicht hierauf.«

»Sicherlich antworte ich darauf, gnädiger Herr.

Dieser Arnauld du Thill ist allerdings im Dienste des Connetable gewesen, doch es war ein schmählicher Dienst. Er mußte etwas wie ein Spion sein, und gerade hieraus erklärt es sich, wie und warum er sich an Eure Person anhing, um Euch zu beobachten und zu folgen. Aber wenn man solche Leute auch gebraucht, so bekennt man sich doch nicht zu ihnen. Glaubt Ihr, Herr von Montmorency wolle die Verantwortlichkeit für die Handlungen seines Emissärs übernehmen? Nein! nein! in die Enge getrieben, würde es Arnauld du Thill nicht wagen, sich wirklich an den Connetable zu wenden, und wenn er es in der Verzweiflung auch täte, müßte es nur zu seiner Schande ausfallen und Herr von Montmorency würde ihn verleugnen. Ich fasse also die Vorgänge und das Ergebnis kurz zusammen.«

In dieser klaren, logischen Zusammenfassung zerstörte Arnauld vollends Stück für Stück das betrügerische Gebäude, das er so geschickt am vorhergehenden Tag aufgebaut hatte.

Mit dieser Leichtigkeit in der Beweisführung und dieser Flüssigkeit im Ausdruck wäre Arnauld du Thill ein ausgezeichneter Advokat geworden . . . er hatte das Unglück,

dreihundert Jahre zu früh auf die Welt zu kommen. Beklagen wir seinen Schatten!

»Ich hoffe, daß dies Alles unwiderlegbar ist«, sagte er zu Gabriel, als er geendigt hatte. »Wie Schade, daß die Richter mich nicht mehr hören können oder daß sie mich nicht gehört haben.«

»Sie haben Dich gehört«, sagte Gabriel.

»Wie?«

»Schau.«

Die Türe des Kerkers öffnete sich und Arnauld sah, ganz erstaunt und etwas erschrocken, unbeweglich und ernst auf der Schwelle den Präsidenten des Tribunals und zwei von den Richtern stehen.

»Was soll das bedeuten?« fragte Arnauld du Thill, indem er sich an Gabriel wandte.

»Das soll bedeuten« antwortete Herr von Montgomery, »daß ich der Schüchternheit meines armen Martin-Guerre mißtraute, und daß ich wollte, seine Richter könnten, ohne daß er es wüßte, seine unwiderlegbare Verteidigungsrede vernehmen, die sie nun auch so eben gehört haben.«

»Vortrefflich«, versetzte Arnauld du Thill wieder atmend. »Ich danke Euch tausendmal, gnädiger Herr.«

Dann wandte er sich an die Richter und sprach in einem Tone, den er furchtsam zu machen suchte:

»Darf ich glauben, darf ich hoffen, daß meine Rede wirklich das gute Recht meiner Sache für die erleuchteten Geister herausgestellt hat, die in diesem Augenblick Gebieter über mein Schicksal sind?«

»Ja«, sprach der Präsident des Tribunals, »die Beweise, die man uns geliefert, haben uns erzeugt.«

»Ah!« machte Arnauld du Thill triumphierend.

»Doch«, versetzte der Präsident, andere nicht minder sichere Beweise erlauben uns, zu bestätigen, daß gestern eine Verwechslung bei der Abführung der beiden Gefangenen stattgefunden hat; daß Martin-Guerre in Euer Gefängnis, *Arnauld du Thill*, geführt worden ist, und daß Ihr zu dieser Stunde das seinige inne habt.«

»Was? . . . Wie?« stammelte Arnauld wie vom Blitze getroffen.

»Gnädiger Herr, was sagt Ihr hierzu?« sprach er, sich an Gabriel wendend.

-»Ich sage, daß ich es wußte«, antwortete Gabriel mit strengem Ton. »Ich wiederhole Euch, Arnauld, ich wollte durch Euch selbst die Beweise der Unschuld von Martin und Eurer Schuld herausstellen lassen. Ihr habt mich zu einer Rolle, die mir widerstrebte, gezwungen, Unglücklicher! doch Eure Unverschämtheit machte mir begreiflich, daß man, wenn man sich in einen Kampf mit Eures Gleichen einlässt, Eure Waffen anwenden muß, und daß man die Betrüger nur durch den Betrug besiegen kann. Ihr habt mir indessen nichts zu tun übrig gelassen: Ihr habt Euch so sehr beeilt, Eure eigene Sache zu verraten, daß Eure Feigheit ganz allein; in die Falle gegangen ist.«

»In die Falle gegangen?« wiederholte Arnauld. »Man hat also eine Falle gestellt? Täuscht Euch indessen nicht, gnädiger Herr, es ist unleugbar Euer Martin, den Ihr in mir verlaßt!«

»Fahrt nicht länger fort, Arnauld du Thill«, entgegnete der Präsident. »Der Irrtum ist von dem Tribunal kombiniert und befohlen worden. Ihr seid ohne die Möglichkeit eines Umschlags entlarvt, sage ich Euch.«

»Doch da Ihr zugesteht, daß ein Irrtum obgewaltet habe«, rief der unverschämte Arnauld, »wer gibt Euch die Versicherung, Herr Präsident, daß nicht auch ein Irrtum im Vollzug Eurer Befehle vorgefallen ist?«

»Das Zeugnis der Wachen und der Gefangenenwärter«, antwortete der Präsident.



»Sie täuschen sich«, sagte Arnauld du Thill, »ich bin Martin-Guerre, der Stallmeisters von Herrn von Montgomery; ich werde mich nicht so verurteilen lassen! Konfrontiert mich mit Eurem andern Gefangenen, und wenn wir neben einander stehen, wählt, unterscheidet Arnauld du Thill von Martin-Guerre, den Schuldigen vom unschuldigen! Als ob nicht schon genug Verwirrung, in dieser ganzen Sache wäre, habt Ihr neue Verwirrung hinzugefügt. Euer Gewissen wird Euch hindern, Euch herauszuziehen. Bis zum Ende und trotz aller, werde ich rufen: »Ich bin Martin-Guerre!« Und ich fordere, wer es auch sein mag und wie es auch mag alle Welt heraus, mich Lügen zu strafen und mir zu widersprechen.«

Die Richter und Gabriel schüttelten den Kopf und lächelten

ernst und traurig in Gegenwart dieser schamlosen Hartnäckigkeit.

»Ich wiederhole, Arnauld du Thill«, sprach der Präsident, »es ist keine Verwechslung zwischen Euch und Martin-Guerre mehr möglich.«

»Und warum?« sagte Arnauld; »woran erkennt man ihn? Welches Merkmal unterscheidet uns?«

»Ihr sollt es erfahren, Elender«, sprach Gabriel voll Entrüstung.

Er machte ein Zeichen, und Martin-Guerre erschien auf der Schwelle des Gefängnisses.

Martin-Guerre ohne Mantel! Martin-Guerre mit einem hölzernen Bein!

»Martin, mein braver Stallmeister«, sagte Gabriel zu Arnauld, »Martin, der in Noyon dem Galgen entkam, an den Ihr ihn hattet hängen lassen, ist bei Calais einer gerechten Rache nicht entgangen, welche einer Eurer Schändlichkeiten zugebracht war; er wurde in einen Abgrund gestürzt und man mußte ihm dieses Bein abnehmen, das wenigstens durch den geheimnisvollen in der Vorsehung, welche auch da noch, wo sie grausam zu sein scheint, gerecht ist, nun dazu dient, eine Verschiedenheit zwischen dem Verfolger und dem Opfer herauszustellen. Die hier gegenwärtigen Richter setzen sich nicht mehr der Gefahr aus, sich täuschen, und können fortan den Verbrecher an Unverschämtheit und den unschuldigen an seiner Wund erkennen.«

Bleich, niedergeschmettert unter dem furchtbaren Worte und dem vernichtenden Blicke von Gabriel, versuchte Arnauld du Thill nicht mehr, sich zu verteidigen zu leugnen: der Anblick des verstümmelten Martin-Guerre machte zum Voraus alle seine Lügen zunichte.

Er sank schwerfällig wie eine träge Masse zu Boden und murmelte:

»Ich bin verloren! ich bin verloren!«

Vierter Teil.

I.

Justiz.

Arnauld du Thill war wirklich verloren. Das Tribunal schritt sogleich zur Beratung, und nach Verlauf einer Viertelstunde wurde der Angeklagte vorgerufen, »Um folgenden Spruch zu hören, den wir wörtlich den Registern jener Zeit entnehmen:

Nach Erwägung des Verhörs von Arnauld du Thill, genannt Sancette, sich selbst nennend Martin-Guerre, Gefangenem in der Conciergerie von Rieux;

Nach Erwägung der Angaben von den verschiedenen Zeugen von Martin-Guerre, von Bertrande de Rolls, von Carbon Barreau u. s. w. und besonders der Angabe des Herrn Grafen von Montgomery;

Nach Erwägung der Geständnisse des Gefangenen selbst, welcher, nachdem er vergebens zu leugnen gesucht, am Ende sein Verbrechen selbst bekannte;

Aus welchen Verhören, Angaben und Geständnissen hervorgeht:

Daß der genannte Arnauld du Thill! schuldig und überwiesen ist des Betrugs, der Fälschung, der Namens- und Vornamenssupposition, des Ehebruchs, des Raubes, des Diebstahls und anderer Vergehen;

Hat der Gerichtshof verurteilt und verurteilt den genannten Arnauld du Thill:

Erstens, ehrenhafte Buße zu tun vor der Kirche des Ortes Artigues auf den Knien, im Hemd, barhaupt und mit bloßen Füßen, den Strang um den Hals und eine brennende Wachskerze in den Händen;

Sodann, öffentlich Gott, den König und das Gericht, sowie die Eheleute Martin-Guerre und Bertrande de Rolls um Verzeihung zu bitten;

Wonach der genannte Arnauld du Thill dem Scharfrichter übergeben werden soll, welcher ihn durch die Straßen und an den gewöhnlichen Orten von Artigues umhergehen lassen und, immer den Strang um den Hals, vor das Haus des genannten Martin-Guerre führen wird;

Schließlich soll genannte Arnauld du Thill an einen Galgen, der zu diesem Behufe zu errichten ist, gehenkt und erdrosselt und sein Körper hernach verbrannt werden;

Dabei hat der Gerichtshof den genannten Martin-Guerre und die genannte Bertrande de Rolle von jeder Prozedur freigesprochen, und übergibt den genannten Arnauld du Thill dem Richter von Artigues, um gegenwärtigen Spruch nach Form und Inhalt in Vollzug zu bringen.

So gegeben im Gerichte zu Rieux, den zwölften Tag des Juni 1558 . . .

Arnauld hörte diesen Spruch, den er vorhergesehen, mit einer finsternen Miene an. Er wiederholte jedoch seine Geständnisse, erkannte die Gerechtigkeit des Urteils und offenbarte einige Reue.

»Ich flehe die Gnade Gottes und die Verzeihung der Menschen an und bin geneigt, mich meiner Strafe als Christ zu unterziehen«, sagte er.

Martin-Guerre, der bei der Gerichtssitzung gegenwärtig war, gab einen neuen Beweis von seiner Identität, indem er bei den vielleicht heuchlerischen Worten seines Feindes in Tränen zerfloß.«

Er überwand sogar seine gewöhnliche Schüchternheit und fragte den Präsidenten, ob es kein Mittel gebe; die Begnadigung von Arnauld du Thill zu erlangen, welchem er seines Teils von ganzem Herzen die Vergangenheit verzeihe.

Aber man antwortete dem guten Martin-Guerre, der König allein habe das Recht, zu begnadigen; bei einem so exceptionellen und so auffallenden Verbrechen aber würde er sicherlich die Gnade verweigerte, wenn es, selbst das Gericht übernehme, ein Gesuch in dieser Hinsicht an ihn einzureichen.

»Ja«, murmelte Gabriel in seinem Geist, »ja, der König würde sich weigern zu begnadigen, und dennoch hätte er es für sich selbst so sehr nötig, daß ihm Gnade gewährt würde! Doch er

hätte Recht, wenn er unbeugsam bliebe; keine Gnade! nie Gnade! Gerechtigkeit!«

Martin-Guerre dachte ohne Zweifel nicht wie sein Herr; denn in dem Bedürfnis, das er fühlte, zu verzeihen, öffnete er sogleich der zerknirschten, reumütigen Bertrande seine Arme.

Bertrande hatte nicht einmal nötig, die Bitten und Versprechungen zu wiederholen, welche sie durch eine letzte, aber nützliche Täuschung an den Fälscher Arnauld du Thill, im Glauben, sie spreche mit ihrem Manne, gerichtet hatte. Martin-Guerre ließ ihr nicht Zeit, abermals ihre Irrtümer und Schwächen zu beklagen. Er schnitt ihr kurz das Wort mit einem kräftigen Kuß ab und führte sie triumphierend und freudig in das kleine glückliche Haus in Artigues, das er so lange nicht mehr gesehen hatte.

* *
*

Vor eben demselben, Hause, das nun wieder in die Hände seines rechtmäßigen Eigentümers übergegangen war, wurde an Arnauld du Thill acht Tage nach seiner Verurteilung, dem Spruche gemäß die Strafe vollzogen, die seine Verbrechen so gut verdient hatten.

Von zwanzig Stunden in der Runde kam man herbei, um der Hinrichtung beizuwohnen, und die Straßen des armseligen Fleckens Artigues waren an diesem Tag volkreicher, als die der Hauptstadt.

Es ist nicht zu leugnen, der Schuldige zeigte einen gewissen Mut in seinen letzten Augenblicken, und krönte wenigstens durch ein musterhaftes Ende sein unwürdiges Dasein.

Als der Henker dem Gebrauche gemäß dreimal dem Volke zugerufen hatte: »Es ist Gerechtigkeit geschehen!« waren, während sich die Menge langsam, stillschweigend und voll Schrecken zurückzog, in dem Hause des Opfers ein Mann, der betete und eine Frau, welche weinte, Martin-Guerre und Bertrande de Rolls.

* *
*

Die heimatliche Luft, der Anblick der Orte, wo er seine Jugend zugebracht, die Liebe der Verwandten und der alten Freunde, und besonders die Bemühungen von Bertrande de Rolls hatten in wenigen Tagen die Sorgen auf der Stirne von Martin-Guerre bis auf die Spur zerstreut.

Eines Abends, in demselben Monat Juli, saß er nach einem glücklichen ruhigen Tag vor seiner Türe unter der Laube. Seine Frau war im Innern von einigen Haushaltungsgeschäften in Anspruch genommen. Doch Martin hörte sie hin- und hergehen, er war also nicht allein, und er betrachtete zu seiner Rechten die Sonne, welche in ihrem ganzen Glanze untergehend für den kommenden Morgen einen so heitern Tag versprach, als der abgelaufene gewesen war.

Martin-Guerre sah dem zu Folge einen Kavalier nicht, welcher von seiner Rechten kam und sich ihm geräuschlos näherte.

Dieser Kavalier blieb einen Augenblick stehen und betrachtete mit einem ernsten Lächeln die stumme, ruhige Beschauung von Martin.

Dann streckte er die Hand nach ihm aus und berührte seine Schulter, ohne etwas zu sagen.

Martin-Guerre wandte sich rasch um, fuhr mit der Hand an seine Mütze, stand auf und rief ganz erschüttert:

»Wie, Ihr seid es, gnädiger Herr? Verzeiht, ich hatte Euch nicht kommen sehen.«

»Entschuldige Dich nicht, mein braver Martin«, erwiderte Gabriel (denn er war es), »ich bin nicht gekommen, um Deine Ruhe zu stören, sondern um mich derselben zu versichern.«

»Oh! gut, da braucht mich der gnädige Herr nur anzuschauen«, sagte Martin.

»Das habe ich auch getan, Martin«, erwiderte Gabriel. »Du bist also glücklich?«

»Oh! glücklicher als die Schwalbe in der Luft oder der Fisch im Wasser.«

»Das ist ganz einfach«, versetzte Gabriel, »Du hast in Deinem Hause vor Allem den Überfluß und die Ruhe gefunden.«

»Ja«, sprach Martin-Guerre, »das ist ohne Zweifel eine von den Ursachen meiner Zufriedenheit. Ich bin vielleicht genug in der

Welt herumgelaufen, ich habe genug Schlachten gesehen, genug gemacht, genug gefastet, genug auf hunderterlei Art gelitten, um ein wenig berechtigt zu sein, ein paar Tage mit Vergnügen auszuruhen, nicht wahr, gnädiger Herr? Was den Überfluß betrifft«, fuhr er fort, indem er einen ernsteren Ton annahm, »so habe ich in der Tat das Haus reich und zu reich gefunden. Dieses Geld gehört nicht mir, und ich will es nicht berühren. Arnauld du Thill hat es gebracht und ich gedenke es denjenigen zurückzugeben, welche ein Recht darauf haben. Der erste und stärkere Teil davon kommt Euch zu, gnädiger Herr, denn er ist von Eurem Lösegeld in Calais unterschlagen. Die Summe ist bei Seite gelegt und bereit, an Euch zurückgegeben zu werden. Was das Übrige betrifft, mag es Arnauld genommen oder, empfangen haben, gleichviel! diese Taler müssen die Finger beschmutzen. Meister Carbon Barreau, der Ehrenmann, dachte wie ich, und da er zu leben hat, so schlägt er die unwürdige Erbschaft seines Neffen aus. Die Gerichtskosten sind bezahlt und es wird folglich den Armen der Gegend dieser Rest zukommen.«

»Aber da mußt Du nicht viel besitzen, mein armer Martin?«

»Verzeiht, gnädiger Herr«, antwortete der Stallmeister. »Man hat nicht so lange einem so großmütigen Herrn, wie Ihr seid, gedient, ohne daß etwas übrig geblieben ist. Ich habe von Paris in meiner Tasche eine ziemlich beträchtliche Summe mitgebracht. Überdies besaß die Familie von Bertrande Vermögen und hat ihr einiges Erbgut hinterlassen. Kurz, wir werden die Wohlhabenderen der Gegend sein, wenn ich unsere Schulden bezahlt und unsere Wiedererstattungen gemacht habe.«

»Unter diesen Wiedererstattungen, Martin, wirst Du hoffentlich als von mir kommend nicht ausschlagen, was Du, wenn es von Arnauld käme, ausgeschlagen würdest. Ich bitte Dich, mein treuer Diener, zum Andenken und als Belohnung die Summe zu behalten, von der Du sagst, sie gehöre mir.«

»Wie, gnädiger Herr!« rief Martin-Guerre, »mir ein Geschenk von dieser Größe!«

»Stille!« erwiderte Gabriel, »glaubst Du, ich wolle Deine Ergebenheit bezahlen? werde ich nicht immer Dein Schuldner sein? Sei nicht stolz gegen mich, Martin, und sprich mir nicht mehr hiervon. Es ist abgemacht, daß Du das Wenige, was ich Dir

biete, annimmst; in der Tat minder Dir zu Liebe, als mir zu Liebe; denn Du bedarfst wie Du gesagt hast, des Geldes nicht, um reich und geachtet in Deiner Heimat zu leben, und das ist es nicht, was Dein Glück bedeutend vermehren wird. Dein Glück, Du gibst Dir vielleicht nicht getreulich Rechenschaft davon, doch nicht wahr, es muß hauptsächlich in Deiner Rückkehr an die Orte bestehen, die Dich als Kind und als junger Menschen gesehen haben?«

»Das ist wahr, gnädiger Herr. Ich fühle mich behaglich, seit dem ich hier bin, einzig und allein, weil ich hier bin. Ich betrachte mit Freude und Rührung Häuser, Bäume, Wege, die ein Fremder nicht einmal bemerken muß. Man atmet offenbar nur in der Luft gut, die man am ersten Tage seines Lebens eingeatmet hat!«

Und Deine Freunde, Martin?« fragte Gabriel.

»Ich komme, um mich selbst aller Gegenstände Deines Glückes zu versichern. Hast Du Deine Freunde wiedergefunden?«

»Ach! gnädiger Herr, einige waren gestorben«, sagte Martin, »doch ich habe noch eine gute Anzahl von Jugendgespielen getroffen, und Alle lieben mich wie in der Vergangenheit. Auch sie erkennen mit Freuden meine Aufrichtigkeit, mein freundschaftliches Benehmen, meine Ergebenheit. Bei Gott! sie schämen sich, daß sie mit mir Arnauld du Thill verwechseln konnten, der ihnen, wie es scheint, Proben eines von dem meinigen sehr verschiedenen Charakters gegeben hatte. Einige derselben hatten sich sogar mit dem falschen Martin-Guerre wegen seines schlimmen Benehmens entzweit. Man muß sehen, wie stolz und zufrieden diese sind! Kurz, sie wetteifern, mich mit Beweisen der Achtung und Zuneigung zu überhäufen, wahrscheinlich um die verlorene Zeit wieder einzubringen, und da wir gerade an den Gegenständen meiner Freunde sind, gnädiger Herr, so muß ich Euch versichern, daß dieser ein gar süßer ist.«

»Ich glaube Dir, mein guter Martin, ich glaube Dir«, sprach Gabriel. »Doch unter den verschiedenen Zuneigungen, die Dich umgeben, erwähnst Du nicht der Deiner Frau?«

»Ah! meiner Frau?« versetzte Martin-Guerre, indem er sich mit verlegener Miene hinter dem Ohr kratzte.

»Allerdings, Deiner Frau«, sagte Gabriel unruhig.«

»Wie! plagt Dich Bertrande immer noch wie früher? Hat sich ihre Laune nicht gebessert? Ist sie immer noch undankbar gegen Deine Güte und gegen das Schicksal, das ihr einen so zärtlichen und so rechtschaffenen Mann gegeben hat? Wie! wird sie Dich abermals durch ihr zänkisches, streitsüchtiges Wesen zwingen, Deine Heimat und Deine teuren Gewohnheiten zu verlassen?«

»Ei! ganz im Gegenteil, gnädigster Herr«, sprach Martin-Guerre, »sie fesselt mich nur zu sehr an diese Gewohnheiten und an diese Gegend! Sie pflegt mich, sie schmeichelt mir, sie küßt mich. Keine Launen, keine Widerspenstigkeit mehr! Nun wohl, ja! sie ist von einer Sanftheit und von einem Gleichmut, welche kein Ziel finden. Ich habe nicht sobald den Mund geöffnet, als sie forteilt. Sie erwartet meine Wünsche nicht, sie kommt ihnen zuvor. Das ist bewunderungswürdig! und da ich von Natur auch nicht herrschsüchtig und tyrannisch, sondern vielmehr leicht umgänglich und sanftmütig bin, so führen wir ein wahres Honigleben und bilden die einträchtigste Ehe, die sich finden läßt.«

»Das gefällt mir!« sagte Gabriel; »Du hast mich Anfangs beinahe erschreckt.«

»Gnädiger Herr«, versetzte Martin, »es macht mich ein wenig verlegen, verwirrt, ich muß es sagen, wenn man diesen Gegenstand zur Sprache bringt. Das Gefühl, das ich in meinem Herzen finde, wenn ich mich darüber befrage, ist ziemlich seltsam und beschämt mich ein wenig. Doch nicht wahr, gegen Euch, gnädiger Herr, kann ich mich ganz aufrichtig und unumwunden ausdrücken?«

»Sicherlich«, antwortete Gabriel.

Martin-Guerre schaute furchtsam umher, um zu sehen, ob Niemand horchte, und besonders ob ihn seine Frau nicht hören könnte. Dann dämpfte er die Stimme und sprach:

»Nun wohl, gnädiger Herr, ich verzeihe nicht nur dem armen Arnauld du Thill, sondern ich segne ihn sogar zu dieser Stunde. Welchen Dienst hat er mir geleistet! aus einer Tigerin hat er ein Lamm, aus einem Teufel einen Engel gemacht. Ich ernte die glücklichen Resultate seiner rohen Manieren, ohne daß ich sie mir vorzuwerfen habe. Allen geplagten Ehemännern (und ihre Zahl ist groß, wie man sagt), wünsche ich nur einen Sosie, einen so

überzeugenden Sosie, wie der meinige war. Kurz, gnädiger Herr, es ist wahr, Arnauld du Thill hat mir viele Unannehmlichkeiten, viel Kummer bereitet; wird aber all dieses Ungemach nicht mehr als ausgeglichen sein, wenn er durch sein kräftiges System mein häusliches Glück und die Ruhe meiner letzten Tage zu sichern vermocht hat?«

»Das ist gewiß«, erwiderte lächelnd der junge Graf von Montgomery.

»Ich habe also Recht«, schloß Martin heiter, wenn ich, obgleich insgeheim, Arnauld segne, da ich zu dieser Stunde die glücklichen Früchte seiner Wirksamkeit genieße. Ich habe, wie Ihr wißt, gnädiger Herr, einige Philosophie in meinem Charakter und ich nehme überall die gute Seite der Dinge. Man muß aber zugestehen, daß mir Arnauld in jeder Hinsicht mehr genützt, als geschadet hat. Er war in der Zwischenzeit der Mann meiner Frau, doch er hat sie mir sanfter als einen Maitag zurückgegeben. Er hat mir momentan meine Habe und meine Freunde gestohlen; doch ihm habe ich es zu danken, daß meine Habe vermehrt und meine Freundschaften befestigt zu mir zurückgekehrt sind. Er hat mich endlich harten Prüfungen, besonders in Noyon und Calais, unterworfen; doch mein gegenwärtiges Leben kommt mir darum nur um so angenehmer vor. Ich habe diesen guten Arnauld nur zu loben, und ich lobe ihn.«

»Das ist ein dankbares Herz«, sagte Gabriel.

»O!« rief Martin-Guerre, wieder seinen Ernst annehmend, »derjenige, welchen ich mit meiner ganzen Dankbarkeit, mit meiner ganzen Kindlichkeit verehren muß, ist nicht Arnauld du Thill, ein sehr unfreiwilliger Wohltäter, sondern Ihr seid es, gnädiger Herr, dem ich in der Tat alle diese Güter, Vaterland, Vermögen, Freunde und Frau, schuldig bin!«

»Genug hierüber, sage ich Dir noch einmal, Martin!« sprach Gabriel. »Alles, was ich verlange, ist, daß Du diese Güter besitzt. Und Du besitzt sie, nicht wahr? Wiederhole es mir, Du bist glücklich?«

»Ich wiederhole es Euch, gnädiger Herr, glücklich, wie ich nie gewesen bin.«

»Das ist Alles, was ich wissen wollte. Und nun kann ich

abreisen.«

»Wie! abreisen!« rief Martin. »Ihr gedenkt schon aufzubrechen, gnädiger Herr?«

»Ja, Martin. Nichts hält mich hier zurück.«

»Verzeiht, das ist richtig, und wann brecht Ihr auf?«

»Schon diesen Abend.«

»Und Ihr habt mich nicht davon in Kenntnis gesetzt!« rief Martin-Guerre. »Und ich vergaß es? und ich schlief ein, ich Faulenzer! Doch wartet, wartet gnädiger Herr, das wird nicht lange dauern.«

»Was denn!« sagte Gabriel.

»Ei! meine Vorkehrungen zur Abreise!«

Er stand behende und geschäftig auf, lief nach der Türe seines Hauses und rief:

»Bertrande! Bertrande!«

»Warum rufst Du Deine Frau?« fragte Gabriel.

»Damit sie mir sogleich packt und von mir Abschied nimmt, gnädiger Herr.«

»Das ist unnötig, mein guter Martin, Du reisest nicht mit mir.«

»Wie! Ihr nehmt mich nicht mit, gnädiger Herr?«

»Nein, ich reise allein.«

»Um nicht mehr zurückzukommen?«

»Um wenigstens lange nicht mehr zurückzukommen.«

»Was habt Ihr mir denn vorzuwerfen?« fragte Martin-Guerre mit traurigem Tone.

»Nichts, Martin, Du bist der treueste und ergebenste Diener, den man finden kann.«

»Es ist aber doch natürlich, daß der Diener dem Herrn, daß der Stallmeister dem Kavalier folgt, und Ihr nehmt mich nicht mit!«

»Ich habe drei gute Gründe hierfür Martin.«

»Darf ich Euch fragen, welche?«

»Einmal wäre es grausam, Martin, Dich dem Glück, das Du so spät genießest und der Ruhe, die Du so wohl erworben hast, zu entreißen.«

»Oh! was das betrifft, gnädiger Herr, meine Pflicht ist es, Euch zu begleiten und Euch zu dienen bis zu meiner letzten Stunde,

und ich würde, glaube ich, Euch zu Liebe das Paradies verlassen.«

»Ja, aber meine Sache ist es, diesen Eifer nicht zu mißbrauchen, für den ich Dir danke. Sodann erlaubt Dir der schmerzliche Unfall, dessen Opfer Du in Calais gewesen bist, nicht, mir so tätige Dienste zu leisten, wie in der Vergangenheit, mein armer Martin.«

»Es ist wahr, gnädiger Herr; ich kann weder mehr an Eurer Seite, kämpfen, noch mit Euch zu Pferde steigen. Aber in Paris, in Montgomery und selbst im Feld gibt es Vertrauensdienste, mit denen Ihr, wie ich hoffe, noch den armen Invaliden beauftragen könntet, welcher sich derselben aufs Beste entledigen würde.«

»Ich weiß es, Martin, und ich wäre auch vielleicht so selbstsüchtig, es anzunehmen, ohne einen dritten Grund.«

»Darf ich ihn kennen, gnädiger Herr?«

»Ja«, antwortete Gabriel mit einem schwermütigen Ernst, »doch unter der Bedingung, daß Du nicht weiter forschen, Dich damit begnügen und von dem Verlangen, mir zur folgen, abstehen wirst.«

»Er ist also sehr ernst und sehr gebieterisch gnädiger Herr?«

»Es ist traurig und unwidersprechlich, Martin«, sagte Gabriel mit tiefer Stimme. »Bis jetzt ist mein Leben ganz Ehre gewesen, und hätte ich wollen meinen Namen öfter aussprechen lassen, so wäre es ganz Ruhm gewesen. Ich glaube in der Tat Frankreich und dem König unermeßliche Dienste geleistet zu haben, und ich habe, um nicht einmal von Saint-Quentin und Calais zu reden, vielleicht reichlich und großmütig meine Schuld an das Vaterland entrichtet.«

»Wer weiß das besser, als ich, gnädiger Herr?« rief Martin-Guerre.

»Ja, Martin, doch je mehr dieser erste Teil meines Daseins redlich und hochherzig gewesen sein wird, je mehr er im Lichte des hellen Tages leuchtet, desto mehr wird derjenige Teil, den ich noch zu erfüllen habe, furchtbar sein und das Geheimnis und die Finsternis suchen. Ich habe ohne Zweifel dieselbe Energie zu entwickeln, doch für eine Sache, die ich nicht zugestehen, für ein Ziel, das ich verbergen werde. Ich hatte bis jetzt im offenen Felde

vor Gott und vor den Menschen, freudig einen Lohn zu gewinnen, ich habe nun in der Nacht und in der Herzensangst ein Verbrechen zu rächen. Ich schlug mich, ich muß strafen. Vom Soldaten Frankreichs werde ich der Henker Gottes.«

»Jesus!« rief Martin-Guerre die Hände faltend.

»Ich muß also allein sein für dieses finstere Werk, wobei ich selbst den Himmel bitte, meinen Arm und nicht meinen Willen zu gebrauchen, wobei ich gern ein blindes Werkzeug und nicht ein denkender Kopf sein möchte. Und da ich wünsche, da ich hoffe, daß meine furchtbare Pflicht nur die Hälfte meines Seins hinnimmt, wie soll ich daran denken, Dich damit zu verbinden, Martin?«

»Das ist richtig und ich begreife es, gnädiger Herr«, sagte der treue Diener, das Haupt neigend. »Ich danke Euch, daß Ihr mir diese Erklärung gegeben habt, obgleich sie mich betrübt, und ich füge mich, wie ich es Euch versprochen.«

»Und ich danke Dir meinerseits für Deine Botmäßigkeit.« sagte Gabriel; »Dein ergebenes Gemüt beweist sich hier dadurch, daß Du nicht die Bürde der Verantwortlichkeit, die mich niederdrückt, erschwerst.«

»Aber ich, gnädiger Herr«, versetzte Martin-Guerre, »vermag ich bei dieser Gelegenheit durchaus nichts, um Euch zu dienen?«

»Du kannst zu Gott beten, Martin, daß er mir nach meinem Wunsche die Initiative erspart, welche zu nehmen mich so große Anstrengung kostet. Du hast ein frommes Herz und ein ehrliches, reines Leben für Dich, mein Freund, und Dein Gebet kann mir hier mehr nützen, als Dein Arm.«

»Ich werde beten, gnädiger Herr, ich werde beten, und ich brauche Euch nicht zu sagen, mit welcher Inbrunst.«

»Nun lebe wohl, Martin«, sprach Gabriel, »ich muß Dich verlassen, um nach-Paris zurückzukehren, um bereit und gegenwärtig an dem Tage zu sein, den zu bezeichnen es Gott gefallen wird. Mein ganzes Leben habe ich das Recht verteidigt, für die Billigkeit gekämpft: der Herr erinnere sich dessen an dem äußersten Tage, von dem ich spreche; er lasse Gerechtigkeit seinem Diener widerfahren, wie ich sie dem meinigen habe widerfahren lassen.«

Und die Augen zum Himmel aufschlagend, wiederholte der hochherzige junge Mann:

»Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!«

Wenn der junge Mann seit sechs Monaten die, Augen offen hatte, war es gewöhnlich, um sie auf den Himmel zu heften, von dem er Gerechtigkeit forderte. Wenn er sie wieder schloß, war es stets, um das düstere Gefängnis des Chatelet in seinem noch düsteren Geiste zu sehen, der in ihm: Rache! Rache! rief.

Zehn Minuten nachher entriß er sich mit großer Mühe dem Lebewohl und den Tränen von Martin-Guerre und von Bertrande de Rolls, die dieser gerufen hatte.

»Gott befohlen, mein guter Martin, mein treuer Diener!« sprach er, während er beinahe mit Gewalt seine Hände von denen seines Stallmeisters losmachte, der sie ihm schluchzend küßte. »Ich muß scheiden, Gott befohlen, wir werden uns wiedersehen.«

»Lebt wohl, gnädiger Herr, und Gott beschütze Euch! oh, er beschütze Euch!«

Dies war Alles, was der arme Martin-Guerre sagen konnte.

Und er sah durch seine Tränen, wie sein Herr und Wohltäter wieder zu Pferde stieg und sich in die Finsternis vertiefte, welche dichter zu werden anfing und ihm bald den düsteren Reiter entzog, wie sie ihm seit langer Zeit sein Leben entzogen hatte.

II.

Zwei Briefe.

Nach diesem so schwierigen und so glücklich beendigten Prozeß verschwand Gabriel abermals auf mehrere Monate, und er führte wieder sein, irres, unentschiedenes, geheimnisvolles Leben. Man traf ihn wieder an zwanzig verschiedenen Orten. Nichtsdestoweniger entfernte er sich nie von der Umgegend von Paris oder vom Hof, indem er es im Schatten so einrichten, daß er Alles sah, ohne gesehen zu werden.

Er beobachtete die Ereignisse, doch diese Ereignisse nahmen ihren Verlauf durchaus nicht nach seinem Wunsch.

Ganz einem einzigen Gedanken hingegeben, erblickte die Seele des jungen Mannes den Ausgang noch nicht, den seine Rache erwartete.«

Die einzige wichtige Tatsache, welche in der politischen Welt während dieser paar Monate vorging, war der Frieden von Cateau-Cambrésis.

Eifersüchtig auf die Heldentaten des Herzogs von Guise und die neuen Rechte, die sein Nebenbuhler sich täglich auf die Dankbarkeit der Nation und die Gunst des Gebieters erwarb, hatte der Connetable von Montmorency endlich diesen Frieden Heinrich II. durch den mächtigen Einfluß von Diana von Poitiers entrissen.

Der Vertrag wurde unterzeichnet am 3. April 1551. Obgleich im vollen Siege geschlossen, war er kaum für Frankreich vorteilhaft.

Es bewahrte die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun, mit ihren Grundgebieten. Es behielt Calais nur aus acht Jahre, und bezahlte achtmal hundert tausend Goldtaler an England, wenn der Platz nicht innerhalb dieses Zeitraums zurückgegeben war (doch dieser Schlüssel von Frankreich wurde nie zurückgegeben, und die achtmal hundert tausend Goldtaler wurden nie bezahlt). Endlich kehrte Frankreich in den Besitz von Saint-Quentin und von Ham zurück, und behielt in Piemont vorläufig Turin und Pignerol.

Doch Philipp II. bekam in voller Souveränität die befestigten

Plätze Thionville, Marienburg, Hesdin. Er ließ Therouanne und Yvoy schleifen. Er ließ Bouillon dem Bischof von Lüttich, den Genuesern die Insel Corsica, Philibert von Savoyen den größten Teil von Savoyen und von dem unter Franz I. eroberten Piemont zurückgeben. Dann machte er seine Heirat mit Elisabeth, der Tochter des Königs, und die des Herzogs von Savoyen mit der Prinzessin Margarethe zur Bedingung. Dies waren für ihn so ungeheure Vorteile, daß ihn sein Sieg am Saint-Laurent-Tage keine größere hatte hoffen lassen.

Der Herzog von Guise eilte wütend von der Armee herbei und beschuldigte laut und nicht ohne Grund Montmorency des Verrats und den König der Schwäche, weil dieser mit einem Federzug das zugegeben hatte, was die spanischen Waffen den Franzosen nach dreißig Jahren günstigen Erfolges nicht hätten entreißen können.

Doch das Übel war geschehen, und die düstere Unzufriedenheit des Balafre vermochte nichts gut zu machen.

Gabriel freute sich nicht darüber. Seine Gerechtigkeit verfolgte den Menschen im König, und nicht den König in Frankreich. Er hätte sich gern mit seinem Vaterlande gerächt, aber nicht gegen dasselbe.

Doch er merkte sich in seinem Geiste den Groll, den der Herzog von Guise gefaßt haben mußte und auch wirklich gefaßt hatte, als er die erhabenen Anstrengungen seines Genies durch die dumpfen Ränke der Intrige vereitelt sah.«

Der Zorn eines fürstlichen Coriolan konnte bei Gelegenheit den Absichten von Gabriel dienlich sein.

Franz von Lothringen war übrigens bei Weitem nicht der einzige Unzufriedene des Königreichs.

Eines Tags begegnete Gabriel beim Pré-aux-Clercs dem Baron de la Renaudie, den er seit der Besprechung am Morgen in der Rue Saint-Jacques nicht mehr gesehen hatte.

Statt ihn zu vermeiden, wie er es tat, so oft er ein bekanntes Gesicht vor sich sah, redete ihn Gabriel an.

Diese drei Männer waren geschaffen, um sich zu verstehen: sie glichen sich durch mehr als eine Seite, besonders durch die Rechtschaffenheit und die Energie. Beide waren gleichmäßig für

die Tätigkeit geboren und leidenschaftlich für die Gerechtigkeit.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, sprach Renaudie entschlossen:

»Ich habe Meister Ambroise Paré gesehen, Ihr gehört zu den Unsrigen, nicht wahr?«

»Dem Herzen nach, ja, der Tat nach, nein«, antwortete Gabriel.

»Und wann werdet Ihr uns endlich der Tat nach und offen angehören?« fragte la Renaudie.

»Ich werde nun nicht mehr die selbstsüchtige Sprache führen, die Euch vielleicht gegen mich entrüstet hat«, versetzte Gabriel. »Ich werde Euch im Gegenteil antworten: Ich will Euch hören, wann Ihr meiner bedürft, und wann ich Eurer nicht mehr bedarf.«

»Das ist Großmut«, versetzte la Renaudie. »Der Edelmann bewundert Euch, der Parteimann kann Euch nicht nachahmen. Wenn Ihr den Augenblick erwartet, wo wir aller unserer Freunde bedürfen werden, so wißt, daß dieser Augenblick gekommen ist.«

»Was geht denn vor?« fragte Gabriel.

»Man führt einen geheimen Streich gegen die Anhänger der Religion im Schilde. Man wird sich auf einmal aller Protestanten entledigen.«

»Welche Anzeichen lassen Euch dies vermuten?«

»Man verbirgt sich kaum«, antwortete der Baron. »Antoine Minard, der Präsident vom Parlament, hat ganz laut in einer Ratsversammlung in Saint-Germain geäußert, man müsse einen guten Schlag tun, wenn man nicht in eine Art von Republik, wie die Schweizer Stände verfallen wolle.«

»Wie! er hat das Wort *Republik* ausgesprochen?« rief Gabriel ganz erstaunt. »Ohne Zweifel übertrieb er nur die Gefahr, damit man das Gegenmittel übertreibe?«

»Nicht sehr«, versetzte la Renaudie die Stimme dampfend; »er hat sie, um die Wahrheit zu sagen, nicht sehr übertrieben. Wir haben uns auch ein wenig verändert, seit dem Tage unserer Zusammenkunft in der Stube von Calvin. Die Theorien von Ambroise Paré kämen uns heute nicht mehr so kühn vor, und Ihr seht überdies, daß man uns zu den äußersten Entschließungen antreibt.«

»Dann werde ich vielleicht früher zu den Eurigen gehören, als

ich dachte«, sagte Gabriel lebhaft.

»Das gefällt mir!« rief la Renaudie.

»Nach welcher Seite muß ich meine Augen richten?« fragte Gabriel.

»Nach dem Parlament«, antwortete der Baron. »Dort wird sich der Kampf über die Frage entspinnen. Die evangelische Partei zählt darin eine furchtbare Minorität, Anne Dubourg, Henri Dufaur, Nicolas Duval, Eustache de la Porte und zwanzig Andere. Auf den Mercurialien¹² welche den Vollzug der Verfolgungen gegen die Ketzer fordern, antworten diese Parteigänger des Calvinismus damit, daß sie die Zusammenkunft des Generalconcils fordern, welches nach den Worten der Dekrete von Constanz und Basel bei den Religionsangelegenheiten zu entscheiden hat. Sie haben das Recht für sich, deshalb wird man Gewalt gegen sie anwenden müssen.«

»Das genügt.«

»Bleibt in Paris, in Eurem Hotel, damit man Euch im Falle der Not benachrichtigen kann«, sprach la Renaudie.

»Es kostet mich Mühe, doch ich werde bleiben, vorausgesetzt, daß Ihr mich nicht zu lange schmachten laßt«, erwiderte Gabriel; »Ihr habt, wie mir scheint, nun genug geschrieben und gesprochen, und man müßte ausführen und handeln.«

»Das ist auch meine Ansicht«, versetzte la Renaudie. »Haltet Euch bereit und seid ruhig.«

Sie trennten sich. Gabriel entfernte sich ganz nachdenkend.

Verirrte sich sein Gewissen nicht im Eifer der Rache? Was trieb ihn jetzt zum Bürgerkrieg an?

Doch da die Ereignisse nicht zu ihm kamen, so mußte er wohl zu ihnen gehen.

Noch an demselben Tag kehrte Gabriel in sein Hotel in der Rue des Jardins-Saint-Paul zurück.

Er fand hier nur seine treue Aloyse. Martin-Guerre war nicht mehr da, André war bei Frau von Castro geblieben; Jean und Babette Peuquoy hatten sich wieder nach Calais begeben, um von dort nach Saint-Quentin zurückzukehren, dessen Tore der Friede von Cateau-Cambrésis dem patriotischen Weber wieder öffnete.

Die Rückkehr des Herrn in sein verlassenes Haus war daher diesmal noch trauriger als gewöhnlich. Doch liebte ihn die mütterliche Amme nicht für Alle? Wir müssen darauf Verzicht leisten. die Freude der würdigen Frau zu beschreiben, als ihr Gabriel eröffnete, er werde nun ohne Zweifel einige Zeit bei ihr wohnen. Er würde in der verborgensten Zurückgezogenheit und in der völligsten Einsamkeit leben; doch er würde bleiben, und nur sehr selten ausgehen; Aloyse würde ihn sehen, ihn pflegen; sie hatte sich seit langer Zeit nicht mehr so glücklich gefühlt.

Gabriel beneidete mit einem traurigen Lächeln dieses Glück einer liebenden Seele. Ah! er konnte es nicht mehr teilen. Sein Leben war für ihn fortan nur ein gräßliches Rätsel, dessen Lösung er zugleich fürchtete und wünschte.

In diesen Befürchtungen und in dieser Ungeduld vergingen seine Tage verdrießlich und unruhig einen Monat und mehr.

Nach dem Versprechen, das er seiner Amme geleistet, verließ er das Hotel beinahe nie; nur am Abend schweifte er zuweilen um das Chatelet her und wenn er zurückkam, schloß er sich Stunden lang in der Gruft ein, wohin unbekannte Totengräber nächtlicher Weile und verstohlen den Leichnam seines Vater gebracht hatten.

Gabriel fand ein finsternes Vergnügen daran, so zu dem Tage der Verletzung zurückzukehren und seinen Mut mit seinem Zorn zu unterhalten.

Wenn er die schwarzen Mauern des Chatelet sah, wenn er besonders das marmorne Grab wiedersah, wo die Leiden eines so edlen Lebens geendigt hatten, trat der furchtbare Morgen, an dem er seinem ermordeten Vater die Augen geschlossen, mit allen seinen Schauern wieder vor ihn.

Dann zogen sich seine Fäuste krampfhaft zusammen, dann sträubten sich seine Haare, dann schwoll seine Brust an, und er ging aus dieser gräßlichen Beschauung mit einem ganz neuen Hasse hervor.

In solchen Augenblicken beklagte es Gabriel, daß er seine Rache in das Schlepptau der Ereignisse gestellt hatte; das Warten wurde ihm unerträglich.

Während er so ungeduldig wartete, waren die Mörder siegreich und freudig! Dieser König thronte friedlich in seinem Louvre!

Dieser Connetable bereicherte sich durch das Elend des Volkes!
Diese Diana von Poitiers berauschte sich in ihren schändlichen
Liebschaften!

Dies konnte nicht so fortdauern! Schließ der Blitz Gottes,
zitterten die Unterdrückten in ihrem Schmerz, so würde Gabriel
ohne Gott und ohne die Menschen handeln, oder er würde
vielmehr das Werkzeug sowohl der göttlichen Gerechtigkeit, als
des menschlichen Hasses werden.

Hierbei fuhr er mit einer unwiderstehlichen Bewegung nach
dem Griffe seines Schwertes; er machte einen Schritt um hinaus
zueilen.

Doch sein erschrockenes Gewissen erinnerte ihn dann wieder
an den Brief von Diana von Castro, geschrieben von Calais, worin
ihn seine Vielgeliebte anflehte, nicht mit eigener Hand zu strafen
und, wenn er nicht ein unwillkürliches Werkzeug würde, nicht zu
schlagen, und wären es auch Schuldige.

Gabriel las diesen rührenden Brief abermals, und ließ sein
Schwert wieder in die Scheide fallen.

Entrüstet über seine Gewissensbisse, entschloß er sich doch,
zu warten.

Gabriel gehörte in der Tat zu denjenigen, welche handeln, und
nicht zu denjenigen, welche anführen. Seine Tatkraft war
bewunderungswürdig, wenn er ein Heer, eine Partei, oder nur
einen großen Mann bei sich hatte. Doch weder seinem Rang,
noch seiner Natur nach war er im Stande, allein außerordentliche
Dinge auszuführen, nicht einmal im Guten, und noch viel weniger
im Verbrechen. Er war weder als ein mächtiger Fürst, noch als ein
mächtiges Genie geboren. Das Vermögen und der Wille der
Initiative fehlten ihm gänzlich.

An der Seite von Coligny und vom Herzog von Guise hatte er
Staunen erregende Taten vollbracht. Doch nun, wie er Martin-
Guerre zu verstehen gegeben, war seine Aufgabe eine ganz
andere geworden: statt den Feind zu bekämpfen, hatte er seinen
König zu bestrafen. Und diesmal stand Niemand an seiner Seite,
um ihn bei dem furchtbaren Werk zu unterstützen.

Er zählte nichtsdestoweniger immer noch auf dieselben
Menschen, die ihm schon ihre Macht geliehen hatten, auf Coligny,

den Protestanten, auf den Herzog von Guise, den Ehrgeizigen.

Ein Bürgerkrieg für die Verteidigung der religiösen Wahrheit, eine Empörung für den Triumph der Usurpation eines großen Genies, dies waren die geheimen Hoffnungen von Gabriel. Der Tod oder die Thronendsetzung von Heinrich II., seine in allen Fällen, ging aus der einen oder der anderen dieser Gärungen hervor. Gabriel würde sich dabei im zweiten Rang wie ein Mann vom ersten zeigen. Er würde den Schwur halten, den er dem König selbst geleistet, er würde den Meineidigen bis in seinen Kindern und Kindeskindern verfolgen.

Entgingen ihm diese zwei Chancen, so hätte Gabriel, gewohnt, im Gefolge zu erscheinen nur Gott walten zu lassen.

Doch diese zwei Chancen schienen ihm Anfangs nichts entgehen zu sollen. Eines Tags, am 13. Juni, erhielt Gabriel beinahe zu gleicher Zeit zwei Briefe. Der erste wurde ihm gegen fünf Uhr Nachmittags durch einen geheimnisvollen Mann gebracht, der ihn nur ihm selbst übergeben wollte und ihn auch erst übergab, nachdem er die Züge seines Gesichts mit den Anzeigen eines genauen Signalement verglichen hatte.

Dieser Brief war in folgenden Worten abgefasst:

»Freund und Bruder,

»Die Stunde ist gekommen, die Verfolger haben die Maske abgenommen. Gott sei gelobt! das Märtyrthum führt zum Sieg.

»Sucht noch diesen Abend um neun Uhr auf der Place Maubert eine braune Türe bei Nr. 11.

»Ihr tut an diese Türe drei durch einen regelmäßigen Zwischenraum abgesonderte Schläge. Ein Mann wird Euch öffnen und zu Euch sagen: »Tretet nicht ein, Ihr würdet nicht hell sehen.« Ihr antwortet ihm: »Ich bringe mein Licht mit mir.« Der Mann wird Euch zu einer Treppe von siebzehn Stufen führen, die Ihr in der Dunkelheit hinaufsteigt. Oben wird Euch ein zweiter Akolyte anreden und zu Euch sagen: »Was verlangt Ihr?« Antwortet: »Was gerecht ist.« Man wird Euch sodann in ein anderes Zimmer führen, wo Euch einer das Losungswort »Genf« in das Ohr sagt. »Ihr werdet ihm mit dem

Feldgeschrei: »Ruhm« antworten. Sogleich wird man Euch unter diejenigen geleiten, welche Eurer heute bedürfen.

»Diesen Abend, Freund und Bruder. Verbrennt das Billett. Verschwiegenheit und Mut.«

»L. R.«

Gabriel ließ sich eine angezündete Lampe bringen, verbrannte vor dem Boten den Brief und sprach als Antwort nur:

»Ich werde kommen.«

Der Mann grüßte und entfernte sich.

»Ah!« sagte Gabriel zu sich selbst: *»endlich sind die Evangelischen müde!«*

Gegen, acht Uhr, als er noch über diese Berufung von la Renaudie nachdachte, führte Aloyse einen Pagen mit dem Wappen von Lothringen zu ihm.

Der Page war der Überbringer eines folgendermaßen abgefassten Briefes:

»Mein Herr und teurer Gefährte,

»Ich bin seit sechs Wochen wieder in Paris von der Armee zurück, wo ich nichts mehr zu tun hatte.

»Man versichert mich, Ihr müßt auch seit einiger Zeit zu Hause sein. Wie kommt es, daß ich Euch noch nicht gesehen? Solltet Ihr mich in diesen Zeiten der Undankbarkeit und des Vergessens auch vergessen haben? Nein, ich kenne Euch, das ist etwas Unmögliches.

»Komm also, ich werde Euch, wenn Ihr wollt, morgen früh um 10 Uhr, in meiner Wohnung in den Tournelles erwarten.

»Kommt, und wäre es nur, um uns gegenseitig über das zu trösten, was sie aus unsern Siegen gemacht haben. »Euer wohlgewogener Freund«

»Franz von Lothringen.«

»Ich werde kommen«, sprach abermals: Gabriel einfach zu dem

Pagen.

Und als der Knabe sich entfernt hatte. dachte er:

»Ah! der Ehrgeizige ist auch erwacht!«

Durch eine doppelte Hoffnung gewiegt, begab er sich eine Viertelstunde nachher auf den Weg nach der Place Maubert.

III.

Eine Versammlung von Protestanten.

Das Haus Nr. 11 der Place Maubert, wohin der Brief von la Renaudie Gabriel beschieden hatte, gehörte einem Advokaten Namens Trouillard. Man bezeichnete es schon im Volke als einen Ort für die Zusammenkünfte der Ketzler. Psalmen, die in der Ferne zuweilen die Nachbarn hatten singen hören, verschafften diesen gefährlichen Gerüchten Glauben. Doch es waren nur Gerücht, und der Polizei jener Zeit war noch nicht der Gedanke gekommen, die zu untersuchen.

Gabriel fand ohne Mühe die braune Türe und tat nach den Instruktionen des Briefes in regelmäßigen Zwischenräumen drei Schläge.

Die Türe öffnete sich wie von selbst, doch eine Hand faßte im Schatten die Hand von Gabriel, und es sagte Jemand zu ihm:

»Tretet nicht ein, Ihr würdet nicht hell sehen.«

»Ich bringe mein Licht mit mir«, antwortete Gabriel nach der Formel.

»So tretet ein«, sprach die Stimme, »und folgt der Hand, die Euch führt.«

Gabriel gehorchte und machte so einige Schritte.

Dann ließ man ihn los und sagte:

»Gebt nun.«

Gabriel fühlte mit seinem Fuß die erste Stufe Einer Treppe. Er zählte siebzehn Stufen und blieb stehen.

»Was verlangt Ihr?« sagte eine andere Stimme.

»Was gerecht ist«, antwortete er.

Sogleich öffnete sich eine andere Türe vor ihm, und er trat in eine nur durch ein schwaches Licht erleuchtete Stube.

Hier fand sich allein ein Mann, der sich Gabriel näherte und leise zu ihm sagte:

»*Genf*.«

»*Ruhm!*« erwiderte auf der Stelle der junge Graf.

Der Mann schlug nun auf ein Glöckchen und la Renaudie trat in Person durch eine Geheimtüre ein.

Er ging auf Gabriel zu und drückte ihm liebevoll die Hand.

Wißt Ihr, was heute im Parlament vorgefallen ist?« fragte er ihn.

»Ich habe mein Haus nicht verlassen«, antwortete Gabriel.

»Ihr sollt Alles hier erfahren«, sagte la Renaudie. »Ihr habt Euch noch nicht gegen uns verbindlich gemacht, gleichviel! wir machen uns gegen Euch verbindlich. Ihr sollt unsere Pläne wissen, Ihr sollt unsere Kräfte zählen. Es wird nichts mehr Geheimes für Euch in den Dingen unserer Partei geben. Euch jedoch wird es freistehen, nach Eurem Belieben allein oder mit uns zu handeln. Ihr habt mir gesagt, der Absicht nach gehört Ihr zu uns, das genüge. Ich verlange von Euch nicht einmal Euer Wort als Edelmann, nichts von dem zu offenbaren, was Ihr sehen oder hören werdet. Bei Euch ist eine solche Vorsicht unnötig.«

»Ich danke für dieses Vertrauen«, sagte Gabriel gerührt; »Ihr werdet es nicht bereuen.«

»Tretet mit mir ein, und bleibt an meiner Seite«, sprach la Renaudie: »ich werde Euch nach und nach die Namen von denjenigen unserer Brüder sagen, welche Ihr noch nicht kennt; das Übrige werdet Ihr selbst beurteilen, kommt.«

Er nahm Gabriel bei der Hand, drückte an eine Feder der Geheimtüre und trat mit ihm in einen großen langen Saal, wo ungefähr zweihundert Personen versammelt waren.

Einige da und dort zerstreute Kerzen beleuchteten nur halb die beweglichen Gruppen. Im Übrigen fanden sich weder Gerätschaften, noch Tapetem noch Bänke; ein plumper Stuhl von Holz, für den Geistlichen oder Redner, war Alles.

Die Gegenwart von etwa zwanzig Frauen erklärte, rechtfertigte aber keines Wegs (bemerken wir dies sogleich) die Verleumdungen, zu denen unter den Katholiken die nächtlichen und geheimen Zusammenkünfte der Reformierten Anlaß gaben.

Niemand bemerkte den Eintritt von Gabriel und seinem Führer. Aller Augen und Aller Gedanken waren in diesem Augenblick aus denjenigen gerichtet, welcher die Tribune einnahm . . . ein Religionär mit trauriger Stirne und ernstem Wort.

La Renaudie nannte ihn Gabriel.

»Es ist der Rat im Parlament, Nicolas Duval«, sagte er leise zu ihm. »Er hat so eben die Erzählung dessen angefangen, was bei den Augustinern vorgefallen ist. Hört.«

Gabriel horchte.

»Unser gewöhnlicher Saal im Palaste«, fuhr der Redner fort, »war von den Vorkehrungen zu den Hochzeitsfesten der Prinzessin Elisabeth eingenommen; wir hielten provisorisch zum ersten Mal unsere Sitzung bei den Augustinern und, ich weiß nicht, der Anblick dieses ungewohnten Saales ließ uns von Anfang unbestimmt ein außerordentliches Ereignis ahnen.«

»Doch der Präsident Gilles Lemaitre eröffnete die Sitzung wie gewöhnlich und nichts schien die Befürchtungen von Einigen von uns zu rechtfertigen.«

»Man nahm die am vorhergehenden Mittwoch in Anregung gebrachte Frage wieder auf. Antoine Fumée, Paul de Foix und Eustache de la Porte sprachen hinter einander zu Gunsten der Duldsamkeit und ihre feurigen, festen Reden schienen einen lebhaften Eindruck auf die Mehrzahl hervorgebracht zu haben.«

»Eustache de la Porte hatte sich eben unter einem allgemeinen Beifallssturme gesetzt und Henry Dufaur nahm das Wort, um die noch zögernden Stimmen zu gewinnen, als sich plötzlich die große Türe öffnete und der Huissier des Parlaments laut ausrief: ›Der König.««

Der Präsident schien durchaus nicht erstaunt, er stieg eilig von seinem Sitze herab, um dem König entgegen zu gehen; Alle Räte erhoben sich in Unordnung, die Einen verwundert, die Andern sehr ruhig, und als ob sie das, was kam, erwarteten.

Der König trat begleitet vom Kardinal von Lothringen und vom Connetable ein.

»Ich komme nicht, um Eure Arbeiten zu stören, meine Herren vom Parlament«, sprach er zuerst; »ich komme, um sie zu unterstützen.«

Und nach einigen unbedeutenden Komplimenten endigte er mit den Worten:

»Der Frieden ist mit Spanien geschlossen; doch bei Gelegenheit der Kriege sind arge Ketzereien vorgefallen, die sich auch in dieses Königreich eingeschlichen haben. Warum habt Ihr

nicht gegen die Lutheraner ein Edikt bestätigt, das ich von Euch verlangte . . . Doch ich wiederhole, fahrt frei in meiner Gegenwart in den von Euch begonnenen Beratungen fort.«

»Henry Dufaur, der das Wort hatte, nahm es mutig auf diese Rede des Königs wieder auf, verteidigte die Sache der Gewissensfreiheit und fügte sogar seiner kühnen Rede einige traurige und ernste Mitteilungen über das Benehmen das Benehmen der Regierung bei.«

»Ihr beklagt Euch über Unruhen?« rief er. »Nun wohl, wir wissen den Urheber und könnten das antworten, was Elias dem Achab antwortete: »Ihr seid es, der Israel plagt.«

Heinrich biß sich erleichend auf die Lippen, schwieg aber.

Da erhob sich Anne Dubourg und ließ noch unmittelbarere und noch ernstere Vorstellungen hören.

»Ich fühle«, sagte er, »daß es gewisse Verbrechen gibt, Sire, die man unbarmherzig strafen muß, wie den Ehebruch, die Blasphemie. den Meineid, während man sie jeden Tag durch die Unordnung, durch die Ausschweifung und durch strafbare Liebschaften begünstigt. Doch wessen beschuldigt man diejenigen, welche man den Armen des Henkers überantwortet? des Verbrechens der beleidigten Majestät? Nie haben sie den Namen des Fürsten in ihren Gebeten vergessen! nie haben sie Empörung oder Verrat angezettelt! Wie! weil sie durch das Licht der heiligen Schrift die großen Laster und die schämlichen Mängel der römischen Macht entdeckt haben, weil sie verlangten, daß man Ordnung darein bringe, ist dies eine ungebührliche Freiheit, die den Feuertod verdient!«

»Der König rührte sich nicht. Doch man fühlte seinen Zorn dumpf brüten.

»Der Präsident Gilles Lemaitre wollte dem Zorn des Königs schmeicheln und rief mit geheuchelter Entrüstung:

»Es handelt sich um Ketzer! man endige mit ihnen wie mit den Albigensern: Philipp August hat sechshundert derselben an einem Tag verbrennen lassen.«

»Diese heftige Sprache nützte der guten Sache vielleicht Mehr, als die gemäßigte Festigkeit der Unsrigen. Es wurde klar, daß bei der Entscheidung das Resultat der Meinungen mindestens im

Gleichgewicht stehen müßte.

»Heinrich II. begriff dies und wollte Alles durch, einen Staatsstreich brüskieren.

»Der Herr Präsident hat Recht«, sagte er.

»Man muß mit den Ketzern ein Ende machen, oder sie flüchten sich. Und um anzufangen, Herr Connetable, verhafte man auf der Stelle diese zwei Rebellen.«

»Er deutete mit der Hand auf Henri Dufaur und Anne Dubourg und ging hastig hinaus, als könnte er seinen Zorn nicht mehr bewältigen.

»Ich brauche Euch nicht zu sagen, Freunde und Brüder, daß Herr von Montmorency dem Befehle des Königs gehorchte. Dubourg und Dufaur wurden mitten im Parlament in Verhaft genommen und abgeführt, und wir blieben Alle ganz bestürzt.

»Gilles Lemaitre allein fand den Mut, beizufügen:

»Das ist Gerechtigkeit! so sollen alle diejenigen bestraft werden, welche es wagten, die Achtung vor der königlichen Majestät zu verletzen!«

»Doch als wollten sie ihn Lügen strafen, traten abermals Wachen in den Kreis der gesetzgebenden Versammlung und verhafteten, andere Befehle, die sie vorzeigten, vollziehend, Foix, Fumée, de la Porte, welche vor der Ankunft des Königs gesprochen und einzig und allein die religiöse Toleranz verteidigt hatten, ohne den geringsten Vorwurf gegen den Souverain zu äußern.

»Es war also gewiß, daß nicht wegen ihrer Vorstellungen an den König, sondern wegen ihrer religiösen Meinungen fünf unverletzliche Mitglieder des Parlaments mittelst eines schändlichen Hinterhaltes unter dem Streiche der Beschuldigung eines Hauptverbrechens fielen.«

Nicolas Duval schwieg. Das Gemurre des Schmerzes und des Zornes der Versammlung hatte ihn zwanzigmal unterbrochen und folgte energischer als je auf die Mitteilung von dieser großen stürmischen Sitzung, welche, für uns, in der Entfernung, einer anderen Versammlung anzugehören scheint und das Aussehen hat, als hätte sie zweihundert und dreißig Jahre später stattgefunden.

Nur war es zweihundert und dreißig Jahre später nicht das Königtum, sondern die Freiheit, welche das letzte Wort haben sollte.

Der Geistliche David folgte im Rednerstuhle auf Nicolas Duval.

»Brüder«, sprach er, »damit Gott sie mit seinem Geiste der Wahrheit beseele, erheben wir vor der Beratung gemeinschaftlich zu ihm unsere Stimmen und unsere Gedanken durch irgend einen Psalmen.«

»Der Psalm vierzig!« riefen mehrere Reformierte.

Und Alle fingen an den genannten Psalm anzustimmen.

Er war sonderbar gewählt, um die Ruhe wiederherzustellen. Man muß gestehen. es war viel mehr der Gesang der Drohung, als die Hymne des Gebetes.

Doch die Entrüstung überströmte in diesem Augenblick in den Gemütern, und mit einem Ausdruck tiefen Gefühles sang man folgende Strophen, wobei die Erschütterung die Stelle der mangelnden Poesie einnahm:

»Ihr Toren ohne Herz und Sinn
Wie eilt zum Untergang ihr hin!
Wie wollt ihr selbst euch trügen,
Um Jesum zu bekriegen.
Ihr weihet die kurze Lebensfrist
Zum Dienste eurem Antichrist.
Abscheuliche Verräter,
Des Satanas Anbeter!
Was Gott gebeut, verbietet ihr,
Dem Drachen treu, dem Bibelthie.«

Die letzte Stanze war besonders bezeichnend:

»Für unsern Herrn, für Jesum Christ,
Der aller Fürsten König ist,
Soll ungehemmt sein Wort ertönen,
Soll Alles heilen und versöhnen.
Wie? ihr verbreitet seinen Fluch,
Deß, der das Kreuz zur Sühne trug.
Schwer ist die Straf im Erdengrunde,
Noch schrecklicher im Höllenschlunde
Die Qual für jede Übeltat,
Weh dem, der sie verschuldet hat!«

Sobald der Psalm beendet war, trat, als ob dieser erste Ruf zu Gott schon die Herzen erleichtert hätte, das Stillschweigen wieder

ein, und die Beratung konnte beginnen.

La Renaudie nahm zuerst das Wort, um vor Allem den Standpunkt und die Richtung genau herauszustellen.

»Brüder«, sagte er von seinem Platze aus, »in Gegenwart eines unerhörten Ereignisses, das alle Begriffe von Recht und Billigkeit niederwirft, haben wir das Verfahren zu bestimmen, das die Partei der Reform zu beobachten hat. Sollen wir uns noch gedulden? oder sollen wir handeln? und wie sollen wir in diesem Fall handeln? Dies sind die Fragen, die sich Jeder hier stellen, die Jeder nach seinem Gewissen lösen muß. Ihr seht, daß unsere Verfolger von nichts Geringerem, als von einer allgemeinen Niedermetzelung sprechen und uns insgesamt aus dem Leben streichen wollen, wie man ein schlecht geschriebenes Wort aus einem Buche streicht. Werden wir gehorsam den Todesstreich Abwarten? Oder werden wir es, da die Gerechtigkeit rund das Gesetz grade von denjenigen verletzt sind, deren Pflicht es ist, sie zu beschützen, versuchen, uns selbst Gerechtigkeit zu verschaffen und für einen Augenblick die Gewalt an die Stelle des Gesetzes treten zu lassen . . . Euch, meine Brüder und Freunde, geziemt es, zu antworten.«

La Renaudie machte eine kurze. Pause, um dem furchtbaren Dilemma Zeit zulassen, klar in alle Geister einzudringen.

Dann fuhr er in der Absicht, den Schluß zugleich zu erleuchten und zu beschleunigen fort:

»Zwei Parteien, wir wissen es leider Alle, trennen diejenigen, welche die Sache der Reform und der Wahrheit vereinigen müßte; doch vor der Gefahr und vor dem gemeinschaftlichen Feinde gebührt es sich, wie mir scheint, daß wir ein Herz und einen Willen haben. Die Mitglieder der einen und der andern Fraktion sind gleichmäßig eingeladen, ihre Ansicht auszusprechen und ihre Mittel zu nennen. Derjenige Rat, welcher bessere Chancen des Gelingens bieten wird, von welcher Seite er auch kommen mag, muß allgemein angenommen werden. Und nun sprecht, meine Freunde und Brüder in voller Freiheit und in vollem Vertrauen.«

Auf die Rede von la Renaudie folgte ein ziemlich langes Zaudern. Was gerade denjenigen fehlte, welche ihn hörten, war die Freiheit, war das Vertrauen.

Und dann bewahrte trotz der Entrüstung, von der wirklich alle Herzen erfüllt waren, das Königtum in jener Zeit ein zu großes Blendwerk, als daß die Reformierten, Novizen in der Verschwörung es gewagt hätten, sogleich offenherzig ihre Ideen einer bewaffneten Rebellion auszudrücken. Sie waren entschlossen und in Masse ihrer Sache ergeben: doch Jeder wich im Einzelnen vor der Verantwortlichkeit einer ersten Motion zurück. Alle wollten der Bewegung folgen, keiner wagte es, sie hervorzurufen.

Dann, wie es la Renaudie zu verstehen gegeben hatte, mißtrauten sie einander; jede von den beiden Parteien wußte nicht, wohin die andere sie führen würde, und ihre Zwecke waren doch in der Tat zu unähnlich, als daß die Wahl der Mittel, des Weges und der Führer ihnen hätte gleichgültig sein können.

Die Partei von Genf strebte insgeheim nach der Republik und die des Adels nur nach einer Veränderung des Königtums.

Die Wahlformen des Calvinismus, das Prinzip der Gleichheit, das die neue Kirche überall aufstellte, führten unmittelbar zu dem republikanischen Systeme in den von den Schweizer Cantonen angenommenen Bedingungen. Doch der Adel wollte nicht so weit gehen, er begnügte sich mit dem Plane, im Einverständnis mit der Königin Elisabeth von England, Heinrich II. vom Thron zu stoßen und ihn durch einen calvinistischen König zu ersetzen. Man nannte ganz leise zum Voraus den Prinzen von Condé.

Man sieht, es war schwierig, zwei einander ganz entgegengesetzte Elemente zu einem gemeinschaftlichen Werke mitwirken zu machen.

Gabriel bemerkte daher mit Bedauern nach der Rede von La Renaudie, daß die zwei beinahe feindlichen Lager sich mit mißtrauischem Auge maßen, ohne daß sie daran zu denken schienen, aus den so kühn gestellten Prämissen Schlüsse zu ziehen.

Es vergingen ein paar Minuten unter verworrenem Gemurmel, in schmerzlicher Unentschiedenheit, La Renaudie war nahe daran, sich zu fragen, ob er nicht durch eine zu ungestüme Aufrichtigkeit unwillkürlich die Wirkung der Erzählung von Nicolas Duval zerstört habe. Doch da er einmal diesen Weg eingeschlagen hatte, so wollte er Alles wagen, um Alles zu retten,

und er wandte sich an einen magern schwächlichen, kleinen Mann, mit dicken Brauen und gallicher Miene, der bei einer Gruppe in seiner Nähe stand, und sagte zu ihm mit lauter Stimme:

»Nun, Lignières, werdet Ihr nicht zu unsern Brüdern sprechen und ihnen sagen, was Ihr auf dem Herzen habt?«

»Es sei!« antwortete der kleine Mann, dessen Blick sich entflammte.« »Ich werde sprechen, doch dann ohne etwas zu verhehlen und ohne etwas zu mildern!«

»Oh! Ihr seid bei Freunden«, versetzte la Renaudie.

Während Lignières den Rednerstuhl bestieg, sagte der Baron Gabriel in's Ohr:

»Ich wende hier ein gefährliches Mittel an. Dieser Lignières ist ein Fanatiker, in gutem oder in schlechtem Glauben? ich wei   es nicht, der die Dinge zum äußersten treibt und, mehr Widerstreben als Sympathien hervorruft. Doch gleichviel! wir müssen um jeden Preis wissen, woran wir uns zu halten haben, nicht wahr.«

»Ja, die Wahrheit trete endlich aus allen diesen verschlossenen Herzen hervor!« sagte Gabriel.

»Seid unbesorgt, Lignières und seine Doktrinen werden nichts davon schlummern lassen!« versetzte la Renaudie.

Der Redner hub in der Tat sehr ex abrupto an und sprach:

»Das Gesetz selbst ist verdammt worden. Welche Berufung bleibt uns übrig? Die Berufung an die Gewalt und keine andere! Ihr fragt was zu tun sei? Wenn ich diese Frage nicht beantworte, so ist hier etwas, was an meiner Stelle antworten könnte.«

Er hob eine silberne Medaille in die Höhe und zeigte sie allen Anwesenden.

»Diese Medaille«, fuhr er fort, »wird beredter sprechen, als mein Wort. Für diejenigen, welche sie aus der Ferne nicht sehen können, sage ich, was sie vorstellt: sie bietet das Bild eines flammenden Schwertes, das eine Lilie abschneidet, deren St angiel sich biegt und fällt. Daneben rollen der Scepter und die Krone im Staub.«

Lignières fügte bei, als befürchtete er, man hätte ihn nicht gut begriffen:

»Die Medaillen dienen gewöhnlich zur Erinnerung an vollendete Tatsachen, diese diene zur Prophezeiung eines zukünftigen

Ereignisses! Ich habe nichts mehr zusagen.«

Er hatte wahrlich genug gesagt! Er stieg unter dem Beifallsrufe eines schwachen Teiles der Versammlung und unter dem Gemurre einer viel größeren Anzahl von dem Rednerstuhle herab.

Doch die allgemeine Haltung war ein Stillschweigen des Erstaunens.«

»Hört« sagte la Renaudie mit leiser Stimme zu Gabriel, »das ist nicht die Saite, welche am meisten Anklang unter uns findet. Zu einer andern! Herr Baron von Castelnau«, fuhr er laut fort, indem er einen elegantem nachdenkenden jungen Mann aufrief, der zehn Schritte von ihm an der Mauer lehnte, »Herr von Castelnau, habt Ihr Eurerseits nichts zu sagen?«

»Ich hätte vielleicht nichts zu sagen, doch ich habe zu antworten«, erwiderte der junge Mann.

»Wir hören«, sagte la Renaudie. »Dieser«, fügte er bei, indem er sich an das Ohr von Gabriel neigte, »dieser gehört zur Partei der Edelleute und Ihr müßtet ihn im Louvre sehen an dem Tag, wo Ihr die Nachricht von der Einnahme von Calais überbracht habt. Castelnau ist offenherzig, redlich und brav. Er wird seine Fahne eben so kühn aufpflanzen, als Lignières, und wir werden sehen, ob man ihn besser empfängt.«

Castelnau blieb auf einer der Stufen des Rednerstuhles stehen und sprach von hier aus:

»Ich werde anfangen, wie die Redner, die mir vorhergingen, angefangen haben. Man hat uns mit der Ungerechtigkeit geschlagen, verteidigen wir uns gegen die Ungerechtigkeit. Führen wir ins offene Feld unter die Panzer den Krieg, den man ins Parlament unter die roten Roten gebracht hat . . . Doch ich weiche im Übrigen in meiner Ansicht von der von Herrn von Lignières ab. Ich habe Euch auch eine Medaille zu zeigen. Hier ist, sie. Es ist nicht die seinige. Von ferne scheint sie Euch den gemünzten Talern zu gleichen, die in unsern Taschen sind. Es ist wahr, sie bietet auch das Bildnis; eines gekrönten Königs. Nur steht statt: Henricus II., rex Galliae, auf dem Abschnitt: Ludovicus XIII., rex Galliae. Ich habe es gesagt.«

Der Baron von Castelnau verließ, die Stirne hoch, seinen Platz. Die Anspielung auf den Prinzen Ludwig von Condé war flagrant.

Diejenigen, welche Lignières Beifall geklatscht hatten, murrten, diejenigen, welche gemurrt hatten, klatschten Beifall.

Doch die Masse blieb noch unbeweglich und stumm unter den zwei Minoritäten.

»Was wollen sie denn?« fragte Gabriel leise la Renaudie.

»Ich befürchte, sie wollen nichts!« erwiderte der Baron.

In diesem Augenblick verlangte der Advokat des Avenelles das Wort.

»Das ist, glaube ich, ihr Mann«, sprach la Renaudie. »Des Avenelles ist mein Wirt, wenn ich in Paris bin; ein ehrlicher, gescheiter Mann, aber zu schüchtern, zu klug vielleicht. Seine Meinung wird ihr Gesetz sein.«

Des Avenelles gab schon am Anfang der Vorhersehung von la Renaudie Recht.

»Wir haben mutige und sogar vermessene Worte gehört«, sagte er. »Doch war der Augenblick wirklich gekommen, sie auszusprechen? Geht man nicht ein wenig zu rasch? Man zeigt uns ein erhabenes Ziel, doch man spricht nicht von den Mitteln. Sie können nur verbrecherisch sein. Mehr als bei einem von den jungen, welche hier sind, wird meine Seele gemartert von der Verfolgung, die man uns ausstehen läßt. Doch während wir so viele Vorurteile zu besiegen haben, muß man auch noch vollends auf die Sache der Reformation die Gehässigkeit eines Mordes werfen? Ja, eines Mordes! denn Ihr könntet auf keinem andern Wege das Resultat erreichen, das Ihr uns zu zeigen wagt.«

Beinahe einstimmiger Beifall unterbrach des Avenelles.

»Was sagte ich?« murmelte ganz leise la Renaudie. »Dieser Advokat ist ihr wahrer Ausdruck!«

Des Avenelles fuhr fort:

»Der König ist in der Kraft und in der Reife des Alters. Um ihn des Thrones zu entsetzen, müßte man ihn herabstürzen. Welcher lebende Mensch würde eine solche Gewalttat auf sich nehmen? Die Könige sind göttlich, Gott allein hat ein Recht über sie! Ah! wenn irgend ein Unfall, ein unvorhergesehenes Übel, ein Privatattentat sogar in diesem Augenblick das Leben des Königs erreichte und die Vormundschaft über einen König, der noch in der Kindheit begriffen ist, in die Hände der frechen Bursche legte,

die uns unterdrücken, dann wäre es diese Vormundschaft und nicht das Königtum es wären die Guisen und nicht Franz II., was man angreifen würde. Der Bürgerkrieg würde lobenswert und die Empörung heilig, und ich wäre der Erste, der Euch: Zu den Waffen! zuriefte.«

Diese Energie der Schüchternheit erfüllte die Versammlung mit Bewunderung, und neue Zeichen des Beifalls belohnten den klugen Mut von des Avenelles.

»Ah!« sagte la Renaudie leise zu Gabriel, »ich bedaure nun, daß ich Euch habe kommen lassen. Ihr müßt Mitleid mit uns bekommen.«

Gabriel aber sprach nachdenkend in seinem, Innern:

»Nein, ich habe ihnen ihre Schwäche nicht vorzuwerfen, denn sie gleicht der meinigen. Wie ich insgeheim auf sie zählte, so zählen sie, wie es scheint, auf mich.«

»Was wollt Ihr denn tun?« rief la Renaudie seinem triumphierenden Wirte zu.

»Auf dem Weg der Gesetzlichkeit bleiben, warten!« antwortete entschlossen der Advokat. »Anne Dubourg Henri Dufaur und drei von unsern Freunden im Parlament sind Verhaftet worden, doch wer sagt uns, man werde es wagen. sie zu verurteilen, sie nur anzuklagen? Meiner Ansicht nach dürfte die Gewalttätigkeit von unserer Seite dahin führen, daß sie die der Macht hervorrufen würde. Und wer weiß, ob unsere Zurückhaltung nicht gerade den Opfern zum Heil gereicht?« Behaupten wir die Ruhe der Kraft und die Würde des guten Rechtes. Schieben wir alles Unrecht auf die Seite unserer Verfolger. Warten wir. Wenn sie uns gemäßigt und fest sehen, werden sie sich zweimal besinnen, ehe sie uns den Krieg erklären, wie ich Euch, meine Freunde und Brüder, bitte, Euch ebenfalls zweimal zu besinnen, ehe Ihr ihnen das Zeichen zu Repressalien gebt.«

Des Avenelles schwieg, und das Beifallsgeschrei begann wieder.

Ganz glorreich, wollte der Advokat seinen Sieg bestätigt sehen und sprach:

»Diejenigen, welche denken wie ich, mögen die Hand aufheben.«

Beinahe alle Hände erhoben sich, um des Avenelles Zeugenschaft zu leisten, daß seine Stimme die der Versammlung gewesen sei.

»Man hat sich nun«, sagte er, »man hat sich dahin entschieden . . . «

»Gar nichts zu entscheiden«, unterbrach ihn Castelnau.

»Viel auf einen günstigeren Augenblick die äußersten Entschließungen zu verschieben«, rief des Avenelles, indem er einen wütenden Blick auf den Unterbrecher warf.

Der Geistliche David schlug vor, einen neuen Psalm zu singen, um Gott um die Befreiung, der armen Gefangenen zu bitten.

»Gehen wir«, sagte la Renaudie zu Gabriel, »dies Alles entrüstet mich reizt mich zum Unwillen. Diese Leute wissen nur zu singen, sie haben nichts Aufrührerisches als ihre Psalmen.«

Als sie aus der Straße waren, gingen sie schweigsam und Beide ganz und gar von ihren Gedanken in Anspruch genommen neben einander her.

Aus dem Pont Notre-Dame trennten sie sich la Renaudie kehrte in den Faubourg Saint-Germain und Gabriel nach dem Arsenal zurück.

»Gott befohlen, Herr d'Exmés«, sprach la Renaudie »es ärgert mich, daß ich Euch Eure Zeit habe verlieren lassen. Glaubt jedoch, daß die nicht ganz unser letztes Wort ist: Der Prinz, Coligny und unsere besten Köpfe fehlten uns diesen Abend.«

»Ich habe meine Zeit nicht mit Euch verloren«, erwiderte Gabriel. »Ihr werdet Euch vielleicht binnen Kurzem davon überzeugen.«

»Desto besser! desto besser!« versetzte la Renaudie. »Doch ich zweifle . . . «

»Zweifelt nicht«, sprach Gabriel. »Ich mußte notwendig wissen, ob die Protestanten wirklich die Geduld zu verlieren anfangen, und es ist mir nützlicher, als Ihr glauben mögt, daß ich mich versichert habe, sie seien noch nicht müde geworden.«

IV.

Eine andere Prüfung.

Da ihm die Unzufriedenheit der Reformierten entging, so blieb der Rache von Gabriel noch eine Chancen die des Ehrgeizes des Herzogs von Guise.

Am andern Morgen um zehn Uhr war er auch pünktlich bei dem Rendezvous, das ihm der Brief von Franz von Lothringen im Palaste der Tournelles bezeichnet hatte.

Der junge Graf von Montgomery wurde erwartet. Bei seiner Erscheinung führte man ihn auf der Stelle bei demjenigen ein, welchen man nun seiner Kühnheit wegen den Eroberer von Calais nannte.

Der Balafré kam voll Eifer Gabriel entgegen und drückte ihm liebevoll die Hände.

»Endlich seid Ihr da, vergeßlicher Freund?« sagte er; »ich war genötigt, Euch zu suchen, Euch bis in Euren Schlupfwinkel zu verfolgen, und wenn ich es nicht getan hätte, Gott weiß, wann ich Euch gesehen haben würde! Warum dies? warum habt Ihr mich seit meiner Rückkehr nicht besucht?«

»Gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel mit leiser Stimme, »schmerzliche Empfindungen . . . «

»Ah! ich wußteses wohl!« unterbrach ihn der Herzog von Guise. »Nicht wahr, sie sind auch zu Lügnern an den Versprechungen geworden, die sie Euch geleistet hatten? Sie haben Euch getäuscht, Euren Unwillen hervorgerufen, Euch blutig verletzt? Euch, den Retter Frankreichs! Oh! ich habe es wohl vermutet, es sei eine Schändlichkeit vorgefallen! Mein Bruder, der Kardinal von Lothringen, der Eurer Rückkehr in den Louvre beiwohnte, der Euren Namen Graf von Montgomery hörte, erriet mit der Feinheit des Priesters, Ihr würdet der Betörte oder das Opfer dieser Leute sein. Warum habt Ihr Euch nicht an ihn gewendet? Er hätte Euch in meiner Abwesenheit unterstützen können.«

»Ich danke Euch, gnädigster Herr«, erwiderte Gabriel mit ernstem Tone, »doch ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr

Euch täuscht. Man hat auf das Allerstrengste die Verbindlichkeiten gehalten, die man gegen mich eingegangen.«

»Oh! Ihr sagt-das mit einem Tone, Freund!..«

»Ich sage das, wie ich« es fühle, gnädigster Herr. Doch ich muß Euch wiederholen, daß ich mich nicht beklage, und daß die Versprechungen, auf die ich zählte buchstäblich vollzogen worden sind. Reden wir nicht mehr von mir, ich bitte Euch; Ihr wißt, daß mir gewöhnlich dieser Gegenstand der Unterhaltung nicht gefällt, und heute ist er mir peinlicher als je. Habt die Gnade, besteht nicht länger auf Euren wohlwollenden Fragen.«

Betroffen durch den schmerzlichen Ausdruck von Gabriel, erwiderte der Herzog von Guise:

»Das genügt, Freund«, ich müßte in der Tat nun befürchten, ohne es zu wollen, eine von Euren schlecht geschlossenen Wunden zu berühren, und ich will Euch nicht weiter über Euch selbst befragen.«

»Ich danke, Monseigneur«, sprach Gabriel mit einem würdigen, tiefen Tone.

»Wißt nur«, fuhr der Balafré fort, »daß an jedem Ort, zu jeder Zeit und wofür es auch sein mag, mein Ansehen, mein Vermögen und mein Leben Euch gehören, und daß Ihr, wenn mir eines Tags die Chance zu Teil wird, daß Ihr meiner in irgend einem Punkte bedürft, nur Eure Hand auszustrecken habt, um die meinige zu finden.«

»Ich danke, Monseigneur«, wiederholte Gabriel.

»Da dies nun unter uns abgemacht ist, von was beliebt Euch zu sprechen?«

Von Euch gnädiger Herr«, antwortete der junge Mann, »von Eurem Ruhm, von Euren Plänen; das ist es, was mich interessiert! das ist der Magnet, der mich auf Euren ersten Ruf herbeieilen machte!«

»Mein Ruhm? meine Pläne?« versetzte Franz von Lothringen, den Kopf schüttelnd. »Ach! das ist für mich auch ein trauriger Gegenstand der Unterhaltung.«

»Oh! was sagt Ihr, Monseigneur?« rief Gabriel.

»Die Wahrheit, Freund! Ja, ich gestehe, ich glaubte mir einigen Ruf erworben zu haben; es kam mir vor, als dürfte mein Name

gegenwärtig mit einiger Achtung in Frankreich, mit einigem Schrecken in Europa ausgesprochen werden. Und da mir diese schon glänzende Vergangenheit es zur Pflicht machte, in die Zukunft zu schauen, so ordnete ich meine Pläne nach meinem Ruhme; ich träumte von großen Dingen für mein Vaterland und für mich selbst, und mir scheint, ich hätte sie vollbracht!«

»Nun, Monseigneur?« fragte Gabriel.

»Gabriel«, erwiderte der Herzog von Guise, »seit sechs Wochen, seit meiner Rückkehr an diesen Hof habe ich an meinen Ruhm zu glauben aufgehört und auf alle meine Pläne Verzicht geleistet.«

»Jesus! warum dies?«

»Habt Ihr denn nicht vor Allem gesehen, auf welch einen schmachvollen Vertrag alle unsere Siege ausgelaufen sind? Wären wir die Belagerung von Calais aufzuheben genötigt gewesen, hätten die Engländer noch die Häfen von Frankreich in ihrer Gewalt, hätte uns endlich die Niederlage auf allen Punkten die Unzulänglichkeit unserer Streitkräfte und die Unmöglichkeit, einen ungleichen Kampf fortzusetzen, nachgewiesen, man würde keinen unvorteilhafteren und schmachvolleren Vertrag unterzeichnet haben, als den von Cateau-Cambrésis.«

»Es ist wahr, Monseigneur, Jedermann beklagt, daß man so armselige Früchte aus einer so herrlichen Ernte gezogen hat.«

»Wohl«, fuhr der Herzog fort, »Wie soll ich abermals für Leute säen, welche so schlecht zu ernten wissen? Haben sie mich nicht durch ihren schönen Friedensschluß zur Untätigkeit gezwungen? Mein Schwert ist auf lange Zeit in der Scheide zu bleiben verurteilt. Der überall und um jeden Preis ausgelöschte Krieg löscht zu gleicher Zeit auch meine glorreichen Träume aus; und das ist, unter uns gesagt, auch eines von den Dingen, die man gesucht hat.«

»Doch Ihr seid darum nicht minder mächtig, selbst in dieser Ruhe, gnädigster Herr«, entgegnete Gabriel. »Der Hof achtet Euch, das Volk betet Euch an, die Fremden fürchten Euch.«

»Ja, ich glaube, daß ich im Innern geliebt und auswärts gefürchtet bin«, sprach der Balafre; doch Freund, sagt nicht, man achte mich im Louvre. Während man öffentlich die sicheren

Resultate unserer Siege vernichtete, untergrub man auch meinen Privateinfluß. Als ich von dorthier zurückkam, wen fand ich mehr als je in Gunst? Den frechen Besiegten von Saint-Laurent, den Montmorency, den ich verabscheue!«

»Oh! sicherlich nicht mehr, als ich«, sprach Gabriel.

»Durch ihn und für ihn ist der Friede, über den wir Alle erröten, geschlossen worden. Er begnügte sich nicht damit, meine Anstrengungen minder wirksam zu machen; abermals wußte er in dem Vertrag für seine eigenen Interessen zu sorgen, und er ließ sich zum zweiten oder dritten Mal sein Lösegeld von Saint-Laurent zurückbezahlen. Er spekuliert sogar auf seine Niederlage und seine Schande.«

»Ist das der Nebenbuhler, den der Herzog von Guise annimmt!« versetzte Gabriel mit einem verächtlichen Lächeln.

»Er bebt darob, Freund, doch Ihr seht wohl, daß man ihm diesen Menschen voransetzt! Ihr seht, daß der Connetable durch irgend etwas beschützt wird, was stärker ist, als der Ruhm, durch irgend Jemand, der mächtiger ist, als der König selbst! Ihr seht, daß meine Dienste nie denen von Frau Diana von Poitiers gleichkommen werden, die der Blitz erschlagen möge.«

»Oh! Gott höre Euch.« murmelte Gabriel.

»Aber was hat denn diese Frau dem König angetan? Wißt Ihr es, Freund?« fuhr der Herzog von Guise fort. »Hat das Volk Recht, wenn es von Liebestränken und Zaubermitteln spricht? Ich denke es gibt zwischen ihnen ein stärkeres Band, als die Liebe. Es muß nicht allein die Leidenschaft sein, was sie an einander fesselt, sondern das Verbrechen. Ich würde schwören, unter ihren Erinnerungen finde sich ein schwerer Gewissensbiß. Es sind nicht nur Liebende, es sind Schuldgenossen.«

Der Graf von Montgomery schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

»Glaubt Ihr das nicht auch, Gabriel?« fragte ihn der Balafgré.

»Ja, ich glaube es, Monseigneur«, antwortete Gabriel mit erstickter Stimme.

»Und wißt Ihr«, sagte der Herzog von Guise, »wißt Ihr, was ich zum Übermaß der Demütigung außer dem ungeheuerlichen Vertrag von Cateau-Cambrésis als Lohn gefunden habe, als ich

von der Armee zurückkam? Die unmittelbare Zurücknahme der mir verliehenen Würde eines General-Lieutenant des Königreichs. Diese außerordentlichen Funktionen würden in Friedenszeiten unnütz, sagte man mir. Und ohne mich davon in Kenntnis zu setzen, ohne mir zu danken, strich man mir diesen Titel, wie man ein altes Geräte, das zu nichts mehr dient, in die Rumpelkammer wirft.«

»Ist es möglich? Man hat nicht mehr Rücksichten gegen Euch gehabt?« versetzte Gabriel, der das Feuer dieser von Zorn entbrannten Seele schüren wollte.

»Wozu mehr Rücksichten für einen überflüssigen Diener?« sprach der Herzog mit den Zähnen knirschend. »Bei Herrn von Montmorency ist es etwas Anderes. Er ist Connetable geblieben. Das ist eine Ehrenstelle, die man nicht mehr zurücknimmt, und die er durch vierzig Jahre der Niederlagen wohl verdient hat . . . beim Kreuz von Lothringen, wenn der Kriegswind abermals bläst, da komme man wieder und flehe mich an, und beschwöre mich, und nenne mich den Retter des Vaterlandes! ich werde sie zu ihrem Connetable schicken. Dieser rette sie, wenn er kann! Es ist sein Geschäft und die Pflicht seines Amtes. Ich, was mich betrifft, nehme, da sie mich zum Müßiggang verurteilen, den Spruch an und ruhe bis auf bessere Zeiten.«

Nach einer Pause erwiderte Gabriel mit ernstem Tone:

»Dieser Entschluß von Eurer Seite ist ärgerlich, gnädigster Herr, und ich beklage ihn; denn ich kam gerade, um Euch einen Vorschlag zu machen.«

»Unnütz, Freund, unnütz!« versetzte der Balafgré, »mein Entschluß ist gefaßt. Der Friede, ich wiederhole es Euch und Ihr wißt es wohl, benimmt uns auch jeden Vorwand, uns Ruhm zu erwerben.«

»Verzeiht, gnädigster Herr«, entgegnete Gabriel, »es ist gerade der Friede, was meinen Vorschlag ausführbar macht.«

»Wahrhaftig?« rief Franz von Lothringen in Versuchung geführt. »Ist es etwas Kühnes wie die Belagerung Von Calais?«

»Es ist etwas noch Kühneres, Monseigneur.«

»Wie so?« fragte erstaunt der Herzog von Guise. »Ich muß gestehen, Ihr erregt meine Neugierde ungemein.«

»Ihr erlaubt mir also, zu sprechen?«

»Ganz gewiß, ich bitte Euch darum.«

»Wir sind wohl allein hier?«

»Ganz allein, keine lebende Seele hört uns.«

»Nun wohl, gnädigster Herr«, sprach Gabriel entschlossen, »Hört, was ich Euch zu sagen habe. Dieser König, dieser Connetable wollen sich Eurer überheben; überhebt Euch ihrer! Sie haben Euch den Titel eines General-Lieutenant des Königreichs entzogen, nehmt ihn wieder an!«

»Wie? Erklärt Euch!«

»Gnädigster Herr, die auswärtigen Fürsten fürchten Euch, das Volk liebt Euch, die Armee ist Euch ganz und gar ergeben. Ihr seid schon mehr König in Frankreich, als der König. Ihr seid König durch das Genie, er ist es nur durch die Krone. Wagt es, als Herr zu sprechen, und Alle werden Euch als Untertanen hören.

Wird Heinrich II. stärker sein in seinem Louvre, als Ihr in Eurem Lager? Derjenige, welcher mit Euch spricht, wäre glücklich und stolz, Euch zuerst Eure Majestät zu nennen?

»Das ist in der Tat ein verwegener Plan«, sagte der Herzog von Guise.

Doch er sah nicht sehr aufgebracht aus. Er lächelte sogar unter seinem geheuchelten Erstaunen.

»Ich bringe einen verwegenen Plan einer außerordentlichen Seele«, fuhr Gabriel mit festem Tone fort. »Ich spreche für das Wohl von Frankreich: es braucht einen großen Mann als König. Ist es nicht unselig, daß allen Euren Ideen der Größe und der Eroberung schmachvoll durch die Laune einer Kurtisane und durch die Eifersucht eines Günstlings Fesseln angelegt werden? Wenn Ihr einmal frei und Meister wäret, wo würde Euer Genie Halt machen? Ihr würdet Karl den Großen erneuern!«

»Ihr wißt, daß das Haus Lothringen von ihm abstammt!« rief rasch der Balafré.«

»Niemand zweifelt daran, wenn man Euch handeln sieht. Seid Eurerseits für die Valois ein Hugo Capet.«

»Ja, aber wenn ich nur ein Connetable von Bourbon wäre?«

»Ihr verleumdet Euch, gnädigster Herr. Der Connetable von Bourbon rief die Fremden, die Feinde zu Hilfe. Ihr würdet Euch

nur der Kräfte des Vaterlandes bedienen.«

»Aber diese Kräfte, über die ich Eurer Ansicht nach verfügen könnte, wo sind sie?« fragte der Balafré.

Zwei Parteien biete ich Euch.«

»Welche? Denn ich lasse Euch in der Tat sprechen, als ob dies Alles nicht eine Chimäre wäre. Welche Parteien sind dies.«

»Die Armee und die Reform, Monseigneur«, antwortete Gabriel.
»Ihr könnt vor Allem ein Militärchef sein.«

»Ein Usurpator!« versetzte der Balafré.

»Sagt ein Eroberer! Doch wenn Ihr lieber wollt, gnädigster Herr, seid der König der Hugenotten.«

»Und der Prinz von Condé?« entgegnete lächelnd der Herzog von Guise.

»Er hat den Reiz und die Gewandtheit, doch Ihr habt die Größe und den Glanz. Glaubt Ihr, Calvin würde zwischen Euch Beiden zögern? Man muß doch gestehen, daß es der Sohn des Böttchers von Noyon ist, der über seine Partei verfügt. Sprecht ein Wort, und morgen stehen dreißigtausend Reformierte zu Euren Befehlen.«

»Aber ich bin ein katholischer Fürst, Gabriel.«

»Die Religion der Männer wie Ihr, gnädigster Herr, ist der Ruhm.«

»Ich würde mich mit Rom entzweien.«

»Das wird ein Vorwand sein, um es zu erobern.«

»Freund, Freund«, sagte der Herzog von Guise, indem er Gabriel fest anschaute, »Ihr haßt Heinrich II. sehr.«

»Eben so sehr, als ich Euch liebe, gnädigster Herr«, antwortete der junge Mann mit einer edlen Offenherzigkeit.

»Ich liebe die Aufrichtigkeit, Gabriel«, erwiderte der Balafré mit ernstem Ton, »und um es Euch zu beweisen, will ich meinerseits auch ganz offenherzig mit Euch sprechen.«

»Und mein Herz wird sich für immer über Eurem Geständnis schließen.«

»Hört also«, sagte Franz von Lothringen; »ich kann es nicht leugnen, schon oft habe ich in meinen Träumen das Ziel im Auge gehabt, das Ihr mir heute zeigt; doch Ihr werdet mir ohne Zweifel

zugeben, Freund, daß man, wenn man sich nach einem solchen Ziele in Marsch fest, wenigstens es zu erreichen sicher sein muß, und daß zu frühzeitig eine solche Partie wagen sie verlieren wollen heißt?«

»Das ist wahr!«

»Nun wohl! denkt Ihr wirklich, mein Trachten sei reif und die Zeiten seien günstig? So tiefe Stöße und Erschütterungen müssen lange zuvor vorbereitet sein; die Geister müssen ganz gerüstet sein, sie anzunehmen. Glaubt Ihr aber, man sei schon heute, so zu sagen, zum Voraus an den Gedanken einer Regierungsveränderung gewöhnt?«

»Man würde sich daran gewöhnen.«

»Ich bezweifle es«, sprach der Herzog von Guise. »Ich habe Armeen befehligt, ich habe Metz verteidigt und Calais gewonnen, ich bin zweimal General-Lieutenant des Königreichs gewesen. Doch das ist noch nicht genug. Ich habe mich noch nicht hinreichend der königlichen Gewalt genähert! Es gibt allerdings unzufriedene; aber Parteien sind kein Volk. Heinrich II. ist jung, verständig und brav. Er ist der Sohn von Franz I. Es ist keine Gefahr im Verzug, daß man daran denken müßte ihn des Thrones zu entsetzen.«

»Ihr zögert also, Monseigneur?« fragte Gabriel.

»Ich tue noch mehr, Freund, ich weise es von mir«, antwortete der Balafre. »Ach! wenn morgen durch einen Unfall oder durch eine Krankheit Heinrich II. plötzlich sterben würde . . . «

»Er denkt auch hieran!« sagte Gabriel zu sich selbst. Dann sprach er laut: »Nun! wenn dieser unvorhergesehene Schlag sich verwirklichte, Monseigneur, was würdet Ihr tun?«

»Unter einem jungen, unerfahrenem ganz meiner Diskretion anheimgegebenen König würde ich gewissermaßen Regent des Reiches. Und wenn die Königin Mutter, oder auch der Herr Connetable es sich einfallen ließen, Opposition gegen mich zu bilden wenn die Reformierten sich empörten, wenn endlich der Staat in Gefahr eine feste Hand am Steuerruder forderte, so würden die Gelegenheiten gleichsam von sich selbst entstehen, und ich wäre beinahe notwendig. Dann, ich leugne es nicht, wären Eure Pläne vielleicht willkommen, Freund, und ich würde

Euch anhören.«

»Aber bis dahin, bis zu diesem sehr unwahrscheinlichen Tod des Königs . . . «

»Werde ich mich fügen, werde ich mich darauf beschränken, daß ich die Zukunft vorbereite. Und wenn die in meinen Geist gestreuten Keime erst für meinen Sohn in Taten reifen, so hat es Gott so wollen.«

»Ist das Euer letztes Wort, gnädigster Herr?«

»Es ist mein letztes. Doch ich danke Euch darum nicht minder, daß Ihr dieses Zutrauen zu meinem, Geschick gehabt habt.«

»Und ich, gnädigster Herr, ich danke Euch, daß Ihr dieses Zutrauen zu meiner Diskretion gehabt habt.«

»Ja«, sagte der Herzog, »dies Alles ist tot unter uns, das ist abgemacht.«

»Und nun entferne ich mich«, fügte Gabriel aufstehend bei.

»Wie? schon!« sagte der Herzog von Guise.

»Ja, gnädigster Herr, ich weiß, was ich wissen wollte. Ich werde mich Eurer Worte erinnern: sie sind in meinem Herzen in Sicherheit, doch ich werde mich derselben erinnern. Entschuldigt mich, ich mußte mich versichern, ob der königliche Ehrgeiz des Herzogs von Guise schon befriedigt sei. Gott befohlen, gnädigster Herr.«

»Auf Wiedersehen, Freund.«

Gabriel verließ die Tournelles trauriger und unruhiger als er sie betreten hatte.

»Ach!« sagte er zu sich selbst, »von diesen zwei menschlichen Hilfsmächten, auf die ich gerechnet habe, wird mich keine unterstützen. Es bleibt mir Gott!«

V.

Ein gefährlicher Schritt.

In ihrem königlichen Louvre lebte Diana von Castro unter beständigen Schmerzen und in tödlicher Herzensangst.

Es war nicht jedes Band zwischen ihr und demjenigen, welchen sie so sehr liebte, abgebrochen. Beinahe jede Woche kam der Page André in die Rue des Jardins-Saint-Paul und erkundigte sich bei Aloyse nach Gabriel. Die Nachrichten, welche er Diana zurückbrachte, waren nicht sehr beruhigend. Der junge Graf von Montgomery blieb stets gleich schweigsam, gleich düster. Die Amme sprach von ihm nur mit Tränen in den Augen und Blässe im Gesicht.

Diana zögerte lange. Endlich, an einem Morgen, im Monat Juni, faßte sie einen entscheidenden Entschluß, um ihren Befürchtungen ein Ende zu machen. Sie hüllte sich in einen sehr einfachen Mantel, verbarg ihr Gesicht unter einem Schleier und verließ zur Stunde, wo man kaum im Schloß erwachte, den Louvre, nur von André begleitet, um sich zu Gabriel zu begeben.

Da er sie mied, da er schwieg, so würde sie zu ihm gehen, um endlich den Grund seines Schweigens zu erfahren.«

Eine Schwester konnte wohl ihren Bruder besuchen: war es sogar nicht ihre Pflicht, ihn zu warnen oder zu trösten?

Leider sollte der ganze Mut, den Diana gebraucht hatte, um sich zu diesem Schritt zu entschließen, unnütz werden.

Gabriel hatte die Gewohnheit des Umherschweifens noch nicht ganz verloren, und er wählte hierzu auch die einsamen Stunden. Als Diana mit bewegter Hand an die Türe seines Hauses klopfte, war er schon mehr als eine halbe Stunde ausgegangen.

Ihn erwarten? Man wußte nie, wann er zurückkehren würde. Und eine zu lange Abwesenheit aus dem Louvre konnte Diana Verleumdungen aussetzen.

Gleichviel! sie würde wenigstens die Zeit warten, die sie ihm hatte widmen wollen.

Sie erkundigte sich nach Aloyse; es war ihr auch Bedürfnis,

diese zu sehen und selbst zu befragen.

André ließ seine Gebieterin in ein abgelegenes Zimmer eintreten und benachrichtigte eiligst die, Amme.

Seit Jahren, seit den glücklichen Tagen von Montgomery und Vimoutiers hatten sich Aloyse und Diana, die Frau aus dem Volke und die Tochter des Königs, nicht wieder gesehen. Aber Beider Leben war von demselben Gedanken erfüllt; dieselbe Unruhe erfüllte abermals ihre Tage mit Befürchtungen, ihre Nächte mit Schlaflosigkeit.

Als sich Aloyse hastig eintretend vor Frau von Castro verneigen wollte, warf sich Diana wie früher in die Arme der guten Frau, küßte sie und sprach, auch wie früher:

»Teure Amme! . . . «

»Wie! gnädige Frau«, sagte Aloyse bis zu Tränen bewegt, »Ihr erinnert Euch also meiner noch, Ihr erkennt mich . . . «

»Ob ich mich Deiner erinnere! ob ich Dich erkenne!« erwiderte Diana; »das ist, als müßte ich mich nicht mehr des Hauses von Enguerrand erinnern! als vermöchte ich nicht mehr das Schloß Montgomery zu erkennen!«

Aloyse schaute jedoch Diana aufmerksam an, faltete die Hände und rief zugleich lächelnd und seufzend:

»Wie schön seid Ihr!«

Sie lächelte, denn sie hatte das junge Mädchen, das eine so schöne Dame geworden, sehr geliebt. Sie seufzte, denn sie ermaß den ganzen Schmerz von Gabriel.

Diana verstand den zugleich schwermütigen und entzückten Blick von Aloyse und sagte hastig, während sie zugleich ein wenig errötete:

»Ich bin nicht gekommen, um von mir zu sprechen, Amme.«

»Von ihm etwa?« fragte Aloyse.

»Von wem sonst? vor Dir kann ich mein Herz öffnen. Welch ein Unglück, daß ich ihn nicht gefunden habe; ich kam, um ihn zu trösten, und zugleich um mich selbst zu trösten. Wie ist er? Nicht wahr sehr düster und sehr kraftlos? Warum hat er mich nicht ein einziges Mal im Louvre besucht? Was sagt er, was tut er? Sprich! sprich doch, Amme!«

»Ach! gnädige Frau«, erwiderte Aloyse, »Ihr habt sehr Recht,

wenn Ihr glaubt, er sei düster und trostlos. Stellt Euch vor . . . «

Diana unterbrach die Amme:

»Warte doch, gute Aloyse; ehe Du anfängst, habe ich Dir Eines zu empfehlen. Siehst Du, ich würde bis morgen bleiben und Dich anhören, ohne müde zu werden, ohne zu bemerken, wie die Zeit entflieht. Doch ich muß nach dem Louvre zurückkehren, Ehe man meine Abwesenheit bemerkt hat. Versprich mir also, daß Du mich, wenn ich eine Stunde bei Dir gewesen bin, mag er nach Hause gekommen sein oder nicht, davon benachrichtigst und mich wegschickst.«

»Ach! gnädige Frau, ich dürfte auch die Stunde vergessen, denn ich würde eben so wenig müde werden, mit Euch zu sprechen, als Ihr, mich zu hören.«

»Wie soll man das machen?« versetzte Diana, »ich befürchte die Schwäche von uns Beiden.«

»Geben wir einer dritten Person den harten Auftrag«, sagte Aloyse.

»Gut . . . André.«

Der Page, der in einem anstoßenden Zimmer geblieben war, versprach, an die Türe zu klopfen, wenn eine Stunde abgelaufen wäre.

»Und nun«, sagte Diana, während sie sich wieder zu der Amme setzte, »und nun laß uns nach unserer Bequemlichkeit und ruhig, wenn auch leider nicht fröhlich, sprechen.«

Doch diese Unterredung bot für die zwei betrübten Frauen viel Bitteres und viele Schwierigkeiten.

Vor Allem wußte keine von Beiden genau, wie weit die Andere in die furchtbaren Geheimnisse des Hauses Montgomery eingeweiht war.

Dann gab es in dem, was Aloyse von dem vorhergehenden Leben ihres jungen Gebieters wußte, so viele beunruhigende Lücken, die sie zu deuten für sich selbst bange hatte. Auf welche Weise sollte sie seine Abwesenheit, seine plötzlichen Rückkehren, seine häufige Unruhe und sein Stillschweigen sogar erklären?

Dann sagte die Amme Diana Alles, was sie wußte, Alles, was sie wenigstens sah, und Diana, welche auf die Amme horchte,

fand ohne Zweifel eine große Wonne darin, von Gabriel sprechen zu hören, aber auch einen großen Schmerz, so traurig von ihm sprechen zu hören.

In der Tat, die Mitteilungen von Aloyse waren nicht geeignet, die Herzensangst von Frau von Castro zu beschwichtigen, sie vermehrten sie eher, und dieser lebendige Zeuge der Zerrissenheit und der Ohnmacht des jungen Mannes vergegenwärtigte Diana gleichsam alle Qualen dieses unselig bewegten Lebens.

Diana konnte sich immer mehr überzeugen, daß es, wenn sie diejenigen, welche sie liebte sprechen wollte, die höchste Zeit war, ins Mittel zu treten.

Selbst unter den schmerzlichsten Mitteilungen und Bekenntnissen geht eine Stunde schnell vorüber. Diana und Aloyse bebten ganz erstaunt, als sie André an die Türe klopfen hörten.

»Wie! schon?« riefen sie gleichzeitig.

Oh! das ist schlimm«, sagte Diana, »doch ich werde noch ein Viertelstündchen bleiben.«

»Madame, nehmt Euch in Acht«, entgegnete die Amme.«

»Du hast Recht, Amme, ich muß, ich will gehen. Noch ein Wort: bei Allem, was Du mir von Gabriel gesagt, hast Du es unterlassen. wie mir scheint . . . kurz, spricht er denn nie von mir?«

»Nie. Madame, ich gestehe es.«

»Oh! er tut wohl daran!« sagte Diana mit einem Seufzer.

»Und er würde noch besser daran tun, auch nie an Euch zu denken.«

»Du glaubst also, daß er an mich denkt, Amme?« fragte rasch Frau von Castro.

»Ich bin dessen nur zu sicher, gnädige Frau.«

»Er meidet mich jedoch sorgfältig, er meidet den Louvre.«

»Wenn er den Louvre meidet, Madame«, entgegnete Aloyse den Kopf schüttelnd, »so geschieht es nicht wegen des Gegenstandes den er liebt.«

»Ich verstehe«, dachte Diana schauernd, »es geschieht wegen des Gegenstandes, den er haßt. Oh! . . . « sprach sie laut, »ich

muß ihn sehen, es muß durchaus sein.«

»Gnädige Frau, soll ich ihm in Eurem Auftrag sagen, er möge Euch im Louvre aufsuchen?«

»Nein! nein! nicht im Louvre«, versetzte Diana voll Schrecken; »er komme nicht in den Louvre! Ich werde sehen, ich werde eine Gelegenheit erlauern, wie die von diesem Morgen. Ich werde wieder hierher kommen.«

»Doch wenn er abermals ausgegangen ist«, entgegnete Aloyse; »und in welcher Woche, an welchem Tage werdet Ihr kommen? Wißt Ihr es ungefähr? Er würde warten, wie Ihr Euch wohl denken könnt.«

»Ach! wie vermöchte ich, eine arme Königstochter, vorherzusehen, in welchem Augenblick, an welchem Tag ich frei sein werde? Doch wenn es sein kann, schicke ich André mit einer Nachricht.«

Befürchtend, man habe ihn nicht gehört, klopfte der Page in dieser Sekunde zum zweiten Male an die Türe und rief:

»Gnädigste Frau, die Straßen und die Umgebung des Louvre fangen an sich zu beleben.«

»Ich komme, ich komme«, antwortete Frau von Castro. »Auf! wir müssen uns trennen, gute Amme«, sagte sie leise zu Aloyse. »Umarme mich, Du weißt, wie zur Zeit, da ich noch ein Kind, da ich noch glücklich war.«

Und während Aloyse sie, ohne ein Wort sprechen zu können, eng umschlossen hielt, sagte sie ihr ins Ohr:

»Wache über ihm, Pflege ihn.«

»Wie da er noch ein Kind, da er noch glücklich war.«

»Besser! oh! besser noch! Aloyse; in jener Zeit bedurfte er der Sorge nicht so sehr.«

Diana verließ das Haus, ehe Gabriel zurückgekehrt war.

Eine halbe Stunde nachher befand sie sich wieder, ohne auf ein Hindernis gestoßen zu sein, in ihrer Wohnung im Louvre. Doch wenn die Folgen des Schrittes, den sie gemacht, sie nicht mehr beunruhigten so fühlte sie nur um so lebhafter ihre Angst in Beziehung auf die unbekanntenen Pläne von Gabriel.

Die Ahnungen einer liebenden Frau sind die klarsten und unbestreitbarsten Prophezeiungen.

*

*

*

Gabriel kehrte erst nach Hause zurück, als der Tag weit vorgerückt war.

Es herrschte an diesem Tage eine große Hitze. Er war müde am Körper, aber noch viel mehr müde am Geist.

Doch als Aloyse den Namen von Diana nannte, und ihm ihren Besuch mitteilte, richtete er sich auf, belebte er sich wieder, ganz zitternd und bebend.

»Was wollte sie?« . . . Das hat sie gesagt . . . Was hat sie gemacht . . . Oh! warum war ich nicht da! Doch sprich, sage mir Alles, Aloyse, alle ihre Worte, alle ihre Gebärden.«

Nun war die Reihe an ihm, gierig die Amme zu befragen, wobei er ihr kaum Zeit zum Antworten ließ.

»Sie will mich sehen?« rief er. »Sie hat mir etwas zu sagen? Doch sie weiß nicht, wann sie wiederkommen kann? Oh! Du begreifst, ich kann nicht in dieser Ungewißheit warten, Aloyse. Ich will, sogleich in den Louvre gehen.«

»In den Louvre, Jesus!« rief die Amme ganz erschrocken.«

»Ei! ganz gewiß«, antwortete Gabriel ruhig.« »Ich denke, ich bin nicht aus dem Louvre verbannt und demjenigen, welcher in Calais Frau von Castro befreit hat, steht wohl das Recht zu, ihr in Paris seine Huldigung darzubringen.«

»Sicherlich«, sagte Aloyse ganz zitternd. »Doch Frau von Castro hat besonders empfohlen, Ihr möget sie nicht im Louvre besuchen.«

»Sollte ich etwas dort zu befürchten haben« entgegnete Gabriel mit stolzem Tone. »Das wäre ein Grund mehr, dahin zu gehen.«

»Nein«, sagte die Amme; »Frau von Castro befürchtet wahrscheinlich ihretwegen.«

»Ihr Ruf hätte noch viel mehr bei einem geheimen verstohlenen Schritt zu leiden, wenn er entdeckt würde als bei einem öffentlichen Besuche am hellen Tage, wie ich ihr einen zu machen gedenke, wie ich ihn heute, wie ich ihn sogleich machen werde.«

Und er rief, um seine Kleider wechseln zu lassen.

»Aber, gnädiger Herr«, sprach die arme Aloyse, die ihre Gründe

erschöpft hatte, »Ihr selbst vermiedet bis jetzt den Louvre, Frau von Castro hat es bemerkt. Ihr wolltet sie nicht ein einziges Mal seit ihrer Rückkehr besuchen.«

»Ich besuchte Frau von Castro nicht, da sie mich nicht rief«, antwortete Gabriel. »Ich vermied den Louvre, so lange ich keinen Beweggrund hatte, dahin zu gehen; doch heute, ohne daß meine Tätigkeit in irgend einer Hinsicht vermittelt hat, fordert mich etwas Unwiderstehliches auf, Frau von Castro wünscht mich zu sehen. Ich habe geschworen, Aloyse, meinen Willen in mir schlummern, stets aber das Geschick und Gott walten zu lassen, und ich begeben mich auf der Stelle in den Louvre.«

So sollte der Schritt von Diana das Gegenteil von dem was sie gewünscht hatte, zur Folge haben.

VI.

Die Unklugheit der Vorsicht.

Gabriel drang ohne Widerstand in den Louvre. Seit der Einnahme von Calais war der Name des jungen Grafen von Montgomery zu oft ausgesprochen worden, als daß man hätte daran denken, sollen ihm den Eintritt in die Gemächer von Frau von Castro zu verwehren.

Diana beschäftigte sich in diesem Augenblick, allein mit einer ihrer Frauen, mit einer Stickerei. Oft ließ sie ihre Hand sinken und dachte träumerisch an ihre Unterredung am Morgen mit Aloyse.

Plötzlich trat André ganz bestürzt ein und meldete:

Gnädige Frau, der Herr Vicomte d'Exmés.«

Der Knabe hatte sich noch nicht abgewöhnt, seinem alten Herrn diesen Namen zu geben.

»Wer? Herr d'Exmés hier?« wiederholte Diana erstaunt.

»Madame, er folgt mir auf dem Fuß«, antwortete der Page.
»Hier ist er.«

Gabriel erschien an der Türe, so gut als möglich seine Erschütterung bewältigend. Er verbeugte sich tief vor Frau von Castro, welche Anfangs in ihrer Bestürzung seinen Gruß nicht erwiderte.

Doch sie entließ mit einer Gebärde den Pagen und die Kammerfrau.

Als Diana und Gabriel allein waren, gingen sie auf einander zu, reichten und drückten sie sich die Hände.

So blieben sie mit verschlungenen Händen eine Minute lang und schauten sich stillschweigend an.

»Ihr hattet die Güte, zu mir zu kommen, Diana«, sprach Gabriel endlich mit tiefer Stimme. »Ihr wolltet mich sehen, Ihr hattet mit mir zu sprechen, und ich bin herbeigelaufen.«

»Hat Euch mein Schritt erst belehrt, daß es für mich ein Bedürfnis ist, Euch zu sehen, Gabriel, wußtet Ihr das nicht ohnedies?«

»Diana«, erwiderte Gabriel mit einem traurigen Lächeln, »ich

habe anderswo Proben von meinem Mut abgelegt, und kann wohl sagen, daß ich hierher in den Louvre gehend bange gehabt hätte.«

»Bange, wovor?« fragte Diana, welche selbst vor ihrer Frage Furcht hatte.

»Bange vor Euch! . . . bange vor mir! . . . « antwortete Gabriel.

»Und deshalb habt Ihr es vorgezogen, unsere alte Zuneigung zu vergessen? Ich spreche von der rechtmäßigen und heiligen Seite dieser Zuneigung?« fügte sie eiligst bei.

»Ich hätte es vorgezogen, eher Alles zu vergessen, als von selbst in diesen Louvre zurückzukehren; ich muß es gestehen. Doch, ach! ich habe es nicht vermocht, und der Beweis . . . «

»Der Beweis?«

»Der Beweis ist, daß ich Euch überall und immer suche; ist, daß ich, während ich Eure Gegenwart fürchtete, Alles in der Welt gegeben hätte, um Euch eine Minute in der Ferne zu erblicken. Der Beweis ist, daß ich, während ich in Paris, in Fontainebleau, in Saint-Germain und in der Nähe der königlichen Schlösser umherschweifte, statt das zu wünschen, was ich, wie man glaubte, belauerte, Euch, Euren reizenden, süßen Anblick, Euer Kleid zwischen den Bäumen aus einer Terrasse erschaut wünschte, herbeirief, wollte! Der Beweis ist endlich, daß Ihr nur einen Schritt mir entgegen zu machen hattet, um mich Klugheit, Pflicht, Angst, Schrecken, Alles vergessen zu lassen. Und nun bin ich in dem Louvre, den ich fliehen mußte! Und ich beantworte alle Eure Fragen. Und ich fühle, daß dies Alles gefährlich, wahnsinnig ist, und dennoch tue ich dies Alles. Diana, habt Ihr damit Proben genug?«

»Ja, ja, Gabriel«, erwiderte sie hastig und ganz zitternd.

»Ah! wie viel vernünftiger wäre es von mir gewesen auf meinem festen Entschluß zu beharren, Euch nicht mehr zu sehen, zu entfliehen, wenn Ihr mich rufen zu schweigen, wenn Ihr fragen würdet! Das wäre besser für Euch und für mich gewesen, glaubt es mir, Diana. Ich wußte, was ich tat; ich zog für Euch noch die Unruhe, die Schmerzen vor. Mein Gott! warum bin ich ohne Kraft gegen Eure Stimme, gegen Euren Blick . . . «

Diana fing an zu begreifen, sie könnte Unrecht gehabt haben,

aus ihrer tödlichen Unentschlossenheit herauszutreten. Jeder Gegenstand des Gesprächs war ein Schmerz, jede Frage war eine Gefahr. Zwischen diesen zwei Wesen, welche Gott vielleicht für das Glück geschaffen hatte, konnte es durch die Handlungen der Menschen nur noch Mißtrauen, Gefahr und Unglück geben.

Doch da Diana das Schicksal so herausgefordert, so wollte sie ihm nicht entfliehen; sie wollte den ganzen Abgrund erforschen, den sie versucht hatte, und sollte sie auch in seiner Tiefe nur die Verzweiflung und den Tod finden.

Nach einem nachdenkenden Stillschweigen sprach sie:

»Es lag mir aus zwei Gründen daran, Euch zu sehen, Gabriel: einmal hatte ich Euch eine Erklärung zu geben, und dann wollte ich mir eine von Euch erbitten.«

»Sprecht, Diana. Öffnet und zerreißt mein Herz nach Eurem Belieben: es gehört Euch.«

»Zuerst war es für mich ein Bedürfnis, Gabriel, Euch auseinanderzusetzen, warum ich nicht, sobald ich Eure Botschaft erhalten, sogleich den Schleier nahm, den Ihr mir zurückschicktet, und nicht auf der Stelle in ein Kloster trat, wie ich dies als mein Vorhaben bei unserer letzten und schmerzlichen Zusammenkunft in Calais ausgesprochen hatte.«

»Habe ich Euch den geringsten Vorwurf hierüber gemacht? Ich ließ Euch im Gegenteil durch André sagen, »ich gebe Euch Euer Versprechen zurück. Das war von mir nicht ein leeres Wort, sondern eine wirkliche Absicht.«

»Es war auch meine wirkliche Absicht, Nonne zu werden, Gabriel, und diese Absicht ist bis jetzt nur vertagt. Wißt das wohl.«

»Und warum, Diana? warum auf diese Welt verzichten, für die Ihr gemacht seid?«

»Euer Gewissen beruhige sich über diesen Punkt, mein Freund«, sprach Diana; »nicht sowohl um dem Eid gehorsam zu sein, den ich Euch geleistet habe, als um den geheimen Wunsch meiner Seele zu befriedigen, will ich diese Welt, wo ich so viel gelitten, verlassen. Ich bedarf sehr des Friedens und der Ruhe; und ich wüßte die Ruhe nunmehr nur bei Gott zu finden. Beneidet mich nicht um diese letzte Zufluchtsstätte!«

»Oh! doch, ich beneide Euch!« rief Gabriel.

»Ich habe nur meinen unwiderruflichen Entschluß aus einem Grund nicht sogleich ausgeführt: ich wollte darüber wachen, daß Ihr die in meinem letzten Briefe enthaltene Bitte erfülltet, daß Ihr Euch nicht zum Richter und Bestrafer machtet, daß Ihr Gott nicht zuvorkämet.«

»Wenn man ihm je zuvorkommt«, sagte Gabriel halb leise.

»Endlich«, fuhr Diana fort, »endlich hoffte ich im Falle der Not mich zwischen diejenigen, welche ich liebe und die sich hassen, werfen und, wer weiß? ein Unglück oder ein Verbrechen verhüten zu können. Grollt Ihr mir wegen dieses Gedankens Gabriel?«

»Man kann den Engeln nicht wegen dessen grollen, was ihrer Natur gemäß ist«, sagte Gabriel. »Ihr seid edelmütig gewesen, und das ist ganz einfach.«

»Ei!« rief Frau von Castro, »weiß ich selbst, ob ich edelmütig gewesen bin? weiß ich wenigstens, bis auf welchen Grad ich es bin? Ich verzeihe in der Finsternis und auf den Zufall, und das ist es gerade, worüber ich Euch zu fragen habe, Gabriel; denn ich will mein Geschick in seinem ganzen Entsetzen kennen.«

»Diana! Diana! das ist eine unselige Neugierde.«

»Gleichviel«, erwiderte Diana. »Ich werde nicht einen Tag länger in dieser furchtbaren Beklemmung ausharren! Sagt mir, Gabriel, habt Ihr endlich die Überzeugung erhalten, daß ich wirklich Eure Schwester bin? oder habt Ihr ganz und gar jede Hoffnung verloren, die Wahrheit über dieses seltsame Geheimnis zu erfahren? Antwortet mir, ich bitte Euch, ich flehe Euch an.«

»Ich werde antworten«, sprach Gabriel traurig. »Diana, ein spanisches Sprichwort sagt, man müsse immer auf das Schlimmste gefaßt sein. Ich habe mich daher seit unserer Trennung daran gewöhnt, Euch in meinem Geiste als meine Schwester zu betrachten. Doch der Wahrheit gemäß muß ich sagen, daß ich keine neuen Beweise erlangt habe. Nur habe ich, wie Ihr bemerktet, keine Hoffnung, kein Mittel mehr, solche zu erlangen.«

»Gott des Himmels!« rief Diana. »Derjenige, welcher diese Beweise liefern sollte, lebte er nicht mehr bei Eurer Rückkehr von Calais?«

»Er lebte noch, Diana.«

»Dann sehe ich, daß man Euch das heilige Versprechen, welches man Euch geleistet, nicht gehalten hat. Doch wer hat mir denn gesagt, der König habe Euch vortrefflich aufgenommen?«

»Man hat strenge Alles gehalten, was man mir versprach, Diana.«

»Oh! Gabriel, mit welcher finsternen Miene sagt Ihr mir das? Heilige Mutter Gottes, was für ein schreckliches Rätsel steckt hierunter?«

»Ihr habt es verlangt, Ihr sollt Alles erfahren«, erwiderte Gabriel. »Ihr sollt bis zum Ende die Hälfte meines furchtbaren Geheimnisses tragen. Es ist mir auch lieb, zu sehen, was Ihr von meiner Offenbarung denken werdet, ob Ihr, nachdem Ihr sie vernommen, bei Eurer Milde verharren, und ob Eure Miene, Euer Gesicht, Eure Gebärden nicht wenigstens Eure Worte der Gnade Lügen strafen werden. Hört!«

»Ich höre und zittere, Gabriel«, sprach Diana.

Mit einer keuchenden, bebenden Stimme erzählte Gabriel Frau von Castro sodann Alles, den Empfang des Königs, wie ihm Heinrich II. abermals sein Versprechen erneuert, die Vorstellungen, die diesem Frau von Poitiers und der Connetable zu machen geschienen, welche Nacht der Angst und des Fiebers Gabriel zugebracht, seinen zweiten Besuch im Chatelet, sein Hinabsteigen in die Hölle des verpesteten Gefängnisses, die traurige Mitteilung von Herrn von Sazerac, kurz Alles.

Diana hörte, ohne zu unterbrechen, ohne einen Ausruf, ohne sich zu rühren, kalt wie eine Bildsäule, die Augen starr in ihrer Höhle, die Haare auf ihrer Stirne gestäubt.«

Es trat eine lange Pause ein, als Gabriel seine unselige Geschichte beendet hatte. Dann wollte Diana sprechen, sie konnte es nicht. Ihre Stimme blieb in ihrer erschütterten Brust. Gabriel schaute mit einer gewissen furchtbaren Freude ihre Unruhe und ihren Schrecken an. Endlich stieß sie einen Schrei aus:

»Gnade für den König!«

»Ah!« rief Gabriel, »Ihr verlangt Gnade? Ihr haltet ihn also auch für schuldig und strafbar! Gnade? Ah! das ist eine Verurteilung! Gnade? nicht wahr, er verdient den Tod?«

»Oh! ich habe das nicht gesagt«, entgegnete Diana ganz verwirrt.

»Doch, Ihr habt es gesagt! ich sehe, Ihr seid meiner Ansicht, Diana, Ihr denkt Ihr fühlt wie ich. Nur schließen wir anders, je nach unsern Naturen; die Frau verlangt Gnade und der Mann Gerechtigkeit!«

»Ah!« rief Diana, »wie unklug und toll bin ich! warum habe ich gemacht, daß Ihr in den Louvre gekommen seid!«

In demselben Augenblick klopfte Jemand leise an die Türe.

»Wer ist da, was will man wieder von mir?« rief Frau von Castro.

André öffnete ein wenig die Türe und sprach:

»Entschuldigt, gnädige Frau, es ist eine Botschaft vom König.«

»Vom König!« wiederholte Gabriel, dessen Blick sich entflamnte.

»Warum bringt Ihr mir diesen Brief, André?«

»Madame, er ist, wie man mir sagt, dringend.«

»Gebt. Was will der König von mir? Geht, André, wenn eine Antwort nötig ist, werde ich Euch rufen.«

André entfernte sich. Diana entsiegelte den königlichen Brief und las ganz leise wie folgt mit wachsendem Schrecken:

»Meine teure Diana!«

»Man sagt mir, Ihr seid im Louvre; ich bitte, geht nicht aus, ehe ich zu Euch komme. Ich bin in einer Sitzung des Rats, welche von einem Augenblick zum andern endigen kann. Sobald ich sie verlasse, begeben Sie sich auf der Stelle und ohne Gefolge in Eure Wohnung. Erwartet mich jede Minute.

»Es ist so lange her, daß ich Euch nicht mehr allein gesehen habe! Ich bin traurig und muß notwendig einige Augenblicke mit meiner viel geliebten Tochter plaudern. Sogleich also.

»Heinrich.«

Erbleichend zerknitterte Diana diesen Brief in ihrer krampfhaften Hand. als sie ihn gelesen hatte.

Was sollte sie tun?

Gabriel sogleich wegschicken? Doch wenn er, indem er wegginge, dem König begegnen würde, der jeden Augenblick kommen konnte?

Den jungen Mann bei sich zurückbehalten? Aber der König würde ihn bei seinem Eintritt finden!

Den König war-neu, hieße Verdacht erregen. Gabriel warnen, hieße seinen Zorn hervorrufen, indem man ihn zu fürchten scheinen würde.

Ein Zusammentreffen zwischen diesen zwei einander so gefährlichen Männern schien nun unvermeidbar, und Diana, die sie so gern um den Preis ihres Blutes gerettet haben würde, hatte dieses unselige Zusammentreffen herbeigeführt!

»Was verlangt der König von Euch?« fragte Gabriel mit einer geheuchelten Ruhe, welche das Zittern seiner Stimme Lügen strafte.

»Nichts, nichts, in der Tat nichts!« erwiderte Diana. »Eine Ermahnung wegen des Empfanges von heute Abend.«

»Ich störe Euch vielleicht und entferne mich.«

»Nein, nein, bleibt!« rief Diana rasch. »Doch wenn Euch«, fügte sie bei, »wenn Euch ein Geschäft auf der Stelle von hier wegruft, so möchte ich Euch nicht gern zurückhalten.«

»Dieser Brief hat Euch beunruhigt, Diana. Ich befürchte, Euch lästig zu sein, und nehme von Euch Abschied.«

»Ihr mir lästig, Freund! könnt Ihr das denken?« versetzte Frau von Castro. »Habe ich Euch nicht gewissermaßen geholt? Ach! vielleicht sehr unkluger Weise, befürchte ich. Ich werde Euch wiedersehen, doch nicht mehr hier, sondern bei Euch; sobald ich entkommen kann, besuche ich Euch und nehme dieses zugleich süße und furchtbare Gespräch wieder auf. Ich gelobe es Euch, zählt auf mich. Für den Augenblick, Ihr hattet Recht, ich muß es gestehen . . . ich bin ein wenig erschüttert, ein wenig leidend, ich habe etwas wie das Fieber . . . «

»Ich sehe es, Diana, und verlasse Euch«, sprach Gabriel mit traurigem Tone.

»Auf baldiges Wiedersehen, Freund!« sagte sie. »Geht, geht!«

Sie ging mit ihm bis an die Türe ihres Zimmers.

»Wenn ich ihn zurückhalte«, dachte sie, indem sie ihn geleitete,

»so wird er sicherlich den König sehen; wenn er sich im Augenblick entfernt, so ist doch wenigstens eine Hoffnung vorhanden, daß sie sich nicht begegnen.«

Doch sie zögerte, zweifelte und zitterte noch.

»Verzeiht, ein letztes Wort, Gabriel«, sprach sie ganz außer sich auf der Türschwelle. »Mein Gott, Eure Erzählung hat mich so sehr angegriffen . . . ich habe Mühe, meine Gedanken zu sammeln . . . Was wollte ich Euch fragen . . . Ach! ich habe es. Nur ein Wort noch, ein wichtiges Wort! Ihr habt mir noch nicht gesagt, was Ihr zu tun beabsichtigt? Ich rief: Gnade! und Ihr rief: Gerechtigkeit! Wie hofft Ihr diese Gerechtigkeit zu erlangen?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete Gabriel mit finsterner Miene. »Ich verlasse mich auf Gott, auf die Ereignisse und die Gelegenheit.«

»Auf die Gelegenheit?« wiederholte Diana schauernd. »Auf die Gelegenheit? was versteht Ihr darunter? Oh! kehrt zurück! kehrt zurück! Ich will Euch nicht so gehen lassen, ehe Ihr mir das Wort: bei Gelegenheit, erklärt habt. Bleibt, ich beschwöre Euch.«

Und sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn wieder in das Zimmer.

»Wenn er dem König außen begegnet«, dachte die arme Diana, »so werden sie allein mit einander sein, der König ohne Gefolge, Gabriel das Schwert an seiner Seite. Hier bin ich wenigstens da, ich kann zwischen sie stürzen, Gabriel anflehen, mich dem Streiche entgegenwerfen, Gabriel muß bleiben.«

»Ich fühle mich besser«, sagte sie laut. »Bleibt, Gabriel, nehmen wir das Gespräch wieder auf; gebt mir die Erklärung, die ich von Euch erwarte. Ich fühle mich viel besser.«

»Nein, Diana, Ihr seid noch mehr bewegt, als vorhin«, erwiderte Gabriel. »Und wißt Ihr, welcher Gedanke sich in mir regt, und welcher Ursache ich Euren Schrecken zuschreibe?«

»Wahrhaftig, nein, Gabriel, wie sollte ich es wissen?«

»Nun wohl, wenn vorhin Euer Schrei nach Gnade zugestand, daß für Euch das Verbrechen unleugbar war, so offenbart nun Eure Angst, Diana, daß die Bestrafung in Euren Augen gesetzlich wäre. Ihr fürchtet für den Schuldigen meine Rache und würdet sie folglich begreifen. Ihr haltet mich hier zurück, um möglichen

Repressalien zuvorzukommen, die Euch erschrecken, aber nicht in Erstaunen setzen würden, die Euch ganz einfach vorkommen, nicht wahr?«

Diana bebte, so scharf hatte der Streich getroffen.

Nichtsdestoweniger raffte sie ihre ganze Energie zusammen und erwiderte:

»Oh! Gabriel, wie möget Ihr glauben, ich könnte solche Gedanken über Euch fassen; Ihr, mein Gabriel, ein Mörder! Ihr, durch Überfall einen schlagen, der sich nicht verteidigen würde. Das ist unmöglich! Das wäre mehr als ein Verbrechen, es wäre eine Feigheit! Ihr bildet Euch ein, ich halte Euch zurück? Ein Irrtum geht! geht! ich öffne Euch die Türen. Mein Gott! ich bin ruhig, sehr ruhig, über diesen Punkt wenigstens. Wenn etwas mich beunruhigt, so ist es nicht ein solcher Gedanke, dafür stehe ich Euch. Verlaßt mich, verlaßt den Louvre im Frieden. Ich kehre zu Euch zurück, um unser Gespräch zu vollenden. Geht, mein Freund, geht!«

Und so sprechend, hatte sie ihn bis in das Vorzimmer geführt.

Hier fand sich der Page. Diana dachte wohl daran, ihm zu befehlen, Gabriel bis vor den Louvre zu begleiten. Doch diese Vorsichtsmaßregel hätte abermals ihr Mißtrauen verraten. Als sie aber hier war, konnte sie sich nicht enthalten. André durch ein Zeichen zu rufen und ihn flüsternd zu fragen:

»Wißt Ihr, ob der Rat beendet ist?«

»Noch nicht, gnädige Frau«, antwortete André ganz leise. »Ich habe die Räte noch nicht aus dem Saale weggehen sehen.«

»Gott befohlen, Gabriel«, sagte Diana rasch und laut. »Gott befohlen, Freund! Ihr nötigt mich, Euch beinahe wegzuschicken, um Euch zu beweisen, daß ich Euch nicht zurückhalte, Gott befohlen, aber auf baldiges Wiedersehen!«

»Auf baldiges Wiedersehen!« sprach mit einem schwermütigen Lächeln der junge Mann, indem er ihr die Hand drückte.

Er ging. Sie blieb und schaute ihm nach, bis die letzte Türe sich hinter ihm geschlossen hatte.

Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und sank, die Augen in Tränen, das Herz bebend, vor ihrem Betpult auf die Knie.

»O mein Gott! mein Gott!« sprach sie, »wache im Namen Jesu

über demjenigen, welcher vielleicht mein Bruder, über demjenigen, welcher vielleicht mein Vater ist. Behüte vor einander die Wesen, die ich liebe . . . mein Gott! Du allein vermagst es.«

VII.

Gelegenheiten.

So sehr sie bemüht gewesen war, oder vielleicht gerade weil sie so sehr bemüht gewesen, verwirklichte sich das was Frau von Castro vorhergesehen und befürchtet hatte.

Gabriel entfernte sich ganz traurig, ganz betrübt.

Das Fieber von Diana hatte ihn gewissermaßen angesteckt und verdunkelte seine Augen, verwirrte seine Gedanken.

Er ging maschinenmäßig über die Treppen und durch die bekannten Gänge des Louvre, ohne viel auf die äußeren Gegenstände Achtung zu geben.

Als er im Begriff war, die Türe der großen Galerie zu öffnen, erinnerte er sich nichtsdestoweniger, daß er bei seiner Rückkehr von Saint-Quentin hier Maria Stuart begegnet war, und daß ihm die Vermittlung der jungen Königin Dauphine bis zum König zu gelangen gestattet hatte, wo ihn die erste Täuschung erwartete.

Denn man hatte ihn nicht nur einmal getäuscht und verletzt! zu wiederholten Malen hatte man seiner Hoffnung den Todesstreich gegeben! Nach einer ersten Betörung hätte er sich allerdings an diese jüdischen und treulosen Auslegungen des Buchstaben eines heiligen Vertrages gewöhnen und darauf gefaßt sein müssen!

Während im Geiste von Gabriel diese erschütternden Erinnerungen wieder auftauchten, öffnete er die Türe und trat in die Galerie.

Plötzlich bebte er, wich er einen Schritt zurück und blieb wie versteinert stehen.

Am andern Ende der Galerie hatte sich die parallele Türe geöffnet.

Ein Mann war eingetreten.

Dieser Mann war Heinrich II., Heinrich, der Urheber oder wenigstens der Mitschuldige der strafbaren Täuschungen, die für immer die Seele und das Leben von Gabriel verheert und zu Grunde gerichtet hatten! Der König kam allein, ohne Waffen und

ohne Gefolge heran.

Der Beleidiger und der Beleidigte befanden sich zum ersten Mal seit der Verletzung einander gegenüber, allein und nur von einander durch eine Entfernung von ungefähr hundert Schritten getrennt, die man in zwanzig Sekunden und mit zwanzig Sprüngen durcheilen konnte.

Wir haben gesagt, Gabriel sei plötzlich stehen geblieben, unbeweglich und eiskalt, wie eine Bildsäule, wie die Statue *der Rache oder des Hasses*.

Der König blieb auch stehen, als er denjenigen erblickte, welchen er seit beinahe einem Jahr nicht anders als in seinen Träumen wiedergesehen hatte.

Die zwei Männer verharrten so wohl eine Minute, wie durch einander verzaubert.

In dem Wirbel der Empfindungen und Gedanken, welche mit Finsternis das Herz von Gabriel erfüllten, wußte der bestürzte junge Mann keine Betrachtung zu wählen, keinen Entschluß zu fassen. Er wartete.

Was Heinrich trotz seines erprobten Mutes empfand, ja, es war wohl Schrecken!

Dennoch erhob er die Stirne bei diesem Gedanken, verjagte er jede feige Willensäußerung und faßte seinen Entschluß.

Rufen hätte fürchten, sich zurückziehen hätte fliehen geheißen.

Er schritt auf die Türe zu, wo Gabriel wie angenagelt geblieben war.

Eine höhere Gewalt, eine Art von unwiderstehlichen unseligen fortreibender Macht rief ihn, zog ihn gegen das bleiche Gespenst, das ihn, zu erwarten schien. Er fing an dem Schwindel seines Schicksals zu unterliegen.

Gabriel sah ihn so mit einer gewissen blinden, instinkartigen Befriedigung auf sich zukommen, doch es gelang ihm nicht, irgend einen Gedanken von den Wolken loszumachen, die seinen Geist verdunkelten.

Er legte nur die Hand an den Griff seines Degens.

Als der König nur noch einige Schritte von Gabriel entfernt war, erfaßte ihn wieder die Angst, die er schon zurückgedrängt hatte, und preßte sein Herz wie in einen Schraubstock zusammen.«

Er sagte sich unbestimmt, seine letzte Stunde sei gekommen und dies sei gerecht.

Dennoch näherte er sich immer mehr. Seine Füße schienen ihn von selbst und ohne daß er daran Anteil hatte vorwärts zu tragen. So müssen die Nachtwandler gehen.

Als er sich ganz vor Gabriel befand, als er seinen Atem hörte und ihn mit den Fingern hätte berühren können, griff er mit der Hand in seiner seltsamen Verwirrung an sein samtenes Toquet und grüßte den jungen Mann.

Gabriel erwiderte seinen Gruß nicht. Er behauptete seine marmorne Haltung, und seine versteinerte Hand verließ sein Schwert nicht, um nach dein Hute zu greifen.

Für Gabriel war Heinrich kein König« mehr, sondern ein Mensch, der seinen Vater getötet hatte, und dem er nur noch Haß schuldig sein konnte.

Er ließ ihn jedoch vorübergehen, ohne ihm etwas zu tun und ohne ihm etwas zu sagen.

Der König ging seinerseits vorüber, ohne sich umzuwenden und ohne über den Mangel an Achtung zu erstaunen.

Als die Türe sich wieder hinter diesen zwei Männern geschlossen hatte und der Zauber gebrochen war, erwachte jeder von ihnen, rieb sich die Augen und fragte sich:

»War das nicht ein Traum?«

Gabriel ging langsam aus dem Louvre weg. Er beklagte nicht die verlorene Gelegenheit, er bereute es nicht, daß er sie hatte entschlüpfen lassen: er empfand sehr eine gewisse verworrene Freude darüber.

»Meine Beute kommt mir entgegen«, dachte er, »sie dreht sich um meine Garne und nähert sich meinem Speer.«

Er schlief in dieser Nacht, wie er seit langer Zeit nicht mehr geschlafen hatte.

Der König war nicht so ruhig! Er begab sich zu Diana, die ihn erwartete und ihn empfing, man errät, mit welchem Entzücken!

Doch Heinrich war zerstreut und unruhig. Er wagte es nicht, vom Grafen von Montgomery zu sprechen. Er sagte sich Gabriel sei ohne Zweifel, als er ihn getroffen, von seiner Tochter gekommen; doch er wollte das nicht ergründen, und er, der um

sein Vertrauen zu ergießen, sie besucht hatte, behielt während des ganzen Besuches eine mißtrauische gezwungene Miene.

Dann kehrte er düster und traurig in seine Gemächer zurück; er fühlte sich unzufrieden mit sich selbst und mit den Anderen und schlief nicht in dieser Nacht.

Es kam ihm vor, als wäre er in ein Labyrinth eingetreten, aus dem er nicht mehr lebendig herauskommen würde.

»Doch ich habe mich gewissermaßen«, sagte er zu sich selbst, »ich habe mich dem Schwerte dieses Menschen dargeboten. Es ist gewiß, daß er mich töten will!«

* *

*

Der König wollte, um sich zu zerstreuen und zu betäuben, nicht in Paris bleiben. Während der Tage, welche auf dieses Zusammentreffen mit dem Grafen von Montgomery folgten, begab er sich abwechselnd nach Saint-Germain, nach Chambord und zu Diana von Poitiers in das Schloß Anet.

Gegen das Ende des Monats Juni war er in Fontainebleau.

Und überall entwickelte er die größte mögliche Tätigkeit, und er schien seine Gedanken durch das Geräusch, durch die Bewegung, durch Handeln ersticken zu wollen.

Die nahe bevorstehenden Feierlichkeiten bei der Hochzeit seiner Tochter Elisabeth mit König Philipp II. gaben diesem fieberhaften Bedürfnis Tätigkeit eine Nahrung und einen Vorwand.

In Fontainebleau wollte er dem spanischen Botschafter das Schauspiel einer Parforcejagd im Walde bieten. Diese Jagd wurde auf den 23. Juli bestimmt.

Der Tag kündigte sich an, als sollte er heiß und dämpfig werden. Es herrschte eine Gewitterschwüle.

Dessen ungeachtet entschloß sich Heinrich nicht, die gegebenen Befehle zu widerrufen. Ein Sturm ist auch Geräusch.

Er wollte sein ungestümstes, raschestes Pferd besteigen, und überließ sich der Jagd mit einer Art von Mut.

Es gab einen Augenblick, wo er, von seiner Hitze und von der Hitze des Pferdes fortgerissen, seinem ganzen Gefolge weit voran ritt, die Jagd aus dem Gesicht verlor und sich im Walde verirrte.

Die Wolken häuften sich am Himmel an, dumpfes Murren erscholl in der Ferne. Der Sturm war dem Ausbruch nahe.

Über sein schäumendes Pferd geneigt, das er nicht einmal in seinem Gang zu mäßigen suchte, sondern vielmehr mit der Stimme und den Sporen antrieb, ritt und ritt Heinrich schneller als der Wind über Stock und Stein: dieser Schwindel erregende Galopp gefiel ihm und er lachte ganz laut und ganz allein.

Auf einige Augenblicke hatte er vergessen.

Plötzlich bäumte sich sein Pferd erschrocken; ein Blitz hatte die Wolke zerrissen und einer von den weißen Felsen die sich in großer Menge im Walde von Fontainebleau finden, hatte sich an der Ecke eines Fußpfades erhoben.

Der Ausbruch des Donners verdoppelte die Angst des argwöhnischen Pferdes. Es fuhr ganz bestürzt auf. Seine ungestüme Bewegung nach rückwärts zerriß den Zügel nahe beim Gebiß. Heinrich war nicht mehr Meister desselben.

Dann begann ein wütender, wahnsinniger, furchtbarer Lauf.

Mit starr empor gesträubter Mähne, mit rauchenden Flanken und stählernen Haxen durchschnitt das Pferd die Luft wie ein Pfeil.

Über seinen Hals vor geneigt, um nicht herab zu fallen, Haare und Kleider im Winde flatternd, suchte der König vergebens den Zügel wieder zu fassen, der ihm übrigens unnütz gewesen wäre.

Hätte sie einer so im Sturm vorüberschießen sehen, er würde sie sicherlich für eine höllische Erscheinung gehalten und eiligst das Kreuz gemacht haben.

Doch Niemand war da, nicht ein lebendige Seele, nicht eine bewohnte Hütte. Diese letzte Chance der Rettung welche dem in Gefahr schwebenden Menschen die Gegenwart von seines Gleichen bietet, entging dem gekrönten Reiter.

Nicht ein Bettler, nicht ein Wildschütze, nicht ein Holzhauer, nicht ein Strauchdieb, um den König zu retten.

Und der Regen strömte herab und die immer näher kommenden Donnerschläge beschleunigten mehr und mehr den wahnsinnigen Galopp des erschrockenen Pferdes.

Mit seinen irren Augen suchte Heinrich den Fußpfad des Waldes zu erkennen, den sein Roß in seinem tödlichen Laufe

verfolgte.

An einer gewissen Lichtung der Bäume erkannte er auch die Örtlichkeit, und er bebte.

Der Pfad führte geraden Weges auf die Höhe eines abschüssigen Felsen, der einen tiefen Abgrund überragte.

Der König strengte sich an, um das Pferd mit der Hand, mit der Stimme aufzuhalten. Nichts half.

Ließ er sich herabfallen, so setzte er sich der Gefahr aus. die Stirne auf einem Baumstamm oder auf einem Granitvorsprung zu zerschmettern. Es war immer noch besser, erst im letzten Augenblick dieses verzweifelte Mittel anzuwenden.

Doch in jedem Fall fühlte sich Heinrich verloren, und er empfahl schon seine von Gewissensbissen und Angst erfüllte Seele der Gnade Gottes.

Er wußte schon nicht mehr genau, auf welchem Punkte des Fußpfades er sich befand, und ob der Absturz nahe oder fern war.

Doch er mußte nahe sein und der König war im Begriff, sich auf jede Gefahr zu Boden gleiten zu lassen.

Als er einen letzten Blick in die Ferne vor sich hinauswarf, gewahrte er am Ende des Pfades einen Mann zu Pferde wie er, doch unter dem Schutze einer Eiche stille haltend.

In dieser Entfernung konnte er den Reiter nicht erkennen. Überdies verbargen ein langer Mantel und ein breitkrämpiger Hut seine Züge und seine Haltung. Doch es war ohne Zweifel ein Edelmann, der sich ebenfalls im Walde verirrt hatte.

Nun sah sich Heinrich gerettet. Der Pfad war schmal und der Unbekannte durfte nur sein Pferd vorwärts gehen lassen, um dem des Königs den Weg zu versperren. oder seine Hand ausstrecken, um es in seinem Lauf aufzuhalten.

Nichts konnte leichter sein, und wenn auch einige Gefahr dabei war, so mußte der Unbekannte, den König erkennend, nicht zögern, sich dieser Gefahr preiszugeben, um seinen Herrn zu retten.

In zwanzigmal weniger Zeit, als man braucht, um dieses zu lesen, waren die drei bis vierhundert Schritte, welche Heinrich von seinem Retter trennten, zurückgelegt.

Um ihn aufmerksam zu machen, stieß Heinrich einen Notschrei

aus und schüttelte seinen aufgehobenen Arm.

Der Unbekannte sah es und machte eine Bewegung. Ohne Zweifel hielt er sich bereit.

Doch . . . schrecken! das wütende Pferd schoß vorüber, ohne daß es der unbekannte Reiter durch die unmerklichste Gebärde aufzuhalten suchte.

Er schien sogar ein wenig zurückzuweichen, um jeden möglichen Stoß zu vermeiden.

Der König stieß einen zweiten Schrei aus, doch diesmal war es nicht mehr ein Ruf um Hilfe, nicht mehr eine Bitte, sondern einen Schrei der Wut und der Verzweiflung.

Nun glaubte er unter dem Hufschlag seines Pferdes den Stein, und nicht mehr die Erde schallen zu hören.

Heinrich hatte den unseligen Felsen erreicht.

Er sprach den Namen Gottes aus, machte seinen Fuß Vom Steigbügel los und ließ sich zur Erde nieder.

Der Stoß schleuderte ihn fünfzehn Schritte hinaus. Doch durch ein wahres Wunder fiel er auf einen mit Moos und Gras bedeckten Hügel und tat sich kein Leid. Es war Zeit; zwanzig Schritte von da öffnete sich der Abgrund.

Was sein Pferd betrifft, so schien es, erstaunt, seine Bürde nicht mehr zu fühlen, seinen Lauf ein wenig zu hemmen, so daß es, am Rande des Schlundes angelangt, Zeit hatte, diesen zu messen und sich in einem letzten Instinkte, das Auge erweitert, die Nüstern rauchend, die Mähne zerzaust, ungestüm zurückzuwerfen.

Wäre der König noch daraus gesessen, so würde ihn gerade dieses plötzliche Anhalten in den Abgrund gestürzt haben.

Nachdem er gegen Gott, der ihn so offenbar beschützt, ein glühendes Dankgebet erhoben, nachdem er sein Pferd eingeholt, beruhigt und wieder bestiegen hatte, war es der erste Gedanke von Heinrich, voll Zorn auf den Unbekannten zuzureiten, der ihn ohne die göttliche Vermittlung so feige hätte zu Grunde gehen lassen.

Der Unbekannte war stets unbeweglich unter den Falten seines Mantels an demselben Platze geblieben.

»Elender!« rief ihm der König zu, als er nahe genug war, um

von ihm gehört zu werden, »hast Du meine Gefahr nicht gesehen? Hast Du mich nicht erkannt, Königsmörder? Und wenn er auch nicht Dein König gewesen wäre, mußttest Du nicht jeden Menschen in einer solchen Gefahr retten, da Du zu diesem Ende nur Deinen Arm auszustrecken hattest?«

Der Mann rührte sich nicht, antwortete nicht; er hob nur ein wenig seinen Kopf in die Höhe, den sein breiter Filzhut vor den Augen von Heinrich verbarg.

Der König liebte, als er das bleiche, düstere Antlitz von Gabriel erkannte. Er verstummte, beugte die Stirne, und murmelte nur noch:

»Der Graf von Montgomery! dann habe ich nichts mehr zu sagen.«

Und ohne ein Wort beizufügen, gab er seinem Pferde die Sporen, und kehrte im Galopp in den Wald zurück.

»Er würde mich nicht töten«, sagte er von einem tödlichen Schauer ergriffen; »doch es scheint, er würde mich sterben lassen.«

Gabriel, der allein geblieben, wiederholte mit einem finsternen Lächeln:

»Ich fühle, daß meine Beute mir entgegenkommt und daß die Stunde naht.«

VIII.

Zwischen zwei Pflichten.

Die Heiratsverträge von Elisabeth und von Margarethe von Frankreich sollten am 28. Juni im Louvre unterzeichnet werden. Der König war schon am 25sten trauriger und unruhiger als je nach Paris zurückgekehrt.

Seit der letzten Erscheinung von Gabriel besonders war sein Leben eine Marter geworden. Er floh die Einsamkeit und wollte beständig Zerstreungen von dem finsternen Gedanken haben, von dem er so zu sagen besessen war.

Er hatte auch von diesem zweiten Zusammentreffen mit Niemand gesprochen; doch er fühlte in seinem Innern zugleich ein Verlangen und eine Furcht, sich gegen eine ergebene und treue Seele darüber zu ergießen. Denn er selbst wußte nicht mehr, was er glauben und beschließen sollte: dadurch, daß er ihm so viel in's Gesicht geschaut, hatte sich der traurige Gedanke in seinem Geiste völlig verwirrt.

Endlich faßte er den Entschluß, sich Diana von Castro zu eröffnen.

Diana hatte sicherlich Gabriel wiedergesehen; von ihr kam der junge Graf ohne allen Zweifel, als er ihm zum ersten Male begegnete. Sie konnte, sie mußte ihrem Vater entweder über diesen Punkt beruhigen, oder ihn warnen. Und trotz der bitteren Zweifel, von denen er unablässig heimgesucht war, glaubte Heinrich seine viel geliebte Tochter nicht schuldig oder mitschuldig an einem Verrat.

Ein geheimer Instinkt schien ihm kundzugeben, daß Diana nicht minder unruhig war, als er. Kannte Frau von Castro einerseits das zweimalige seltsame Zusammentreffen nicht, das schon zwischen den Geschicken von König Heinrich und Gabriel stattgefunden hatte, so wußte sie andererseits auch nicht, was aus dem letzteren seit einigen Tagen geworden war. André, den sie mehrere Male in das Hotel der Rue des Jardins-Saint-Paul geschickt hatte, um dort Erkundigungen einzuziehen, hatte keine

Nachrichten zurückgebracht. Gabriel war abermals aus Paris verschwunden. Wir haben ihn auf dem Wege des Königs in Fontainebleau gesehen.

Am Nachmittag des 26. Juni war Diana allein und ganz nachdenkend in ihrem Zimmer. Eine von ihren Frauen lief hastig herbei und meldete ihr den Besuch des Königs.

Der König war ernst, wie gewöhnlich. Nach den ersten Begrüßungen ging er plötzlich zur Sache selbst über, als wollte er sich sogleich seiner lästigen Sorgen entschlagen.

»Meine liebe Diana«, sagte er, indem er seine Augen in die Augen seiner Tochter tauchte, »wir haben seit geraumer Zeit nicht mehr mit einander über den Vicomte d'Exmés gesprochen, der nun den Titel eines Grafen von Montgomery angenommen hat. Habt Ihr ihn lange nicht gesehen?«

Beidem Namen Gabriel erbleichte und zitterte Diana. Doch sie faßte sich so gut als möglich und antwortete:

»Sire, ich habe den Herrn Vicomte d'Exmés seit meiner Rückkehr von Calais ein einziges Mal gesehen.«

»Und wo habt Ihr ihn gesehen, Diana?« fragte der König.

»Hier, im Louvre, Sire.«

»Vor etwa vierzehn Tagen, nicht wahr!«

»In der Tat, Sire, es mögen ungefähr vierzehn Tage sein«, erwiderte Frau von Castro.

»Ich vermutete es«, sprach der König und machte dann eine Pause, als wollte er seine neuen Gedanken fester in's Auge fassen.

Diana schaute ihn aufmerksam und ängstlich an und suchte den Beweggrund dieser unerwarteten Fragen zu erraten. Doch das ernste Gesicht ihres Vaters schien ihr undurchdringlich, und ihren ganzen Mut zusammenraffend sagte sie:

»Sire, entschuldigt mich, darf ich mir die Freiheit nehmen, meinerseits Eure Majestät zu fragen, warum sie nach dem langen Stillschweigen, das sie in Beziehung auf denjenigen, welcher mich in Calais von der Schande rettete, beobachtet hat, mir heute die Ehre dieses Besuchs erweist, bei dem es, wie ich. mir einbilde, Absicht ist, mich über ihn zu hören?«

»Ihr wünscht es zu wissen, Diana?«

»Sire. ich bin so kühn.«

»Es sei, Ihr sollt Alles erfahren, und ich wünsche, daß mein Vertrauen das Eurige hervorrufen möge. Ihr habt mir oft gesagt, Ihr liebt mich, mein Kind?«

»Ich habe es gesagt und ich wiederhole es«, rief Diana: »ich liebe Euch als meinen König, als meinen Wohltäter, als meinen Vater.«

»Ich kann also Alles meiner zärtlichen und redlichen Tochter enthüllen«, sprach der König; »hört mich wohl, Diana.«

»Ich höre Euch mit meiner ganzen Seele.«

Heinrich erzählte nun sein zweimaliges Zusammentreffen mit Gabriel: das erste Mal in der Galerie des Louvre, das zweite Mal im Walde von Fontainebleau. Er sagte Diana, welche seltsame Haltung stummer Rebellion der Junge Mann beobachtet, wie er das erste Mal seinen König nicht habe grüßen, wie er ihn das zweite Mal nicht habe retten wollen.

Und bei dieser Erzählung vermochte Diana ihre Traurigkeit und ihre Angst nicht zu verbergen. Das Zusammentreffen zwischen Gabriel und dem König, das sie so sehr fürchtete, hatte schon bei zwei Gelegenheiten stattgefunden und konnte sich noch gefährlicher und furchtbarer erneuern.

Ohne daß er die Erschütterung seiner Tochter zu bemerken schien, schloß Heinrich mit folgenden Worten:

»Nicht wahr, das sind schwere Beleidigungen, Diana? Es sind beinahe Majestätsverbrechen! Und dennoch habe ich alle diese Beleidigungen und meinen Groll verborgen, weil dieser junge Mann zur Zeit meinerwegen gelitten hat, trotz der ruhmwürdigen Dienste, die er meinem Reich geleistet, und wofür er allerdings einen bessern Lohn erwarten durfte . . . «

Und seinen durchdringenden Blick auf Diana heftend, fügte der König bei:

»Ich weiß nicht, ich will nicht wissen, ob Ihr mein Unrecht gegen Herrn d'Exmés kennt; Ihr sollt nur erfahren, daß mir mein Stillschweigen durch das Gefühl dieses Unrechts und durch die Reue hierüber vorgeschrieben worden ist . . . Doch ist dieses Stillschweigen nicht auch unklug . . . Weissagen diese Beleidigungen nicht auch noch andere, viel ernstere? Muß ich

nicht endlich auf Herrn d'Exmés aufmerksam sein? Hierüber wollte ich mich freundschaftlich mit Euch beraten, Diana.«

»Ich danke Euch für dieses Vertrauen, Sire«, antwortete mit schmerzlichem Tone Frau von Castro, die sich so zwischen die Pflichten von zwei Zuneigungen gestellt sah.

»Dieses Vertrauen ist ganz natürlich, Diana«, erwiderte der König. »Doch nun sprecht!« fügte er bei als er sah, daß seine Tochter zögerte.

»Sire«, sagte Diana mit einer gewissen Anstrengung, »ich glaube, Eure Majestät hat Recht . . . und sie wird vielleicht weise handeln, wenn sie auf Herrn d'Ermé . . . aufmerksam ist.«

»Denkt Ihr, mein Leben sei in Gefahr, Diana.«

»Oh! ich sage das nicht, Sire«, rief Diana lebhaft, »doch Herr d'Exmés scheint tief verletzt worden zu sein und man kann befürchtet . . . «

Die arme Diana hielt ganz zitternd und die Stirne in Schweiß gebadet inne. Ihre letzten Worte« welche eine ihr durch den moralischen Zwang entrissene Art von Anzeige enthielten, widerstrebten ihrem edlen Herzen.

Doch Heinrich deutete ihr Leiden auf eine ganz andere Weise und sprach«, indem er aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging:

»Ich verstehe Euch, Diana! Ja, ich ahnte es; Ihr seht, ich muß dem jungen Mann mißtrauen . . . Doch unablässig mit diesem Schwerte des Damokles über meinem Haupte leben, das ist unmöglich. Die Könige haben andere Verpflichtungen, als die gewöhnlichen Edelleute. Ich werde Anstalten treffen, daß man sich des Herrn d'Exmés versichert.«

Und er machte einen Schritt, als wollte er hinausgehen, doch Diana warf sich ihm entgegen.

Wie! Gabriel sollte angeklagt, vielleicht zum Gefangenen gemacht werden! und e, Diana wäre es, die ihn verraten hätte! Sie konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Im Ganzen waren die Worte von Gabriel nicht so bedrohlich gewesen.

»Sire, einen Augenblick . . . « rief sie. »Ihr täuscht Euch, ich schwöre Euch, Ihr täuscht Euch! Ich habe entfernt nicht gesagt, es sei eine Gefahr für Euer zweimal geheiligtes Haupt vorhanden.

Nichts konnte mich in den Geständnissen und Mitteilungen von Herrn d'Exmés den Gedanken an ein solches Verbrechen vermuten lassen. Großer Gott! hätte ich Euch sonst nicht Alles geoffenbart?«

»Das ist richtig«, sprach Heinrich stillestehend. »Doch was wolltet Ihr dann sagen, Diana?«

»Ich wollte nur sagen, Sire, Eure Majestät würde wohl daran tun, so viel als möglich ein solches ärgerliches Zusammentreffen zu vermeiden, wobei ein beleidigter Untertan die seinem König schuldige Ehrfurcht vergessen könnte. Doch von einer Verletzung der Ehrfurcht bis zu einem Königsmord ist es weit, Sire. Sire, wäre es Eurer würdig, ein erstes Unrecht durch eine andere Unbilligkeit wieder gut zu machen?«

»Nein, das war gewiß nicht meine Absicht; zum Beweise mag dienen, daß ich geschwiegen habe, und da Ihr meinen Verdacht zerstreut, Diana, da Ihr Euch für meine Sicherheit vor Gott und Eurem Gewissen verantwortlich macht, da ich Eurer Ansicht nach ruhig sein kann . . . «

»Ruhig sein!« unterbrach ihn Diana schauernd.

»Ich habe mich nicht so weit ausgesprochen, Sire. Mit welcher furchtbaren Verantwortlichkeit belastet Ihr mich! Eure Majestät müßte im Gegenteil wachen, auf Ihrer Hut sein.«

»Nein«, sprach der König, »ich kann nicht immer fürchten, nicht immer zittern! Seit zwei Wochen lebe ich nicht mehr. Entweder das Eine oder das Andere: entweder überlasse ich mich, auf Euer Wort bauend, ruhig meinem Schicksal und meinem Leben, denke an mein Königreich und nicht an meinen Feind, beschäftige mich gar nicht mehr mit dem Vicomte d'Exmés; oder ich setze den Mann, der mich haßt, außer Stand, mir zu schaden, zeige seine Beleidigungen dem zuständigen Richter an und überlasse, zu hoch gestellt und zu stolzen Gemütes, um mich selbst zu verteidigen, die Sorge denjenigen, deren Pflicht es ist, meine Person zu wahren.«

»Wer sind diese Menschen, Sire?« fragte Diana.

»Einmal Herr von Montmorency, der Connetable und Chef des Heeres.«

»Herr von Montmorency!« wiederholte Diana schauernd.

Der verhaßte Name von Montmorency erinnerte sie an alles Unglück des Vaters von Gabriel, an seine lange und harte Gefangenschaft und an seinen Tod. Wenn Gabriel ebenfalls in die Hände des Connetable fiel, so war ihm dasselbe Schicksal vorbehalten, er war verloren!

Diana sah vor den Augen ihres Geistes denjenigen, welchen sie so sehr geliebt, in einen luftlosen Kerker versenkt, dort sterbend in einer Nacht, oder, was noch viel schrecklicher! in zwanzig Jahren und im Sterben derjenigen fluchen, die ihn aus einige ungewisse, zweideutige Worte preisgegeben hätte.

Nichts bewies, daß die Rache von Gabriel den König erreichen konnte oder wollte; aber es war gewiß, daß der Groll von Montmorency Gabriel nicht schonen würde.

In einigen Sekunden stellte sich Diana dies Alles in ihrem Geiste vor; und als der König, sie schärfer fragend, fortfuhr:

»Nun, Diana, welchen Rat gebt Ihr mir? Da Ihr besser als ich die Gefahren mutmaßen könnt, denen ich preisgegeben bin, so wird Euer Wort Gesetz für mich sein. Soll ich mich nicht mehr um Herrn d'Exmés kümmern, oder soll ich mich im Gegenteil um ihn kümmern?«

Da antwortete Diana, welche der Ausdruck dieser letzten Worte des Königs erschreckt:

»Sire, ich habe Eurer Majestät keinen andern Rat zu geben, als den Eures Gewissens. Wenn irgend ein anderer durch Euch beleidigter Mensch die Achtung gegen Euch auf Eurem Wege verletzt, oder Euch verräterischer Weise Eurer Gefahr überlassen hätte, so hättet Ihr mich nicht um Rat gefragt, denke ich, »Um eine gerechte Strafe über den Schuldigen zu verhängen. Ein gebieterischer Beweggrund hat Eure Majestät zu dem Stillschweigen der Verzeihung veranlaßt, und ich sehe nun keinen Grund, warum sie aufhören soll, so zu handeln, wie sie es zu tun angefangen. Denn Herr d'Exmés, wenn der Gedanke eines Verbrechens ihm hätte kommen können, dürfte, wie mir scheint, nicht zwei bessere Gelegenheiten abwarten, als die, welche sich, ihm in einer einsamen Galerie des Louvre und im Walde von Fontainebleu, am Rande eines Absturzes, geboten habe . . . «

»Das genügt, Diana, und ich verlangte nichts Anderes von

Euch. Ihr habt eine große Sorge in meinem Innern getilgt, wofür ich Euch danke, mein liebes Kind. Sprechen wir nicht mehr hiervon. Ich werde nun in voller Freiheit an unsere Hochzeitsfeierlichkeiten denken können. Sie sollen glänzend werden, und auch Ihr sollt glänzend sein, Diana, hört Ihr?«

»Eure« Majestät entschuldigt mich«, sprach Diana, »ich wollte sie gerade um Erlaubnis bitten, nicht bei diesen Freudenfesten erscheinen zu dürfen. Ich muß gestehen, es wäre mir lieber, in meiner Einsamkeit bleiben zu dürfen.«

»Wie!« rief der König, »wißt Ihr nicht, Diana, daß ein ganz königliches Fest stattfinden soll? Es wird die schönsten Spiele und Turniere der Welt geben, und ich selbst werde einer von den Kämpfenden sein. Was kann Euch von den herrlichen Spielen entfernt halten, meine viel geliebte Tochter?«

»Sire, ich habe zu beten . . . « antwortete Diana mit ernstem Tone.

Einige Minuten nachher verließ der König Frau von Castro die Seele erleichtert von einem Teil seiner Angst.

Doch diese Angst, er ließ sie ganz und gar in dem Herzen der armen Diana zurück.

IX.

Vorzeichen.

Von der Unruhe, die ihn so traurig gemacht, beinahe befreit, betrieb nunmehr der König mit seiner ganzen Tätigkeit die Vorbereitungen zu den prachtvollen Festen, die er bei Gelegenheit der glücklichen Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. und seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog von Savoyen geben wollte.

In der Tat, sehr glückliche Heiraten, welche es wohl verdienten, daß man sie mit so vielen Lustbarkeiten feierte! Der Dichter von *Don Carlos* hat es so, daß man es nicht zu wiederholen braucht, gesagt, worauf die erste auslief.

Der Heiratsvertrag von Philibert Emanuel mit der Prinzessin Margarethe von Frankreich sollte am 28. Juni unterzeichnet werden.

Heinrich ließ verkündigen, am 28. und an den folgenden Tagen wäre in den Tournelles offene Bahn für Turniere und andere Ritterspiele.

Und unter dem Vorwand, die zwei Bräutigame mehr zu ehren, in Wirklichkeit aber in der Absicht, seinen eigenen leidenschaftlichen Geschmack für ein solches Lanzenbrechen zu befriedigen, erklärte der König, er würde selbst unter der Zahl der Kämpfenden sein.

Doch am Morgen des 28. Juni ließ die Königin Catharina von Medicis, welche in jener Zeit ihrer Zurückgezogenheit nur sehr selten ausging, den König dringend um eine Unterredung bitten.

Heinrich entsprach, wie sich dies von selbst versteht, sogleich diesem Wunsch seiner Frau und seiner Dame.

Catharina trat ganz bewegt in das Zimmer des Königs und rief, sobald sie ihn sah:

»Ah! teurer Sire, im Namen Jesu beschwöre ich Euch, verlaßt bis zum Ende dieses Monats Juni den Louvre nicht.«

»Und warum dies-Madame?« fragte Heinrich ganz erstaunt über den ungestümen Anfang.

»Sire, es muß Euch in diesen Tagen ein Unglück widerfahren.«

»Wer hat Euch das gesagt?« fragte der König.

»Euer Gestirn, Sire, an dem ich in dieser Nacht mit meinem italienischen Astrologen die drohendsten Zeichen einer Gefahr, einer Todesgefahr beobachtet habe.«

Man muß wissen, daß Catharina von Medicis schon damals sich der Praktik der Magie und Astrologie hingab, die ihr, wenn man den Denkwürdigkeiten jener Zeit glauben darf, im Verlaufe ihres Lebens nur selten logen.

Doch Heinrich II. war sehr ungläubig in Beziehung auf Gestirne, und er antwortete der Königin lachend:

»Ei! Madame, wenn mein Gestirn eine Gefahr verkündigt, so wird mich diese Gefahr eben so gut hier, als auswärts erreichen.«

»Nein, Sire«, entgegnete Catharina, »unter dem Himmel und in freier Luft erwartet Euch die Gefahr.«

»Wahrhaftig! So ist es vielleicht ein Windstoß?«

»Sire, scherzt nicht über solche Dinge. Die Sterne sind das geschriebene Wort Gottes.«

»Dann muß man zugestehen«, sprach Heinrich, »daß die göttliche Schrift im Allgemeinen sehr dunkel und sehr vernebelt ist.«

»Wie so, Sire?«

»Die Durchstriche machen den Text unverständlich, so daß Jeder daraus entziffern kann, was er will. Nicht wahr, Ihr habt in dem göttlichen Zauberbuch gesehen, ich sei bedroht, wenn ich den Louvre verlasse?«

»Ja, Sire.«

»Nun wohl! Forcatel hat im vergangenen Monat etwas Anderes darin gesehen. Ich glaube, Ihr schätzt Forcatel?«

»Ja«, antwortete die Königin, »er ist ein gelehrter Mann, der da schon liest, wo wir nur buchstabieren.«

»Erfahrt also, Madame, daß Forcatel in Euren Gestirnen den schonen Vers gelesen hat, dessen einziger Mangel die Unverständlichkeit ist:

»Ist es nicht Mars, so fürchtet Euch vor seinem Bild.«

»Ja welcher Hinsicht schwächt diese Weissagung diejenige,

welche ich Euch bringe?« fragte Catharina. »Wartet, Madame: Ich habe irgendwo hier meine Nativität, welche im vorigen Jahr gestellt worden ist. Ihr erinnert Euch dessen, was sie mir weissagt?«

»Ziemlich unbestimmt, Sire.«

»Nach dieser Nativität, Madame, steht geschrieben, daß ich im Zweikampfe sterben werde: was sicherlich etwas neu und selten bei einem König ist! Doch ein Zweikampf ist das Bild von Mars, wie mir scheint, es ist Mars selbst, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten.«

»Was schließt Ihr hieraus, Sire?«

»Daß es, da alle Vorhersagungen sich widersprechen, sicherer ist, keiner von ihnen zu glauben. Diese Lügnerinnen strafen sich gegenseitig Lügen, wie Ihr seht.«

»Und Eure Majestät wird den Louvre in diesen Tagen verlassen?« fragte Catharina.

»Unter allen andern Umständen wäre ich glücklich, Madame, Euch dadurch, daß ich bei Euch bliebe, angenehm zu sein. Doch ich habe öffentlich versprochen und verkündigt, ich würde zu diesen Festen kommen, und so muß ich kommen.«

»Ihr werdet wenigstens nicht selbst die Bahn betreten?«

»Auch hier verpflichtet mich der Umstand, daß ich mein Wort gegeben, zu meinem großen Bedauern, Euch nicht zu entsprechen. Doch welche Gefahr kann bei diesen Spielen obwalten? Ich bin Euch aus dem Grunde meines Herzens dankbar für Eure Sorge, aber laßt mich Euch sagen, daß alle dergleichen Befürchtungen schimärisch sind, und daß es, wenn man ihnen nachgeben würde, fälschlicher Weise zum Glauben an Gefahren bei diesen edlen, lustigen Turnieren führen müßte, die meinerwegen durchaus nicht aufgehoben werden sollen.«

»Sire«, sprach Catharina von Medicis besiegt, »ich bin gewohnt, mich in Euren Willen zu fügen, und füge mich auch heute, obwohl mit Schmerz und Angst im Herzen.«

»Und Ihr werdet nach den Tournelles kommen, Madame, nicht wahr?« sagte der König, indem er der Königin die Hand küßte, »und wäre es nur, um meinen Lanzenstößen Beifall zu spenden und Euch selbst von der Blindheit Eurer Befürchtungen zu

überzeugen.«

»Ich werde Euch bis zum Ende gehorchen, Sire«, antwortete die Königin und entfernte sich.

* *
*

Catharina wohnte wirklich mit ihrem ganzen Hofe, mit Ausnahme von Diana von Castro, dem ersten Turniere bei, wobei der König den ganzen Tag mit Jedem, der sich ihm gegenüber stellte, Lanzen brach.

»Nun, Madame, die Sterne hatten also Unrecht!« sagte der König lachend am Abend zur Königin.

Catharina schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Ach! der Monat Juni ist noch nicht zu Ende.«

Doch am zweiten Tag, am 29. Juni, war es dasselbe. Heinrich II. verließ den Turnierplatz nicht, und, sein Glück kam seiner Kühnheit gleich.

»Ihr seht, Madame, daß sich die Sterne auch für heute täuschten«, sagte er zu Catharina, als sie in den Louvre zurückkehrten.

»Ach! Sire, ich fürchte den dritten Tag darum nur um so mehr!« rief die Königin.

* *
*

Dieser letzte Turniertag, der 30. Juni, ein Freitag, sollte der schönste und glänzendste von alten dreien sein und würdig die ersten Feste beschließen.

Die vier Platzhalter waren:

Der König, der Schwarz und Weiß als die Farben von Frau von Poitiers trug.

Der Herzog von Guise, der Weiß und Hochrot trug.

Alfons von Este, Herzog von Ferrara, der Gelb und Roth trug.

Jakob von Savoyen, der Gelb und Schwarz trug.

»Es waren da«, sagt Brantome, »vier Fürsten von den besten Kriegsmännern, die man nicht allein in Frankreich, sondern auch

in andern Ländern finden konnte. Sie vollbrachten auch Alle an diesem Tag Wunder, und man wußte nicht, wem man den Ruhm geben sollte; auch war der König einer der Vortrefflichsten und Gewandtesten zu Pferd in seinem Reiche.«

Die Chancen teilten sich in der Tat sehr schön unter diesen vier geschickten und berühmten Platzhaltern, und die Kämpfe folgten sich der Tag rückte vor, ohne daß man sagen konnte, wem die Ehre des Turniers gebühren würde.«

Heinrich II. war ganz belebt, ganz befeuert. Er war bei diesen Spielen und Waffengängen wie in seinem Element, und es lag ihm vielleicht beinahe eben so viel daran, hier zu siegen, als auf wahren Schlachtfeldern.

Doch es kam der Abend, und die Trompeten und Clarine gaben das Zeichen zum letzten Stechen.

Es war der Herzog von Guise, der es unter großem Beifall der Damen und der versammelten Menge vollbrachte.

Dann stand die Königin endlich atmend auf.

Dies war das Zeichen zum Aufbruch.

»Wie! ist es denn vorbei?« rief der König gereizt und eifersüchtig. »Wartet, meine Damen, ist es nicht an mir, zu rennen?«

Herr von Vieilleville bemerkte dem König, er habe die Bahn zuerst eröffnet, die vier Platzhalter haben eine ähnliche Zahl von Kämpfen geliefert, der Vorteil sei allerdings unter ihnen gleich geblieben und es gebe keinen Sieger, aber die Bahn sei geschlossen und der Tag beendet.

»Ei!« erwiderte Heinrich voll Ungeduld, »wenn ein König zuerst hereingekommen ist, muß er auch zuletzt hinausgehen. Das soll nicht so endigen, und es sind hier auch noch zwei ganze Lanzen.«

»Aber, Sire«, versetzte Herr von Vieilleville, »es sind keine Angreifer mehr da.«

»Doch, doch, seht jenen dort, der das Visier beständig herabgelassen und noch nicht gekämpft hat. Wer ist es, Vieilleville?«

»Sire, ich weiß es nicht . . . ich hatte ihn nicht bemerkt . . . « antwortete Vieilleville.

»He! mein Herr« rief Heinrich dem unbekanntem zu, »Ihr werdet, wenn es Euch beliebt, diese letzte Lanze mit mir brechen.«

Der Unbekannte verharrte einige Zeit, ohne zu antworten; dann aber sprach er mit ernster, tiefer, bewegter Stimme:

»Eure Majestät erlaube mir, diese Ehre zurückzuweisen.«

Ohne daß Heinrich sich davon Rechenschaft geben konnte, mischte der Ton dieser Stimme eine seltsame Bangigkeit in die fieberhafte Ungeduld, von der er bewegt war.«

»Ich soll Euch erlauben, zurückzuweisen! nein, ich erlaube Euch das nicht, mein Herr«, sagte er mit einer nervigen Bewegung des Zorns.

Da schlug der Unbekannte stillschweigend sein Visier auf.

Und zum dritten Male seit vierzehn Tagen konnte der König das bleiche, düstere Gesicht von Gabriel von Montgomery sehen.

X.

Gefährliches Turnier.

Beim Anblick des düsteren, feierlichen Gesichtes des jungen Grafen von Montgomery fühlte der König einen Schauer des Erstaunens und vielleicht des Schreckens alle seine Adern durchlaufen.

Doch er wollte es sich nicht selbst gestehen, und noch weniger die Anderen diese erste Bewegung, die er rasch Bewältigte, sehen lassen. Seine Seele sträubte sich gegen seinen Instinkt, und gerade weil er eine Sekunde bange gehabt hatte, zeigte er sich mutig und sogar verwegen.

Gabriel sprach zum zweiten Male mit langsamem ernstem Tone:

»Ich bitte Eure Majestät inständig, nicht auf ihrem Willen zu beharren!«

»Ich beharre dennoch darauf, Herr von Montgomery«, antwortete der König.

Das Gesicht geblendet durch so viele entgegengesetzte Gemütsbewegungen, glaubte Heinrich eine Art von Herausforderung in den Worten und in dem Ton von Gabriel wahrzunehmen. Erschrocken über die Rückkehr der seltsamen Unruhe, welche Diana Von Castro einen Augenblick zerstreut hatte, stemmte er sich energisch gegen seine Schwäche an und wollte der feigen Erschütterung, die er seiner, Heinrichs II., eines Sohnes von Frankreich, eines Königs unwürdig hielt, ein Ende machen.

Er sagte daher zu Gabriel mit einer beinahe übertriebenen Festigkeit:

»Schickt Euch an, mein Herr, die Lanze gegen mich einzulegen.«

Das Gemüt nicht minder in Aufruhr als das des Königs, verbeugte sich Gabriel, ohne zu antworten.

In diesem Augenblick näherte sich Herr von Buisy, der Oberstallmeister, dem König und sagte, die Königin beschwöre

Seine Majestät, aus Liebe für sie das Kampfspiel nicht fortzusetzen.

»Antwortet der Königin«, erwiderte Heinrich, »gerade ihr zu Liebe wolle Ich noch diese Lanze brechen.«

Und sich gegen Herrn von Vieilleville umwendend:

»Auf, Herr von Vieilleville, waffnet mich sogleich.«

In seiner Unruhe verlangte er von Herrn von Vieilleville einen Dienst, der zu den Attributen der Stelle des Oberstallmeisters, Herrn von Buisy, gehörte. Sehr erstaunt, bemerkte ihm dies Herr von Vieilleville ehrfurchtsvoll.«

»Das ist richtig!« sagte der König sich vor die Stirne schlagend.
»Wo habe ich denn meinen Kopf!«

Er begegnete dem kalten, unbeweglichen Blick von Gabriel und fügte ungeduldig bei:

»Doch, doch, ich habe Recht! muß nicht Herr von Boisy den Auftrag der Königin vollziehen und ihr meine Antwort überbringen? Ich wußte wohl, was ich tat und was ich sagte! Waffnet mich, Herr von Vieilleville.«

»Wenn dem so ist, Sire«, sprach Herr von Vieilleville, »und da Eure Majestät durchaus noch diese letzte Lanze brechen will, so bemerke ich, daß es mir gebührt, gegen sie zu kämpfen, und ich nehme mein Recht in Anspruch. Herr von Montgomery hat sich in der Tat am Anfang des Kampfspiels nicht gezeigt und ist erst erschienen, als er es schon geschlossen glaubte.«

»Ihr habt Recht, mein Herr«, erwiderte Gabriel rasch, »und ich ziehe mich zurück, um Euch meinen Platz abzutreten.«

Doch in dem Eifer, mit dem der Graf von Montgomery jeden Kampf mit ihm vermied, sah der König hartnäckig die beleidigende Schonung eines Feindes, der sich einbildete, er mache ihm bange.

»Nein! nein!« erwiderte er Herrn von Vieilleville mit dem Fuß auf den Boden stampfend. »Gegen Herrn von Montgomery und nicht einen Andern will ich diesmal kämpfen, und es ist nun genug des Verzugs! Waffnet mich.«

Er tauschte einen stolzen, hochmütigen Blick gegen den starren, ernsten Blick des Grafen und bot, ohne etwas beizufügen, seine Stirne dar, um von Vieilleville den Helm aufsetzen zu

lassen.

Sein Verhängnis verblendete ihn offenbar!

Es kam auch Herr von Savoie, um ihn im Namen von Catharina von Medicis zu bitten, die Bahn zu verlassen.

Und als der König nicht einmal auf sein dringliches Flehen antwortete, fügte er leise bei:

»Auch Frau Diana von Poitiers, Sire, hat mich beauftragt, Euch insgeheim zu sagen, Ihr möget auf Eurer Hut sein und wohl Obacht geben, wem Ihr diesmal den Sieg streitig machen wollt.«

Bei dem Namen von Diana bebte Heinrich unwillkürlich, doch er überwand auch dieses Beben.

»Soll ich vor meiner Dame die Miene haben, als fürchte ich mich?« sagte er zu sich selbst.

Und er beobachtete fortwährend das hochmütige Schweigen eines belästigten und entschlossenen Mannes.

Indessen sagte auch Herr von Vieilleville, während er ihn waffnete, mit leiser Stimme zum König:

»Sire, ich schwöre Euch beim lebendigen Gott, daß ich seit mehr als drei Nächten beständig träume, es werde Euch heute ein Unglück widerfahren, und dieser letzte Juni sei ein unseliger Tag für Euch.«

Doch der König schien ihn nicht einmal zu hören: er war schon gewaffnet und ergriff seine Lanze.

Gabriel hielt die seinige in der Hand und erschien auch auf der Bahn.

Die zwei Streiter stiegen zu Pferde und stellten sich einander gegenüber auf.

Es trat nun ein seltsames, tiefes Schweigen in der Menge ein. Aller Augen waren aufmerksam, jeder Atem stockte.

Der Connetable und Diana von Castro waren indessen abwesend, und Niemand, mit Ausnahme von Frau von Poitiers, wußte, daß zwischen dem König und dem Grafen von Montgomery Gründe des Hasses und Anlässe zur Rache obwalteten. Niemand sah klar bei einem Scheinkampf einen blutigen Ausgang vorher. An dergleichen gefahrlose Spiele gewöhnt, hatte sich der König seit drei Tagen hundertmal aus der Arena unter Bedingungen gezeigt, die denen ungefähr ähnlich

waren, welche sich abermals boten.

Und dennoch fühlte man bei diesem bis zum Ende geheimnisvoll gebliebenen Gegner, bei seinen bezeichnenden Weigerungen, zu kämpfen, bei der blinden Beharrlichkeit des Königs etwas Ungewöhnliches und Furchtbares, und vor dieser unbekanntem Gefahr schwieg und wartete man. Warum? das hätte Niemand sagen können! Doch ein Fremder, der in diesem Augenblick gekommen wäre und das Aussehen aller dieser Gesichter wahrgenommen hätte, würde sich gesagt haben:

»Es wird gewiß ein außerordentliches Ereignis stattfinden.«

Die Luft war gleichsam mit Angst erfüllt.

Ein bemerkenswerter Umstand gab ein fühlbares Zeichen von der düsteren Beschaffenheit der Gedanken der Menge:

Bei den gewöhnlichen Kampfspielen und so lange diese dauerten, ließen die Clarine und Trompeten fortwährend betäubende Fanfaren ertönen. Es war dies gleichsam die schallende, freudige Stimme des Turniers.

Als aber der König und Gabriel in die Schranken traten, schwiegen die Trompeten plötzlich und alle gleichzeitig; nicht eine einzige ertönte mehr, und ohne daß man sich davon Rechenschaft gab, verdoppelten sich bei diesem ungewöhnten Stillschweigen die allgemeine Erwartung, die Angst aller Zuschauer.

Noch viel mehr als die Anwesenden, fühlten die zwei Streiter die außerordentlichen Eindrücke der Bangigkeit, welche so zu sagen die Atmosphäre erfüllten.

Gabriel dachte nicht mehr, sah nicht mehr, lebte beinahe nicht mehr. Er bewegte sich maschinenmäßig und wie in einem Traum, tat aus Instinkt, was er schon unter ähnlichen Umständen getan hatte, aber gewissermaßen geleitet durch einen geheimem mächtigen Willen, der sicherlich nicht der seinige war.

Der König war noch leidender, noch Verwirrter. Er hatte auch vor seinen Augen eine Art von Wolke, und es schien, als handelte und bewegte er sich ebenfalls in einer unerhörten Phantasmagorie, welche weder die Wirklichkeit noch der Traum war.

Es trat jedoch ein Blitz seines Geistes ein, wo er klar die

Wahrsagungen wiedersah, die ihm zwei Tage vorher am Morgen die Königin überbracht hatte, die seiner Nativität und die von Forcastel. Plötzlich, durch irgend einen furchtbaren Schimmer erleuchtet, begriff er den Sinn und die wechselseitigen Beziehungen dieser finsternen Weissagungen. Ein kalter Schweiß überströmte ihn vom Kopf bis auf die Füße. Er hatte einen Augenblick Luft, die Bahn zu verlassen und auf diesen Kampf zu verzichten. Aber die Tausende von aufmerksamen Augen lasteten auf ihm und fesselten ihn an seinen Platz!

Überdies gab Herr von Vieilleville das Zeichen zum Anfang.

Der Würfel ist geworfen. Vorwärts! und Gott tue, was ihm gefällt!

Die zwei Pferde sprenghen zu gleicher Zeit im Galopp vor; sie waren in diesem Augenblick vielleicht verständiger und minder blind, als ihre schweren, geharnischten Reiter.

Gabriel und der König begegneten sich mitten in der Arena. Beider Lanzen stießen an einander, zerbrachen auf ihren Panzern, und sie ritten ohne einen Unfall an einander vorbei.

Die angstvollen Ahnungen hatten also Unrecht gehabt! Ein freudiges Gemurmel entströmte gleichzeitig der erleichterten Brust aller Anwesenden. Die Königin hob ihren Blick dankbar zu Gott empor.

Doch man freute sich zu früh!

Die Reiter waren in der Tat noch auf dem Kampfplatz. Nachdem Jeder das Ende, dem entgegengesetzt, durch welches sie eingeritten waren, erreicht hatte, mußten sie im Galopp zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren und sich folglich zum zweiten Male begegnen.

Welche Gefahr war jedoch noch zu befürchten? sie kreuzten sich, ohne sich zu berühren.«

Aber geschah es in seiner Unruhe, geschah es absichtlich, geschah es aus Unglück, wer wußte je die Ursache außer Gott? Gabriel warf, als er zurückkehrte, nicht, dem Gebrauche gemäß, den Stumpf der zerbrochenen Lanze, der ihm in der Hand geblieben war, auf die Erde. Er hielt ihn vor sich gesenkt.

Und von seinem Pferde im Galopp fortgetragen. traf er mit diesem Stumpfe bei der Rückkehr Heinrich II. an den Kopf!

Das Helmvisier wurde durch die Heftigkeit des Stoßes aufgeschlagen und der Lanzensplitter drang tief in das Auge des Königs und kam durch das Ohr heraus.

Die Zuschauer, die sich schon zum Aufbruch erhoben und zerstreut hatten, sahen nur zur Hälfte diesen furchtbaren Schlag. Doch die es sahen, stießen einen gewaltigen Schrei aus, der die Anderen aufmerksam machte.

Heinrich ließ indessen den Zügel fahren, hing sich an den Hals seines Pferdes und vollendete so die Laufbahn, an deren Ende ihn die Herren von Vieilleville und Boisy empfingen.

»Ah! ich bin tot!« dies war das erste Wort des Königs. Er murmelte noch:

»Man beunruhige Herrn von Montgomery nicht . . . es war gerecht . . . ich verzeihe ihm.«

Und er sank in Ohnmacht..

Wir wollen es nicht versuchen, die Verwirrung, welche hierauf folgte, zu schildern. Man schleppte Catharina von Medicis halb tot fort. Der König wurde auf der Stelle in sein Zimmer in den Tournelles gebracht, ohne daß er nur einen Augenblick zum Bewußtsein kam.

Gabriel war vom Pferd gestiegen, er blieb unbeweglich, versteinert, und als hätte ihn selbst der Schlag getroffen, den er getan, bei der Schranke stehen.

Die letzten Worte des Königs waren gehört und wiederholt worden. Niemand wagte es also, ihn zu beunruhigen. Doch man flüsterte um ihn her und schaute ihn mit einer Art von Schrecken von der Seite an.

Der Admiral von Coligny, der dem Turnier beigewohnt hatte, besaß allein den Mut, sich dem jungen Mann zu nähern, und er sagte, indem er an seiner linken Seite vorüberging, mit leiser Stimme:

»Das ist ein furchtbares Ereignis, Freund! Ich weiß wohl, daß der Zufall Alles getan hat; unsere Ideen und die Reden, die Ihr, wie mir la Renaudie sagt, in der Versammlung der Place Maubert hörtet, haben sicherlich keinen Anteil an diesem Unglück! Gleichviel und obschon man Euch wegen eines Unfalls nicht anklagen kann, seid auf Eurer Hut. Ich gebe Euch den Rat, auf

einige Zeit zu verschwinden und Paris und sogar Frankreich zu verlassen. Rechnet stets auf mich. Auf Wiedersehen.«

»Ich danke«, antwortete Gabriel, ohne seine Stellung zu verändern.

Ein trauriges, beinahe unmerkliches Lächeln war über seine bleichen Lippen hingeschwebt, während der Anführer der Protestanten mit ihm sprach.

Coligny machte ein Zeichen mit dem Kopf und entfernte sich.

Einen Augenblick nachher schritt der Herzog von Guise, der den König hatte wegtragen sehen, einige Befehle erteilend, nach der Stelle zu, wo Gabriel war.

Er ging auf der rechten Seite an dem jungen Grafen vorüber und sagte ihm, während er vorüberging, in's Ohr:

»Ein sehr unglücklicher Schlag, Gabriel! Doch, man kann Euch deshalb nicht grollen: man muß Euch nur beklagen. Bedenkt aber dennoch, wenn Jemand unser Gespräch in den Tournelles gehört hätte, welche abscheuliche Mutmaßungen würden die Boshaften aus diesem einfachen, aber traurigen Zufall ziehen! Gleichviel, ich bin nun mächtig, und ich bin Euch ganz ergeben, wie ihr wißt. Zeigt Euch einige Tage nicht, verlaßt aber Paris nicht, das ist unnötig. Sollte es Jemand wagen, als Ankläger gegen Euch aufzutreten, so erinnert Euch dessen, was ich Euch gesagt habe: zählt überall, immer, und wofür es auch sein mag, auf mich.«

»Ich danke, Monseigneur«, sprach Gabriel abermals mit demselben Ton und mit demselben schwermütigen Lächeln.

Der Herzog von Guise und Coligny hatten offenbar, wenn nicht eine gewisse Überzeugung, doch einen unbestimmten Verdacht, der mißliche Zufall, den sie scheinbar beklagten, sei nicht ganz ein Zufall. Ohne es sich ihrem Gewissen gegenüber zugestehen zu wollen, vermuteten der Protestant und der Ehrgeizige, dieser, Gabriel habe auf's Geratewohl die Gelegenheit ergriffen, das Glück eines bewunderten Beschützers zu unterstützen, jener, der Fanatismus habe den jungen Hugenotten antreiben können, seine unterdrückten Brüder von ihrem Verfolger zu befreien.

Beide hatten sich daher verpflichtet geglaubt, einem verschwiegenen und ergebenen Helfer einige gute Worte zu sagen; und deshalb hatten sie sich hinter einander dem jungen

Mann genähert, und deshalb hatte Gabriel ihren doppelten Irrtum mit diesem traurigen Lächeln aufgenommen.

Der Herzog von Guise kehrte indessen unter die unruhigen Gruppen zurück, die ihn umgaben. Gabriel blickte endlich umher, sah, wie man ihn von allen Seiten erschrocken anschaute, seufzte und entschloß sich, den unseligen Ort zu verlassen.

Er kam in sein Haus in der Rue des Jardins-Saint-Paul zurück, ohne daß ihn irgend Jemand aufhielt oder nur anrief.

* *
*

In den Tournelles war das Zimmer des Königs für Jedermann, mit Ausnahme der Königin, ihrer Kinder und der Ärzte, welche herbeieilten, um dem königlichen Verwundeten, beizustehen, geschlossen.

Aber Fernel und alle andere Ärzte erkannten sehr bald, daß keine Hoffnung vorhanden war, und daß sie Heinrich II. nicht retten konnten.

Ambroise Paré befand sich in Peronne. Der Herzog von Guise dachte nicht daran, ihn holen zu lassen.

Der König blieb vier Tage ohne Bewußtsein; am fünften kam er nur ein wenig zu sich, um einige Befehle zu geben, namentlich den, auf der Stelle die Hochzeit seiner Schwester zu feiern.

Er sah auch die Königin und gab ihr seine Aufträge und Empfehlungen in Betreff seiner Kinder und der Angelegenheiten des Reiches.

Dann faßten ihn wieder das Fieber und das Delirium und die völlige Abspannung.

Am 10. Juli 1559, einen Tag, nachdem gemäß seinem letzten Willen seine Schwester Margarethe in Tränen den Herzog von Savoyen geheiratet hatte, verschied Heinrich II. nach elf langen Tagen des Todeskampfes.

* *
*

An demselben Tag reiste oder floh vielmehr Frau Diana von Castro nach ihrem alten Kloster der Benediktinerinnen von Saint-

Quentin, das seit dem Frieden von Chatou-Cambrésis wieder geöffnet war.

Die Regierung von Franz II.

XI.

Neuer Zustand der Dinge.

Für die Favoritin wie für den Günstling eines Königs ist der wahre Tod nicht der Tod, sondern die Ungnade.

Der Sohn des Grafen von Montgomery mußte also hinreichend am Connetable und an Diana von Poitiers den gräßlichen Tod seines Vaters gerächt haben, wenn durch ihn die zwei Schuldigen von der Macht zur Verbannung, vom Glanze in die Vergessenheit herabsanken.

Dies war das Resultat, das Gabriel noch in der düsteren, träumerischen Einsamkeit seines Hauses erwartete, wo er sich nach dem unseligen Schlag vom 30. Juni begraben hatte. Es war nicht seine eigene Bestrafung, was er, wenn Montmorency und seine Genossin die Gewalt behielten, fürchtete, es war ihre Freisprechung. Und er wartete.

Während der elf Tage, die Heinrich II. mit dem Tode rang, bot Montmorency Allem auf, um seinen Anteil am Einfluß bei der Regierung zu behalten. Er schrieb an die Prinzen von Geblüt und forderte sie auf, ihren Platz im Rate des jungen Königs einzunehmen. Seine dringlichen Bitten waren hauptsächlich an Anton von Bourbon, König von Navarra, des nächsten Erben des Thrones, nach den Brüdern den Königs, gerichtet. Er ermahnte ihn, schleunigst zu kommen, und bemerkte ihm, der geringste Verzug dürfte Fremden eine Überlegenheit geben, die er ihnen nicht mehr zu entreißen vermöchte. Er sandte endlich Courier auf Courier ab, forderte die Einen auf, flehte die Anderen an und versäumte nichts, um eine Partei zu bilden, welche im Stande wäre, der von Guise entschieden entgegenzutreten.

Diana von Poitiers unterstützte ihn, trotz ihres Schmerzes, mit ihren besten Kräften in seinen Anstrengungen; denn ihr Glück war nun auch auf das Engste mit dem ihres alten Liebhabers verknüpft und von diesem gleichsam abhängig.

Mit ihm konnte sie noch regieren, wenn nicht unmittelbar, doch wenigstens wirksam.

Als am 10. Juli 1559 der älteste von den Söhnen von Heinrich II. unter dem Namen Franz II. durch den Wappenherold zum König ausgerufen wurde, zählte der junge Prinz erst sechzehn Jahre, und obgleich ihn das Gesetz für volljährig erklärte, zwangen ihn doch sein Alter, seine Unerfahrenheit und seine schwache Gesundheit auf mehrere Jahre die Leitung der Staatsangelegenheiten einem Minister zu überlassen, der unter seinem Namen mächtiger war, als er selbst.

Wer sollte nun dieser Minister, oder vielmehr dieser Vormund sein? Der Herzog von Guise oder der Connetable? Catharina von Medicis oder Anton von Bourbon?

Dies war die Frage am folgenden Tag nach dem Tod von Heinrich II.

An diesem Tag sollte Franz II. um drei Uhr die Abgeordneten des Parlaments empfangen. Derjenige, den er Ihnen als ihren Minister vorstellen würde, konnte von ihnen, streng genommen, als ihr wahrer König begrüßt werden.

Es handelte sich also darum, bei diesem Kampf der Parteien den Sieg davon zu tragen, und am Morgen des 12. Juli begaben sich Catharina von Medicis und Franz von Lothringen, jedes seinerseits, zu dem jungen König unter dem Vorwand, ihm ihre Beileidsbezeugungen zu überbringen, in Wirklichkeit aber, um ihm ihre Ratschläge einzuflüstern.

Die Witwe von Heinrich II. übertrat sogar zu diesem Behufe die Gesetze der Etiquette, die ihr, sich vierzig Tage lang nicht zu zeigen, vorschrieben.

Von ihrem Gemahl bedrückt und vernachlässigt, fühlte Catharina von Medicis seit zwölf Tagen in ihrem Innern jene weitumfassende, tiefe Herrschsucht erwachen, die den Rest ihres Lebens ausfüllte.

Doch da sie nicht die Regentin eines volljährigen Königs sein konnte, so war ihre einzige Chance, durch einen ihren Interessen ergebenden Minister zu regieren.

Der Connetable von Montmorency sollte nicht dieser Minister sein; Er hatte unter der vorhergehenden Regierung nicht wenig

dazu beigetragen, den rechtmäßigen Einfluß von Catharina auf die Seite zu schieben, um an dessen Stelle den von Diana von Pottiers zu setzen. Die Königin Mutter verzieh ihm seine Intrigen nicht und dachte nur daran, ihn für sein stets hartes und oft barbarisches Benehmen gegen sie zu bestrafen.

Anton von Bourbon wäre ein gelehrigeres Werkzeug in ihrer Hand gewesen, doch er gehörte der Reformierten Religion an; Johanna d'Albret, seine Frau, war auch herrschsüchtig, und sein Titel als Prinz von Geblüt konnte ihm, in Verbindung mit dieser wirklichen Gewalt, gefährliche Velleitäten eingehen.

Es blieb der Herzog von Guise. Würde aber Franz von Lothringen gutwillig das moralische Ansehen der Königin Mutter anerkennen, oder würde er sich gegen jede Teilung der Macht sträuben?

Dies war es, worüber sich Catharina von Medicis gern Sicherheit verschafft hätte: sie nahm auch mit Freuden die Zusammenkunft an, welche am Morgen dieses entscheidenden Tages der Zufall in Gegenwart des Königs zwischen ihr und Franz von Lothringen herbeiführte.

Sie wollte Gelegenheit suchen oder schaffen, um den Balafré auf die Probe zu stellen und seine Gesinnung in Beziehung auf sie zu sondieren.

Doch der Herzog war nicht minder gewandt in der Politik als im Krieg, und er blieb sorgfältig auf seiner Hut.

Dieser Prolog des Stückes fand im königlichen Zimmer im Louvre statt, wo Franz II. am Tage vorher eingesetzt worden war, und hatte als Schauspieler nur die Königin Mutter, den Balafré, den jungen König und Maria Stuart.

Franz und seine junge Königin waren neben diesen kalten, egoistischen, herrschsüchtigen Charakteren nur reizende, naive, verliebte Kinder, deren Vertrauen dem Ersten, dem Besten gehören sollte, der sich auf eine geschickte Weise ihrer Gemüter zu bemächtigen wüßte.

Sie beweinten aufrichtig den Tod des Königs, ihres Vaters, und Catharina fand sie ganz traurig und trostlos.

»Mein Sohn«, sagte sie zu Franz, »es ist gut von Euch, daß Ihr diese Tränen dem Andenken desjenigen schenkt, den Ihr zuerst

unter Allen beklagen müßt. Ihr wißt, ob ich diesen bitteren Schmerz teile! Bedenkt aber auch, daß Ihr nicht allein Sohnespflichten zu erfüllen habt. Ihr seid auch Vater, Vater Eures Volkes! Nachdem Ihr der Vergangenheit diesen gerechten Tribut des Bedauerns entrichtet habt, wendet Euch der Zukunft zu. Erinneret Euch, daß Ihr König seid, mein Sohn, oder vielmehr Eure Majestät, damit ich mich mit einer Sprache in Einklang sehe, die Euch zugleich an Eure Obliegenheiten und an Eure Rechte mahnen muß.«

»Ach!« sprach Franz II., den Kopf schüttelnd, »ach!« Madame, der Scepter von Frankreich ist eine schwere Bürde für sechzehnjährige Hände, und nichts hatte mich auf den Gedanken vorbereitet, eine solche Last dürfte sobald meine, der Erfahrung und des Ernstes entbehrende, Jugend bedrücken.«

»Sire«, erwiderte Catharina, »nehmt zugleich mit Ergebenheit und Dank die Last an, die Euch Gott auferlegt; es wird die Sache derjenigen sein, welche Euch umgeben und Euch lieben, sie mit allen ihren Kräften zu erleichtern und ihre Anstrengungen mit den Eurigen zu verbinden, um sie Euch würdig tragen zu helfen.«

»Madame . . . ich« danke Euch«, murmelte der junge König, der in Verlegenheit war, welche Antwort er auf dieses Entgegenkommen geben sollte.

Und maschinenmäßig richtete er seine Blicke auf den Herzog von Guise, als wollte er von dem Oheim seiner Frau Rat verlangen.

Bei seinem ersten Schritte im Königtum, und sogar seiner Mutter gegenüber, fühlte schon der arme gekrönte Jüngling Schlingen und Fallen auf seinem Wege.

Der Herzog von Guise sprach aber, ohne zu zögern:

»Ja, Sire, Eure Majestät hat Recht; dankt, dankt auf das Innigste der Königin für ihre guten und ermutigenden Worte. Doch, beschränkt Euch nicht darauf, daß Ihr dankt. Sagt auch unverhohlen, daß unter denjenigen, die Euch lieben und die Ihr liebt, sie den ersten Rang einnimmt, und daß Ihr folglich, auf ihre wirksame mütterliche Beihilfe bei der schwierigen Aufgabe, die Ihr so jung zu erfüllen berufen seid, rechnen müßt und rechnet.«

»Mein Oheim von Guise ist der getreue Dolmetscher meiner

Gedanken, Madame«, sprach nun ganz entzückt der junge König zu seiner Mutter, »und wenn ich Euch aus Furcht, sie zu schwächen, seine Ausdrücke nicht wiederhole, so nehmt sie dennoch als von mir gesagt an, Madame und viel geliebte Mutter, und versprecht meiner Schwäche Euren kostbaren Beistand.«

Die Königin Mutter hatte schon dem Herzog von Guise einen Blick des Wohlwollens und der Beistimmung zugeworfen.

»Sire«, erwiderte sie ihrem Sohn, »das Wenige, was ich an Erleuchtung besitze, gehört Euch, und ich werde glücklich und stolz sein, so oft Ihr mich um Rat fragen wollt. Doch ich bin nur eine Frau, und Ihr braucht an der Seite Eures Thrones einen Verteidiger, der ein Schwert zu führen vermag. Diesen starken Arm, diese männliche Energie wird Eure Majestät unter denjenigen zu finden wissen, welche die Bande der Verwandtschaft zu ihren natürlichen Stützen machen.«

Catharina von Medicis bezahlte dem Herzog von Guise sogleich ihre Schuld für sein gutes Benehmen ab.

Es bestand zwischen ihnen gleichsam ein, durch einen einzigen Blick geschlossenen, stummer Vertrag, der jedoch wir müssen es gestehen, weder von der einen, noch von der andern Seite aufrichtig war und, wie man sehen wird, nicht lange dauern sollte.

Der junge König verstand seine Mutter und reichte, ermutigt durch einen Blick von Maria, dem Balafré seine schüchterne Hand.

Mit diesem Händedruck übergab er ihm die Regierung von Frankreich.

Doch nach dem Willen von Catharina von Medicis soll sich ihr Sohn nicht zu weit einlassen, ehe ihr der Herzog von Guise gewisse Pfänder seiner guten Gesinnung gegeben hätte.

Sie kam also dem König, der wahrscheinlich durch irgend ein förmliches Versprechen seine vertrauensvolle Gebärde zu bestätigen im Begriff war, zuvor, nahm zuerst das Wort und sagte:

»In jedem Fall, Sire, hat Eure Mutter, ehe Ihr einen Minister wählt, Euch nicht um eine Gnade zu bitten, sondern eine Forderung an Euch zu stellen.«

»Sagt: mir einen Befehl zu geben, Madame«, erwiderte Franz II.: »sprecht, ich bitte Euch.«

»Wohl, mein Sohn, es handelt sich um eine Frau, die viel Böses mir und noch viel mehr Frankreich zugefügt hat. Es geziemt sich nicht für uns, die Schwächen desjenigen zu tadeln, der uns mehr als je heilig sein muß. Doch leider ist Euer Vater nicht mehr, Sire, sein Wille herrscht nicht mehr in diesem Schlosse, und dennoch wagt es diese Frau, die ich nicht nennen will, immer noch, darin zu bleiben, und tut mir bis an's Ende die Beleidigung ihrer Gegenwart an. Während der langen Lethargie des Königs stellte man ihr vor, es wäre Unschicklich von ihr, im Louvre zu bleiben.«

»Ist der König tot?« fragte sie.

»Nein, er atmet noch.«

»Wohl, dann hat Niemand als er das Recht, Befehle zu geben.«

»Und sie blieb unverschämter Weise.«

Der Herzog von Guise unterbrach ehrfurchtsvoll die Königin Mutter und erwiderte rasch:

»Verzeiht, Madame, ich glaube die Absichten Seiner Majestät in Beziehung auf diejenige, von welcher Ihr sprecht, zu kennen.«

Und ohne eine weitere Bemerkung schlug er auf ein Glöckchen. Es erschien ein Diener.

»Man melde Frau von Poitiers, der König wolle sie auf der Stelle sprechen«, sagte er.

Der Diener verbeugte sich und ging ab, um den Befehl zu vollziehen.

Der junge König schien nicht im Geringsten darüber erstaunt oder unruhig, daß man ihm so die Gewalt ohne sein Gutheißen aus den Händen nahm. Er war im Grunde entzückt über Alles, was seine Verantwortlichkeit vermindern und ihm die Mühe, zu befehlen und zu handeln, ersparen konnte.

Der Balafré wollte indessen seinem Schritt die Sanction der königlichen Bestimmung geben.«

»Ich glaube nicht zu sehr vorzugreifen, Sire«, sprach er, »wenn ich sage, ich kenne die Wunsche Eurer Majestät in dieser Hinsicht?«

»Nein, gewiß nicht, teurer Oheim«, erwiderte Franz voll Eifer. »Handelt immerhin! ich weiß zum Voraus, daß das, was Ihr tun werdet, wohlgetan ist.«

»Und das, was Ihr sagt, ist Wohlgesagt, mein Herzchen«,

flüsterte ihm mit sanfter Stimme Maria Stuart in's Ohr.

Franz errötete vor Freude und Stolz. Für ein Wort, für einen Blick der Billigung von seiner angebeteten Maria hätte er wahrhaftig alle Königreiche der Erde gefährdet und preisgegeben.

Die Königin Mutter erwartete mit ungeduldiger Neugierde, welchen Beschluß der Herzog von Guise fassen würde.

Sie glaubte jedoch, sowohl um das Stillschweigen auszufüllen, als um ihre Absicht schärfer kundzugeben, beifügen zu müssen:

»Diejenige, welche Ihr berufen habt, Sire, kann übrigens, wie mir scheint, ganz wohl den Louvre ungeteilt der einzigen gesetzlichen Königin der Vergangenheit sowohl, als der reizenden Königin der Gegenwart überlassen«, fügte sie, freundlich sich gegen Maria Stuart verneigend, bei. »Hat die reiche und schöne Dame nicht als Zufluchtstätte und Trost ihr prächtiges Schloß Anet, das sicherlich königlicher und Prächtiger ist, als mein einfaches Haus in Chaumont an der Loire.«

Der Herzog von Guise antwortete nichts, doch er merkte sich diese Einschärfung in seinem Innern.

Es ist nicht zu leugnen, er haßte Diana von Poitiers nicht weniger, als es Catharina Von Medicis tat. Es war Frau von Valentinois, welche bis dahin, um ihrem Connetable zu gefallen, dem Glück und den Plänen des Balafre Fesseln angelegt und Hindernisse entgegengestellt hatte; sie war es, die ihn ohne Zweifel für immer in den Schatten verbannt haben würde, hätte nicht die Lanze von Gabriel mit dem Leben von Heinrich II. die Macht der Zauberin gebrochen.

Doch der Tag der Wiedervergeltung war endlich für Franz von Lothringen gekommen, und er wußte eben so gut zu hassen, als er zu lieben verstand.

In diesem Augenblick meldete der Huissier mit lauter Stimme:

»Die Frau Herzogin von Valentinois.«

Frau von Poitiers trat, offenbar beängstigt, aber immer noch hoffärtig, ein.

XII.

Folge der Rache von Gabriel.

Frau von Valentinois verbeugte sich leicht vor dem jungen König, noch leichter vor Catharina von Medicis und Maria Stuart, und schien die Gegenwart des Herzogs von Guise gar nicht zu bemerken.

»Sire«, sprach sie, »Eure Majestät hat mir befohlen, vor ihr zu erscheinen.«

Sie hielt inne. Zugleich gereizt und beunruhigt durch die stolze Haltung der Exfavoritin, zögerte, errötete Franz II. und sagte am Ende:

»Unser Oheim von Guise hat es gütigst übernommen, Euch mit unsern Absichten bekannt zu machen, Madame.«

Und er fing wieder an, leise mit Maria Stuart zu Plaudern.

Diana wandte sich langsam gegen den Balafré um und versuchte es, als sie das feine, spöttische Lächeln sah, das über seinen Mund schwebte, ihm den gebieterischsten der Blicke von Juno der Zornigen. entgegenzusetzen.

Doch der Balafré war viel weniger leicht einzuschüchtern als sein königlicher Neffe.

»Madame«, sagte er zu Diana, nachdem er sich tief verbeugt hatte, »der König hat erfahren, welchen aufrichtigen Kummer Euch das furchtbare Unglück, das uns Alle betroffen, verursachte. Er dankt Euch dafür. Seine Majestät glaubt Eurem teuersten Wunsch entgegen zu kommen, wenn er Euch den Hof zu verlassen und mit der Einsamkeit zu vertauschen erlaubt. Ihr könnt abreisen, sobald es Euch genehm ist. Diesen Abend zum Beispiel.«

Diana verschlang eine Träne der Wut in ihrem entflammten Auge.

»Seine Majestät erfüllt in der Tat meinen innigsten Wunsch«, sagte sie; »was hatte ich jetzt hier noch zu tun? Es liegt mir nichts so sehr am Herzen, als mich in meine Verbannung zurückzuziehen, und zwar, seid unbesorgt, mein Herr, sobald als

möglich!«

»Es steht also Alles ganz gut«, versetzte der Herzog mit leichtem Tone, während er mit den Schleifen seines Sammetmantels spielte. »Aber, Madame«, fügte er indem er seinen Worten die Bedeutung und den Nachdruck eines Befehles gab, »Euer Schloß Anet, das Ihr der Güte des seligen Königs zu verdanken habt, ist vielleicht ein zu weltlicher, zu offener, zu heiterer Aufenthaltsort für eine trostlose Einsiedlerin, wie Ihr seid. Die Frau Königin Catharina bietet Euch nun dagegen ihr Schloß Chaumont an der Loire, das entfernter von Paris liegt und folglich, wie ich denke, für den Augenblick Eurem Geschmack und Euren Bedürfnissen mehr entspricht.«

Frau von Poitiers begriff ganz wohl, daß dieser angebliche Tausch nur eine willkürliche Confiscation verkleidete. Aber was sollte sie tun? Wie sollte sie widerstehen? Sie hatte weder mehr Ansehen, noch Gewalt: alle ihre Freunde vom vorhergehenden Tag waren ihre Feinde vom heutigen. Sie mußte bebend nachgeben und gab nach.

»Ich schätze mich glücklich«, sprach sie mit dumpfem Tone, »ich schätze mich glücklich, der Königin die herrliche Besitzung anzubieten, die ich in der Tat der Großmut ihres edlen Gemahls zu verdanken habe.«

»Ich nehme diese Genugtuung an, Madame«, sagte Catharina von Medicis mit trockenem Tone, Diana einen kalten und dem Herzog von Guise einen dankbaren Blick zuwerfend.

Es war, als machte er ein Geschenk mit Anet.

»Das! Schloß Chaumont an der Loire gehört Euch, Madame«, fügte sie bei, »und es soll in den Stand gesetzt werden, um seine neue Eigentümerin würdig zu empfangen.«

»Und dort«, fuhr der Herzog von Guise fort, um den wütenden Blicken, mit denen ihn Diana niederschmettern suchte, einen unschuldigen Spott entgegenzusetzen, »dort, in der Stille, Madame, könnt Ihr nach Muße von den Anstrengungen ausruhen, die Euch während der letzten Tage die zahlreichen Korrespondenzen und Konferenzen verursacht haben, die Ihr, wie ich höre, im Einverständnis mit Herrn von Montmorency hieltet.«

»Ich glaubte demjenigen, der damals Euer König war, nicht

schlecht zu dienen«, sagte Diana, »wenn ich mit dem großen Staatsmann, mit dem großen Krieger seiner Regierung gemeinschaftlich und im Einverständnis bei Allem dem zu wirken suchte, was das Wohl des Reiches betraf.«

Doch in ihrem eifrigen Verlangen, ein spöttisches Wort durch ein spöttisches Wort zu erwidern, dachte Frau von Poitiers nicht daran, daß sie Waffen gegen sich selbst lieferte und Catharina an ihren Groll gegen ihren andern Feind, den Connetable erinnerte.

»Es ist wahr«, sagte die unversöhnliche Königin Mutter, »Herr von Montmorency hat mit seinem Ruhm und seinen Arbeiten zwei ganze Regierungen ausgefüllt; und es ist Zeit, mein Sohn«, fügte sie, sich an den jungen König wendend, bei, »es ist Zeit, daß Ihr darauf bedacht seid, ihm ebenfalls den ehrenvollen Rückzug zu sichern, den er so mühsam verdient hat.«

»Herr von Montmorency erwartete, wie ich, diese Belohnung für seine langen Dienste«, erwiderte Diana voll Bitterkeit. »Er war so eben, als Seine Majestät mich rufen ließ, bei mir. Er muß noch dort sein, ich kehre zurück und teile ihm mit, wie gut man hier für ihn gesinnt ist: er wird sogleich dem König seinen Dank mit seinem Abschied darbringen können; Er ist Mann, er ist Connetable, er ist einer der mächtigsten Herren des Reiches und wird ohne Zweifel früher oder später Gelegenheit finden, besser als durch Worte seinen tiefgefühlten Dank einem gegen die Vergangenheit so frommen König und den neuen Räten zu bezeigen. welche auf eine so nützliche Weise zu dem Werke der Gerechtigkeit und der öffentlichen Interessen, das er vollbringen will, beitragen.«

»Eine Drohung!« sagte der Balafré zu sich selbst.

»Die Schlange richtet sich unter der Ferse wieder auf. Desto besser! es ist mir lieber so.«

»Der König ist stets bereit, den Herrn Connetable zu empfangen«, sprach die Königin Mutter, ganz bleich vor Entrüstung; »und wenn der Herr Connetable Forderungen oder Bemerkungen an Seine Majestät zu richten hat, so braucht er nur zu kommen, man wird ihn hören und ihm, wie Ihr sagt, Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Ich werde ihn schicken«, erwiderte Frau von Poitiers mit trotziger Miene.

Dann machte sie abermals ihre stolze Verbeugung vor dem König und den zwei Königinnen und entfernte sich, die Stirne hoch, aber die Seele gebrochen, den Stolz auf dem Gesicht und den Tod im Herzen.

Hätte sie Gabriel sehen können, er würde sich schon an ihr gerächt gefunden haben.

Selbst Catharina willigte um den Preis dieser Demütigung ein, nicht mehr denselben Haß gegen Diana zu hegen . . .

Nur hatte die Königin Mutter mit Unruhe bemerkt, daß der Herzog von Guise bei dem Namen des Connetable schwieg und die frechen Herausforderungen von Frau von Poitiers nicht mehr erwiderte.

Fürchtete der Balafré Herrn von Montmorency, und wollte er ihn schonen? Würde er im Notfall ein Bündnis; mit diesem alten Feinde von Catharina schließen?

Es war wichtig für die Florentinerin, zu erfahren, woran sie sich in dieser Hinsicht zu halten hatte, ehe sie die Gewalt in die Hände von Franz von Lothringen fallen ließ.

Um ihn auszuforschen und zugleich um den König zu sondieren, sprach sie, nachdem Diana weggegangen war:

»Frau von Poitiers ist sehr frech und scheint mit ihrem Connetable sehr stark zu sein. Es ist in der Tat gewiß, mein Sohn, daß Ihr, wenn Ihr Herrn von Montmorency irgend eine Macht anvertraut, Frau Diana die Hälfte dieser Macht gebt.«

Der Herzog von Guise beobachtete immer noch dasselbe Stillschweigen.

»Ich, was mich betrifft«, fuhr Catharina fort, »wenn ich Eurer Majestät einen Rat geben darf, so ist es der, Euer Vertrauen nicht zwischen Mehreren zu verteilen, sondern als einzigen Minister, nach Eurer Wahl, entweder Herrn von Montmorency, oder Euren Oheim von Guise, oder Euren Oheim von Bourbon anzunehmen. Doch den Einen oder den Andern, und nicht die Einen und die Andern. Ein einziger Wille walte im Staat mit dem des Königs, der durch die kleine Anzahl von Personen, die nur bei seinem Heil und bei seinem Ruhm interessiert sind, beraten werde. Ist das

nicht Eure Ansicht, Herr von Lothringen?»

»Ja, Madame, wenn es die Eurige ist«, antwortete der Herzog von Guise mit einer Art von Unterwürfigkeit.

»Ah!« sagte Catharina zu sich selbst, »ich habe richtig erraten; er gedachte sich auf den Connetable zu stützen. Doch er muß sich zwischen ihm und mir entscheiden, und ich glaube nicht, daß ein Grund zu zögern vorhanden ist . . . mir scheint, Herr von Guise«, fuhr sie dann laut fort, »Ihr müßt um so mehr meine Ansicht teilen, als sie Euch begünstigt; denn der König kennt meine Gedanken, es ist weder der Connetable von Montmorency, noch Anton von Navarra, zu dem ich ihm raten möchte . . . und wenn ich mich für den Ausschluß erkläre, so erkläre ich mich nicht gegen Euch.«

»Madame«, erwiderte der Herzog von Guise«, »glaubt eben so sehr an meine tiefe Dankbarkeit, als an meine nicht minder ausschließliche Ergebenheit!«

Der feine Politiker legte auf diese letzten Worte einen Nachdruck, als ob er seinen Entschluß gefaßt und den Connetable entschieden Catharina geopfert hätte.

»So gefällt es mir!« versetzte die Königin Mutter. »Kommen die Herren vom Parlament, so ist es gut, wenn sie unter uns diese seltene und rührende Einhelligkeit der Absichten und Gefühle finden.«

»Ich freue mich hauptsächlich über dieses gute Einvernehmen«, rief der junge König in die Hände klatschend. »Mit meiner Mutter als Ratgeberin und meinem Oheim als Minister, fange ich an, mich mit diesem Königtum auszusöhnen, das mich von Anfang so sehr erschreckte.«

»Wir regieren im Kreise der Familie«, fügte Maria Stuart heiter bei.

Catharina von Medicis und Franz von Lothringen lächelten bei diesen Hoffnungen. oder vielmehr bei diesen Täuschungen ihrer jungen Souverains. Jedes von ihnen hatte für den Augenblick, was es sich wünschte: er die Gewißheit, die Königin Mutter würde sich dem nicht widersetzen, daß man ihm die Allmacht anvertraute; sie den Glauben, der Minister würde diese Allmacht mit ihr teilen.

Nun meldete man Herrn von Montmorency.

Der Connetable war, es ist nicht zu leugnen, Anfangs würdiger und ruhiger, als Frau von Valentinois. Ohne Zweifel war er von ihr gewarnt worden und wollte wenigstens mit Ehren fallen.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Franz II., nahm zuerst das Wort und sprach:

»Sire, ich vermutete zum Voraus, der alte Diener Eures Vaters und Eures Großvaters würde sich keiner Gunst bei Euch zu erfreuen haben. Ich beklage mich nicht über diesen Umschlag des Glücks, den ich vorhergesehen, und ziehe mich ohne Murren zurück. Bedürfen der König oder Frankreich je noch einmal meiner, so wird man mich auf meinem Gute in Chantilly finden, Sire, und meine Habe, meine Kinder, mein eigenes Leben, Alles, was ich besitze, wird stets dem Dienst Eurer Majestät geweiht sein.«

Diese Mäßigung schien den jungen König zu rühren, und verlegener als je wandte dieser sich mit einer Art von Bangigkeit gegen seine Mutter um.

Aber der Herzog von Guise, der wohl ahnte, sein Dazwischentritt allein würde die Zurückhaltung des alten Connetable in Zorn verwandeln, sagte in den Formen der übermäßigsten Höflichkeit:

»Da Herr von Montmorency den Hof verläßt, so wird er, denke ich, wohl die Güte haben, vor seiner Abreise Seiner Majestät das ihm vom seligen König anvertraute Siegel zurückzugeben, dessen wir noch heute bedürfen?«

Der Balafré hatte sich nicht, getäuscht. Diese einfachen Worte erregten im höchsten Grad den Grimm des eifersüchtigen Connetable.

»Hier ist dieses Siegel«, erwiderte er voll Bitterkeit, indem er es unter seinem Wamms vorzog. »Ich war im Begriff, es Seiner Majestät zurückzugeben, ohne daß man mich darum zu bitten brauchte; doch Seine Majestät ist, wie ich sehe, umgeben von Leuten, welche geneigt sind, schmachvolle Verletzung gegen diejenigen zu raten, welche nur auf Dankbarkeit Anspruch zu machen hätten.«

»Von wem spricht Herr von Montmorency?« fragte Catharina

mit einer hochmütigen Miene.

»Ei! ich habe von denjenigen gesprochen, welche Seine Majestät umgeben«, antwortete der Connetable«, der sich nun wieder seiner mürrischem ungeschliffenen Natur überließ.

Doch er hatte seine Zeit schlecht gewählt, und Catharina wartete nur auf diese Gelegenheit, um auszubrechen.

Sie stand auf und fing, jede Schonung von sich werfend, an, dem Connetable die harten, verächtlichen Manieren, deren er sich stets gegen sie bedient, seine Feindseligkeit gegen Alles, was Florentinisch war, den Vorzug, den er öffentlich der Favoritin vor der gesetzlichen Frau gegeben, vorzuwerfen. Sie wußte wohl, daß sie ihm alle Demütigungen zuschreiben mußte, welche die Ausgewanderten, die ihr gefolgt waren, auszustehen hatten. Es war ihr bekannt, daß Montmorency während der ersten Jahre ihrer Ehe Heinrich II. den Vorschlag gemacht, sie als unfruchtbar zu verstoßen; daß er sie seitdem durch feige Verleumdungen verfolgt hatte!

Wütend und wenig an Vorwürfe gewöhnt, antwortete der Connetable hierauf durch ein Hohngelächter, das eine neue Beleidigung war.

Der Herzog von Guise hatte indessen Zeit gehabt, mit leiser Stimme die Befehle von Franz II. in Empfang zu nehmen, oder vielmehr ihm diese Befehle zu diktieren, und ruhig die Stimme erhebend, schmetterte er seinen Nebenbuhler zur größten Freude und Zufriedenheit von Catharina von Medicis nieder.

»Herr Connetable«, sagte er mit seiner höhnischen Höflichkeit, »Eure Freunde und Kreaturen, welche mit Euch im Rat saßen, Bochetel, l'Aubespine und die Anderen, namentlich Seine Eminenz der Siegelbewahrer Jean Bertrande, werden Euch wahrscheinlich in Euren Wünschen, den Abschied zu nehmen, nachahmen wollen. Der König beauftragt Euch in der Tat, ihnen in seinem Namen zu danken. Schon morgen werden sie völlig frei und ersetzt sein.«

»Es ist gut«, murmelte Herr von Montmorency zwischen den Zähnen.

»Was Herrn von Coligny, Euren Neffen, betrifft, der zugleich Gouverneur der Picardie und der Ile-de-France ist«, fuhr der

Balafré fort, »so hat der König die Ansicht, es sei dies ein für einen einzigen Menschen wirklich zu schweres, zu lästiges Amt, und er will daher dem Herrn Admiral die Bürde von einem seiner Gouvernements nach seiner Wahl abnehmen. Nicht wahr, Ihr werdet die Güte haben, ihn davon in Kenntnis zu setzen?«

»Warum nicht?« erwiderte der Connetable mit einem schmerzlichen Gelächter.

»Was Euch betrifft, Herr Connetable . . . « fuhr der Herzog von Guise ganz ruhig fort.

»Nimm man mir auch den Stab des Connetable ab?« unterbrach ihn Herr von Montmorency voll Bitterkeit.

»Oh!« entgegnete Franz von Lothringen, »Ihr wißt wohl, daß dies unmöglich ist, und daß es sich bei dem Amt des Connetable nicht wie bei dem des Generallieutenants des Königreichs verhält: der Connetable ist unentsetzbar. Doch ist sein Amt nicht unverträglich mit dem des Großmeisters, mit welchem Ihr ebenfalls bekleidet seid? Das ist wenigstens die Ansicht Seiner Majestät, welcher diese Stelle von Euch zurückfordert, mein Herr, und mir bewilligt, der ich keine andere habe.«

»Ganz vortrefflich« rief Montmorency mit den Zähnen knirschend. »Ist das Alles, mein Herr?«

»Ich denke, ja«, antwortete der Herzog von Guise, indem er sich wieder niedersetzte.

Der Connetable fühlte, daß es ihm schwer wäre, seine Wut länger zu Verhalten, daß er vielleicht ausbrechen, sich gegen die Achtung vor dem König verfehlen, und aus einem in Ungnade Gefallenen ein Rebell werden würde . . . Er wollte diese Freude seinem triumphierenden Feinde nicht gönnen, machte eine kurze Verbeugung und schickte sich an, wegzugehen Ehe er sich jedoch entfernte, sprach er, als ob er sich eines Andern besänne, zum jungen König:

»Sire, ich habe Euch nur noch ein letztes Wort zu sagen, nur noch eine letzte Pflicht gegen das Andenken Eures glorreichen Vaters zu erfüllen. Derjenige, der ihm den Todesstreich versetzt hat der Urheber unserer allgemeinen Trostlosigkeit ist vielleicht nicht allein ungeschickt gewesen, Sire, ich habe wenigstens alle Ursache, dies zu glauben. Bei diesem unseligen Zufall konnte

wohl meiner Ansicht nach, eine strafbare Absicht mitwirken. Der Mann, den ich anklage, mußte sich, ich weiß es, vom König verletzt glauben. Eure Majestät wird wohl in dieser Hinsicht Befehl zu einer strengen Untersuchung geben . . . «

Der Herzog von Guise bebte bei dieser förmlichen und gefährlichen Anklage gegen Gabriel. Doch Catharina von Medicis übernahm es diesmal, zu antworten.

»Wißt, mein Herr«, sagte sie zum Connetable, »wißt, daß es nicht Eurer Aufforderung bedurfte, um auf einen solchen Umstand die Aufmerksamkeit von denjenigen zu lenken, welchen das auf eine so grausame Weise abgebrochene königliche Leben nicht minder teuer und kostbar war, als Euch. Ich die Witwe von Heinrich II., will Niemand in der Welt die Initiative bei einer solchen Sorge lassen. Beruhigt Euch also, man ist Euch in Euren Bemühungen um diesen Gegenstand zugekommen, und Ihr könnt Euch über diesen Punkt getröstet zurückziehen.«

»Dann habe ich nichts mehr beizufügen«, sprach der Connetable.

Es war ihm nicht einmal gestattet, persönlich seinen tiefen Groll gegen den Grafen von Montgomery zu befriedigen und als Denunziant des Schuldigen und als Rächer seines Gebietes aufzutreten.

Erstickt vor Scham und Zorn, ganz in Verzweiflung, entfernte er sich.

Noch an demselben Abend reiste er nach seiner Besitzung Chantilly ab.

An demselben Tag verließ auch Frau von Valentinois den Louvre, wo sie mehr als die Königin regiert hatte, um ihn mit ihrer traurigem entfernten Verbannung in Chaumont an der Loire zu vertauschen, von wo sie bis zu ihrem Tod nicht mehr zurückkehren sollte.

Diana von Poitiers gegenüber war also die Rache von Gabriel erfüllt.

Wohl brütete die Exfavoritin ihrerseits über einem furchtbaren Rachewerk gegen denjenigen, welcher sie so von ihrer Höhe herabgestürzt hatte.

Was den Connetable betrifft, so war Gabriel noch nicht mit ihm

zu Ende, und er sollte ihn an dem Tag wiederfinden, an dem er abermals sein Ansehen erlangte.

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor und kehren wir in aller Eile in den Louvre zurück, wo man Franz II. die Abgeordneten des Parlaments gemeldet hat.

XIII.

Temperaturwechsel.

Nachdem von Catharina von Medicis ausgesprochene Wunsch fanden die Abgeordneten des Parlaments den völligsten Einklang im Louvre. Franz II., der zu seiner Rechten seine Frau, zu seiner Linken seine Mutter hatte, stellte ihnen den Herzog von Guise als Generallieutenant des Königreichs, den Kardinal von Lothringen als Oberintendanten der Finanzen und François Olivier als Siegelbewahrer vor. Der Balafré triumphierte, die Königin Mutter lächelte bei seinem Triumph, Alles ging aufs Beste; und kein Symptom von Mißhelligkeit schien die erfreulichen Auspicien einer Regierung zu trüben, welche eben so lang, als glücklich zu werden versprach.

Einer von den Räten des Parlaments dachte ohne Zweifel, eine Idee der Milde wäre nicht unwillkommen bei diesem Glück und rief, als er am König vorüberging, mitten aus einer Gruppe:

»Gnade für Anne Dubourg!«

Doch dieser Rat vergaß, welch ein eifriger Katholik der neue Minister war. Nach seiner Manier stellte sich der Balafré, als hätte er schlecht gehört, und ohne nur den König oder die Königin Mutter um ihre Ansicht zu fragen, antwortete er mit lauter und fester Stimme:

»Ja, meine Herren, ja, seid unbesorgt, der Prozeß von Anne Dubourg und seinen Mitangeschuldigten soll verfolgt und rasch beendigt werden!«

Auf diese Versicherung verließen die Mitglieder des Parlamentes den Louvre, freudig oder traurig, je nach ihrer Ansicht, doch insgesamt überzeugt, nie seien Regierende inniger und besser mit einander zufrieden gewesen, als die, welche sie so eben begrüßt.

Nach ihrem Abgang sah der Herzog von Guise in der Tat abermals auf den Lippen von Catharina von Medicis das Lächeln, das nun, so oft er sie anschaute, daraus stereotypiert zu sein schien.

Durch diese Vorstellungen schon ganz ermüdet, stand Franz II. auf.

»Für heute sind wir nun hoffentlich von den Geschäften und Zeremonien befreit«, sagte er. »Meine Mutter, mein Oheim, können wir nicht dieser Tage Paris ein wenig verlassen und unsere Trauerzeit anderswo beendigen, in Blois zum Beispiel, am Ufer der Loire, die Maria so sehr liebt? Sprecht, können wir das nicht?«

»Oh! sorgt, daß dies möglich ist« rief Maria Stuart, »An diesen schönen Sommertagen ist Paris so langweilig und auf dem Lande ist es so heiter!«

»Herr von Guise wird hierauf bedacht sein«, erwiderte Catharina. »Doch für heute, mein Sohn, ist Eure Aufgabe noch nicht ganz beendigt. Ehe ich Euch der Ruhe überlasse, muß ich ich noch eine halbe Stunde Zeit von Euch verlangen, denn Ihr habt noch eine heilige Pflicht zu erfüllen.«

»Welche, meine Mutter?« fragte Franz.

»Eure Pflicht des Gerichtsherrn, Sire, Die Pflicht, in deren Erfüllung der Herr Connetable mir zuvorgekommen zu sein sich einbildete. Doch die Gerechtigkeit der Gattin ist rascher als die des Feindes.«

»Was will sie damit sagen?« fragte sich unruhig der Herzog von Guise.

»Sire«, fuhr Catharina fort, »Euer erhabener Vater ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Ist derjenige, welcher ihn geschlagen hat, unglücklich oder ist er strafbar? Ich, meines Theils, neige mich der letzten Vermutung zu. Doch in jedem Fall lohnt es sich der Mühe, die Frage scharf herauszustellen. Nehmen wir gleichgültig ein solches Attentat hin, ohne uns nur die Mühe zu geben, zu fragen, ob es freiwillig gewesen oder nicht, welcher Gefahr wären nicht alle Könige, und zuerst Ihr preisgegeben, Sire! Eine Untersuchung über das, was man den Unfall vom 30. Juni nennt, ist also notwendig.«

»Madame«, entgegnete der Balafré, »da müßte man also Herrn von Montgomery auf der Stelle, als des Königsmords bezichtigt, verhaften lassen?«

»Herr von Montgomery ist seit diesem Morgen verhaftet«,

antwortete die Königin Mutter.

»Verhaftet?« Und auf wessen Befehl?« rief der Herzog von Guise.

»Auf den meinigen«, erwiderte Catharina. »Noch war keine Gewalt eingesetzt, und ich übernahm es, diesen Befehl zu geben. Herr von Montgomery konnte jeden Augenblick die Flucht ergreifen, und es war daher dringend, ihm zuvorzukommen. Man hat ihn geräuschlos und ohne ein Arnsberger zu erregen in den Louvre gebracht. Ich fordere Euch auf, mein Sohn, ihn zu befragen.«

Ohne eine andere Erlaubnis, schlug es sie auf ein Glöckchen, um Jemand herbeizurufen, wie es der Herzog von Guise zwei Stunden zuvor getan hatte.

Doch diesmal faltete der Balafre die Stirne. Der Sturm zog heran.

»Laßt den Gefangenen bringen«, sagte Catharina von Medicis zu dem Huissier, der auf den Ruf des Glöckchens sogleich erschien.

Als der Huissier wieder weggegangen war, trat ein verlegenes Stillschweigen ein. Der König schien unentschlossen, Maria Stuart unruhig, der Herzog von Guise unzufrieden. Die Königin Mutter allein heuchelte Würde und Sicherheit.

Der Herzog von Guise ließ nur das einfache Wort fallen:

»Mir scheint, wenn Herr von Montgomery hätte fliehen wollen, so wäre ihm seit vierzehn Tagen nichts leichter gewesen.«

Catharina hatte nicht Zeit, zu antworten, denn in demselben Augenblick wurde Gabriel eingeführt.

Er war bleich, aber ruhig. Sehr frühe am Morgen hatten ihn zum großen Schrecken von Aloyse vier Knechte aus seinem Hotel geholt. Er war ihnen ohne den geringsten Widerstand gefolgt und wartete seitdem ohne den Anschein irgend einer Furcht.

Als er festen Schrittes und mit ruhiger Miene eintrat, wechselte der junge König die Farbe, war er nun erschüttert dadurch, daß er denjenigen erblickte, welcher seinen Vater geschlagen hatte, erschrak er darüber, daß er zum ersten Mal die Pflicht des Gerichtsherrn, von der ihm seine Mutter gesprochen, erfüllen sollte . . . in der Tat die schrecklichste Pflicht, die der Herr den

Königen auferlegt hat.

Er sagte auch mit einer Stimme, die man kaum hörte, zu Katharina, gegen die er sich umwandte:

»Sprecht, Madame, es ist an Euch, zu sprechen.«

Catharina von Medicis machte auf der Stelle von der Erlaubnis Gebrauch. Sie glaubte sich nun sicher ihres allmächtigen Einflusses auf Franz II. und auf seinen Minister . . . Sie wandte sich also an Gabriel und sprach mit einem richterlichen, stolzen Tone:

»Mein Herr, wir wollten vor jeder Untersuchung Euch vor Seiner Majestät selbst erscheinen lassen und Euch mit unserem eigenen Mund befragen, damit es nicht einmal Euch gegenüber einer Genugtuung bedürfte, wenn wir Euch unschuldig fänden, damit die Justiz um so leuchtender, um so schlagender wäre, wenn wir Euch schuldig fänden. Außerordentliche Verbrechen heischen außerordentliche Richter. Seid ihr bereit, uns zu antworten?«

»Ich bin bereit, Euch zu hören, Madame«, erwiderte Gabriel.

Catharina war mehr aufgebracht als überzeugt durch die Ruhe des Mannes, den sie schon haßte, ehe er sie zur Witwe gemacht hatte, den sie in demselben Grad haßte, in welchem sie ihn einen Augenblick hatte lieben können.

Sie fuhr also mit einer gewissen beleidigenden Bitterkeit fort:

»Seltsame Umstände erheben sich gegen Euch, mein Herr, und klagen Euch an: Eure langen Abwesenheiten von Paris, Eure freiwillige Verbannung vom Hof seit beinahe zwei Jahren, Eure Gegenwart und Eure geheimnisvolle Haltung bei dem unseligen Turnier, Eure Weigerung sogar, mit dem König eine Lanze zu brechen. Wie kommt es, daß Ihr, der Ihr an dergleichen Kampfspiele gewöhnt seid, die herkömmliche und notwendige Vorsichtsmaßregel, bei der Rückkehr den Stumpf Eurer Lanze wegzuwerfen, unterlassen habt? Wie erklärt Ihr diese seltsame Vergeßlichkeit? Antwortet endlich! Was habt Ihr zu dem Allem zu sagen?«

»Nichts, Madame«, erwiderte Gabriel.

»Nichts!« versetzte die Königin Mutter erstaunt.

»Durchaus nichts.«

»Wie«, Catharina, »Ihr gesteht also . . . Ihr gebt es also zu . . . «

»Ich gestehe nichts, ich gebe nichts zu, Madame.«

»Ihr leugnet?«

»Ich leugne eben so wenig: ich schweige.«

Maria Stuart entschlüpfte eine Gebärde der Billigung; Franz II. horchte und schaute mit einer gewissen Begierde; der Herzog von Guise blieb stumm und unbeweglich.

Catharina fuhr mit immer schärferem Tone fort:

»Mein Herr, nehmt Euch in Acht! Ihr würdet besser daran tun, wenn Ihr Euch zu verteidigen und zu rechtfertigen suchtet. Erfahrt Eines: Herr von Montmorency, den man zur Not als Zeugen vernehmen könnte, behauptet, daß Ihr gegen den König einen gewissen Groll, daß Ihr Beweggründe persönlicher Erbitterung haben konntet.«

»Welche, Madame? Hat sie Herr von Montmorency genannt?«

»Noch nicht, doch er würde sie ohne Zweifel nennen.«

»Nun! er nenne sie, wenn er es wagt.«

»Ihr weigert Euch also ganz und gar, zu sprechen.«

»Ich weigere mich.«

»Die Folter dürfte vielleicht diesem hochmütigen Stillschweigen ein Ende machen, wißt Ihr?«

»Ich glaube nicht, Madame.«

»Und dann wagt Ihr auf diese Art Euer Leben, das sage ich Euch.«

»Ich werde es nicht verteidigen, Madame, denn es ist nicht mehr der Mühe wert.«

»Ihr seid fest entschlossen, mein Herr? nicht ein Wort?«

»Nicht ein Wort, Madame«, sprach Gabriel, den Kopf schüttelnd.

»Das ist gut!« rief Maria Stuart, durch einen unwiderstehlichen Strom ihrer Gefühle fortgerissen. »Es ist edel und groß, dieses Stillschweigen! es ist das eines hochherzigen Mannes, der nicht einmal den Verdacht zurückweisen will, aus Furcht, der Verdacht könnte ihn berühren. Ich sage, daß dieses Stillschweigen die beredteste Rechtfertigung ist.«

Doch die alte Königin schaute die junge mit einer strengen und zornigen Miene an.

»Ja, ich habe vielleicht Unrecht, so zu sprechen«, fuhr Maria Stuart fort; doch desto schlimmer, ich sage, was ich fühle und was ich denke. Mein Herz wird nie meinen Mund schweigen machen können. Meine Eindrücke und Gemütsbewegungen müssen zu Tage ausgehen. Mein Instinkt ist meine Politik. Dieser Instinkt aber ruft mir hier zu, Herr d'Exmés habe nicht kalt den Entschluß zu einem solchen Verbrechen gefaßt und dieses freiwillig ausgeführt, er sei nur das blinde Werkzeug des Verhängnisses gewesen, glaube über jeder solchen Mutmaßung zu stehen und verachte es daher, sich zu rechtfertigen. Mein Instinkt ruft das in mir, und ruft es ganz laut. Warum nicht?«

Der junge König hörte voll Liebe und Freude sein Herzkind, wie er sie nannte, sich mit dieser Beredtheit und mit diesem Feuer ausdrücken, wodurch sie noch zwanzigmal hübscher war als gewöhnlich.

Gabriel aber rief mit bewegter tiefer Stimme:

»Oh! ich danke, Madame, ich danke Euch! und Ihr tut wohl daran, nicht für mich, sondern für Euch tut Ihr wohl daran, daß Ihr so handelt.«

»Oh! ich weiß es wohl!« sagte Maria mit dem anmutreichsten Tone, der sich träumen läßt.

»Sind wir mit diesen sentimentaln Kindereien zu Ende?« rief Catharina zornig.

»Nein, Madame«, erwiderte Maria Stuart, in ihrer Eitelkeit als junge Frau und als junge Königin verletzt, »nein! wenn Ihr mit diesen Kindereien zu Ende seid, so sangen wir, die wir Gott sei Dank jung sind, erst damit an. Ist das nicht wahr, mein holder Sire«, fügte sie, freundlich an ihren jungen Gemahl wendend, bei.

Der König antwortete nicht, aber er streifte mit seinen Lippen das Ende dieser rosigen Finger, die ihm Maria reichte.

Der bis jetzt im Zaum gehaltene Zorn der Königin brach los. Sie hatte sich noch nicht daran gewöhnt, als König einen Sohn zu behandeln, der beinahe noch ein Kind war; dabei glaubte sie sich stark durch die Unterstützung des Herzogs von Guise, der sich noch nicht ausgesprochen hatte und von dem sie nicht wußte, daß er der treue Beschützer und, so zu sagen, ein stillschweigender Genosse für den Grafen von Montgomery war.

Sie scheute sich daher nicht, ihrem Grimm offen die Zügel schießen zu lassen.

»Ah! so ist es?« sagte sie auf die letzten, leicht spöttischen Worte von Maria. »Ich nehme, ein Recht in Anspruch, und man verhöhnt mich! Ich verlange mit aller Mäßigung, daß der Mörder von Heinrich II. wenigstens befragt werde, und da er jede Rechtfertigung verweigert, billigt man sein Stillschweigen, mehr noch, man lobt ihn! Wohl! da die Dinge so gehen, kein feiges zurückhalten, keine halbe Maßregel mehr! Ich trete mit lauter Stimme als Anklägerin des Grafen von Montgomery auf. Wird der König seiner Mutter Gerechtigkeit verweigern, weil sie seine Mutter ist . . . Man wird den Connetable hören, man wird, wenn es sein muß, Frau von Poitiers hören! Die Wahrheit wird an den Tag kommen; und sollten Staatsgeheimnisse bei dieser Angelegenheit gefährdet sein, so gibt es eine geheime Verurteilung. Aber der Tod eines verräterischer Weise in Gegenwart seines ganzen Volkes ermordeten Königs wird wenigstens gerächt sein.«

Während dieses Ausfalles der Königin Mutter schwebte ein trauriges Lächeln über die Lippen von Gabriel.

Er erinnerte sich in seinem Innern der zwei letzten Verse der Weissagung von Nostradamus:

»Es wird ihn lieben, sein müde! töten
»Des Königs Dame.«

Ah! die bis jetzt so genaue Prophezeiung sollte bis zum Ende in Erfüllung gehen! Catharina würde denjenigen, welchen sie geliebt hatte, verurteilen und umkommen lassen! Gabriel erwartete dies; Gabriel war darauf gefaßt.

Doch die Florentinerin, welche vielleicht selbst einsah, daß sie sehr rasch und sehr weit ging, hielt inne, wandte sich so freundlich, als sie vermochte, an den immer noch schweigenden Herzog von Guise und sprach:

»Ihr sagt nichts, Herr von Guise? Ihr seid meiner Meinung, nicht wahr?«

»Nein, Madame«, entgegnete langsam der Balafré, »nein, ich gestehe, ich bin nicht Eurer Meinung, und deshalb sagte ich nichts.«

»Ah! Ihr auch . . . Ihr widersetzt Euch mir auch!« erwiderte

Catharina mit dumpfem, drohendem Tone.

»Ja meinem Bedauern muß ich es diesmal tun«, sagte der Herzog von Guise. »Ihr seht indessen, daß ich bis jetzt auf Eurer Seite gewesen und daß ich bei dem, was den Connetable und Frau von Valentinois betraf, ganz in Eure Absichten eingegangen bin.«

»Ja, weil sie die Eurigen unterstützten«, murmelte Catharina von Medicis, »zu spät sehe ich es jetzt.«

»Was aber Herrn von Montgomery betrifft«, fuhr der Balafré ruhig fort, »so kann ich nach meinem Gewissen die Ansicht Eurer Majestät nicht teilen. Es scheint mir unmöglich, für ein Unglück, das rein dem Zufall zuzuschreiben ist, einen braven und redlichen Edelmann verantwortlich zu machen. Ein Prozeß würde ihm zum Triumphe, seinem Ankläger zur Beschämung gereichen. Und hinsichtlich der Gefahren Madame, denen das Leben der Könige Eures Dafürhaltens eine Nachsicht, welche eher an einen Unfall, als an ein Verbrechen glauben will, preisgeben würde, finde ich im Gegenteil, daß es gefährlich wäre, das Volk zu sehr an den Gedanken zu gewöhnen, die königlichen Existenzen seien nicht für Jedermann so unverletzlich und heilig, als es annimmt . . . «

»Das sind ohne Zweifel hohe politische Maximen«, versetzte Catharina voll Bitterkeit.

»Ich halte sie wenigstens für wahr und vernünftig«, fügte der Balafré bei, »und aus diesen und anderen Gründen bin ich der Meinung, daß wir uns nur noch bei Herrn von Montgomery wegen einer willkürlichen Verhaftung entschuldigen müssen, welche zum Glück geheim geblieben ist, — mehr noch zum Glück für uns, als für ihn! und sind unsere Entschuldigungen von ihm angenommen, so haben wir ihn sogleich frei zu lassen, ehrenhaft und geehrt, wie er es gestern war, wie er es morgen, wie er es immer sein wird. Ich habe es gesagt.«

»Vortrefflich«, rief Catharina hohnlächelnd.

Und sie wandte sieh ungestüm an den jungen König und fragte ihn:

»Diese Meinung, sprecht, ist es zufällig auch die Eurige, mein Sohn?«

Die Haltung von Maria Stuart, die dem Herzog von Guise mit

einem Lächeln und einem Blick dankte, gestattete dem Geist von Franz II. kein Zögern.

»Ja, meine Mutter«, sagte er, »ich gestehe, daß die Ansicht meines Oheims auch die meinige ist.«

»Ihr verratet also das Andenken Eures Vaters?« sprach Catharina mit einer tiefen, zitternden Stimme.

»Ich ehre es im Gegenteil, Madame«, erwiderte Franz II. »War nicht das erste Wort, das mein Vater nach seiner Verwundung sprach, daß er Herrn von Montgomery nicht zu beunruhigen befahl? Hat er nicht in einem seiner lichten Augenblicke diesen Befehl wiederholt? Erlaubt seinem Sohn, zu gehorchen, Madame!«

»Gut, und mittlerweile und von Anfang an verachtet Ihr den heiligen Willen Eurer Mutter . . . «

»Madame«, unterbrach sie der Herzog von Guise, »erlaubt, daß ich Euch an Eure eigenen Worte erinnere: ›Ein einziger Wille im Staat!««

»Aber ich habe gesagt, der des Ministers dürfe erst nach dem des Königs kommen«, rief Catharina.

»Ja, Madame«, entgegnete Maria Stuart, »doch Ihr fügtet bei, der des Königs könne durch die Personen erleuchtet werden, deren einziges Interesse offenbar das seines Heiles und seines Ruhmes sei. Ich denke aber, Niemand hat dieses Interesse mehr, als ich, seine Frau. Und ich rate ihm, mit meinem Oheim von Guise, mehr an die Redlichkeit, als an die Treulosigkeit eines erprobten und tapferen Untertanen zu glauben, und nicht seine Regierung durch eine Ungerechtigkeit einzuweißen.«

»Solchen Eingebungen schenkt Ihr Gehör, mein Sohn?« sagte Catharina.

»Ich folge der Stimme meines Gewissens, meine Mutter«, antwortete der junge König mit mehr Festigkeit, als man von ihm hätte erwarten dürfen.

»Und das ist Euer letztes Wort, Franz?« fragte Catharina. »Nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr Eurer Mutter die erste Bitte abschlagt, die sie an Euch richtet, wenn Ihr Euch so von Anfang für sie als unabhängiger Gebieter und für Andere als gelehriges Werkzeug benehmt, so werdet Ihr wohl allein regieren können, mit

oder ohne Eure getreuen Minister! Ich bekümmere mich um nichts mehr, was den König oder das Reich betrifft, ich entziehe Euch den Rat meiner Erfahrung und meiner Ergebenheit; ich kehre in meine Einsamkeit zurück und verlasse Euch, mein Sohn, bedenkt das wohl!«

»Wir würden diesen Rückzug bedauern, aber uns darein fügen«, sagte mit leiser Stimme Maria Stuart, die nur Franz II. allein hörte.

Aber der Verliebte und unvorsichtige junge Mann wiederholte laut wie ein getreues Echo:

»Wir würden diesen Rückzug bedauern, aber uns darein fügen, Madame.«

»Es ist gut!« sprach Catharina.

Und flüsternd fügte sie, indem sie Gabriel bezeichnete, bei:

»Diesen werde ich früher oder später wiederfinden.«

»Ich weiß es«, erwiderte der junge Mann, der abermals an die Weissagung dachte.

Aber Catharina hörte ihn nicht.

Wütend umhüllte sie gleichsam das reizende königliche Paar und den Herzog von Guise mit einem Schlangenblick, mit einem furchtbarem blutigen, unseligen Blick, aus dem man schon alle Verbrechen der Herrschsucht von Catharina und die ganze finstere Geschichte der letzten Valois hätte ahnen können.

Nach diesem gräßlichen Blick ging sie hinaus, ohne ein Wort beizufügen.

XIV.

Guise und Coligny.

Nachdem Catharina von Medicis weggegangen war, trat für einen Augenblick Stillschweigen ein. Der junge König schien selbst erstaunt über seine Kühnheit. In einer edlen Besorgnis ihrer Zärtlichkeit dachte Maria mit einem gewissen Schrecken an den letzten drohenden Blick der Königin Mutter. Der Herzog von Guise aber war insgeheim unendlich erfreut, sich schon in der ersten Stunde seiner Macht von einer herrschsüchtigen und gefährlichen Verbündeten befreit zu sehen.

Gabriel, der diese ganze, Unruhe veranlaßt hatte, nahm zuerst das Wort und sprach:

»Sire und Ihr, Madame, und auch Ihr, Monseigneur, ich danke Euch für Eure guten und edlen Absichten gegen einen Unglücklichen den selbst der Himmel verläßt. Doch trotz, dieser tiefen Dankbarkeit, von der mein Herz durchdrungen ist, sage ich Euch: wozu soll es nützen, die Gefahren und den Tod von einem so traurigen und so verlorenen Dasein, wie das meinige ist, zu entfernen? Mein Leben dient zu nichts und Niemand mehr. Ah! ich hätte es Frau Catharina nicht streitig gemacht, weil es fortan unnütz ist . . . «

In seinem Innern fügte er traurig bei:

»Und weil es noch eines Tags schädlich sein könnte.«

»Gabriel«, erwiderte der Herzog von Guise, »Euer Leben war in der Vergangenheit glorreich und gut ausgefüllt und wird in der Zukunft abermals gut ausgefüllt und glorreich sein. Ihr seid ein Mann von Tatkraft, wie diejenigen, welche die Reiche regieren, viele haben sollten, während sie nur zu wenige finden.«

»Und dann«, fügte die trostreiche und sanfte Stimme von Maria Stuart bei, »und dann, Herr von Montgomery, seid Ihr ein großes und edles Herz. Ich kenne Euch seit langer Zeit, und oft habe ich mich mit Frau von Castro über Euch unterhalten.«

»Mein Herr«, sagte Franz II., »Eure früheren Dienste erlauben mir, auf Eure zukünftigen Dienste zu rechnen. Die gegenwärtig

erloschenen Bürgerkriege können sich wieder entzünden, und nach meinem Willen soll nicht ein Augenblick der Verzweiflung, was auch der Beweggrund hiervon sein mag, das Vaterland eines, ich bin es fest überzeugt, ebenso redlichen als tapferen Verteidigers berauben.«

Gabriel hörte, mit einem gewissen schwermütigen Erstaunen diese freundlichen Worte der Ermutigung und Hoffnung. Er schaute abwechselnd jede von den hohen Personen an, welche dieselben an ihn richteten, und schien tief nachzudenken.

»Wohl! es sei«, sagte er endlich, »diese unerwartete Güte, die Ihr für mich an den Tag legt, Ihr Alle, die Ihr mich vielleicht hassen solltet, diese Güte verändert meine Seele und mein Geschick. Euch, Sire Euch, Madame und Monseigneur, Euch widme ich, so lange Ihr lebt, dieses Dasein, mit dem Ihr mir gleichsam ein Geschenk gemacht habt. Ich bin nicht böse geboren. Diese Wohltat rührt mich im Grunde meines Herzens. Ich war geschaffen, um mich hinzugeben, um mich aufzuopfern, um als Werkzeug für schöne Ideen und große Menschen zu dienen — ein zuweilen glückliches, zuweilen unseliges Werkzeug! Ach! der Zorn Gottes wußte es nur zu sehr . . . Doch sprechen wir nicht mehr von der finsternen Vergangenheit, da Ihr noch an eine Zukunft für mich glauben wollt. Diese Zukunft gehört jedoch nicht mir, sondern Euch, meiner Bewunderung und meiner Überzeugung. Ich entsage meinem Willen. Die Wesen und die Dinge, an die ich glaube, mögen mit mir machen, was ihnen beliebt. Mein Schwert, mein Blut, Alles, was ich bin, ist ihre Sache. Ich gebe ohne Rückhalt und ohne Umkehr meinen Arm Eurem Genie, Monseigneur, wie meine Seele der Religion . . . «

Er sagte nicht, welcher, doch diejenigen, welche ihn umgaben, waren zu blinde Katholiken, als daß der Gedanke der Reformation ihnen einen Augenblick in den Sinn gekommen wäre.

Die beredte Selbstverleugnung des jungen Grafen rührte sie. Maria hatte Tränen in den Augen. Der König beglückwünschte sich, daß er fest gewesen, um dieses dankbare Herz zu retten. Was den Herzog von Guise betrifft, so glaubte er besser als irgend Jemand zu wissen, wie weit bei Gabriel diese glühende Tugend der Aufopferung ging.

»Ja, Freund« sprach er, »ich werde Eurer bedürfen, ja, ich

werde eines Tags im Namen Frankreichs und des Königs dieses tapfere Schwert, das Ihr uns zusagt, von Euch fordern.«

»Es wird bereit sein, Monseigneur, morgen, heute, immer!«

»Behaltet es auf einige Zeit in der Scheide«, erwiderte der Herzog von Guise. »Seine Majestät hat es Euch gesagt, der Augenblick ist ruhig, die Kriege und die Parteien haben Waffenstillstand gemacht. Ruht also aus, Gabriel, und laßt so den unseligen Lärmen, der in den letzten Tagen Euren Namen umgeben hat, sich besänftigen und legen. Gewiß denkt keiner von denen, die den Titel und das Herz eines Edelmanns haben, daran, Euch wegen Eures Unglücks anzuklagen. Doch Euer wahrer Ruhm fordert, daß Euer grausamer Ruf ein wenig verlösche. Später, in einem oder in zwei Jahren, werde ich vom König wieder für Euch die Stelle des Kapitäns der Garden fordern, der Ihr würdig zu sein nie aufgehört habt . . . «

»Ah! es sind nicht Ehren, nach denen ich trachte, sondern Gelegenheiten, dem König und Frankreich nützlich zu sein, Gelegenheiten, zu kämpfen; aus Furcht, Euch undankbar zu scheinen, wage ich es nicht mehr, zu sagen, Gelegenheiten, zu sterben.«

»Sprecht nicht so«, entgegnete der Herzog von Guise. »Sagt mir nur, daß Ihr, wenn Euch der König gegen seine Feinde ruft, sogleich diesem Rufe folgen werdet.«

»Wo ich auch sein mag und wohin ich gehen soll, ja, Monseigneur.«

»Es ist gut, ich verlange nichts Anderes von Euch.« sprach der Herzog von Guise.

»Und ich«, sagte Franz II., »ich danke Euch für dieses Versprechen und werde Sorge tragen, daß Ihr nicht bereut, es gehalten zu haben.«

»Und ich«, fügte Maria Stuart bei, »ich versichere Euch, daß unser Vertrauen stets Eurer Ergebenheit entsprechen wird, und daß Ihr in unseren Augen einer von den Freunden sein werdet, vor denen man nichts verbirgt, und denen man auch nichts verweigert.«

Mehr erschüttert, als er es sich selbst gestehen wollte, verbeugte sich der junge Graf und berührte ehrfurchtsvoll mit

seinen Lippen die Hand, die ihm die Königin reichte.

Dann drückte er die des Herzogs von Guise, und entfernte sich, entlassen durch eine huldvolle Gebärde des Königs, fortan durch eine Wohltat für den Sohn desjenigen erworben, den er bis in seine Nachkommenschaft zu verfolgen sich gelobt hatte.

* *
*

Als Gabriel nach Hause kam, fand er den Admiral Coligny der auf ihn wartete.

Aloyse hatte dem Admiral, der seinen Gefährten von Saint-Quentin besuchen wollte, mitgeteilt, daß man ihren Herrn am Morgen in den Louvre geholt habe; sie hatte ihm ihre Unruhe und ihre Befürchtungen nicht verborgen, und Coligny wollte bleiben, bis die Rückkehr des Grafen von Montgomery ihn und die Amme beruhigt haben würde.

Er empfing Gabriel mit einem liebevollen Erguß und befragte ihn über das, was vorgefallen war.

Ohne in Einzelheiten einzugehen, sagte ihm Gabriel nur, daß er auf eine einfache von ihm gegebene Erklärung über den beklagenswerten Tod von Heinrich II. unversehrt an seiner Person und an seiner Ehre entlassen worden sei.

»Es konnte nicht anders sein«, erwiderte der Admiral, »der ganze französische Adel würde gegen einen Verdacht protestiert haben, der so einen seiner würdigsten Vertreter befleckt hätte.«

»Lassen wir diesen Gegenstand« sprach Gabriel mit einer ernstesten, traurigen Miene. »Es freut mich Euch zu sehen, Herr Admiral. Ihr wißt, daß ich schon dem Herzen nach der Reformierten Religion angehöre; ich habe es Euch gesagt und geschrieben. Da Ihr denkt, ich werde die Sache, an die ich glaube, nicht entehren, so will ich und kann ich nun abschwören; Eure Reden, die von Meister Ambroise Paré, und die Bücher und meine eigenen Betrachtungen haben mich ganz und gar überzeugt, und ich bin einer der Eurigen.«

Eine gute Kunde, die zu gelegener Zeit kommt!« sagte der Admiral.

»Mir scheint indessen, es wäre im Interesse der Religion

vielleicht gut, meine Bekehrung noch einige Zeit geheim zu halten. Es ist, wie mir Herr von Guise so eben bemerkte, aller Lärmen um meinen Namen her für den Augenblick zu vermeiden. Dieser Verzug wird überdies neuen Pflichten entsprechen, die ich zu erfüllen habe.«

»Wir werden stets glücklich sein, Euch öffentlich den Unsrigen zu nennen«, sprach der Admiral.

»Aber es ist meine Sache, dieses kostbare Zeichen Eurer Achtung auszuschlagen, oder wenigstens zu vertagen«, erwiderte Gabriel. »Es liegt mir nur daran, dieses Pfand meinem innigen und unerschütterlichen Glauben zu geben und mich in meinem Gewissen einen Eurer Brüder der Absicht und der Tat nach zu nennen.«

»Vortrefflich!« rief Herr von Coligny. »Ich verlange nichts Anderes, als daß Ihr mir erlaubt, den Häuptern unserer Partei die ausgezeichnete Eroberung, welche unsere Ideen entschieden gemacht haben, verkündigen zu dürfen.«

»Oh dazu willige ich von ganzem Herzen ein«, sagte Gabriel.

»Der Prinz von Condé, la Renaudie, der Baron von Castelnau kennen Euch schon und schätzen Euch zu Eurem wahren Wert.«

»Ah! ich befürchte, sie übertreiben ihn: dieser Wert hat sich in jedem Fall sehr vermindert.«

»Nein, nein! sie haben Recht in ihrer Schätzung. Auch ich kenne Euch! Übrigens«, fuhr er die Stimme dämpfend fort, »übrigens werden wir vielleicht binnen Kurzem Gelegenheit haben, Euren Eifer auf die Probe zu stellen.«

»Ah! wahrhaftig!« versetzte Gabriel erstaunt. »Ihr wißt, Herr Admiral, daß Ihr auf mich rechnen könnt, jedoch mit gewissen Vorbehalten, mit denen ich Euch bekannt machen werde.«

»Wer hat nicht seine Vorbehalte?« erwiderte der Admiral. »Doch hört, Gabriel; es war nicht allein der Freund, es war auch der Anhänger der Reformation, der Euch heute seinen Besuch machen wollte. Wir haben über Euch mit dem Prinzen und mit la Renaudie gesprochen. Selbst vor Eurem entschiedenen Beitritt zu unseren Grundsätzen hielten wir Euch für einen Beistand von ganz besonderem Verdienst und von unantastbarer Redlichkeit. Wir kamen überein, Euch als einen Mann, fähig, uns zu dienen,

wenn er es vermöchte, und unfähig, uns zu verraten, was sich auch ereignen dürfte, zu betrachten.«

»Ich habe in der Tat diese letzte Eigenschaft in Ermanglung der ersten. Man darf immer, wenn nicht auf meine Hilfe, doch wenigstens auf mein Wort bauen.«

»Wir haben auch beschlossen, nie etwas vor Euch geheim zu halten. Ihr sollt, wie eines der Häupter in alle unsere Pläne eingeweiht werden und nur die Verantwortlichkeit des Stillschweigens haben. Ihr seid kein Mensch wie die Anderen, und ausnahmsweisen Menschen gegenüber muß man ausnahmsweise handeln. Ihr werdet frei bleiben, und wir allein werden gebunden sein.«

»Ein solches Vertrauen . . . «

»Verpflichtet Euch, ich wiederhole es, nur zur Verschwiegenheit. Und um einen Anfang zu machen erfahrt eines: die Pläne, die Euch in der Versammlung der Place Maubert enthüllt worden sind und hatten vertagt werden müssen, sind heute ausführbar. Die Schwäche des jungen Königs, die freche Anmaßung der Guisen, die Absicht der Verfolgung, die man nicht mehr vor uns verleugnet und verbirgt, Alles fordert uns zur Tätigkeit auf, und wir sind im Begriff, zu handeln.«

»Verzeiht!« unterbrach ihn Gabriel. »Ich sagte Euch, Herr Admiral, daß ich mich Euch nur innerhalb gewisser Grenzen hingebende. Ehe Ihr in Euren Geständnissen weiter geht, muß ich Euch erklären, daß ich gerade in keiner Hinsicht die politische Seite der Reformation zu berühren gedenke, wenigstens so lange die Regierung, welche eben anfängt, dauern wird. Für die Verbreitung unserer Ideen und unsern moralischen Einfluß biete ich gern mein Vermögen, meine Zeit, mein Leben. Doch ich habe das Recht, in der Reformation nur eine Religion, und nicht eine Partei zu sehen. Franz II., Maria Stuart, und selbst der Herzog von Guise haben edelmütig und groß gegen mich gehandelt. Ich werde an ihrem Vertrauen eben so wenig, als an dem Eurigen zum Verräter werden. Gestattet, daß ich mich der Tätigkeit enthalte und mich nur mit der Idee beschäftige. Fordert mein Zeugnis, wann Ihr wollt, aber ich behalte mir die Unabhängigkeit meines Schwertes bevor.«

Herr von Coligny dachte einen Augenblick nach und erwiderte

dann:

»Meine Worte, Gabriel, waren keine leeren Worte. Ihr seid frei und werdet stets frei sein. Geht allein auf Eurem Pfade, wenn es Euch zusagt, handelt ohne uns oder handelt nicht. Wir werden keine Rechenschaft von Euch verlangen, denn wir wissen«, fügte er mit einer bezeichnenden Miene bei, »wir wissen, daß es zuweilen Eure Art und Weise ist, weder Verbündete noch Ratgeber haben zu wollen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Gabriel erstaunt.

»Ich verstehe mich«, antwortete der Admiral. »Für den Augenblick wünscht Ihr Euch nicht in unsere Konspirationen gegen die königliche Gewalt zu mischen? Es sei! Unsere Rolle wird sich darauf beschränken, daß wir Euch von unseren Bewegungen und Plänen in Kenntnis setzen. Folgt uns oder bleibt allein, das ist Eure Sache und geht nur Euch an. Ihr werdet stets durch Briefe oder durch Boten erfahren, wann und wie wir Eurer bedürfen, und Ihr werdet dann handeln, wie es Euch gut dünkt. Kommt Ihr, so seid Ihr willkommen; enthaltet Ihr Euch, so wird Euch Niemand einen Vorwurf zu machen haben; das war in Beziehung auf Euch unter den Häuptern der Partei verabredet, sogar ehe Ihr mich von Eurer Stellung in Kenntnis gesetzt habt. Solche Bedingungen könnt Ihr annehmen, wie mir scheint.«

»Ich nehme sie auch an und danke Euch«, sagte Gabriel.

* *
*

In der Nacht, welche auf diesen Tag folgte, kniete Gabriel in der Gruft der Grafen von Montgomery vor dem Grabe seines Vaters, sprach mit seinem teuren Toten und sagte:

»Ja, es ist wahr . . . mein Vater, ich hatte geschworen, nicht allein Deinen Mörder in seinem Leben zu bestrafen, sondern ihn auch nach ihm in seinem Geschlecht zu bekämpfen. Es ist wahr, mein Vater, oh! es ist wahr! Doch ich hatte das, was geschieht, nicht vorhergesehen. Gibt es nicht Pflichten, welche noch heiliger sind, als der Schwur? Welche Verbindlichkeit kann uns zwingen, einen Feind zu schlagen, der uns das Schwert in die Hand gibt und die nackte Brust unsern Streichen darbietet? Wenn Du noch

lebtest, mein Vater, würdest Du mir, ich bin es fest überzeugt, raten, meinen Zorn zu vertagen und das Vertrauen nicht durch den Verrat zu erwidern. Verzeihe mir also, Toter, daß ich tue, was Du mir, wenn Du leben würdest, befehlen mußt . . . Überdies sagt mir irgend Etwas, daß meine Rache nicht auf lange ausgesetzt ist. Du weißt da oben, was wir hienieden nur ahnen können. Aber die Blässe dieses schwächlichen Königs, der furchtbare Blick, mit dem ihn seine Mutter bedrohte, die bis jetzt getreuen Weissagungen, die mein eigenes Leben durch den Groll dieser Frau zu erlöschen verurteilen, die gegen diese gestern erst begonnene Regierung angezettelte Verschwörung, Alles beweist mir, daß das Kind von sechzehn Jahren noch weniger lang thronen wird, als der Mann von vierzig, und daß ich bald, mein Vater, mein Werk und meinen Sühnungsschwur unter einem andern Sohn von Heinrich II. werde wieder aufnehmen können.«

XV.

Berichte und Anzeigen.

Sechs bis acht Monate gingen ohne große Ereignisse sowohl für die Helden dieses Buches, als für die der Geschichte vorüber. Doch während dieses Zeitraums bereiteten sich wenigstens Ereignisse von einer gewissen ernsten Bedeutung vor.

Um sie kennen zu lernen und um uns auf das Laufende zu bringen, brauchen wir uns nur am 25. Februar 1560 an den Ort zu versetzen, wo man die Neuigkeiten stets am Besten zu erfahren glaubt, nämlich in das Kabinett des Herrn Polizeilieutenants, der in diesem Augenblick Herr von Braguelonne hieß.

Am 25. Februar 1560 also hörte Herr von Braguelonne, Abends nachlässig in seinem Lehnstuhl von Corduanleder sitzend, auf den Bericht von Meister Arpion, einem seiner Secretaires.

Meister Arpion las wie folgt:

»Es ist heute der berüchtigte Dieb Gilles Rose im großen Saal des Palastes verhaftet worden, als er eben ein Ende von dem mit Gold verzierten Gürtel eines Canonicus von der heiligen Kapelle abschnitt.«

»Einem Canonicus von der heiligen Kapelle! Ei! seht doch!« rief Herr von Braguelonne.

»Das ist sehr ruchlos!« sagte Meister Arpion.

»Und sehr gewandt!« sprach der Polizeilieutenant »sehr gewandt; denn der Canonicus ist mißtrauisch. Ich werde Euch sogleich sagen, Meister Arpion, was mit diesem abgefeimten Spitzbuben zu machen ist. Weiter.«

»Die Frauenzimmer von den Kaninchengängen der Rue du Grand-Heuleu«, fuhr Arpion fort, »sind im offenen Aufruhr begriffen.«

»Und warum dies, mein Jesus?«

»Sie behaupten, sie haben eine unmittelbare Eingabe an Seine Majestät den König gemacht, um in ihrem Quartier bleiben zu dürfen, und mittlerweile habe sie die Schaarwache vertrieben.«

»Das ist drollig!« rief Herr von Braguelonne lachend.

»Die Ordnung wird sich hier leicht wiederherstellen lassen. Die armen Mädchen! Zu etwas Anderem.«

Meister Arpion fuhr fort:

»Die Herren Abgeordneten der Sorbonne, die sich bei der Frau Prinzessin von Condé einfanden, um sie aufzufordern, während der Fastenzeit kein Fleisch mehr zu essen, wurden mit beißendem Spott von Herrn von Sechelles aufgenommen, welcher ihnen unter andern Beleidigungen sagte, er liebe sie ungefähr gerade so sehr wie einen Nagel aus seiner Nase, und Kälber wie sie seien seltsame Botschafter.«

»Ah! das ist ernster Natur!« sprach der Lieutenant aufstehend. »Man weigert sich, zu fasten, und beleidigt die Herren von der Sorbonne! Das vermehrt Eure Rechnung, Frau von Condé, und wenn wir die Gesamtsumme präsentieren . . . Arpion, ist das Alles?«

»Mein Gott! für heute, ja. Doch der gnädige Herr hat mir noch nicht gesagt, was man mit Gilles Rose tun soll?«

»Hört«, sagte Herr von Braguelonne: »Ihr nehmt ihn aus seinem Gefängnis mit den gewandtesten Schelmen und Beutelschneidern, die Ihr dort findet, und schickt diese guten Bursche nach Blois, wo man bei dem Fest, das man für den König vorbereitet, Seine Majestät damit belustigen will, daß man jene ihre Streiche und Kunststücke zeigen läßt.«

»Aber, Monseigneur, wenn sie die Gegenstände, die sie zum Spaß stehlen, behalten?«

»Dann hängt man sie.«

In diesem Augenblick trat ein Huissier ein und meldete:

»Der Herr Inquisitor des Glaubens.«

Man brauchte Arpion nicht weggehen zu heißen; Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schlich sich rasch hinaus.

Derjenige, welcher eintrat, war in der Tat ein gewichtiger und furchtbarer Mann.

Mit seinen gewöhnlichen Titeln eines Doktors der Sorbonne und eines Canonicus von Noyon, verband er den schönen, außerordentlichen Titel des Großinquisitors des Glaubens in Frankreich. Um einen Namen zu haben, der ebenso großartig klang, als sein Titel, ließ er sich auch Damochares nennen,

obgleich er einfach Antoine von Mouchy hieß. Das Volk hatte seine Schergen *Mouchards* getauft.

»Nun, Herr Polizeilieutenant?« fragte der Großinquisitor.

»Nun, Herr Großinquisitor?« fragte der Polizeilieutenant.

»Was gibt es Neues in Paris?«

»Ich wollte gerade diese Frage an Euch richten.«

»Das heißt, es gebe nichts«, versetzte Demochares mit einem tiefen Seufzer. »Ah! die Zeiten sind hart; es gibt nichts mehr, nicht das geringste Komplott, nicht das leichteste Attentat. Wie feige sind doch die Hugenotten! Unsere Gewerbe Vergehen, Herr von Braguelonne!«

»Nein, nein«, erwiderte Herr von Braguelonne mit dem Tone der Überzeugung, »nein, die Regierungen vergehen, aber die Polizei bleibt.«

»Ei! seht doch«, entgegnete Herr von Mouchy, »seht doch, auf was Euer Einschreiten mit gewaffneter Hand bei den Reformierten der Rue du Marais hinausläuft. Da man sie bei Tische gerade bei ihrem Mahl überfiel, so durfte man hoffen, man würde sie beim Verzehren von Schweinefleisch in Form eines Osterlammes ertappen, wie Ihr uns dies angekündigt hattet. Aber was brachte man von dieser schönen Expedition mit? Nichts Anderes als eine gespickte Poularde. Sprecht selbst, Herr Polizeilieutenant, kann das Eurem Institut viel Ehre machen?«

»Es gelingt einem nicht immer!« sagte Herr von Braguelonne gereizt. »Seid Ihr glücklicher gewesen bei Eurem Handel mit dem Advokaten der Place Maubert, mit jenem Trouillard, wie er, glaube ich, heißt? Und Ihr hattet Euch doch Wunder davon versprochen.«

»Ich muß es gestehen«, sagte Demochares mit kläglicher Stimme.

Herr von Braguelonne aber fuhr fort:

»Ihr gedachtet so klar als der Tag zu beweisen, dieser Trouillard halte seine beiden Töchter seinen Religionsgenossen, nach einer schrecklichen Orgie, preisgegeben; und die Zeugen, die Ihr so teuer bezahlt habt, ha! ha! ha! nehmen nun ihre Aussagen zurück und strafen Euch Lügen.«

»Die Schurken!« murmelte Herr von Mouchy.

»Mehr noch«, fuhr der Polizeilieutenant fort, »ich habe die

Berichte der Wundärzte und Matronen erhalten, und es ist auf das Allerklarste herausgestellt, daß die Tugend« der beiden Mädchen nicht den geringsten Angriff erlitten hat.«

»Das ist eine Schändlichkeit!« brummte Demochares.

»Ein verfehltes Unternehmen, Herr Großinquisitor des Glaubens. Ein verfehltes Unternehmen«, wiederholte wohlgefällig Herr von Braguelonne.

»Ei!« rief Demochares voll Ungeduld, »ist das Unternehmen verfehlt, so seid Ihr daran Schuld.«

»Wie! ich soll daran Schuld sein?« versetzte der, Polizeilieutenant erstaunt.

»Ganz gewiß. Ihr haltet Euch an Berichte, an Widerrufe, an Erbärmlichkeiten! Was liegt an solchen Zurücknahmen und Widerlegungen? Man müßte dessen ungeachtet die Sache verfolgen und, als ob nichts daran wäre, diese Parpaillots¹³ anklagen.«

»Wie! ohne Beweise?«

»Ja, und sie verurteilen.«

»Ohne Verbrechen?«

»Ja, und sie hängen lassen.«

»Ohne Richter?«

»Ja, ja, hundertmal ja, ohne Richter, ohne Verbrechen, ohne Beweise! Es ist ein schönes Verdienst, wahrhaft Schuldige zu hängen.«

»Aber welches Geschrei wird dann entstehen, welche Wut wird sich gegen uns erheben!« sagte Herr von Braguelonne.

»Ah! da habe ich Euch erwartet«, rief Demochares triumphierend. »Das ist der Grundstein bei meinem ganzen System, mein Herr. In der Tat, was erzeugt diese Mut, von der Ihr sprecht? Komplote. Was führen diese Komplote herbei? Empörungen. Was geht aus diesen Empörungen hervor? Die offenbare Nützlichkeit unserer Funktionen.«

»Es ist wahr, daß aus diesem Gesichtspunkt betrachtet . . . « sagte Herr von Braguelonne lachend:

»Mein Herr«, sprach Demochares mit schulmeisterischer Miene, »merkt Euch den Grundsatz . . . um Verbrechen zu ernten, muß man sie säen. Die Verfolgung ist eine Kraft.«

»Ei!« entgegnete der Polizeilieutenant, »mir scheint, wir haben es seit dem Anfang dieser Regierung nicht an der Verfolgung fehlen lassen. Es wäre schwierig gewesen, die Unzufriedenen aller Art mehr, als man es getan hat, aufzureizen und herauszufordern.«

»Bah! was hat man getan?« versetzte der Großinquisitor mit einer gewissen Verachtung.

»Sagt vor Allem, rechnet Ihr für nichts die Haussuchungen, die Angriffe, die Plünderungen, welche alle Tage bei den unschuldigen oder schuldigen Hugenotten vorgenommen wurden?«

»Meiner Treue! ja, ich rechne das für nichts; Ihr seht wohl, daß sie mit Ruhe und Geduld diese nur gar zu geringfügigen Plackereien ertragen.«

»Und die Hinrichtung von Anne Dubourg, dem Neffen eines Kanzlers von Frankreich, den man vor zwei Monaten auf der Greve verbrannt hat, ist also auch nichts.«

»Das ist abermals wenig«, entgegnete der schwierige Mouchy. »Was hat diese Hinrichtung zur Folge gehabt? Die Ermordung des Präsidenten Minard, eines der Richter, und eine vorgebliche Verschwörung, deren Spuren man nicht aufgefunden hat; darüber braucht man keinen großen Lärmen zu machen.«

»Und was denkt Ihr von dem letzten Edikt?« fragte Herr von Braguelonne, »von dem letzten Edikt, das nicht nur die Hugenotten, sondern den ganzen Adel Frankreichs angreift. Ich habe es meinerseits ganz aufrichtig dem Herrn Kardinal von Lothringen gesagt, ich finde das sehr verwegen.«

»Wie!« rief Demochares, »sprecht Ihr von der Verordnung, welche die Pensionen aufgehoben hat?«

»Nein, wahrhaftig nicht, sondern von der, welche den Sollicitanten, adeligen oder gemeinen, unter der Strafandrohung des Henkens, den scharfen Befehl erteilte, den Hof innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Den Strang für die Edelleute wie für die Bauern, gesteht, daß dies ziemlich hart und empörend ist.«

»Ja, es ermangelt diese Sache nicht der Kühnheit«, erwiderte Demochares mit einem zufriedenen Lächeln. »Vor kaum fünfzig

Jahren würde eine solche Ordonnanz den ganzen Adel zum Aufruhr gebracht haben, das muß ich gestehen, doch heute, haben sie, wie Ihr seht, geschrien, aber nicht gehandelt. Nicht Einer hat sich gerührt.«

»Ihr täuscht Euch, Herr Großinquisitor«, entgegnete Braguelonne, die Stimme dämpfend, »wenn sie sich in Paris nicht rühren, so glaube ich, daß sie in der Provinz in Bewegung geraten.«

»Bah!« rief Herr von Mouchy voll Eifer, »Ihr habt also Nachrichten?«

»Ich habe noch keine, aber ich erwarte jede Stunde.«

»Und woher?«

»Von der Loire.«

»Ihr habt dort Emissäre?«

»Ist) habe nur einen, aber er ist gut.«

»Einen einzigen! das ist sehr unsicher«, sagte Demochares mit kluger Miene.

»Ich will lieber einen einzigen verständigen, sicheren Vertrauten ebenso teuer bezahlen, als zwanzig einfältige Schufte. Das ist so mein Manier.«

»Ja, aber wer steht Euch für diesen Menschen?«

»Sein Kopf vor Allem, und dann seine früheren Dienste; er hat seine Proben durchgemacht.«

»Gleichviel, es ist sehr unsicher!« versetzte Demochares.

Meister Arpion kehrte sachte zurück, während Herr von Monchy noch sprach, und flüsterte seinem Herrn ein Wort ins Ohr:

»Ah! ah!« rief der Polizeilientenant triumphierend. »Nun! Arpion, führt Lignièrés auf der Stelle ein. Ja, in Gegenwart des Herrn Großinquisitors! Ist er nicht ein wenig einer der Unsrigen?«

Arpion verbeugte sich und ging ab.

»Dieser Lignièrés ist gerade der Mann, von dem ich sprach«, sagte Herr von Braguelonne, sich die Hände reibend. »Ihr werdet ihn hören, er kommt so eben von Nantes. Wir haben keine Geheimnisse für einander, nicht wahr? und es freut mich, Euch zu beweisen, daß meine Art so viel wert ist, als eine andere.«

Hier öffnete Meister Arpion Lignièrés die Türe.

Es war derselbe magere, schwarze, schwächliche Mann, den wir schon in der Versammlung der Place Maubert gesehen haben, derselbe, der damals so kühn die republikanische Medaille vorzeigte und von zerschnittenen Lilien und mit Füßen getretenen Kronen sprach.

Man sieht, daß wenn auch in jener Zeit der Name herausfordernder Agent noch nicht bestand, doch die Sache wenigstens schon blühte.

XVI.

Ein Spion.

Als Lignières eintrat, warf er zuerst auf Demochares einen kalten, mißtrauischen Blick, und er blieb, nachdem er sich vor Herrn von Braguelonne verbeugt hatte, vorsichtig schweigsam und unbeweglich und wartete, bis man ihn fragen würde.

»Ich bin entzückt, Euch zu sehen, Herr Lignières sagte Herr von Braguelonne . . . Ihr könnt ohne Furcht vor dem Herrn Großinquisitor des Glaubens in Frankreich sprechen.«

»Oh! gewiß!« rief Lignières voll Eifer, »glaubt mir, wenn ich gewußt hätte, daß ich vor dem hochachtbaren Demochares stehe, gnädiger Herr, so würde ich nicht gezögert haben.«

»Sehr gut«, sagte, offenbar geschmeichelt durch die ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit des Spions, Herr von Mouchy, indem er mit einer billigenden Miene mit dem Kopf nickte.

»Sprecht, Herr Lignières sprecht geschwinde«, rief der Polizeilieutenant.

»Aber der Herr ist vielleicht nicht vollkommen von dem unterrichtet, was bei der vorletzten Versammlung der Protestanten in der Ferté vorgefallen ist?« versetzte Lignières.

»Ich weiß in der Tat nicht viel hierüber«, sprach Demochares.

»Ich will also dort; wenn es mir erlaubt ist, mit einigen raschen Worten die Erzählung der wichtigen Umstände, über die ich mich in den letzten Tagen unterrichtet habe, wieder aufnehmen; das wird klarer und besser geordnet sein.«

Herr von Braguelonne gab mit einem Zeichen die Erlaubnis, welche Lignières erwartete. Dieser kleine Zögerer entsprach ohne Zweifel der Ungeduld des Polizeilieutenants sehr schlecht; aber er schmeichelte seinem Stolz dadurch, daß er vor dem Großinquisitor die überlegenen Talente und sogar die außerordentliche Beredsamkeit der Agenten, die er zu wählen wußte, glänzen ließ.

Es ist nicht zu leugnen, Demochares war zugleich erstaunt und entzückt wie ein gewandter Kenner, der ein Instrument trifft, das

tadelloser und vollständiger ist, als diejenigen, deren er sich bis jetzt bedient hat.

Angestachelt durch diese hohe Gunst, wollte sich Lignières würdig zeigen und wurde wahrhaft schön.

Diese erste Zusammenkunft in der Ferté war in Wirklichkeit nicht sehr ernst«, sagte er. »Es wurden darin nur ziemlich fade Dinge getan und gesprochen, und ich mochte immerhin den Antrag machen, Seine Majestät vom Thron zu stürzen und die Konstitution der Schweizer-Stände einzuführen, ich fand als Echo nur Beleidigungen. Man beschloß nur, provisorisch ein Gesuch an den König zu richten, um den Verfolgungen gegen die Religionsgenossen ein Ziel zu setzen, und um die Entlassung der Guisen, das Ministerium der Prinzen von Geblüt, und die unmittelbare Zusammenberufung der Generalstaaten zu fordern. Eine einfache Bittschrift, ein armseliges Resultat. Man hat sich jedoch gezählt und organisiert, und das ist etwas. Dann handelte es sich um die Ernennung der Chefs. So lange nur von den untergeordneten Chefs der Bezirke die Rede war, fand die Sache keine Schwierigkeit. Doch der allgemeine, der oberste Chef, das Haupt der Verschwörung, das machte Mühe! Herr von Coligny und der Prinz von Condé schlugen durch ihre Vertreter die gefährliche Ehre aus, die man ihnen dadurch, daß man sie als Haupt bezeichnete, erweisen wollte. Es wäre besser, sagte man in ihrem Namen, einen minder hoch gestellten Hugentotten zu bezeichnen, damit die Bewegung augenscheinlicher den Charakter eines volkstümlichen Unternehmers behielte. Ein guter Vorwand für die Dummköpfe! Sie begnügten sich damit, und nach vielen Debatten wählte man endlich Herrn de la Renaudie.«

»La Renaudie!« wiederholte Demochares. »Ja, das ist in der Tat einer der eifrigsten Anführer dieser Parpaillots. Ich kenne ihn als einen tatkräftigen und überzeugten Mann.«

»Ihr werdet ihn bald als einen Catilina kennen lernen!« sagte Lignières.

»Oho!« machte der Polizeilieutenant. »Mir scheint, das heißt etwas übertreiben.«

»Ihr sollt sehen, ob ich übertreibe«, erwiderte der Spion. »Ich komme auf *unsere* zweite Versammlung, welche in Nantes am 5. dieses Monats stattgefunden hat.«

»Ah! ah!« riefen gleichzeitig Demochares und Braguelonne.

Und Beide näherten sich Meister Lignières mit der größten Neugierde.

»Dort hat man sich nicht auf Reden beschränkt«, sprach Lignières mit einer wichtigen Miene. »Hört . . . soll ich nach und nach Euren Herrlichkeiten die Umstände und Beweise im Einzelnen geben, oder soll ich rasch zu den Resultaten übergehen?« fügte der schlaue Bursche bei, als hätte er so lange als möglich seinen Besitz dieser zwei Seelen ausdehnen wollen.

»Tatsachen! Tatsachen!« rief der Polizeilieutenant voll Ungeduld.

»Hört also, und Ihr werdet schauern.« Nach einigen Reden und unbedeutenden Präliminarien nahm la Renaudie das Wort und sprach im Wesentlichen Folgendes:

»Als im vorigen Jahr die Königin von Schottland die Geistlichen wollte in Stirling richten lassen, da beschlossen alle Pfarrgenossen, ihnen in diese Stadt zu folgen, und obgleich sie unbewehrt waren, genügte doch diese große Bewegung, um die Königin einzuschüchtern und es dahin zu bringen, daß sie auf die Gewalttat, welche sie beabsichtigte, Verzicht leistete. Ich schlage vor, daß wir in Frankreich dasselbe beginnen, daß eine große Menge von Religionsgenossen sich nach Blois begeben, wo der König in diesem Augenblick residiert, und dort ohne Waffen erscheine, um ihm eine Petition zu überreichen, in welcher er gebeten werden soll, die Verfolgungsedikte aufzuheben, den Reformierten die freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten und ihnen, da ihre nächtlichen und geheimen Zusammenkünfte verleumdet worden sind, zu erlauben, sich in Tempeln unter den Augen der Behörde zu versammeln.«

»Ei! das ist immer dasselbe«, unterbrach ihn Demochares mit einer ärgerlichen Miene. »Friedliche und ehrfurchtsvolle Kundgebungen, welche auf nichts hinaus laufen. Bittschriften! Protestationen! Sind das die furchtbaren Neuigkeiten, die Ihr uns ankündigtet, Meister Lignières?«

»Wartet! wartet!« antwortete Lignières. »Ihr begreift, daß ich wie Ihr und mehr als Ihr über den unschuldigen Antrag von la Renaudie geschrien habe. Worauf liefen diese gewichtlosen

Schritte hinaus, worauf mußten sie hinauslaufen? Andere Protestanten sprachen sich in diesem Sinn aus. Entzückt hierüber, enthüllte nun la Renaudie den Grund seines Gedankens und verriet den kühnen Plan, den er unter diesem demütigen Anschein verbarg.«

»Laßt diesen Plan hören«, sagte Demochares wie ein Mensch, der geneigt ist, nicht über Geringes zu erstaunen.

»Ich glaube, es ist wohl der Mühe wert, ihn zu vereiteln«, erwiderte Lignières. »Während die Aufmerksamkeit durch diese Menge schüchterner, unbewehrter Bittsteller abgelenkt sein wird, die sich flehend dem Throne nähern, sollen fünfhundert Reiter und tausend Mann Fußvolk — Ihr hört. meine Herren? — unter den entschlossensten, der Reform und den Prinzen ergebensten Edelleuten auserwählte fünfzehnhundert Mann sich aus den verschiedenen Provinzen unter dreißig Kapitänen versammeln, in der Stille auf verschiedenen Straßen gegen Blois vorrücken, mit Güte oder mit Gewalt in die Stadt eindringen, — ich sage mit Güte oder mit Gewalt, — den König, die Königin Mutter und die Herren von Guise aufheben, diese in Anklagestand setzen, ihre Gewalt den Prinzen von Geblüt übertragen, und endlich durch die Generalstaaten die einzuführende Form der Verwaltung bestimmen lassen. Das ist das Komplott, meine Herren. Was sagt Ihr dazu? Ist es eine Kinderei? Soll man, ohne sich darum zu bekümmern, darüber weggehen? Bin ich endlich zu etwas gut oder zu nichts nütze?«

triumphierend hielt er inne. Der Großinquisitor und der Polizeilieutenant schauten sich ganz erstaunt und äußerst unruhig an. Es trat eine ziemlich lange Pause ein, welche diese mit Betrachtungen aller Art füllten.

»Bei der heiligen Messe! das ist bewunderungswürdig! ich muß es gestehen«, rief Demochares endlich.

»Sagt, es sei furchtbar«, entgegnete Herr von Braguelonne.

»Das wird man sehen! man wird es sehen!« sprach der Großinquisitor, mit einer klugen Miene den Kopf schüttelnd.

»Ei! wir wissen nun die Pläne, welche dieser la Renaudie zugesteht«, sagte Braguelonne; »doch es ist leicht zu erraten, daß man sich nicht allein daran zu halten hat; daß sich die Herren

von Guise verteidigen, daß sie sich werden in Stücke hauen lassen, und wenn Seine Majestät dem Prinzen von Condé die Regierung anvertraut, so wird nur es durch Gewalt geschehen.«

»Da wir aber davon unterrichtet sind!« versetzte Demochares. »Alles, was diese armen Parpaillots gegen uns zu tun beabsichtigen, wendet sich nun gegen sie, und sie fangen sich in ihrer eigenen Falle. Ich wette, daß der Herr Kardinal entzückt sein wird, und daß er diese Gelegenheit, mit seinen Feinden ein Ende zu machen, teuer bezahlt hätte.«

»Gott gebe, daß er bis zum Ende entzückt sein möge!« sprach Herr von Braguelonne.

Und er wandte sich an Lignières der ein kostbarer Mann, ein wichtiger Mann, ein Mann wurde, den man schonen mußte, und sagte:

»Ihr, Herr Marquis (der Elende war wirklich Marquis!), Ihr habt Seiner Majestät und dem Staat den wichtigsten Dienst geleistet und sollt, seid unbesorgt, würdig dafür belohnt werden!«

»Ja, meiner Treue«, fügte Demochares bei, »Ihr verdient ein schönes Licht, mein Herr, und habt meine ganze Achtung! Auch Euch Herr von Braguelonne mache ich meine aufrichtigen Komplimente über die Wahl derjenigen, welche Ihr verwendet! Ah! Herr von Lignières ist berechtigt, auf meine höchste Wertschätzung zu zählen.«

»Das ist mir ein süßer Preis für das, was ich zu tun im Stande gewesen bin«, erwiderte Herr von Lignières sich bescheiden verbeugend.

»Ihr wißt, daß wir nicht undankbar sind, Herr von Lignières«, fuhr der Polizeilieutenant fort. »Doch Ihr habt nicht Alles gesagt? Hat man eine Zeit festgestellt, einen Sammelplatz bestimmt?«

»Man soll sich um Blois am 15. März versammeln«, antwortete Lignières.

»Am 15. März, sagt Ihr!« rief Herr von Braguelonne. »Wir haben keine zwanzig Tage vor uns! Und der Herr Kardinal von Lothringen ist in Blois! Man braucht zwei Tage, um ihm die Sache zu melden und seine Befehle zu erhalten! Welche Verantwortlichkeit!«

»Aber welcher Triumph am Ende!« bemerkte Demochares.

»Laßt hören, mein lieber Herr von Lignières, wißt Ihr die Namen der Anführer?« fragte der Polizeilieutenant.

»Ja, ich habe sie aufgeschrieben.«

»Ein einziger Mann!« rief Demochares voll Bewunderung. »Das söhnt mich wieder ein wenig mit der Menschheit aus.«

Lignières machte sein Wamms auf, zog ein kleines Papier hervor, entrollte dieses und las:

»Liste der Chefs mit den Namen der Provinzen, die sie zu leiten haben:

- »Castelnau von Chalosses, Gascogne.
- »Mazères, Bearn.
- »Du Mesnil, Périgord.
- »Maillé de Brézé, Poitou.
- »La Chesnay Maine.
- »Sainte-Marie, Normandie.
- »Coqueville, Picardie.
- »Ferrières-Maligny, Ile-de-France und Champagne.
- »Chateaufieux, Provence u.s.w.

»Ihr möget diese Liste nach Muße. lesen und erläutern«, sprach Lignières, indem er dem Polizeilieutenant das Verzeichnis des Verrats übergab.

»Das ist die Organisation des Bürgerkriegs«, sagte Herr von Braguelonne.

»Und bemerkt wohl«, fügte Lignières bei, »Während diese Banden gegen Blois rücken, werden zu gleicher Zeit andere Chefs, in jeder Provinz, sich bereit halten, um jede Bewegung zu unterdrücken, die sich zu Gunsten der Herren von, Guise kundgeben sollte.«

»Gut! wir werden sie Alle fassen wie in einem großen Netz!« rief Demochares sich die Hände reibend. »Ei! wie niedergeschlagen seht Ihr aus, Herr von Braguelonne. Nach der ersten Bewegung des Erstaunens, erkläre ich, daß es mir meinerseits sehr leid täte, wenn dies Alles nicht so wäre.«

»Aber Ihr seht doch, wie wenig uns Zeit bleibt!« sagte der Polizeilieutenant. »Wahrhaftig, mein lieber Lignières, ich möchte Euch um keinen Preis der Welt einen Vorwurf machen, aber seit dem 5. Februar hättet Ihr mich in Kenntnis setzen sollen.«

»Konnte ich es?« entgegnete Lignières. »La Renaudie hatte mir

wenigstens zwanzig Aufträge gegeben, welche von Nantes bis Paris zu besorgen waren. Abgesehen davon, daß ich auf diese Art kostbare Nachrichten sammeln konnte, hätte ich diese Aufträge verschiebend oder vernachlässigend Verdacht erregt: Euch einen Brief schreiben oder einen Boten schicken, hieß unsere Geheimnisse gefährden.«

»Das ist richtig, und Ihr habt immer Recht«, sagte Herr von Braguelonne, »Sprechen wir also nicht mehr von dem, was geschehen ist, sondern von dem, was wir zu tun haben. Ihr habt uns nichts vom Prinzen von Condé gesagt? War er nicht mit Euch in Nantes?«

»Er war dort«, erwiderte Ligniérés. »Doch er wünschte, ehe er einen Entschluß fassen würde, Chaudieu und den englischen Gesandten gesehen zu haben, und er sagte, er werde la Renaudie zu diesem Behufe nach Paris begleiten.«

»Er wird also nach Paris kommen? La Renaudie wird also kommen?«

»Noch besser, sie müssen Beide schon eingetroffen sein«, antwortete Ligniérés.

»Und wo wohnen sie?« fragte Herr von Braguelonne voll Eifer.

»Das weiß ich nicht. Wohl fragte ich auf eine ganz gleichgültige Weise, wo ich unsern Chef finden könnte, wenn ich ihm eine Mitteilung zu machen hätte; doch man hat mir nur einen Weg mittelbarer Korrespondenz bezeichnet. Ohne Zweifel will la Renaudie den Prinzen nicht gefährden.«

»Es ist nicht zu leugnen, das ist sehr ärgerlich«, bemerkte der Polizeilieutenant. »Wir hätten notwendig ihre Spur bis an's Ende verfolgen müssen.«

Meister Arpion trat in diesem Augenblick noch einmal mit seinem leichten, geheimnisvollen Fuß ein.

»Was gibt es, Arpion?« fragte Herr von Braguelonne ungeduldig. »Was Teufels! Ihr wißt wohl, daß wir mit etwas sehr Wichtigem beschäftigt sind.«

»Ohne etwas nicht minder Wichtiges hätte ich mir auch nicht einzutreten erlaubt«, antwortete Arpion.

»Sprecht, was gibt es? Sagt es geschwinde und zwar laut. Wir sind hier unter uns.«

»Ein gewisser Pierre des Avenelles . . . « sagte Arpion.

Braguelonne, Demochares und Lignières unterbrachen Arpion durch einen Schrei:

»Pierre des Avenelles!«

»Es ist der Advokat der Rue des Marmousets, der gewöhnlich die Reformierten in Paris beherbergt«, sagte Demochares.

»Auf dessen Haus ich schon längst mein Auge habe«, fügte Braguelonne bei. »Doch der gute Mann ist klug und vorsichtig und vereitelt stets meine Wachsamkeit. Was will er, Arpion?«

»Auf der Stelle mit Monseigneur sprechen«, erwiderte der Secretaire. »Er kam mir ganz bestürzt vor.«

»Er kann nichts wissen«, sagte Lignières eifersüchtig. »Überdies ist es ein ehrlicher Mann«, fügte er mit verächtlichem Tone bei.

»Man wird das sehen! das wird man sehen!« rief der Großinquisitor.

»Arpion, führt diesen Mann sogleich ein«, sprach Herr von Braguelonne.

»Sogleich Monseigneur«, erwiderte Arpion und ging hinaus.

»Verzeiht, mein lieber Marquis«, fuhr Braguelonne sich an Lignières wendend fort, »dieser des Avenelles kennt Euch, und Euer unerwarteter Anblick könnte ihn beunruhigen. Habt also die Güte, so lange diese Unterredung dauert, im Kabinett von Arpion, dort hinten im Gang, zu verweilen. Ich lasse Euch rufen, sobald wir zu Ende sind. Ihr, Herr Großinquisitor, bleibt. Eine eindrucksvolle Gegenwart kann uns nur nützlich sein.«

»Es sei, ich bleibe, um Euch zu dienen«, sprach Demochares sehr zufrieden.

»Und ich entferne mich«, versetzte Lignières. »Doch erinnert Euch dessen, was ich Euch sage; Ihr werdet aus diesem des Avenelles nichts Bedeutendes herausbringen. Ein armes Gehirn! ein furchtsamer, aber redlicher Geist! nichts von Wert! nichts von Wert!«

»Wir werden unser Möglichstes tun. Doch geht, geht, mein lieber Lignières! Unser« Mann kommt.«

Lignières hatte in der Tat kaum Zeit, zu entweichen. Es trat ein Mann ganz bleich und von einem Nervenzittern bewegt, geführt

oder beinahe geschleppt von Meister Arpion, ein.«

Dies war der Advokat Pierre des Avenelles, den wir das erste Mal mit Lignières in der Versammlung der Place Maubert gesehen haben, und der an jenem Abend, wenn man sich erinnert, mit seiner so mutig furchtsamen Rede den Sieg davon trug.«

XVII.

Ein Angeber.

Auf dem Tag, wo wir ihn wiederfinden, war des Avenelles ganz und gar furchtsam und durchaus nicht mutig.

Nachdem er sich vor Demochares und Braguelonne bis auf den Boden verbeugt hatte sagte er:

»Ich stehe ohne Zweifel vor dem Herrn Polizeilieutenant?«

»Und vor dem« Herrn Großinquisitor des Glaubens«, fügte Braguelonne auf Mouchy deutend bei.

»Oh! Jesus!« rief der arme des Avenelles, wo möglich noch mehr erbleichend. »Meine gnädigsten Herren, Ihr erblickt in mir einen großen Verbrecher, ja einen zu großen Verbrecher. Darf ich auf Gnade hoffen? Ich weiß es nicht. Kann ein aufrichtiges Geständnis einen Fehler vermindern? An Eurer Milde ist es, zu antworten.«

Braguelonne sah sogleich, mit was für einem Menschen er es zu tun hatte.

»Gestehen genügt nicht«, erwiderte er mit hartem Tone, »man muß wieder gut machen.«

»Oh! wenn ich es kann, werde ich es tun, gnädigster Herr«, stammelte des Avenelles.

»Ja«, fuhr der Polizeilieutenant fort, »doch, um es zu tun, müßtet Ihr uns einen wesentlichen Dienst zu leisten, eine kostbare Kunde zu geben haben.«

»Ich werde bemüht sein, Euch eine solche zu geben.«

»Das wird schwierig sein, denn wir wissen Alles«, bemerkte Braguelonne mit nachlässigem Tone.

»Wie, Ihr wißt . . . «

»Alles, und ich sage Euch zum Voraus, daß bei der Klemme, in die Ihr Euch gesteckt habt, Eure verspätete Reue kaum mehr Euren Kopf retten kann.«

»Meinen Kopf . . . Himmel! mein Kopf ist in Gefahr? doch da ich gekommen bin . . . «

»Ja spät«, entgegnete der unbeugsame Braguelonne. »Ihr könnt uns nicht mehr nützlich sein; und wir wissen zum Voraus, was Ihr uns zu entdecken hab.«

»Vielleicht!« sagte des Avenelles. »Entschuldigt meine Frage: was wißt Ihr?«

»Vor Allem, daß Ihr einer von den verdammten Ketzern seid«, sprach dazwischentretend Demochares mit einer Donnerstimme.

»Ach! ach! das ist nur zu wahr!« erwiderte des Avenelles. »Ja, ich bin ein Reformierter. Warum? ich weiß es nicht. Aber ich werde abschwören, gnädigster Herr, wenn Ihr mir das Leben schenkt. Die Predigt hat zu viel Gefahren . . . ich kehre zur Messe zurück.«

»Das ist noch nicht Alles«, fuhr Demochares fort, »Ihr beherbergt in Eurem Hause Hugenotten.«

»Man konnte nicht einen Einzigen bei einer von den Nachsuchungen entdecken«, entgegnete rasch der Advokat.

»Ja«, sagte Herr von Braguelonne, »Ihr habt ohne Zweifel in Eurem Hause einen geheimen Ausgang, einen verborgenen Gang, eine unbekante Verbindung mit Außen. Doch dieser Tage reißen wir Euer Haus bis aus den letzten Stein nieder, und da muß sich wohl Euer Geheimnis offenbaren.«

»Ich werde es Euch selbst offenbaren«, sagte der Advokat, »denn ich gestehe zu, ich habe zuweilen Religionsgenossen bei mir empfangen und beherbergt. Sie bezahlen gutes Kostgeld und die Prozesse tragen so wenig ein! Man muß doch leben! Aber das soll nicht mehr vorkommen, und wenn ich abschwöre, so wird es denke ich, keinem Hugenotten mehr einfallen, an meine Türe zu klopfen.«

»Ihr habt Euch oft das Wort in der Versammlung der Protestanten genommen«, fuhr Demochares fort.

»Ich bin Advokat«, erwiderte des Avenelles. »Doch ich habe stets für die gemäßigten Entschließungen gesprochen. Ihr müßt das wissen, da Ihr Alles wißt . . . «

Hier wagte es des Avenelles, seine Augen zu den zwei unheilvollen Personen aufzuschlagen, und er fuhr dann fort:

»Doch Verzeiht, mir scheint, Ihr wißt nicht Alles; denn Ihr sprecht nur von mir und schweigt über die allgemeinen

Angelegenheiten der Partei, welche doch im Ganzen viel wichtiger sind . . . Ich sehe also mit Vergnügen, daß Ihr viele Dinge noch nicht wißt.«

»Ihr täuscht Euch, und wir werden Euch das Gegenteil beweisen«, erwiderte der Polizeilieutenant.

Demochares bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge auf seiner Hut sein.

»Ich verstehe Euch, Herr Großinquisitor«, sagte Braguelonne. »Doch es ist keine Unvorsichtigkeit von mir, wenn ich diesem Herrn unser Spiel zeige, denn der Herr wird lange nicht mehr von hier wegkommen.«

»Wie! ich werde lange nicht mehr von hier wegkommen?« rief des Avenelles voll Schrecken.

»Nein, gewiß nicht«, erwiderte Braguelonne ganz ruhig. »Bildet Ihr Euch etwa ein, Ihr könntet unter dem Vorwand, uns Offenbarungen zu machen, ganz bequem hierher gehen und sehen, wie weit wir sind, und Euch von dem, was wir wissen, versichern, um das Ganze sodann Euren Genossen zu berichten? So geht es nicht, mein lieber Herr, und Ihr seid von diesem Augenblick an unser Gefangener.«

»Gefangener!« wiederholte des Avenelles, Anfangs sehr erschrocken.

Dann aber, nach kurzer Überlegung, faßte er seinen Entschluß. Unser Mann besaß, wie man sich, erinnert, im höchsten Grade den Mut der Feigheit.

»Nun! das ist mir im Gegenteil lieber«, rief er. »Ich bin mehr als bei mir in Sicherheit mitten unter allen diesen Komplotten. Und da Ihr mich behaltet, Herr Polizeilieutenant, so werdet Ihr kein Bedenken mehr tragen, mir gefälligst einige von meinen ehrfurchtsvollen Fragen zu beantworten. Meiner Ansicht nach seid Ihr nicht ganz so vollständig unterrichtet, als Ihr zu sein glaubt, und ich werde Gelegenheit finden, Euch durch eine nützliche Entdeckung meine Treue und Redlichkeit zu beweisen.«

»Hm! ich zweifle daran«, versetzte Herr von Braguelonne.

»Was wißt Ihr vor Allem von unseren letzten Versammlungen, Monseigneur?« fragte der Advokat.

»Sprecht Ihr von der in Nantes?« sagte der Polizeilieutenant.

»Aje! Ihr wißt das? Nun, ja, ich meine die in Nantes. Was ist dort vorgefallen?«

»Spielt Ihr auf die Verschwörung an, die man dort gebildet hat?« sagte Herr von Braguelonne.

»Ah! ja, und ich sehe, daß ich Euch hierüber nicht viel werde mitzuteilen haben«, erwiderte des Avenelles. »Was beabsichtigt diese Verschwörung . . . «

»Den König in Blois aufzuheben, mit Gewalt die Prinzen an die Stellen der Herren von Guise zu setzen, die Stände zusammenzuberufen u. s. w. Dies Alles ist eine alte Geschichte, mein lieber Herr des Avenelles, und datiert schon vom 5. Februar.«

»Und die Verschworenen glauben sich ihres Geheimnisses so sicher!« rief der Advokat. »Sie sind verloren, und ich auch . . . denn ohne Zweifel kennt Ihr die Häupter des Komplottes?«

»Die verborgenen und die offenbaren Häupter. Die verborgenen Häupter sind der Prinz von Condé und der Admiral. Die offenbaren Häupter sind la Renaudie Castelnau, Mazéres . . . Doch die Aufzählung wäre zu lang. Seht, hier ist die Liste ihrer Namen und die der Provinzen, welche sie aufwiegeln sollen.«

»Barmherzigkeit! wie geschickt ist die Polizei und welche Narren sind die Schwörer!« rief des Avenelles. »Werde ich Euch denn kein Wörtchen mitzuteilen haben? Der Prinz von Condé und la Renaudie, Ihr wißt, wo sie sind?«

»Mit einander in Paris«

»Das ist furchtbar, und ich habe nur meine Seele Gott zu empfehlen; doch ich bitte, noch ein Wort: wo sind sie in Paris?«

Herr von Braguelonne antwortete nicht sogleich, aber er schien mit seinem klaren, durchdringenden Blick die Seele und die Augen von des Avenelles ergründen zu wollen.

Kaum atmend, wiederholte dieser seine Frage:

»Wißt Ihr, wo in Paris der Prinz von Condé und la Renaudie sind, gnädiger Herr?«

»Wir werden sie ohne Mühe finden«, antwortete Herr von Braguelonne.

»Aber Ihr habt sie noch nicht gefunden!« rief des Avenelles entrückt. »Ah! Gott sei gelobt! ich kann noch meine Begnadigung verdienen. Ich weiß, wo sie sind, Monseigneur!«

Das Auge von Demochares funkelte, doch der Polizeilieutenant verbarg seine Freude.

»Wo sind sie denn?« sagte er mit dem aller gleichgültigsten Tone.

»Bei mir, meine Herren, bei mir!« antwortete stolz der Advokat.

»Ich wußte es«, sprach ganz ruhig Herr von Braguelonne.

»Was! wie! Ihr wußtet das auch?« rief des Avenelles erbleichend.«

»Allerdings . . . doch ich wollte Euch aus die Probe stellen, ich wollte sehen, ob Ihr glaubwürdig wäret.

Es ist gut! ich bin mit Euch zufrieden. Euer Fall war wenigstens sehr ernst, Ihr habt so großen Verbrechern Zuflucht gegeben!«

»Ihr habt Euch ebenso strafbar gemacht als sie«, sprach Demochares mit wichtiger Miene.

»Oh! redet nicht so, Monseigneur«, erwiderte des Avenelles. »Ich vermutete wohl, welchen Gefahren ich ausgesetzt war. Seitdem ich die schrecklichen Pläne meiner zwei Gäste kenne, lebe ich auch nicht mehr. Doch ich kenne sie erst seit drei Tagen; erst seit drei Tagen, das schwöre ich Euch. Ihr müßt wissen, daß ich nicht bei der Versammlung in Nantes war. Als der Prinz von Condé und la Renaudie am Anfang dieser Woche bei mir ankamen, glaubte ich wohl Hugenotten bei mir aufzunehmen, aber nicht Verschwörer. Ich habe einen Abscheu vor den Verschwörern und den Verschwörungen. Sie sagten mir Anfangs nichts, und das verarge ich ihnen. Es ist sehr schlimm, so ohne daß er etwas weiß, einen armen Menschen, der ihnen immer nur Dienste geleistet hat, der Gefahr auszusetzen. Doch diese hohen Personen machen es nie anders.«

»Wie?« versetzte Herr von Braguelonne, der sich als eine sehr hohe Person betrachtete.

»Ich spreche von den hohen Personen der Reformation«, sagte eiligst der Advokat. »Anfangs verbargen sie mir also Alles; doch sie flüsterten den ganzen Tag zusammen; sie schrieben den Tag und die Nacht, sie empfingen jede Minute Besuch.. Ich lauerte, ich

horchte, kurz ich erriet den Anfang, so daß sie genötigt waren, mir das Ende zu gestehen, ihre Versammlung in Nantes, ihre große Verschwörung, Alles endlich, was Ihr schon wißt, und was sie so gut verborgen glauben; doch seit dieser Enthüllung schlafe ich, esse ich, lebe ich nicht mehr. So oft Jemand bei mir eintritt, und Gott weiß, wie oft dies geschieht! bilde ich mir ein, man komme, um mich zu holen und vor den Richter zu schleppen. In den mir spärlich zugemessenen Augenblicken eines fieberhaften Schlafes, träume ich in der Nacht nur von Tribunalen, Schafotten und Henkern. Und ich erwache in kaltem Schweiß gebadet, um die Gefahren, denen ich preisgegeben bin, zu berechnen, vorherzusehen, zu ermessen.«

»Die Gefahren, denen Ihr preisgegeben seid?« sagte Herr von Braguelonne. »Zuerst das Gefängnis . . . «

»Sodann die Folter«, sprach Demochares.

»Ferner das Hängen«, fügte der Polizeilieutenant bei.

»Vielleicht der Scheiterhaufen«, fuhr der Großinquisitor fort.

»Ja sogar, je nach den Umständen, das Rad«, sprach Herr von Braguelonne, um durch einen Haupteffekt zu endigen.

»Eingekerkert! gefoltert! Gehenkt! verbrannt! gerädert!« rief bei jedem Wort Meister des Avenelles, als ob er jede dieser Strafen, die man ihm aufzählte, ausgestanden hätte.

»Was Teufels! Ihr seid Advokat, Ihr kennt das Gesetz«, sprach Herr von Braguelonne.

»Ich kenne es nur zu gut«, rief des Avenelles. »Nach einem dreitägigen Todeskampf konnte ich es auch nicht mehr länger aushalten; ich fühlte wohl, ein solches Geheimnis wäre eine zu schwere Bürde für meine Verantwortlichkeit, und ich kam, um sie in Eure Hände niederzulegen, Herr Polizeilieutenant.«

»Das war das Sicherste«, sagte Herr von Braguelonne, »und obgleich uns Eure Angabe nicht viel nützt, wie Ihr seht, werden wir doch auf Euren guten Willen Rücksicht nehmen.«

Er besprach sich einige Minuten leise mit Mouchy, der ihn, nicht ohne eine gewisse Mühe, zu einem gewissen Entschluß zu bringen schien.

»Vor Allem«, sagte flehend des Avenelles, »vor Allem bitte ich Euch, habt die Gnade, meinen Abfall gegen meine

ehemaligen . . . Genossen nicht zu verraten denn leider könnten diejenigen, welche den Präsidenten Minard ermordet haben, auch mir einen schlimmen Streich spielen.«

»Wir werden das Geheimnis bewahren«, erwiderte der Polizeilieutenant.

»Doch Ihr wollt mich in jedem Fall als Gefangenen zurückbehalten?« fragte des Avenelles mit demütiger und ängstlicher Miene.

»Nein, Ihr könnt auf der Stelle frei nach Hause zurückkehren«, antwortete Braguelonne.

»Wahrhaftig?« rief der Advokat. »Ihr werdet also meine Gäste festnehmen lassen, wie ich sehe?«

»Ebensowenig. Sie werden frei bleiben wie Ihr.«

»Wie so?« fragte des Avenelles ganz erstaunt.

»Hört mich und prägt Euch meine Worte wohl ein«, sprach Herr von Braguelonne mit gewichtigem Tone. »Ihr kehrt ohne Verzug nach Hause zurück, es könnte sonst eine zu lange Abwesenheit Verdacht erregen. Euren Gästen sagt Ihr nicht ein Wort von Euren Befürchtungen und Geheimnissen. Ihr handelt und laßt sie handeln, als ob Ihr heute nicht in dieses Kabinett gekommen wäret. Versteht Ihr mich wohl? Verhindert nichts und wundert Euch über nichts. Laßt nur machen.«

»Das ist leicht«, sagte des Avenelles.

»Nur«, fügte Herr von Braguelonne bei, »nur, wenn wir irgend eine Auskunft nötig haben, werden wir sie Euch geben lassen oder Euch hierherberufen, und Ihr werdet Euch beständig zu unserer Verfügung halten. Wird ein Einschreiten in Eurem Hause für nötig erachtet, so habt Ihr Beistand zu leisten.«

»Da ich einmal angefangen habe, so werde ich auch endigen.« sprach des Avenelles mit einem Seufzer.

»Es ist gut. Nur noch ein einziges Wort zum Schluß. Gehen die Dinge so, daß wir dadurch den Beweis erhalten, Ihr habet diesen sehr einfachen Instruktionen gehorcht, so sollt Ihr begnadigt werden. Können wir aber vermuten, daß Euch die geringste Indiskretion entschlüpft ist, so sollt Ihr zuerst und am Grausamsten bestraft werden.«

»Man läßt Euch, bei Unserer Lieben Frau! am kleinen Feuer

rösten!« sprach Demochares mit seinem tiefen, düsteren Ton.

»Doch . . . « wollte der bebende Advokat sagen.

»Schon genug«, rief Braguelonne. »Ihr habt gehört. erinnert Euch. Auf Wiedersehen.«

Er machte mit der Hand ein gebieterisches Zeichen. Der allzu kluge Advokat entfernte sich, zugleich erleichtert und bedrückt.

Nach seinem Abgang schwiegen der Polizeilieutenant und der Großinquisitor einen Augenblick.

»Ihr habt es gewollt, ich habe nachgegeben«, sagte der erstere endlich. Doch ich geliebt, daß mir Zweifel über diese Art des Verfahrens bleiben.«

»Nein, es ist so Alles gut!« erwiderte Demochares; »diese Sache muß ihren Lauf haben, sage ich Euch, und zu diesem Ende war es das Wichtigste, keinen Verdacht bei den Verschworenen zu erregen. Sie sollen sich des Geheimnisses sicher glauben und handeln. Sie bilden sich ein, sie gehen in der Finsternis, und wir folgen allen ihren Bewegungen am hellen Tag. Das ist herrlich! eine solche Gelegenheit, durch einen großen Schlag die Ketzerei niederzuschmettern, dürfte sich in zwanzig Jahren nicht bieten. Und ich kenne hierüber die Ansichten Seiner Eminenz des Herrn Kardinals von Lothringen.«

»Besser als ich, das ist wahr«, sprach Herr von Braguelonne. »Was haben wir indessen noch zu tun?«

»Ihr«, antwortete Demochares, »Ihr bleibt in Paris, Ihr überwacht durch Lignières und des Avenelles Eure zwei Häupter der Verschwörung. Ich reife in einer Stunde nach Blois ab und setze die Herren von Guise in Kenntnis. Der Kardinal wird Anfangs ein wenig Angst haben, doch der Balafré ist bei ihm, um ihn zu beruhigen und bei näherer Erwägung wird er entzückt sein. Es ist die Sache von diesen Beiden, in vierzehn Tagen geräuschlos um den König alle Kräfte.  ber die sie verfügen können zu sammeln. Unsere Hugenotten sollen indessen keine Ahnung haben. Sie werden mit einander oder einer nach dem andern in die Falle kommen, die man ihnen gestellt hat, diese blinden Staaren, und sie sind unser! wir haben sie! allgemeine Schlächtere!«

Der Großinquisitor ging mit langen Schritten im Zimmer auf und

ab und rieb sich freudig die Hände.

»Gott wolle nur«, sagte Herr von Braguelonne, »daß nicht ein unvorhergesehener Umschlag diesen herrlichen Plan zunichte macht.«

»Unmöglich!« rief Demochares, »allgemeine Schlächtere! Wir haben sie! Laßt gefälligst Ligniérés zurückkommen, damit er uns die Nachrichten vollends mitteilt, die ich dem Kardinal von Lothringen melden werde; doch ich halte die Ketzerei schon für tot. Allgemeines Schlachten!«

XVIII.

König und Königin Kinder.

Wenn wir im Geiste zwei Tage und vierzig Meilen überspringen, sind wir am 27. Februar in dem glänzenden Schloß Blois, wo der Hof für den Augenblick versammelt war.

Es hatte am vorhergehenden Tag ein großes Fest mit Lustbarkeiten aller Art im Schloß stattgefunden, ein Fest, angeordnet von Antoine von Baif, dem Dichter, mit Kampfspielen, Balleten und Allegorien, so daß an diesem Morgen der junge König und seine kleine Königin, zu deren Unterhaltung man das Fest gegeben hatte, später als gewöhnlich und noch ein wenig müde von ihren Vergnügungen aufstanden.

Zum Glück war kein Empfang angekündigt, und sie konnten, um auszuruhen, nach Muße mit einander über die schönen Dinge Plaudern, die sie bewundert hatten.

»Ich«, sagte Maria Stuart, »ich habe die Belustigung äußerst schön und seltsam gefunden.«

»Ja«, erwiderte Franz II., »besonders die Ballete und die gespielten Szenen. Doch ich muß gestehen, die Sonnete, die Madrigale kamen mir etwas gedehnt vor.«

»Wie!« rief Maria Stuart, »ich versichere Euch, sie waren sehr artig und geistreich.«

»Aber gestehe, mein Herzchen, fortwährend zu lobrednerisch. Siebst Du, es ist nicht belustigend, sich so ganze Stunden lang loben zu hören, und ich dachte mir gestern Abend, der gute Gott im Paradies müßte zuweilen Augenblicke der Ungeduld haben. Füge dem bei, daß diese Herren, besonders Baif und Maisonfleur, in ihren Reden viele lateinische Worte einstreuen, die ich nicht immer verstehe.«

»Aber das sieht sehr gut aus«, entgegnete Maria. »Das ist eine Weise, die den gelehrten Mann und ausgesuchten Geschmack bezeichnet.«

»Ah! Du bist eine Gelehrte, Maria!« versetzte seufzend der junge König; »Du machst Verse und verstehst das Lateinische,

bei dem ich nie recht anbeißen konnte.«

»Das Wissen ist das Los und die Unterhaltung von uns Frauen, wie von Euch Männern und Fürsten die Tätigkeit und das Befehlen.«

»Gleichviel!« sagte Franz II., »ich möchte, namentlich um Dir in etwas gleichzukommen, nur so unterrichtet sein, wie mein Bruder Karl.«

»Ah! was unsern Bruder Karl betrifft«, unterbrach ihn Maria, »habt ihr ihn gestern in seiner Rolle der Allegorie *der durch die drei göttlichen Tugenden verbotenen Religion* gesehen?«

»Ja«, sagte der König, »er machte einen von den Rittern, welche die Tugenden darstellten, die Nächstenliebe, glaube ich.«

»So ist es. Habt Ihr gesehen, Sire, mit welcher Wut er der Ketzerei den Kopf abschlug?«

»Ja, wahrhaftig, als sie mitten unter die Flammen auf dem Schlangenleib vorrückte . . . Es ist wahr, Karl war außer sich.«

»Und sagt mir, mein süßer Sire«, sprach die Königin, »kam es Euch nicht vor, als gleiche dieser Kopf der Ketzerei irgend Jemand?«

»Wahrhaftig«, erwiderte Franz II., »ich glaubte Anfangs, ich täusche mich, aber er hatte sicherlich das Aussehen von Herrn von Coligny, nicht wahr?«

»Und alle diese Teufel, die ihn holten!«

»Und die Freude unseres Oheims des Kardinals!«

»Und das Lächeln meiner Mutter!«

»Es war beinahe furchtbar!« sprach die junge Königin. »Doch es ist nicht zu leugnen, Franz, sie war gestern wieder sehr schön, Eure Mutter, in ihrem Kleide von Goldstoff mit krausen Blumen und mit ihrem Schleier von lohrothem Crepe! ein herrlicher Anzug!«

»Ja, mein Herzchen, ich habe auch für Dich ein ähnliches Kleid in Konstantinopel durch Herrn von Grandchamp bestellt, und Du sollst einen Schleier von römischer Gaze, dem meiner Mutter ähnlich, haben.«

»Ich danke, mein artiger König, ich danke! Ich beneide gewiß nicht um ihr Los unsere Schwester Elisabeth von Spanien, welche, wie man sagt, nie zweimal dasselbe Kleid anzieht. Doch

ich möchte nicht gern, daß irgend eine Frau in Frankreich, und wäre es Eure Mutter, Euch besonders besser geputzt vorkäme als ich.«

»Ei! was ist Dir im Grunde daran gelegen?« sagte der König, »wirst Du nicht immer die Schönste sein?«

»Es hat gestern kaum so geschienen«, entgegnete Maria schmollend, »denn nach dem Fackeltanz, den ich ausführte, sagtet Ihr mir kein Wort: ich muß glauben, daß er Euch nicht gefallen hat.«

»Doch, doch!« rief Franz. »Aber, guter Gott! was hätte ich neben allen diesen Schöngestirnen sagen sollen, die Dir in Prosa und in Versen den Hof machten. Dubellay behauptete, Du brauchst keine Fackel wie die anderen Damen, und es sei schon genug mit Deinen zwei Augen. Maisonfleur erschrak über die Gefahr der zwei lebendigen Lichter Deiner Augensterne, welche nicht erlöschen und den ganzen Saal entzünden könnten. Ronsard fügte bei, die zwei Gestirne Deiner Blicke müßten die Nacht in der Finsternis und den Tag im Sonnenschein erleuchten. Sollte ich nun nach dieser Poesie kommen und Dir ganz einfach sagen, ich habe Dich und Deinen Tanz reizend gefunden?«

»Und warum nicht?« erwiderte Maria; »dieses einfache Wort hätte mich mehr erfreut, als alle ihre Abgeschmacktheiten.«

»Wohl, ich sage Dir das Wort diesen Morgen, mein Liebchen, und zwar von ganzem Herzen; denn dieser Tanz ist vollkommen, und ließ mich beinahe die spanische Pavana und die Pazzemeni der Italiener vergessen, die Du so göttlich mit der armen Elisabeth getanzt hast. Was Du tust, ist immer besser getan, als das, was die Andern tun. Du bist die Schönste der Schönen, und die hübschesten Frauen sehen neben Dir immer wie Kammerjungfern aus. Ja, in Deiner königlichen Tracht, wie in diesem einfachen Morgenkleide bist Du immer meine Königin und meine Liebe. Ich sehe nur Dich! ich liebe nur Dich!«

»Mein teures Herz!«

»Meine Angebetete!«

»Mein Leben!«

»Mein höchstes Gut! Siehe, hättest Du nur das Häubchen einer Bäuerin, ich würde Dich inniger lieben, als alle Königinnen der

Erde.«

»Und ich«, sagte Maria, »wärest Du auch nur ein einfacher Page, so besädest Du doch immerhin mein Herz.«

»O Gott! wie liebe ich es, meine Finger in diese so sanften, so blonden, so feinen Haare zu tauchen, sie zu vermengen, zu verwirren! Ich begreife es wohl, daß Dich Deine Damen oft bitten, diesen so runden und so weißen Hals, diese so anmutigen und fleischigen Arme küssen zu dürfen. Erlaube es ihnen jedoch nicht mehr, Maria.«

»Und warum nicht?«

»Ich bin eifersüchtig.«

»Kind!« versetzte Maria mit einer anbetungswürdigen Kindergebärde.

»Ah! höre«, rief Franz voll Leidenschaft, »müßte ich auf meine Krone, oder auf Maria verzichten, meine Wahl wäre bald getroffen.«

»Welche Torheit!« entgegnete die junge Königin.

»Kann man auf die Krone von Frankreich, die schönste von allen nach der des Himmels, verzichten?«

»Bei dem, was sie auf meiner Stirne tut . . . « sagte Franz mit einem halb heiterem, halb schwermütigen Lächeln.

»Wie!« rief Maria: »doch ich vergaß, daß wir ein Geschäft abzumachen haben, eine Angelegenheit von großem Belang, die uns mein Oheim von Lothringen zugeschickt hat.«

Oho!« rief der König, »das geschieht ihm nicht oft.«

»Er beauftragt uns, die Farben der Uniform unserer Schweizer-Garden zu bestimmen.«

»Das ist ein Zeichen des Vertrauens, das uns ehrt. Beginnen wir also die Beratung, Madame: was ist die Ansicht Eurer Majestät über diesen so schwierigen Gegenstand?«

»Oh! ich werde erst nach Euch sprechen. Sire.«

»Ich denke, die Form der Kleider soll dieselbe bleiben; ein weites Wamms mit weiten Ärmeln, dreifarbig geschlitzt, nicht wahr?«

»Ja, Sire. Doch welche Farben sollen dies sein? Das ist die Frage.«

»Sie ist nicht leicht, doch Ihr unterstützt mich nicht, mein artiger Rat. Die erste Farbe . . . «

»Das muß weiß sein«, sagte Maria, »die Farbe von Frankreich.«

»Dann wird die zweite die von Schottland sein, blau also«, sprach der König.

»Gut! Doch die dritte?«

»Wenn das gelb wäre?«

»Oh! nein, das ist die Farbe von Spanien. Eher grün.«

»Das ist die Farbe Von Guise«, versetzte der König.

»Wäre das ein Grund zum Ausschluß?« fragte Maria.

»Nein! doch würden diese drei Farben harmonieren?«

»Ein Gedanke« rief Maria Stuart. »Nehmen wir Roth, die Farbe der Schweiz; das wird diese armen Leute ein wenig an ihr Vaterland erinnern.«

»Ein Gedanke so vortrefflich wie Dein Herz, Maria«, sprach der König. »Diese wichtige Angelegenheit ist somit glorreich beendet. Uf! das hat ziemlich viel Mühe gekostet und die ereilten Dinge machen uns zum Glück weniger zu schaffen! Deine teuren Oheime, Maria. haben die Güte, für mich die ganze Last der Regierung zu übernehmen, das ist reizend! Sie schreiben und ich brauche nur zu unterzeichnen, zuweilen ohne zu lesen, so daß meine Krone auf meinem königlichen Stuhle hinreichend meine Stelle ersetzen würde, käme mich die Lust an . . . eine Reise zu machen.«

Wißt Ihr nicht, Sire, daß meine Oheime nie etwas Anderes im Herzen tragen werden, als Euer Interesse und das von Frankreich?«

»Wie sollte ich das nicht wissen? Sie wiederholen es mir zu oft, als daß ich es vergessen könnte. Ah! es ist heute Sitzung des Rates: wir werden den Herrn Kardinal von Lothringen mit seinen demütigen Manieren und seinen übertriebenen Ehrfurchtsbezeigungen, die mich, ich muß es gestehen, nicht immer belustigen, kommen sehen, und ihn mit seiner sanften Stimme und bei jedem Worte sich verbeugend sagen hören: »Sire, der Antrag, den ich Eurer Majestät vorlege, hat nur die Ehre Eurer Krone im Blick. Eure Majestät kann nicht an dem Eifer

zweifeln, der uns für den Ruhm ihrer Regierung und die Wohlfahrt ihres Volkes beseelt. Sire, der Glanz des Thrones und der Kirche ist der einzige Zweck u.s.w. u.s.w.«

»Wie gut Ihr ihn nachahmt!« rief Maria lachend und in die Hände klatschend.

Doch mit einem ernsteren Tone fügte sie bei:

»Ihr müßt indessen nachsichtig und großmütig sein, Franz. Glaubt Ihr denn, Eure Mutter, Frau Catharina von Medicis, mache mir viel Vergnügen, wenn sie mir mit ihrem stolzen, ernsten, bleichen Gesicht endlose Reden über meinen Putz, meine Leute und meine Equipagen hält? Hört Ihr sie nicht von hier aus mit gekniffenem Mund zu mir sagen: »Meine Tochter, Ihr seid die Königin, ich bin heute nur die zweite Frau des Reiches; doch wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich verlangen, daß meine Frauen nie die Messe und ebenso wenig die Vesper und die Predigt versäumten. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich nicht blaßroten Sammet tragen, weil dies eine zu wenig ernste Farbe ist. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich mein silber- und taubenhalsfarbiges Kleid verändern lassen, weil es zu weit ausgeschnitten ist. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich nie selbst tanzen, sondern mich darauf beschränken, daß ich Andern beim Tanzen zuschaute Wenn ich an Eurem Platze wäre . . . «

»Oh!« rief der König, ein schallendes Gelächter aufschlagend, »wie ganz und gar ist das meine Mutter! Doch siehst Du, es ist nun einmal meine Mutter, und ich habe sie schon schwer genug dadurch beleidigt, daß ich ihr keinen Anteil an den Staatsangelegenheiten überlasse, welche Deine Oheime allein verwalten. Man muß ihr also etwas vergeben und mit Ehrerbietung ihr Schmähen aushalten. Ich meinerseits füge mich in die häßliche Vormundschaft des Kardinals von Lothringen einzig und allein, weil Du seine Nichte bist, hörst Du?«

»Ich danke, lieber Sire, ich danke für dieses Opfer«, sagte Maria, den König küssend.

»Doch in der Tat«, fuhr Franz fort, »es gibt Augenblicke, wo ich versucht bin, Alles bis auf den Titel eines Königs hinzugeben, wie ich schon die Gewalt hingegeben habe.«

»Oh! was sagt Ihr da?« rief Maria Stuart.

»Ich sage, was ich fühle, Maria. Ah! wenn ich nicht, um Dein Gemahl zu sein, König von Frankreich sein müßte . . . Bedenke doch! ich habe nur die Feinde und den Zwang des Königtums. Der Letzte von unsern Untertanen ist freier als ich. Wenn ich nicht ganz ärgerlich geworden wäre, hätten wir jedes ein abgesondertes Zimmer! Warum? weil man behauptete, das sei Gebrauch bei den Königen und Königinnen von Frankreich.«

»Wie einfältig sind sie doch mit ihrem Gebrauch!« sagte Maria. »Nun! wir ändern den Gebrauch und führen einen neuen ein, der, Gott sei Dank! so viel wert ist, als der andere.«

»Gewiß, Maria. Sage mir, weißt Du, was der geheime Wunsch ist, den ich seit langer Zeit hege?«

»Wahrlich, nein.«

»Der, zu entweichen, zu entfliehen, für einige Zeit die Sorgen des Throns, Paris, Blois, Frankreich sogar zu verlassen und wohin zu gehen? Ich weiß es, nicht, doch fern von hier, um ein wenig wie die andern Menschen nach Bequemlichkeit zu atmen. Maria, sage mir, ob eine Reise von sechs Monaten, von einem Jahr, Dir nicht Vergnügen machen würde?«

»Oh! ich wäre entzückt darüber, mein viel geliebter Sire«, antwortete Maria, »für Euch besonders, dessen Gesundheit mich zuweilen beunruhigt, und der Ihr zu oft an dem ärgerlichen Kopfweg leidet. Die Luftveränderung, die Neuheit der Gegenstände, dies Alles würde Euch zerstreuen, würde Euch wohlthun. Oh! laßt uns reisen, laßt uns reisen . . . Doch werden es der Kardinal und die Königin Mutter dulden?«

»Ei! im Ganzen bin ich der König, ich bin der Herr«, sprach Franz II. »Das Reich ist friedlich und ruhig, und da man meinen Willen nicht braucht, um es zu regieren, so wird man auch meiner Gegenwart entbehren können. Maria, wir brechen wie die Schwalben vor dem Eintritt des Winters auf. Sprich, wohin willst Du gehen? Wenn wir unsere schottischen Staaten besuchen würden?«

»Wie! über das Meer fahren!« rief Maria. »Wie! mein Herzchen, in diese für Eure zarte Brust so gefährlichen Nebel gehen? Nein, da sind mir unsere lachende Touraine und dieses heitere Schloß von Blois noch lieber. Doch warum sollten wir nicht nach Spanien

gehen und unsere Schwester Elisabeth besuchen?«

»Die Luft Spaniens ist den Königen von Frankreich nicht zuträglich«, entgegnete Franz II.

»Italien also? dort ist immer schön Wetter, dort ist es immer warm. Blauer Himmel und blaues Meer! blühende Orangenbäume, Musik und Feste!«

»Angenommen, Italien!« rief der König heiter. »Wir werden die katholische Religion in ihrer Glorie, wir werden die schönen Kirchen und die heiligen Reliquien sehen.«

»Und die Gemälde von Raphael, und Sanct-Peter und den Vatikan!«

»Wir bitten den Papst um seinen Segen und bringen viele Ablässe mit.«

»Das wird reizend sein«, rief die Königin, »und diesen Wunsch mit einander verwirklichen geliebt, liebend, das Azur in unseren Herzen und über unsern Häuptern haben . . . «

»Das Paradies!« rief Franz II. voll Begeisterung.

Während aber, durch die bezaubernde Hoffnung gewiegt, dies ausrief, öffnete sich ungestüm die Türe, und der Kardinal von Lothringen trat, den Huissier, der nicht einmal Zeit hatte, ihn zu melden, zurückschiebend ganz bleich und ganz atemlos in das königliche Gemach.

Ruhig, aber ebenso ernst, folgte der Herzog von Guise seinem Bruder in einiger Entfernung, und man hörte schon seinen gewichtigen Tritt im Vorzimmer durch die offen gebliebene Türe schallen.

XIX.

Ende der Reise nach Italien.

»Nun, Herr Kardinal«, sagte der junge König mit einer gewissen Lebhaftigkeit, »dürfte ich nicht einmal an diesem Ort einen Augenblick Muße und Freiheit haben?«

»Sire«, antwortete Karl von Lothringen, »ich bedaure es, den von Eurer Majestät gegebenen Befehlen zuwider handeln zu müssen, doch die Angelegenheit, die meinen Bruder und mich hierher führt, ist so wichtig«, daß sie keinen Verzug duldet.«

In diesem Augenblick trat der Herzog von Guise ein, verbeugte sich stillschweigend vor dem König und der Königin und blieb stumm, unbeweglich, ernst, hinter seinem Bruder stehen.«

»Sprecht also, ich höre Euch, mein Herr«, sagte Franz zum Kardinal.

»Sire.« erwiderte dieser, »es ist eine Verschwörung gegen Eure Majestät entdeckt worden; ihr Leben ist nicht mehr in Sicherheit im Schloß von Blois, und es ist notwendig, es auf der Stelle zu verlassen.«

»Ehe Verschwörung? Blois verlassen! Was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten, Sire, daß böse Menschen Eurer Majestät nach dem Leben und nach der Krone trachten.«

»Wie!« sagte Franz, »sie trachten nach meinem Leben, während ich so jung bin, während ich seit gestern erst auf dem Throne sitze, während ich wissentlich und mit meinem Willen nie einem Menschen etwas zu Leide getan habe! Wer sind diese Bösen, Herr Kardinal?«

»Wer sollte es sein, wenn nicht die verfluchten Hugenotten und Ketzer?« antwortete Karl von Lothringen.

»Abermals die Ketzer!« rief der König: »seid Ihr sicher, mein Herr, daß, Ihr Euch nicht durch unbegründeten Verdacht gegen sie einnehmen laßt?«

»Ach! diesmal ist leider kein Grund zu zweifeln vorhanden«, sprach der Kardinal.

Zu so ungelegener Zeit in seinen freudigen Träumen durch

diese trostlose Wirklichkeit gestört, schien der König sehr ärgerlich zu sein; Maria war ganz bewegt durch ihre üble Laune, und der Kardinal ganz unruhig durch die Nachrichten, die er brachte. Der Balafre allein wartete ruhig und seiner Herr auf den Ausgang aller dieser Worte in einer unempfindlichen Haltung.

»Was habe ich denn meinem Volk getan, daß es mich nicht liebt?« fragte Franz unwillig.«

»Ich glaube, ich sagte Eurer Majestät, daß die Aufrührer nur Hugenotten sind«, erwiderte der Kardinal von Lothringen.

»Es sind aber nicht minder Franzosen«, sprach der König.« Kurz, Herr Kardinal, ich habe Euch meine ganze Macht in der Hoffnung anvertraut, Ihr würdet ihr den Segen erwerben, und ich sehe um mich her nichts als Unruhen, Klagen und Unzufriedenheit.«

»Oh! Sire! Sire!« sagte Maria Stuart im Tone des Vorwurfs.

Der Kardinal von Lothringen sprach mit einer gewissen Trockenheit:

»Sire, es wäre nicht gerecht, uns für das verantwortlich zu machen, was nur der unheilvollen Zeit zuzuschreiben ist.«

»Mein Herr«, fuhr der Junge König fort, »ich wünschte einmal den Grund der Dinge zu kennen, um, falls Ihr einst nicht mehr an meiner Seite wäret, zu wissen, ob es auf mich oder auf Euch abgesehen ist.«

»Oh! Eure Majestät!« rief abermals Maria tief bewegt.

Franz II. hielt inne und machte es sich schon zum Vorwurf, daß er zu weit gegangen. Der Herzog von Guise offenbarte nicht die geringste Unruhe. Nach einem eisigen Stillschweigen sprach Karl von Lothringen mit der würdigen Miene eines ungerecht beleidigten Mannes:

»Sire, da wir zu unserem Schmerz unsere Bemühungen mißkannt oder fruchtlos sehen müssen, so bleibt uns als redlichen Untertanen und ergebenen Verwandten nichts Anderes übrig, als uns zu entfernen, um den Platz Würdigeren oder Glücklicheren zu überlassen . . . «

Der König schwieg verlegen und der Kardinal fuhr nach einer Pause fort:

»Eure Majestät hat uns also nur zu sagen, in welche Hände

wir unsere Ämter niederlegen sollen.«

»Was mich betrifft, so wird ohne Zweifel nichts leichter sein, als mich zu ersetzen, und Eure Majestät braucht nur zwischen dem Kanzler Olivier, dem Herrn Kardinal von Tournon und Herrn de l'Hopital zu wählen.«

Maria Stuart verbarg ganz trostlos ihre Stirne in ihren Händen, und Franz II. hätte in seiner Reue gar zu gern feinen kindischen Zorn wieder gut gemacht, doch das hochmütige Stillschweigen des großen Balafré schüchterte ihn ein.

»Aber«, fuhr Karl von Lothringen fort, »aber die Stelle des Großmeisters und die Leitung der Kriegsangelegenheiten erfordern so seltene Talente und einen so hohen Ruf, daß ich nach meinem Bruder kaum zwei Männer finde, die darauf Anspruch machen konnten: Herr von Brissac vielleicht . . . «

»Oh! Brissac, stets ärgerlich, stets mürrisch«, sagte der junge König, »das ist unmöglich.«

»Und sodann«, fuhr der Kardinal fort, »Herr von Montmorency, der in Ermangelung ersprießlicher Eigenschaften wenigstens Ruf hat.«

»Ei!« entgegnete Franz, »der Herr Connetable ist zu alt für mich, und er hat einst den Dauphin zu leicht behandelt, um dem König heute ehrfurchtsvoll zu dienen. Doch, Herr Kardinal, warum übergeht Ihr meine andern Verwandten, die Prinzen von Geblüt, den Prinzen Condé zum Beispiel?«

»Sire«, sagte der Kardinal, »mit Bedauern melde ich es Eurer Majestät unter den Namen der geheimen Häupter der erwähnten Verschwörung ist der erste der des Herrn Prinzen von Condé.«

»Ist das möglich?« rief der junge König ganz erstaunt.

»Sire es ist gewiß.«

»Das Komplott gegen den Staat ist also sehr ernst?«

»Sire, es ist beinahe eine Empörung«, antwortete der Kardinal, »und da Eure Majestät meinen Bruder und mich der furchtbarsten Verantwortlichkeit überhebt, welche je auf uns lastete, so heischt es meine Pflicht, sie zu bitten, so bald als möglich unsere Nachfolger zu ernennen, denn die Reformierten werden in einigen Tagen unter den Mauern von Blois sein.«

»Was sagt Ihr da, mein Oheim?« rief Maria erschrocken.

»Die Wahrheit, Madame.«

»Und die Rebellen sind zahlreich?« fragte der König.

»Sire, man spricht von zweitausend Mann«, sagte der Kardinal, »Meldungen, die ich nicht glauben konnte, ehe ich von Paris durch Herrn von Mouchy, Nachricht von der Verschwörung erhalten hatte, signalisierten schon ihre Vorhut bei la Carreliér . . . Sire, Herr von Guise und ich, wir werden als . . . «

»Wie!« rief Franz lebhaft, »in einer solchen Gefahr würdet Ihr mich Beide verlassen?«

»Sire, ich glaubte zu verstehen, dies sei der Wille Eurer Majestät«, sagte Karl von Lothringen.

»Was wollt Ihr? Ich bin so traurig wenn ich sehe, daß Ihr mir Feinde machte . . . daß ich Feinde habe . . . Doch sprechen wir nicht mehr hiervon, mein Oheim, und nennt mir lieber die einzelnen Umstände dieses frechen Unternehmens der Empörer. Was gedenkt Ihr zu tun, um ihm zu begegnen?«

»Verzeiht, Sire«, erwiderte der Kardinal noch gereizt, »nach dem, was mir Eure Majestät zu verstehen gegeben hat, kam es mir vor, als ob Andere . . . «

»Ei! lieber Oheim, ich bitte Euch«, spricht nicht mehr von diesem Ausbruch einer Lebhaftigkeit, die ich beklage. Was kann ich mehr sagen? Soll ich mich entschuldigen und um Verzeihung bitten?«

»Oh! Sire«, rief Karl von Lothringen, »sobald uns Eure Majestät ihr kostbares Vertrauen wieder schenkt . . . «

»Völlig und von ganzem Herzen«, fügte der König, dem Kardinal seine Hand reichend, bei.

»Das heißt viel Zeit verlieren«, sagte der Herzog von Guise mit ernstem Tone.

Dies war das erste Wort, das er seit dem Anfang der Unterredung gesprochen hatte.

Dann trat er vor, als ob das, was bis dahin vorgefallen, nur unbedeutende Präliminarien, nur ein langweiliger Prolog, wobei er dem Kardinal die Hauptrolle überlassen gewesen wären. Nun aber, da diese knabenhaften Debatten erschöpft waren, nahm er laut das Wort und die Initiative und sprach:

»Sire, hört, um was es sich handelt: zweitausend Empörer

werden, befehligt vom Baron la Renaudie und unter der Hand unterstützt vom Prinzen von Condé, dieser Tage von Poitou, Von Bearn und andern Provinzen herabkommen und Blois zu überrumpeln und Eure Majestät zu entführen suchen.«

Franz machte eine Bewegung des Erstaunens und der Entrüstung.

»Den König entführen!« rief Maria Stuart.

»Und Euch mit ihm«, fuhr der Balafré fort; »doch seid unbesorgt, wir wachen über Euren Majestäten.«

»Welche Maßregeln wollt Ihr nehmen?« fragte der König.

»Wir haben erst seit einer Stunde Nachricht«, antwortete der Herzog von Guise; »doch vor Allem, Sire, hat man Eure geheiligte Person zu sichern, Ihr müßt also schon heute diese offene Stadt Blois und ihr unverteidigtes Schloß verlassen, um Euch nach Amboise zurückzuziehen, dessen befestigtes Schloß Euch vor einem Handstreich schützt.«

»Wie!« rief die Königin, »wir sollten uns in dem abscheulichen Schloß von Amboise einsperren, das so hoch genistet, so düster und traurig ist!«

»Kind!« sagte der Balafré zu seiner Nichte, wenn nicht mit dem Wort, doch wenigstens mit seinem strengen Blick.

Er erwiderte nur:

»Madame, es muß sein.«

»Wir werden also vor diesen Rebellen fliehen?« rief der junge König ganz bebend vor Zorn.

»Sire«, erwiderte der Herzog von Guise, »Man flieht nicht vor einem Feind, der uns noch nicht angegriffen, der uns nicht einmal den Krieg erklärt hat. Die Leute nehmen an, wir wissen nichts von den strafbaren Plänen dieser Meuterer.«

»Aber wir wissen es doch;« entgegnete Franz.

»Eure Majestät wolle die Gnade haben, sich in Ehrenfragen auf mich zu verlassen«, erwiderte Franz von Lothringen. »Wir vermeiden den Kampf nur, um ein anderes Schlachtfeld zu wählen, und ich hoffe, die Rebellen werden sich wohl die Mühe geben, uns bis Amboise zu folgen.«

»Warum sagt Ihr, Ihr hofft es?« fragte der König.

»Warum?« sprach der Balafré mit seinem stolzen Lächeln,

»weil es eine Gelegenheit sein wird, um einmal für allemal mit den Ketzern und der Ketzerei ein Ende zu machen; weil es Zeit ist, sie anders als in Dichtungen und Allegorien zu schlagen, weil ich zwei Finger von meiner Hand . . . von meiner linken Hand gegeben hätte, um, ohne ein Unrecht von unserer Seite, diesen entscheidenden Kampf herbeizuführen, den die Unklugen zu unserem Triumph hervorrufen.«

»Ach!« sprach der König, »dieser Krieg ist darum nicht minder der Bürgerkrieg.«

»Nehmen wir ihn an, um ihm ein Ende zu machen, Sire«, sagte der Herzog von Guise. »Hört mit zwei Worten meinen Plan. Eure Majestät wolle sich erinnern, daß wir es hier nur mit Aufrührern zu tun haben. Abgesehen von diesem Aufbruch nach Blois, der sie hoffentlich nicht zu sehr scheu machen wird, werden wir in Beziehung auf sie den Anschein der völligsten Sicherheit und Unwissenheit behaupten. Und wenn sie herankommen, um uns als Verräter zu überrumpeln, so überrumpeln wir sie und fangen sie in ihrer eigenen Falle. Es darf also entfernt nicht das Aussehen der Unruhe und der Flucht haben, das empfehle ich besonders Euch, Madame«, sagte er, sich an Maria wendend. »Meine Befehle sollen gegeben und Eure Leute benachrichtigt werden, doch insgeheim. Außen vermute man nichts von unsern Vorkehrungen, von unseren Befürchtungen, und ich stehe für Alles.«

»Und welche Stunde ist zum Aufbruch bestimmt?« fragte Franz mit einer gewissen traurigen Resignation.

»Sire, diesen Nachmittag um drei Uhr«, sprach der Herzog von Guise, »ich habe zum Voraus die nötigen Vorkehrungen treffen lassen.«

»Wie! zum Voraus?«

»Ja, zum Voraus, Sire«, antwortete der Balafré mit Festigkeit, »denn ich wußte zum Voraus, Eure Majestät würde dem Rate der Vernunft und der Ehre beitreten.«

»Gut also!« sprach mit einem schwachen Lächeln der unterjochte junge König, »wir werden um drei Uhr bereit sein, mein Herr, und haben alles Vertrauen zu Euch.«

»Sire«, erwiderte der Herzog, »ich danke für dieses Vertrauen

und werde mich desselben würdig zeigen. Doch Eure Majestät entschuldige mich, unter solchen Umständen sind die Minuten gezahlt, und ich habe zwanzig Briefe zu schreiben, hundert Aufträge zu geben. Mein Bruder und ich verabschieden uns also untertänigst von Eurer Majestät.«

Er verbeugte sich ziemlich kurz vor dem König und der Königin und ging mit dem Kardinal hinaus.

Franz und Maria schauten sich einen Augenblick stillschweigend und ganz betrübt an.

»Nun! mein Herzchen«, sagte der König endlich, »und unsere geträumte schöne Reise nach Rom?«

»Sie beschränkt sich Auf eine Flucht nach Amboise«, erwiderte seufzend Maria.

In diesem Augenblick trat Madame Dayelle, die erste Kammerfrau der Königin, ein.

»Ist es denn wahr, was man uns sagt?« fragte sie nach den üblichen Verbeugungen. »Wir sollen sogleich ausbrechen und Blois verlassen, um nach Amboise zu ziehst?«

»Es ist nur zu wahr, meine gute Dayelle«, antwortete Maria.

»Aber wißt Ihr denn auch, Madame, daß sich in jenem Schlosse nichts findet, gar nichts, nicht einmal ein Spiegel. der in gutem Zustande wäre?«

»Man muß also Alles von hier mitnehmen, Dayelle«, sagte die Königin. »Schreibt sogleich eine Liste der unentbehrlichen Dinge; ich will sie Euch diktieren. Zuerst mein neues Kleid von karmesinrotem Damast mit goldenen Posamente . . . «

Und sie kehrte zum König zurück, der nachdenkend und traurig in der Fenstervertiefung stehen geblieben war, und sagte:

»Mein lieber Sire, begreift Ihr die Frechheit dieser Reformierten? Doch verzeiht, Ihr müßtet Euch auch mit den Gegenständen beschäftigen, die Ihr nötig habt, um nicht unversehens überfallen zu werden.«

»Nein«, erwiderte Franz, »ich überlasse diese Sorge Aubert, meinem Kammerdiener . . . ich denke nur an meinen Kummer.«

»Glaubt Ihr, der meinige sei minder lebhaft?« fragte Maria. »Madame Dayelle schreibt: Mein Kleid von weißem Damast mit silbernen Posamenten. Aber man muß vernünftig sein«, fuhr sie,

sich an den König wendend, fort, »Man muß sich nicht dem aussetzen, daß man an den notwendigsten Dingen Mangel leidet . . . Madame Dayelle, bemerkt meinen Nachtmantel von Toile d'argent mit Luchs gefüttert..Nicht wahr, Sire, das alte Schloß von Amboise ist seit Jahrhunderten nicht mehr vom Hof bewohnt worden?«

»Ich glaube seit Karl VIII. hat kein König von Frankreich mehr als zwei bis drei Tage dort verweilt.«

»Und wer weiß, ob wir nicht einen ganzen Monat dort bleiben müssen!« rief Maria. »Oh! die abscheulichen Hugenotten! Madame Dayelle, denkt Ihr, das Schlafzimmer sei wenigstens nicht gar zu kahl?«

»Madame«, erwiderte die Kammerfrau das Sicherste wäre, zu tun, als ob wir gar nichts dort finden sollten.«

»Bemerkst also diesen mit Gold eingefassten Spiegel, diese Nachtlade von veilchenblauem Sammet, diesen haarigen Teppich, der um das Bett zu legen ist. Aber, Sire«, sagte sie mit leiser Stimme, zum König zurückkehrend, »hat man je gesehen, daß Untertanen so gegen ihren Herrn marschieren sind und ihn gleichsam aus seinem Hause vertrieben haben?«

»Ich glaube, nie, Maria«, antwortete der König betrübt. »Man hat zuweilen gesehen, daß Halunken Widerstand gegen den Befehl des Königs geleistet haben, wie dies vor fünfzehn Jahren in Merindol und in la Cabrière der Fall war . . . aber zuerst den König angreifen . . . ich muß gestehen, ich hätte mir das nie eingebildet.«

»Oh! mein Oheim von Guise hat also Recht; wir vermöchten nicht zu viel Vorsichtsmaßregeln gegen diese wütenden Rebellen zu nehmen . . . und nun, Dayelle, fügt ein Dutzend Schuhe, Kopfkissen und zwölf Betttücher bei . . . ist das Alles . . . Ich glaube in der Tat, ich Verliere den Verstand. Meine Liebe, bemerkt auch dieses samtene Nadelkissen, diesen goldenen Handleuchter, diese goldene Haarnadel . . . ich sehe nichts mehr.«

»Nimm Madame nicht ihren doppelten Schmuck von Edelsteinen mit?« fragte Madame Dayelle.

»Doch, doch! ich nehme ihn mit«, rief Maria lebhaft. »Lasse ich

ihn hier, so fiel er vielleicht in die Hände dieser Ungläubigen. Nicht wahr, Sire? Ich glaube wohl, daß ich ihn aufnehme.«

»Die Vorsicht ist gut«, sagte Franz mit einem unmerklichen Lächeln.

»Ich übergehe, wie mir scheint, nichts Wichtiges, meine liebe Dayelle?« fragte Maria, mit den Augen im Zimmer umher suchend.

»Madame denkt hoffentlich an ihre Gebetbücher?« fragte die Kammerfrau mit einer etwas gezwungenen Miene.

»Ach! Ihr erinnert mich daran« rief Maria naiv. »Nehmt hauptsächlich die schönsten mit, das, welches mir mein Oheim, der Kardinal, geschenkt hat, und das von scharlachrotem Sammet mit goldenen Beschlägen. Madame Dayelle ich empfehle dies Alles Eurer Fürsorge. Ihr seht, wie sehr wir, der König und ich, durch die harte Notwendigkeit dieser Abreise in Anspruch genommen sind.«

»Madame braucht meinen Eifer nicht anzuspornen«, sagte die Kammerfrau. »Wie viel Kisten und Koffer soll ich bestellen, um dies Alles fortzuschaffen? Ich denke fünf werden genügen.«

»Fordert sechs«, antwortete die Königin. »Man muß sich bei so traurigen Notwendigkeiten doch nicht zu sehr einschränken. Sechs, wohlverstanden, die für meine Damen nicht mit eingerechnet. Doch sie mögen selbst für sich sorgen, ich bin durchaus nicht in der Stimmung, mich mit solchen Einzelheiten zu beschäftigen . . . es ist wahr, es geht mir wie Euch, Franz, ich muß immer an diese Hugenotten denken . . . ich! Ihr könnt nun gehen, Madame Dayelle.«

»Keinen Befehl für die Lackeien und Maultiertreiber, Madame?«

»Sie sollen ganz einfach ihre Tuchkleider anziehen«, sagte die Königin. »Geht, meine liebe Dayelle, geht geschwinde.«

Dayelle verneigte sich und machte drei oder vier Schritte gegen die Türe. Doch die Königin rief sie zurück und sprach:

»Dayelle, wenn ich sage, unsere Leute sollen nur ihre Tuchkleider anziehen, Ihr versteht, so meine ich damit für die Reise. Aber sie werden besorgt sein, ihre Saïen¹⁴ von veilchenblauem Sammet und ihre Veilchenblauen mit gelben! Sammet gefütterten Mäntel mitzunehmen, hört Ihr!«

»Schon gut, Madame. Madame hat nichts mehr zu befehlen?«

»Nichts mehr. Doch dies Alles soll eifrigst besorgt werden, wir haben nur noch bis drei Uhr Zeit. Und Vergeßt die Mantel der Lackeien nicht.«

Diesmal ging Dayelle hinaus.

Dann aber wandte sich Maria gegen den König um und fragte:

»Nicht wahr, Sire, Ihr billigt meine Ansicht, was die Mäntel unserer Leute betrifft? Die Herren Reformierten werden uns doch wenigstens erlauben; daß wir den Dienern unseres Hauses ein anständiges Aussehen geben. Man darf auch das Königtum nicht zu sehr vor diesen Rebellen demütigen! Ich hoffe sogar, Sire, daß wir noch Mittel finden werden, ihnen zum Trotze, in diesem Amboise, so abscheulich es ist, ein kleines Fest zu geben.«

Franz schüttelte traurig den Kopf.

»Oh! verachtet diese Idee« nicht«, sprach Maria. »Es würde sie mehr einschüchtern als man denkt, wenn wir ihnen zeigten, daß wir sie am Ende nicht fürchten. Ein Ball wäre unter diesen Umständen, ich scheue mich nicht, es zu sagen, vortreffliche Politik, wie selbst Eure Mutter, welche die Kluge spielt, keine bessere finden würde. Gleichviel! mein Herz ist darum nicht minder schmerzlich von dem Allem ergriffen, mein lieber, armer Sire. Ach! die schändlichen Reformierten!«

XX.

Zwei Aufforderungen.

Seit dem unseligen Turnier am 10. Juli hatte Gabriel ein ruhiges, zurückgezogenes, düsteres Leben geführt. Dieser Mann der Tatkraft und der Bewegung, dessen Tage einst so ausgefüllt und so leidenschaftlich gewesen waren, gefiel sich nun in der Einsamkeit und in der Vergessenheit.

Nie zeigte er sich bei Hofe, er sah keinen Freund, er verließ kaum sein Hotel, wo seine Stunden langsam, traurig, träumerisch zwischen seiner Amme Aloyse und dem Pagen André hingingen, der zu ihm zurückgekehrt war, als sich Diana von Castro plötzlich in das Kloster der Benediktinerinnen in Saint-Quentin geflüchtet hatte.«

Noch jung. dem Alter nach, war Gabriel ein Greis durch den Schmerz.

Er erinnerte sich, er hoffte nicht mehr.

Wie oft während dieser Monate, welche länger dauerten als Jahre, beklagte er es, nicht tot zu sein. Wie oft fragte er sich, warum sich denn der Herzog von Guise und Maria Stuart zwischen ihn und den Zorn von Catharina von Medicis gestellt und ihm die bittere Wohltat des Lebens auferlegt haben! Was machte er in der Tat auf dieser Welt? Wozu war er nütze? War denn das Grab unfruchtbarer, als dieses Dasein, in welchem er ein Pflanzenleben führte, wenn man es überhaupt ein Dasein nennen konnte!

Es gab indessen auch Augenblicke, wo seine Jugend und seine Kraft sich in seinem Innern gegen ihn selbst empörten.«

Da streckte er seine Arme aus, da erhob er sein Stirne, da schaute er fein Schwert an.

Und er fühlte unbestimmt, sein Leben sei noch nicht beendet, es gebe für ihn noch eine Zukunft, und die heißen Stunden des Streites und vielleicht des Sieges würden früher oder später in seinem Schicksal wiederkehren.

Alles wohl betrachtet, sah er jedoch nur zwei Chancen, die ihn

seinem wahren Leben, der Tätigkeit, zurückgeben konnten: den Krieg mit fremden Mächten oder die Religionsverfolgung.

Der Graf von Montgomery sagte sich, würden sich Frankreich und der König in einen neuen Krieg verwickelt sehen, wäre eine Eroberung zu versuchen, oder ein Einfall zurückzuschlagen, so müßte sein jugendlicher Feuereifer ohne Mühe wiedererwachen, und es würde ihm süß sein, zu sterben, wie er gelebt: im Kampfe.

Und dann würde er gern so die unfreiwillig von ihm gegen den Herzog von Guise und gegen den jungen König Franz II. eingegangene Schuld bezahlen.

Gabriel dachte auch, es wäre schön, sein Leben als Zeugnis für die neuen Wahrheiten hinzugeben, von denen seine Seele in den letzten Zeiten erleuchtet worden war. Die Sache der Reformation nämlich, seiner Ansicht nach die Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit, war auch ohne Zweifel eine edle und heilige Sache.

Der junge Graf las beständig die Kontroversen- und Predigtbücher, welche damals im Überfluß erschienen. Er begeisterte sich für die großen, in herrlichen Worten von Luther, Melancthon, Calvin, Theodor von Bezé und so vielen Andern enthüllten Grundsätze. Die Bücher aller dieser freien Denker verführten, überzeugten ihn, rissen ihn hin. Er hätte sich glücklich und stolz gefühlt, mit seinem Blute das Zeugnis seines Glaubens zu unterzeichnen.

Es war immer der edle Instinkt dieses edlen Herzens, sein Dasein irgend Jemand oder irgend Etwas zu weihen.

Früher hatte er hundertmal sein Leben gewagt, und seinen Vater, oder seine viel geliebte Diana zu retten oder zu rächen . . . (O ewig blutige Erinnerungen in diesem verwundeten Herzen!) In Ermangelung dieser geliebten Wesen waren es nun heilige Ideen, die er gern verteidigt hätte.

Sein Vaterland statt seines Vaters, seine Religion statt seiner Liebe.

Ach! ach! man mag sagen, was man will, das ist nicht dasselbe! Und die Begeisterung für die Begriffe hat in ihren Leiden und in ihren Freuden nicht den Wert der Zärtlichkeit für die Geschöpfe.

Gleichviel! Gabriel wäre zufrieden gewesen, sich für die eine oder für die andere von diesen zwei Sachen zu Opfern, und auf

eines dieser Opfer rechnete er für die gewünschte Entwicklung seines Schicksals.

* *
*

Am Morgen de . . . ärz 1560, bei einem regnerischen Wetter, als Gabriel, mit dem Ellenbogen auf einen Stuhl an der Ecke seines Kamins gelehnt, über diesen Gedanken brütete, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, führte Aloyse einen gestiefelten und bespornten, und wie nach einer langen Reise mit Kot bedeckten Boten bei ihm ein.

Dieser Bote kam von Amboise mit einem starken Geleite als Überbringer mehrerer Briefe vom Herzog von Guise, dem Generallieutenant des Königreichs.

Einer dieser Briefe war an Gabriel gerichtet und enthielt Folgendes:

»Mein lieber und teurer Gefährte,

»Ich schreibe Euch dies in aller Eile, ohne daß mir die Muße oder die Möglichkeit gegönnt sind, mich zu erklären. Ihr sagtet uns, dem König und mir, Ihr wäret uns ergeben, und wenn wir dieser Ergebenheit bedürften, so brauchten wir Euch nur zu rufen.

»Wir rufen Euch heute.

»Reist auf der Stelle nach Amboise ab, wo sich der König und die Königin auf einige Wochen einquartiert haben. Bei Eurer Ankunft werde ich Euch sagen, auf welche Weise Ihr ihnen dienen könnt.

»Wohlverstanden übrigens, es wird Euch freistehen, zu handeln oder nicht zu handeln. Euer Eifer ist mir zu kostbar, als daß ich ihn mißbrauchen oder gefährden sollte. Doch mögt Ihr mit uns sein oder neutral bleiben, ich würde mich gegen eine Pflicht zu verfehlen glauben, wenn ich des Vertrauens gegen Euch ermangelte.

»Begeht Euch also so schnell als möglich hierher, und Ihr

werdet wie immer willkommen sein.

»Euer wohlgewogener
»Franz von Lothringen.
Amboise, den 4. März 1560.«

»N.S. Hierbei ein Geleitbrief, solltet Ihr zufällig unter Weges von einer königlichen Truppe angehalten werden.«

Der Bote des Herzogs von Guise war schon wieder abgegangen, um seine anderen Aufträge zu besorgen, als Gabriel diesen Brief bis zum Ende gelesen hatte.

Der glühende junge Mann stand rasch auf und sprach in seiner Amme:

»Meine gute Aloyse, ich bitte Dich, laß André kommen und sage, man soll mir den Apfelschimmel satteln und mein Feldgeräte bereit halten.«

»Ihr geht abermals von hinnen, gnädiger Herr?« fragte die gute Frau.

»Ja, Amme, in zwei Stunden begeben sich mich nach Amboise.«

Es war nichts zu erwidern, und Aloyse ging traurig, aber ohne ein Wort zu sagen, hinaus, um die Befehle ihres jungen Gebieters vollziehen zu lassen.

Doch während man diese Vorbereitungen traf, verlangte ein anderer Bote insgeheim mit dem Grafen von Montgomery zu sprechen.

Dieser machte kein Geräusch und hatte kein Geleite. Er trat schweigend und bescheiden ein und überreichte Gabriel, ohne ein Wort zuzusprechen, einen Brief, mit dem er für ihn beauftragt war.

Gabriel bebte, als er den Mann zu erkennen glaubte, der ihm einst von la Renaudie die Einladung, sich in die protestantische Versammlung der Place Maubert zu begeben, überbracht hatte.

Es war in der Tat derselbe Mann und der Brief hatte dieselbe Unterschrift.

Dieser Brief war folgenden Inhalts:

»Freund und Bruder,
»*Ich wollte Paris nicht verlassen, ohne Euch gesehen zu*

haben, doch es hat mir an Zeit gefehlt, die Ereignisse drängen sich und treiben mich fort; ich muß von hinnen und habe Euch nicht die Hand gedrückt, habe Euch nichts von unseren Hoffnungen und Entwürfen erzählt.«

»Doch wir wissen, daß Ihr für uns, und ich weiß, welch ein Mann Ihr seid. Bei Eures Gleichen bedarf es keiner Vorbereitungen, Versammlungen und Reden. Ein Wort genügt.

»Hört dieses Wort: Wir bedürfen Eurer. Kommt.

Seid vom 10. bis zum 12. dieses Monats in Noizai, bei Amboise Ihr werdet dort unsern braven und edlen Freund Castelnau finden. Er wird Euch sagen, um was es sich handelt, und was ich dem Papier nicht anvertrauen kann.

»Es bleibt bei unserer Verabredung, daß Ihr zu nichts verbunden seid, daß Ihr das Recht habt, Euch entfernt zuhalten, und daß Ihr Euch stets enthalten könnt, ohne dem geringsten Verdacht und dem kleinsten Vorwurf preisgegeben zu sein.

»Doch kommt nach Noizai, ich werde Euch dort finden; und in Ermangelung Eurer Unterstützung werden wir Euren Rat von Euch fordern.

»Kann etwas bei der Partei in Erfüllung gehen, ohne daß Ihr davon unterrichtet seid?

»Auf Wiedersehen also, auf baldiges Wiedersehen in Noizai. Wir rechnen wenigstens auf Eure Gegenwart.

L. R.

»N. S., für den Fall, daß Euch unter Weges eine Truppe Von den Unsrigen begegnen sollte, wißt, daß unser Losungswort diesmal wieder Genf und unser Feldgeschrei Ehre dem Herrn ist.«

»In einer Stunde reise ich ab«, sagte der Graf von Montgomery zu dem schweigsamen Boten, der sich Verbeugte und abging.

»Was bedeutet dies Alles?« fragte sich Gabriel, als er allein war, »und was sollen diese zwei Aufforderungen heißen, welche von zwei so entgegengesetzten Seiten kommen und mich beinahe aus denselben Tag und, beinahe an denselben Ort bescheiden! Gleichviel! es ist sicher, daß ich gegen den allmächtigen Herzog, wie gegen die unterdrückten Religionsgenossen Verbindlichkeiten habe. Meine Pflicht ist es, vor Allem abzureisen: mag dann kommen, was da will! Wie schwierig auch meine Lage werden dürfte, für mein Gewissen gibt es keinen Zweifel, daß ich nie ein Verräter sein werde.«

Und eine Stunde nachher brach Gabriel nur von André allein begleitet auf.

Aber er sah die seltsame, furchtbare Alternative nicht vorher, in die ihn gerade seine Redlichkeit stellen sollte.

XXI.

Ein gefahrvolles Vertrauen.

Im Schlosse von Amboise, im Gemache des Herzogs von Guise, war der Balafré selbst eben beschäftigt, einen nervigem kräftigen Mann von hoher Gestalt mit scharf ausgeprägten Zügen und kühner, stolzer Miene, der die Uniform eines Kapitäns der Büchenschützen trug, zu befragen.

»Der Marschall von Brissac.« sprach der Herzog, »hat mich versichert, Kapitän Richelieu, ich könnte volles Zutrauen zu Euch haben.«

»Der Marschall ist sehr gut«, sagte Richelieu.

»Es scheint, Ihr habt Ehrgeiz, mein Herr«, fuhr der Balafré fort.

»Gnädigster Herr, ich habe wenigstens den, nicht mein ganzes Leben Kapitän der Büchenschützen zu bleiben. Obgleich ziemlich gutem Geschlechte entsprossen, da man schon Herrn du Plessis in Bouvines sieht, bin ich doch der fünfte von sechs Brüdern, und muß folglich mein Glück ein wenig unterstützen und darf nicht zu sehr auf mein Erbe rechnen.«

»Wohl!« sagte der Herzog von Guise zufrieden.

»Ihr könnt hier einige gute Dienste leisten, die Ihr nicht bereuen werdet.«

»Monseigneur, ich bin bereit, Alles zu unternehmen, um Euch zufrieden zu stellen«, sagte Richelieu.

»Um anzufangen, habe ich Euch die Bewachung vom Haupttore des Schlosses übergeben.«

»Und ich verspreche, gut für dessen Sicherheit wachen, Monseigneur.«

»Nicht als wären die Herren Reformierten schlecht genug beraten, um den Angriff auf einer Seite zu machen, wo sie sieben Tore hinter einander im Sturm nehmen müßten, sondern, da nichts mehr auf einem andern Wege hinaus oder herein darf, so ist der Posten sehr wichtig. Laßt also Niemand mehr ohne einen ausdrücklich von meiner Hand unterzeichneten Befehl hinaus oder herein.«

»Es soll geschehen, Monseigneur. Doch es ist so eben ein junger Edelmann Namens Graf von Montgomery ohne einen ausdrücklichen Befehl, aber mit einem von Euch Unterzeichneten Geleitbrief erschienen. Er kommt von Paris, wie er sagt. Soll ich ihn seinem Verlangen gemäß bei Euch einführen?«

»Ja, ja, ohne Verzug«, sprach rasch der Herzog von Guise. »Doch, wartet: ich habe Euch meine Instruktionen noch nicht vollständig gegeben. Heute muß bei dem Thor, dessen Bewachung Euch übertragen ist, der Prinz von Condé ankommen, den wir, um das mutmaßliche Haupt der Rebellen unter der Hand zu haben, hierher beriefen; ich stehe dafür, er wird es nicht wagen, unsern Verdacht dadurch zu begründen, daß er der Aufforderung nicht Folge leistete. Ihr werdet dafür besorgt sein, mit Euren Soldaten alle Nischen und Casematen, die sich in der Länge des Gewölbes finden, zu füllen, und sobald er ankommt, sollen sich alle unter dem Vormund, ihm die Ehren zu erweisen, mit der Büchse im Arm und mit angezündeter Lunte in Parade aufstellen.«

»Es soll vollzogen werden, Monseigneur«, sprach Richelieu.«

»Und dann«, fuhr der Herzog von Guise fort, »wenn die Reformierten angreifen und das Treffen beginnt, überwacht unsern Mann von Nahem und, Ihr hört mich wohl, rührt er sich nur einen Schritt, macht er Miene, sich mit den Angreifenden zu vereinigen, oder zögert er nur, sein Schwert gegen sie zu ziehen, wie es ihm seine Pflicht gebietet . . . so zögert Ihr nicht, ihn niederzuschlagen.«

»Ich würde hierin keine Schwierigkeit sehen, Monseigneur«, erwiderte ganz einfach der Kapitän Richelieu, »sollte es mir nicht etwa mein Rang als einfacher Kapitän der Büchenschützen nicht leicht machen, stets so nahe bei ihm zu sein, als ich das sein müßte.«

Der Balafré dachte einen Augenblick nach und sagte sodann:

»Der Herr Großprior und der Herzog von Aumale, welche den mutmaßlichen Verräter ebenfalls nicht einen Schritt verlassen werden, würden Euch das Signal geben, und Ihr würdet ihnen gehorchen.«

»Ich werde ihnen gehorchen, Mauseigneur«, antwortete

Richelieu.

»Gut«, sagte der Herzog von Guise. »Ich habe Euch keinen andern Befehl zu geben, Kapitän. Hat der Glanz Eures Hauses mit Philipp August angefangen, so könnt Ihr ihn wohl mit dem Herzog von Guise wieder beginnen. Ich zähle auf Euch, zählt auf mich. Geht. Laßt auf der Stelle Herrn von Montgomery bei mir einführen.«

Der Kapitän Richelieu verbeugte sich tief und trat ab.

Einige Minuten nachher meldete man Gabriel dem Balafre.

Gabriel war bleich und traurig, und der herzliche Empfang von Franz von Guise entrunzelte seine Stirne nicht.

Nach einigen Vermutungen und ein paar Worten, welche die Wachen ohne Bedenken vor einem Kavalier fallen ließen, der einen Geleitbrief, unterzeichnet von Guise, bei sich trug, hatte der junge Reformierte die Wahrheit ungefähr erraten können.

Der König, der ihn begnadigt, und die Partei, der er sich angeschlossen hatte, waren in offenem Kriege begriffen, und seine Redlichkeit fand sich in diesem Streite gefährdet.

»Nun, Gabriel«, sprach der Herzog von Guise, »Ihr müßt nun wissen, warum ich Euch gerufen habe.«

»Ich vermute es, aber ich weiß es noch nicht genau, Monseigneur«, antwortete Gabriel.

»Die Reformierten haben die Fahne des Aufruhrs erhoben, sie werden uns mit bewaffneter Hand im Schlosse von Amboise angreifen, so ist die Kunde.«

»In der Tat ein schmerzliches und furchtbares Ereignis!« sagte Gabriel, der an seine eigene Lage dachte.

»Mein Freund, das ist eine herrliche Gelegenheit«, entgegnete der Herzog von Guise.

»Was wollt Ihr damit sagen, Monseigneur?« fragte Gabriel erstaunt.

»Ich will damit sagen, daß die Hugenotten uns zu überrumpeln glauben, und daß wir sie erwarten. Ich will damit sagen, daß ihre Pläne entdeckt, ihre Entwürfe verraten sind. Es ist guter Krieg, da sie das Schwert zuerst gezogen haben, und unsere Feinde werden sich selbst ausliefern. Sie sind verloren, sage ich Euch.«

»Ist das möglich!« rief der Graf von Montgomery vernichtet.

»Urteilt selbst«, fuhr der Balafré fort, »urteilt, in welchem Grad alle Einzelheiten ihres tollen Unternehmens für uns klar am Tage liegen. Am 16. März um Mittag sollen sie sich vor der Stadt versammeln und uns angreifen. Sie haben Einverständnisse beider Leibwache des Königs, diese Leibwache ist verändert. Ihre Freunde sollen ihnen das östliche Thor öffnen, dieses Thor ist vermauert. Ihre Abteilungen sollen endlich insgeheim auf den bezeichneten Fußpfaden des Waldes von Chateau-Regnault hierherkommen; die königlichen Truppen werden unversehens über diese Abteilungen, wie sie sich nach und nach zeigen, herfallen und nicht die Hälfte ihrer Streitkräfte bis vor Amboise kommen lassen. Wir sind genau unterrichtet und, wie ich hoffe, vortrefflich auf unserer Hut!«

»Vortrefflich!« wiederholte Gabriel von Schrecken erfüllt. »Aber«, fügte er in seiner Unruhe und beinahe ohne zu wissen, was er sagte, bei, »aber wer konnte Euch denn unterrichten . . . «

»Ah! zwei von den Ihrigen haben uns alle ihre Pläne angezeigt: der Eine für Geld, der Andere aus Furcht. Zwei Verräter, ich gestehe es, ein bezahlter Spion und ein erschrockener Lärmblaser. Der Spion, den Ihr vielleicht kennt, leider wie Viele unter uns, und dem Ihr mißtrauen müsst, heißt Marquis von . . . «

»Sagt es mir nicht!« rief Gabriel lebhaft, sagt mir diesen Namen nicht! Ich fragte Euch aus Unachtsamkeit, und Ihr habt mir schon genug gesagt! Was mir aber das Schwierigste für einen Mann von Ehre zu sein dünkt, ist, Verräter nicht zu verraten.«

»Oh!« erwiderte der Herzog von Guise mit einem gewissen Erstaunen, »Wir haben Alle volles Vertrauen zu Euch, Gabriel. Noch gestern sprachen wir über Euch mit der jungen Königin; ich sagte ihr, ich habe Euch hierher berufen, und sie wünschte mir Glück dazu.«

»Und warum habt Ihr mich berufen, gnädigster Herr? Darüber bin ich noch nicht von Euch unterrichtet.«

»Warum?« versetzte der Balafré; »der König hat nur eine kleine Anzahl ergebener und sicherer Diener. Ihr gehört für uns zu diesen. Ihr werdet eine Abteilung gegen die Rebellen befehligen.«

»Gegen die Rebellen? unmöglich!«

»Unmöglich! und warum? Ihr habt mich nicht daran gewöhnt,

dieses Wort von Euch zu hören, Gabriel.«

»Monseigneur, ich gehöre auch zur Religion.«

Der Herzog von Guise erhob sich mit einem ungestümen Beben und schaute Gabriel beinahe erschrocken an.

»Es ist so«, fügte Gabriel traurig lächelnd bei. »Beliebt es Euch, mich den Engländern oder den Spanier gegenüber zu stellen, so wißt Ihr wohl, daß ich nicht zurückweichen werde, und daß ich Euch mein Leben voll Ergebenheit und Freude anbiete. Doch bei einem Bürgerkrieg, bei einem Religionskrieg gegen meine Landsleute, gegen meine Brüder, bin ich genötigt, Monseigneur, mir die Freiheit zu bewahren, die Ihr mir zu verbürgen die Gnade gehabt habt.«

»Ihr, ein Hugenott!« sprach endlich der Herzog von Guise.

»Und zwar ein überzeugter Hugenott, Monseigneur; das ist mein Verbrechen, aber auch meine Entschuldigung. Ich baue auf diese neuen Ideen und habe ihnen meine Seele hingegeben.«

»Und ohne Zweifel zugleich auch Euer Schwert?« sagte der Balafré mit einer gewissen Bitterkeit.

»Nein, Monseigneur«, antwortete Gabriel mit ernstem Tone.

»Geht doch, Ihr wollt mich glauben wuchert, Ihr wisst nichts von dem Komplott Eurer Brüder, wie Ihr sie nennt, gegen den König, und diese Brüder verzichten mit heiterem Herzen auf die Mitwirkung eines so unerschrockenen Verbündeten?«

»Sie müssen wohl«, antwortete der junge Graf ernster als je.

»Dann sind sie es, die Ihr verlassen werdet«, entgegnete der Herzog von Guise, »denn Euer neuer Glaube stellt Euch zwischen zwei Treuebrüche.«

»Oh! mein Herr!« rief Gabriel im Tone des Vorwurfs.

»Ei! wie wollt Ihr es anders machen?« sagte der Balafré der mit einer Art von Zorn seine Toquet auf den Lehnstuhl warf, den er verlassen hatte.

»Wie ich es anders machen werde?« versetzte Gabriel kalt und beinahe streng. »Die Sache ist einfach: je falscher die Stellung ist, desto aufrichtiger muß meiner Ansicht nach der Mensch sein. Als ich Protestant wurde, erklärte ich den hugenottischen Häuptern laut und unumwunden, heilige Verpflichtungen gegen den König, die Königin und den Herzog von Guise würden mich immer

während der ganzen Dauer dieser Regierung abhalten, in den Reihen der Protestanten zu kämpfen, wenn ein Kampf stattfände. Sie wissen, daß die Reformation für mich eine Religion und nicht eine Partei ist. Bei ihnen, wie bei Euch, Herr Herzog, habe ich die strenge Aufrechterhaltung meines freien Willens zur Bedingung gemacht. Ihnen, wie Euch, bin ich meine Mitwirkung zu verweigern berechtigt. In diesem traurigen Streite zwischen meiner Dankbarkeit und meinem Glauben wird mein Herz unter allen Streichen bluten, welche fallen, doch mein Arm wird keinen führen. Und so habt Ihr mich schlecht gekannt, Monseigneur, und ich hoffe, indem ich neutral bleibe, ehrenhaft und geehrt bleiben zu können.«

Gabriel sprach so mit Begeisterung und Stolz. Allmählich wieder zur Ruhe gebracht, konnte der Balafré nicht umhin, die Offenherzigkeit und den Adel seines früheren Waffengefährten zu bewundern.

»Ihr seid ein seltsamer Mann, Gabriel!« sagte er ganz nachdenklich.

»Warum seltsam, gnädigster Herr? Weil ich sage, was ich tue, und tue, was ich sage? Ich wußte nichts von diesem Komplott der Protestanten, das schwöre ich Euch. »Doch ich gestehe, ich habe in Paris zu gleicher Zeit mit Eurem Brief einen Brief von einem derselben erhalten; dieser Brief aber ging, wie der Ewige, in keine Erklärung ein, und sagte mir nur: »Kommt.« Ich habe die harte Alternative, in der ich mich befinden sollte, vorhergesehen, und bin nichtsdestoweniger dieser doppelten Aufforderung gefolgt. Ich bin gekommen, um keiner meiner Verpflichtungen untreu zu werden. Ich bin gekommen, um Euch zu sagen: »Ich kann diejenigen, deren Glauben ich teile, nicht bekämpfen.« Ich bin gekommen, um ihnen zu sagen: »Ich kann diejenigen nicht bekämpfen, welche mir mein Leben geschenkt haben.«

Der Herzog von Guise reichte dem jungen Grafen von Montgomery die Hand und sprach:

»Ich habe Unrecht gehabt. Schreibt mein Aufbrausen dem Kummer zu, den ich darüber empfinde, daß ich Euch, auf den ich so sehr zählte, unter meinen Feinden sehe.«

»Feind! ich bin nicht Euer Feind, ich werde es nie sein. Bin ich, weil ich mich offener erklärt habe als sie, mehr Euer Feind,

als der Prinz von Condé und Herr von Coligny, welche wie ich nicht bewaffnete Protestanten sind?«

»Bewaffnete sind sie, ich weiß es wohl . . . ich weiß Alles! Nur verbergen sie ihre Waffen. Es ist gewiß, wenn wir uns treffen, werde ich, wie sie heucheln, ich werde sie Freunde nennen und mich im Fall der Not für ihre Unschuld verbürgen, Allerdings eine Komödie, doch eine notwendige Komödie.«

»Monseigneur«, sprach Gabriel, »da Ihr die Güte gehabt habt, zuweilen für mich von den notwendigen Konventionen abzugehen, so sagt mir, ob Ihr außerhalb der Politik noch an meiner des Hugenotten Ergebenheit und Ehre glauben könnt; sagt mir hauptsächlich, ob Ihr, wenn eines Tags der Krieg mit fremden Mächten abermals ausbräche, immer noch die Gnade haben würdet, mein Wort in Anspruch zu nehmen und mich bei der Armee für den König und das Vaterland sterben zu lassen?«

»Ja, Gabriel, obschon ich die Meinungsverschiedenheit, die uns nun trennt, Beklage, vertraue ich Euch, werde ich Euch stets vertrauen, und um es Euch zu beweisen und einen Augenblick des Verdachts, den ich beklage, wieder gut zu machen nehmt dies und gebraucht es, wenn es Euch beliebt.«

Er ging um den Tisch schrieb eine Zeile, unterzeichnete und gab das Papier dem jungen Grafen.

»Das ist der Befehl, Euch aus Amboise hinauszulassen, an welchen Ort Ihr Euch auch begeben wollt. Mit diesem Papier seid Ihr frei, und wißt, daß ich dieses Merkmal der Wertschätzung und des Vertrauens dem Prinzen von Condé, den Ihr so eben anführte, nicht geben werde, und daß er sobald er den Fuß in dieses Schloß setzt, wie ein Feind von ferne gehütet und stillschweigend wie ein Gefangener bewacht werden soll.«

»Ich schlage dieses Merkmal des Vertrauens und der Wertschätzung auch aus«, sprach Gabriel.

»Und warum?« fragte der Herzog von Guise ganz erstaunt.

»Monseigneur, wißt Ihr, wohin ich ginge, wenn Ihr mich ans Amboise hinausließt?«

»Das ist Eure Sache, und ich frage Euch nicht.«

»Aber ich will es Euch gerade sagen. Wenn ich Euch verließ, Monseigneur, ginge ich dahin, wohin mich meine andere Pflicht

ruft. ich ginge unter die Rebellen, um einen derselben in Noizai aufzusuchen . . . «

»In Noizai! Castelnau befehligt dort.«

»Ja, Ihr seid ganz und gar gut unterrichtet.«

»Und was würdet Ihr in Noizai tun, unglücklicher?« versetzte der Balafgré.

»Ah! was würde ich dort tun? Ihnen sagen: »Ihr habt mich gerufen, hier bin ich, doch ich vermag nichts für Euch;« und wenn sie mich über das befragen würden, was ich auf dem Wege habe hören und bemerken können, so müßte ich schweigen, ich könnte sie nicht von der Falle unterrichten, die ihr ihnen stellt, gerade Eure vertraulichen Mitteilungen nehmen mir das Recht dazu. Ich erbitte mir also eine Gnade von Euch, Monseigneur.«

»Welche?«

»Behaltet mich als Gefangenen hier und schützt mich so vor einer grausamen Verlegenheit, denn wenn Ihr mich gehen laßt, werde ich wenigstens meine Gegenwart unter diesen Menschen, die in ihr Verderben rennen, beurkunden wollen, und es wird mir nicht freistehen, sie zu retten.«

»Gabriel«, sprach der Herzog von Guise, nachdem er nachgedacht hatte, »ich kann und will Euch kein solches Mißtrauen bezeigen. Ich habe Euch meinen ganzen Schlachtplan enthüllt, Ihr geht unter Freunde, deren höchstes Interesse es ist, diesen Plan kennen zu lernen, und dennoch übergehe ich Euch einen Auslaßbefehl.«

»Dann bewilligt mir wenigstens eine letzte Gunst«, sagte Gabriel niedergeschlagen. »Ich flehe Euch darum im Namen von dem, was ich für Euren Ruhm in Metz, in Italien, in Calais zu tun im Stande gewesen bin, im Namen von dem an, was ich seitdem gelitten habe, und ich habe seitdem viel gelitten!«

»Was wollt Ihr? Vermag ich es, so werde ich es tun, Freund.«

»Ihr könnt es, Ihr müßt es vielleicht, Monseigneur; denn es sind Franzosen, die Ihr bekämpft. Erlaubt mir, sie von ihrem unseligen Plan abzubringen, nicht indem ich ihnen den gewissen Ausgang enthülle, sondern indem ich ihnen rate, sie bitte, beschwöre.«

»Gabriel, nehmt Euch in Acht!« sprach der Herzog von Guise mit feierlichem Tone; entschlüpft Euch ein Wort von unseren

Vorkehrungen, so werden die Aufrührer auf ihrem Plan beharren und nur die Ausführung ändern, und dann ist der König dann ist Maria Stuart, dann bin ich verloren. Erwägt das wohl. Macht Ihr Euch nun bei Eurem adeligen Ehrenwort anheischig, sie weder durch ein Wort, noch durch eine Anspielung, noch durch ein Zeichen etwas von dem, was vorgeht, erraten oder ahnen zu lassen?«

»Bei meiner Ehre als Edelmann mache ich mich hierzu anheischig«, erwiderte der Graf von Montgomery.«

»Geht also«, sagte der Herzog, »und versucht es sie dahin zu bringen, daß sie auf ihren strafbaren Angriff verzichten; ich meinerseits werde mit Freuden auf meinen leichten Sieg verzichten, indem ich bedenke, daß hierdurch eben so viel französisches Blut, erspart wird. Doch wenn, wie ich glaube, die letzten Berichte nicht lügen, so haben sie ein zu blindes, zu hartnäckiges Vertrauen zu ihrem Unternehmen, und Ihr werdet scheitern, Gabriel. Gleichviel! geht und versucht diesen äußersten Schritt. Für sie, besonders für Euch, will ich mich nicht widersetzen.«

»Für sie und für mich danke ich Euch, gnädigster Herr«, sprach Gabriel.

Eine Viertelstunde nachher war er auf dem Wege nach Noizai.

XXII.

Untreue der Treue.

Der Baron von Castelnau von Chalosses war ein mutiger und hochherziger junger Mann, dem die Protestanten nicht den am wenigsten schwierigen Posten übergaben, indem sie ihn nach dem Schlosse Noizai voranschickten. wo sich alle ihre Abteilungen am 16. März versammeln sollten.

Er mußte sich den Hugenotten zeigen und vor den Katholiken verbergen, und diese schwierige Stellung erforderte eben so viel Klugheit, als Kaltblütigkeit und Mut.

Durch das Losungswort, das ihm der Brief von la Renaudie anvertraut hatte, war Gabriel im Stand, ohne zu viel Hindernisse zum Baron von Castelnau zu gelangen.

Dies geschah am 16. März Nachmittags.

Ehe achtzehn Stunden vergingen, sollten sich die Protestanten in Noizai versammeln ehe vier und zwanzig Stunden vergingen, sollten sie Amboise angreifen.

Man sieht, es war keine Zeit zu verlieren, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Der Baron von Castelnau kannte wohl den Grafen von Montgomery, den er manchmal im Louvre gesehen und von dem die Vornehmsten der Partei oft in seiner Gegenwart gesprochen hatten.

Er ging ihm entgegen und empfing ihn wie einen Freund und Verbündeten.

»Ihr seid da, Herr von Montgomery«, sagte er, als sie allein waren. »Wohl hoffte ich auf Euch, aber ich erwartete Euch nicht. La Renaudie wurde vom Admiral getadelt, daß er Euch durch seinen Brief hierherzukommen aufforderte.«

»Ihr hattet den Grafen von Montgomery von unseren Plänen in Kenntnis setzen, aber ihn nicht hierher berufen sollen«, sagte er zu ihm. »Er würde getan haben, was ihm beliebt hätte. Hat uns der Graf nicht vorher schon gesagt, so lange Franz II. regiere würde sein Schwert nicht uns, nicht einmal ihm selbst gehören?«

Hierauf hat ihm La Renaudie geantwortet, sein Brief mache Euch zu nichts verbindlich, und lasse Euch vollkommen Eure Unabhängigkeit.«

»Das ist wahr«, sagte Gabriel.

»Nichtsdestoweniger dachten wir, Ihr würdet kommen«, fuhr Castelnau fort, »denn das Sendschreiben des wütenden Barons sagte Euch nicht, um was es sich handelte, und ich bin beauftragt, Euch unser Vorhaben und unsere Hoffnungen mitzuteilen.«

»Ich höre Euch« sprach der Graf von Montgomery.

Castelnau wiederholte nun Gabriel Alles, was ihm der Herzog von Guise schon im Einzelnen mitgeteilt hatte.

Und Gabriel sah zu seinem Schrecken, bis auf welchen Grad der Balafré gut unterrichtet war. Nicht ein Punkt vom Bericht der Angeber war ungenau, nicht ein Umstand des Komplotts war von ihnen ausgelassen oder übergangen worden.

Die Verschworenen waren wirklich verloren.

»Ihr wißt nun Alles«, sagte zum Schluß Castelnau zu seinem vernichteten Zuhörer, »und ich habe nur noch eine Frage an Euch zurichten, deren Beantwortung ich vorhersehe. Nicht wahr, Ihr könnt nicht mit uns gehen?«

»Ich kann es nicht« sprach Gabriel, traurig den Kopf schüttelnd.

»Wohl!« sagte Castelnau, »wir werden darum nicht minder gute Freunde sein. Ich weiß, daß Ihr Euch vertragsmäßig das Recht vorbehalten habt, Euch nicht in den Kampf zu mischen; und das ist besonders Euer Recht unter diesen Umständen, wo wir des Sieges sicher sind.«

»Seid Ihr dessen sicher?« fragte Gabriel absichtlich.

»Vollkommen sicher«, antwortete der Baron; »der Feind ahnt nichts und wird unvermutet überfallen werden. Wir hatten einen Augenblick Furcht, als sich der König und der Hof aus der offenen Stadt Blois nach dem befestigten Schloß von Amboise begaben. Es war offenbar ein Verdacht entstanden.«

»Das mußte in der Tat in die Augen fallen.«

»Ja, doch unser Zögern nahm bald ein Ende, denn diese unvermutete Veränderung der Residenz schadete unseren Plänen nicht nur nichts, sondern unterstützte dieselben im Gegenteil ganz

außerordentlich. Der Herzog von Guise schlummert gegenwärtig in einer trügerischen Sicherheit, und stellt Euch vor, Graf, wir haben Einverständnisse am Platz und man wird uns das östliche Thor öffnen, sobald wir uns zeigen. Oh! der Erfolg ist sicher, sage ich Euch, und Ihr könnt Euch ohne Bedenken jeder Teilnahme an der Schlacht enthalten.«

»Das Ergebnis macht oft die schönsten Hoffnungen zu Schanden«, sprach Gabriel mit ernstem Wesen.

»Doch hier haben wir keine Chance gegen uns, gar keine!« wiederholte Castelnau, sich freudig die Hände reibend. »Der morgige Tag wird den Sieg unserer Partei und den Sturz der Guisen sehen.«

»Und . . . der Verrat?« sagte mit einer gewissen Anstrengung Gabriel, schmerzlich ergriffen, als er so viel Mut und Tugend sich mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen sah.

»Der Verrat ist unmöglich«, erwiderte Castelnau mit unstörbarer Ruhe. »Die Häupter allein sind in das Geheimnis eingeweiht, und keines derselben wäre zu einem Verrat fähig . . . Doch Herr von Montgomery«, fügte er sich unterbrechend bei, »so wahr ich ein Edelmann bin, ich glaube, Ihr seid eifersüchtig aus uns, und Ihr scheint mir mit aller Gewalt unserem Unternehmen Schlimmes durch die Wut weissagen zu wollen, mit der Ihr Euch der Teilnahme enthaltet. Pfui, der Neidische!«

»Ja, es ist wahr, ich beneide Euch«, sprach Gabriel mit düsterer Miene.«

»Ah! ich war dessen sicher!« rief der Junge Baron lachend.«

»Sagt jedoch, habt Ihr einiges Vertrauen zu mir?« fragte Gabriel.

»Ein blindes Vertrauen, wenn Ihr im Ernste sprecht«, antwortete Castelnau.

»Wollt Ihr einen guten Rat, einen Freundesrat hören?«

»Welchen?«

»Verzichtet aus Euren Plan, Amboise morgen zu nehmen. Schickt auf der Stelle sichere Boten an alle diejenigen von unseren Verbündeten, welche in dieser Nacht oder morgen hier mit Euch, zusammentreffen sollen, und laßt ihnen sagen, der Plan sei gescheitert, oder er müsse wenigstens vertagt werden.«

»Aber warum? warum?« rief Castelnau, der unruhig zu werden anfang; »sicherlich habt Ihr, um so zu mir zu sprechen, einen ernstesten Grund.«

»Mein Gott! nein«, erwiderte Gabriel mit schmerzlichem Zwang.

»Ihr ratet mir doch nicht ohne Ursache einen Plan, der sich unter so günstigen Vorzeichen darstellt, aufzugeben und unsere Brüder zum Aufgeben desselben zu veranlassen?«

»Nein, es geschieht allerdings nicht ohne Ursache, doch ich kann Euch nicht sagen warum. Wollt und könnt Ihr mir auf mein Wort glauben . . . Ich gehe hierin schon weiter, als ich gehen sollte. Habt die Güte, mir auf mein Wort zu glauben, Freund.«

»Hört«, erwiderte Castelnau ernst; »nehme ich den seltsamen Entschluß, im letzten Augenblick umzukehren, auf mich, so werde ich la Renaudie und den andern Häuptern gegenüber verantwortlich sein. Kann ich sie wenigstens Euch zuschicken?«

»Ja«, antwortete Gabriel.

»Und Ihr werdet *ihnen* die Beweggründe, die Euch Euren Rat eingegeben haben, sagen?«

»Leider bin ich nicht hierzu berechtigt.«

»Wie soll ich dann Eurem Drängen nachgeben?« Versetzte Castelnau. »Würde man mir es nicht zu einem grausamen Vorwurf machen, ich habe auf ein Wort sichere Hoffnungen vernichtet? Welches wohlverdiente Vertrauen wir auch insgesamt zu Euch haben, Herr von Montgomery, ein Mensch bleibt nur ein Mensch und kann sich mit den besten Absichten der Welt täuschen. Ist es Niemand gestattet, Eure Gründe zu untersuchen und zu bestätigen, so werden wir genötigt sein, darüber wegzugehen.«

»Nehmt Euch wohl in Acht!« entgegnete Gabriel mit strengem Ton, »die Verantwortlichkeit für Alles das, was Unseliges entstehen mag, bleibt auf Euch lasten!«

Castelnau war betroffen durch den Ton, mit dem der Graf diese Worte sprach.

»Herr von Montgomery«, sagte er, von einem plötzlichen Lichte erleuchtet, »ich glaube die Wahrheit zu ahnen! Man hat Euch ein Geheimnis anvertraut, oder Ihr habt ein Geheimnis erlauscht, das Euch zu enthüllen verboten ist. Doch Ihr wißt etwas Ernstes über

den wahrscheinlichen Ausgang unseres Unternehmens, zum Beispiel, daß wir verraten worden sind, nicht wahr?«

»Ich habe das nicht gesagt!« rief Gabriel.

»Oder Ihr habt wohl, als Ihr hierher kamt, den Herzog von Guise gesehen, der Euer Freund ist und Euch, da er vielleicht nicht wußte, daß Ihr zu den Unseren gehört, von dem Stande der Dinge in Kenntnis gesetzt hat.«

»Keines von meinen Worten konnte Euch auf diese Vermutung bringen!« rief Gabriel.

»Oder habt Ihr«, fuhr Castelnau fort, »oder habt Ihr, als Ihr durch Amboise kamt, Vorbereitungen wahrgenommen, Befehle gehört, Geständnisse herausgelockt . . . kurz unser Komplott ist entdeckt.«

»Habe ich Euch Anlaß gegeben, dies zu glauben?« sagte Gabriel erschrocken.

»Nein, Herr Graf, nein, denn Ihr habt Euch, wie ich sehe, zur Geheimhaltung verpflichtet. Ich verlange auch keine bestimmte Versicherung, nicht einmal ein Wort von Euch, wenn Ihr wollt. Aber wenn ich mich nicht täusche, können eine Gebärde ein Blinzeln mit den Augen, Euer Stillschweigen sogar genügen, um mir Aufklärung zu geben.«

Doch Gabriel erinnerte sich mit Augst der einzelnen Ausdrücke des Wortes, das er dem Herzog von Guise gegeben hatte.

Bei seiner adeligen-Ehre hatte er sich anheischig gemacht, weder durch ein Wort, noch durch eine Anspielung noch durch ein Zeichen etwas von dem, was in Amboise vorging, erraten oder ahnen zu lassen.

Als aber sein Stillschweigen fort dauerte, sagte der Baron von Castelnau der seine Augen fest auf sein Gesicht geheftet hielt:

»Ihr schweigt immer noch? Ihr schweigt, ich verstehe Euch und werde dem gemäß handeln.«

»Und was wollt Ihr tun?« fragte Gabriel lebhaft.

»Wie Ihr es mir von Anfang geraten habt, la Renaudie und die anderen Führer in Kenntnis setzen, jede Bewegung aufhalten und den unsrigen, wenn sie hierher kommen, erklären, Einer, zu dem wir alles Vertrauen haben müssen, habe mir . . . einen wahrscheinlichen Verrat angezeigt.«

»Aber dem ist nicht so!« unterbrach ihn rasch der Graf von Montgomery. »Ich habe Euch nichts angezeigt, Herr von Castelnau.«

»Graf«, erwiderte Castelnau, Gabriel mit einem stummen Ausdruck die Hand drückend, »kann nicht sogar das Verschweigen ein Rat und unser Heil sein? Sind wir einmal gewarnt, sind wir auf unserer Hut, dann . . . «

»Dann?« wiederholte Gabriel.

»Dann wird Alles gut für uns und schlecht für sie gehen«, sagte Castelnau, »Wir vertagen auf günstigere Zeiten unser Unternehmen wir entdecken um jeden Preis die Angeber, wenn es solche unter uns gibt, wir verdoppeln die Vorsichtsmaßregeln und die Geheimhaltung, und an einem schönen Tag wenn Alles wohl vorbereitet ist, wenn wir unseres Schlages sicher sind, erneuern wir unsern Versuch, und wir haben es dann Euch zu verdanken, Graf, daß wir siegen, statt zu scheitern.«

»Und das ist es gerade, was ich vermeiden wollte«, rief Gabriel, der sich voll Schrecken an den Rand eines unwillkürlichen Verrats fortgerissen sah. »Das ist der wahre Grund meiner Warnungen und meines Rates, ich finde, offen herausgesagt, Euer Unternehmen strafbar und gefährlich. Ihr bringt, indem Ihr die Katholiken angreift, alles Unrecht auf Eure Seite. Ihr rechtfertigt alle ihre Repressalien. Aus Unterdrückten macht Ihr Euch zu Aufrührern. Müßt Ihr Euch, wenn Ihr Euch über die Minister zu beklagen habt, an den jungen König halten? Ah! ich fühle mich zum Sterben traurig, wenn ich an dies Alles denke. Dem allgemeinen Besten zu Liebe müßtet Ihr für immer auf diesen gottlosen Kampf verzichten. Ei! laßt vielmehr Eure Grundsätze für Euch kämpfen; kein Blut werde über die Wahrheit vergossen . . . das ist es nur was ich Euch sagen wollte. Deshalb beschwöre ich Euch, Euch und unsere Brüder, Ihr möget Euch der unseligen Bürgerkriege enthalten, die nur das Emporkommen unserer Ideen verzögern können.«

»Ist das wirklich der einzige Beweggrund aller Eurer Reden?« fragte Castelnau.

»Der einzige«, antwortete Gabriel mit dumpfem Ton.

»Dann danke ich Euch für die Absicht, Herr Graf«, sprach

Castelnau mit einer gewissen Kälte, »doch ich muß nicht minder in dem Sinn handeln, der mir von den Häuptern der Reformation vorgeschrieben worden ist. Ich begreife daß es für Euch, da Ihr nicht kämpfen könnt, für Euch, mein Edelmann schmerzlich ist, Andere ohne Euch kämpfen zu sehen. Dessen ungeachtet seid Ihr nicht im Stand, einem ganzen Heer Fesseln anzulegen und es zu lähmen.«

Bleich und düster entgegnete Gabriel:

»Ihr wollt sie also diesem unseligen Plan Folgen geben lassen und ihm selbst Folge geben?«

»Ja, Herr Graf«, antwortete Castelnau mit einer Heftigkeit, welche keine Erwiderung zuließ, »und auf der Stelle werde ich, wenn Ihr es erlaubt, die notwendigen Befehle zum Angriff morgen geben.«

Er verbeugte sich vor Gabriel und ging hinaus, ohne seine Antwort abzuwarten.

XXIII.

Der Anfang vom Ende.

Gabriel verließ indessen Noizai nicht, sondern beschloß, die Nacht hier zuzubringen. Seine Gegenwart sollte den Religionsgenossen ein Pfand seiner Treue geben, falls sie angegriffen würden, und dabei hoffte er, am andern Morgen in Ermanglung von Castelnau irgend ein anderes minder hartnäckiges Haupt überzeugen zu können. Wenn la Renaudie käme!

Castelnau ließ ihn völlig frei und schien ihm mit einer gewissen Verachtung nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr zu schenken.

Gabriel begegnete ihm mehrere Male an diesem Abend in den Gängen und Sälen des Schlosses, wo er hin und her ging und Befehle für das Rekognoszieren und das Proviantwesen gab.

Doch zwischen diesen wackeren jungen Leuten, von denen der eine so stolz und edel war als der andere, wurde kein Wort mehr ausgetauscht.

Während der langen Stunden dieser bangen Nacht blieb der Graf von Montgomery, zu unruhig, um schlafen zu können, horchend, nachsinnend, betend, auf den Wällen.

Mit Tagesanbruch kamen die Truppen der Reformierten in kleinen getrennten Banden nach und nach an.

Um acht Uhr waren sie schon in ziemlich großer Anzahl versammelt; um elf Uhr erwartete Castelnau keine mehr.

Aber Gabriel kannte nicht einen einzigen von den Anführern. La Renaudie hatte sagen lassen, er würde, um Amboise mit seinen Leuten zu erreichen, den Weg durch den Wald von Chateau-Regnault einschlagen.

Alles war zum Aufbruch bereit. Die Kapitäne Mazère und Naunai, welche die Vorhut bilden sollten, waren schon auf die Terrasse des Schlosses hinabgestiegen, um hier ihre Abteilungen in Marschordnung aufzustellen. Castelnau triumphierte.

»Nun!« sagte er zu Gabriel, dem er begegnete und in seiner

Freude das Gespräch am vorhergehenden Tag verzieh, »nun! Ihr seht, Herr Graf, daß Ihr Unrecht hattet, und daß Alles aufs Beste geht.«

»Warten wir!« sprach Gabriel, den Kopf schüttelnd.

»Aber was braucht Ihr denn, um Euch zu überzeugen, Ungläubiger?« sagte Castelnau lächelnd. »Nicht ein Einziger von den Unsrigen hat sein Versprechen nicht gehalten; sie sind alle zur bezeichneten Stunde mit mehr Leuten angekommen, als sie zugesagt hatten. Sie haben ihre Provinzen durchzogen, ohne beunruhigt zu werden und, was vielleicht noch viel mehr wert ist, ohne beunruhigt zu haben. Ist das nicht in der Tat ein unverschämtes Glück?«

Der Baron wurde durch einen Lärmen von Trompeten und Waffen und durch einen gewaltigen Tumult, den man von Außen vernahm, unterbrochen.

Doch im Rausche seines Vertrauens geriet er nicht hierüber in Unruhe, und er konnte nur an einen glücklichen Ausgang glauben.

»Hört«, sagte er zu Gabriel, »ich wette, daß hier abermals neue, unerwartete Verstärkungen kommen. Ohne Zweifel Lamothe und Deschamps mit den Verschwörern der Picardie. Sie sollten erst morgen eintreffen; doch die braven Gesellen werden ihren Marsch beschleunigt haben, um ihren Anteil am Kampf und Sieg zu bekommen. Das sind Freunde!«

»Sind es wirklich Freunde« sagte Gabriel, der beim Klange der Trompeten erbleicht war.

»Wer sollte es sonst sein?« entgegnete Castelnau. »Tretet auf diese Galerie, Herr Graf, durch die Zinnen hat man die Aussicht auf die Terrasse, woher der Lärm zu kommen scheint.«

Er zog Gabriel mit sich fort; als er aber an den Rand der Mauer kam, stieß er einen Schrei aus, hob die Arme empor und blieb wie versteinert.

Es waren nicht Reformierte Truppen, sondern königliche, die den Lärmen veranlaßt hatten. Es war nicht Lamothe, der die Ankömmlinge befehligte, sondern Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours.

Begünstigt durch die Waldungen, von denen das Schloß von Noizai umgeben war, hatten die königlichen Reiter beinahe

unversehens bis zur offenen Terrasse kommen können, wo sich die Vorhut der Rebellen in Schlachtordnung aufstellte.

Es hatte nicht einmal ein Kampf stattgefunden, denn der Herzog von Nemours ließ vor Allem seine Leute sich der Gewehrpyramiden bemächtigen.

Mazére und Naunai hatten sich ohne Schwertstreich ergeben müssen, und in dem Augenblick, wo Castelnau oben von der Mauer herabschaute, übergaben die Seinigen, ohne Kampf überwunden, den Siegern ihre Degen. Da, wo er seine Soldaten zu finden sich einbildete, sah er nur noch Gefangene. Er wollte seinen Augen nicht trauen und blieb eine Minute lang unbeweglich, stumm, niedergeschmettert. Ein solches Ereignis lag seinen Gedanken so fern, daß er sich Anfangs keine Rechenschaft davon geben konnte.

Nicht minder erstaunt über diesen plötzlichen Streich, war Gabriel auch nicht minder dadurch niedergeschlagen.

Während sich Beide gleich bleich und gleich düster einander anschauten, trat hastig ein Fähnrich ein, der Castelnau suchte.

»Wie steht es mit uns?« fragte dieser, der durch die Gewalt der Beängstigung seine Stimme wieder fand.

»Herr Baron«, antwortete der Fähnrich, »sie haben sich der Zugbrücke und des ersten Tores bemächtigt, und es ist uns kaum noch Zeit geblieben, das zweite zu schließen, doch dieses vermöchte nicht zu widerstehen, und in einer Viertelstunde wären sie im Hofe. Sollen wir nichtsdestoweniger zu kämpfen versuchen, oder sagen: wir parlamentiren? Man erwartet Eure Befehle.«

»Hier bin ich! . . . Laßt mir nur die Zeit, mich zu waffnen, und ich komme hinab.«

Er kehrte hastig in das anstoßende Gemach zurück, um seinen Panzer zu nehmen und sein Schwert umzugürten.

Gabriel folgte ihm dahin.

»Was wollt Ihr machen, mein Freund?« fragte er ihn traurig.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht«, antwortete Castelnau ganz verwirrt. »Man kann immerhin sterben.«

»Ach!« erwiderte Gabriel, »warum habt Ihr mir nicht gestern geglaubt.«

»Ja, Ihr hattet Recht, Ihr hattet vorhergesehen, was geschieht,

Ihr wußtet es vielleicht voraus.«

»Vielleicht! . . . « sprach Gabriel. »Und das ist meine größte Qual. Doch bedenkt, Castelnau, es gibt im Leben so seltsame und so furchtbare Kombinationen des Schicksals! Wenn es mir nicht frei gestanden wäre, Euch mittelst wahrer Gründe, die sich auf meine Lippen drängten, abzuraten . . . Wenn ich mein Wort als Edelmann gegeben hätte, Euch weder unmittelbar, noch mittelbar die Wahrheit erraten zu lassen?«

»Dann hättet Ihr wohl daran getan, zu schweigen, und ich würde an Eurer Stelle gehandelt haben, wie Ihr. Ich Wahnsinniger, ich hätte Euch verstehen sollen; ich hätte denken müssen, daß ein Tapferer, wie Ihr, nicht ohne mächtige Gründe von der Schlacht abrät . . . Doch ich werde meinen Fehler sühnen, ich werde sterben.«

»Und ich werde mit Euch sterben«, sprach Gabriel voll Ruhe.

»Ihr! und warum?« rief Castelnau. »Ihr seid nur zu Einem gezwungen: Euch des Kampfes zu enthalten.«

»Ich werde auch nicht kämpfen, ich kann es nicht. Mein Leben ist mir zur Last, die scheinbar doppelte Rolle, die ich spiele, ist mir verhaßt. Ich werde ohne Waffen in den Kampf gehen, nicht töten, aber mich töten lassen. Ich kann mich vielleicht vor den Streich werfen, der Euch bestimmt ist. Bin ich nicht im Stand ein Schwert zu führen, so vermag ich doch ein Schild zu sein.«

»Nein«, erwiderte Castelnau, »bleibt. Ich darf, ich kann Euch nicht in meinen Untergang mit fortreißen.«

»Ei! Ihr seid wohl im Begriff, ohne Nutzen und ohne Hoffnung alle diejenigen, welche mit uns in dieser Veste eingeschlossen sind, mit fortzureißen. Mein Leben ist unnützer, als das ihrige.«

»Kann ich es für den Ruhm unserer Partei anders machen, als dieses Opfer von ihnen fordern?« sagte Castelnau. »Märtyrer sind häufig für ihre Sache nützlicher und glorreicher als Sieger.«

»Ja«, erwiderte Gabriel, »doch ist es nicht vor Allem Eure, des Führers, Pflicht, daß Ihr die Streitkräfte, die Euch anvertraut sind, zu retten sucht, um hernach, wenn sich die Rettung nicht mit der Ehre Verträgt, an ihrer Spitze zu sterben.«

»Ihr ratet mir also?«

»Die friedlichen Mittel zu versuchen. Widersteht Ihr, so habt Ihr

keine Hoffnung, der Niederlage und der Metzelei zu entgehen. Weicht Ihr der Notwendigkeit, so haben sie, wie mir scheint; nicht das, Recht, einen Plan ohne Ausführung zu bestrafen. Pläne richtet man nicht zum Voraus, bestraft man wenigstens nicht. Ihr entwaffnet Eure Feinde, indem Ihr Euch entwaffnet.«

»Ich muß es so sehr bereuen, Euren ersten Rat nicht befolgt zu haben, daß ich gerne diesem zweiten gehorchen möchte; doch ich gestehe, daß ich zogen. Es widerstrebt mir, zurückzuweichen.«

»Um zurückzuweichen, müßtet Ihr einen Schritt vorwärts getan haben. Was beweist bis jetzt Eure Rebellion? Erst, wenn Ihr das Schwert zeigt, würdet Ihr Euch für schuldig erklären. Hört, meine Gegenwart kann Euch, Gott sei Dank! vielleicht noch zu etwas nützlich sein. Ich vermochte Euch gestern nicht zu retten, wollt Ihr, daß ich es heute versuche?«

»Was würdet Ihr tun?« fragte Castelnau erschüttert.

»Seid unbesorgt, nichts, was nicht Eurer würdig wäre. Ich gehe zum Herzog von Nemours, der die königliche Truppe befehligt. Ich kündige ihm an, man werde keinen Widerstand gegen ihn leisten, man werde ihm die Tore öffnen und Ihr werdet Euch ergeben, jedoch auf Ehrenwort. Er muß sein herzogliches Wort verpfänden, daß weder Euch, noch Euren Edelleuten irgend ein Leid zugefügt werden soll, und daß er Euch, nachdem er Euch zum König geführt, dem Ihr Eure Bitten und Beschwerden vortragen wollt, in Freiheit setzen werde.«

»Und wenn er sich weigert?« sagte Castelnau.

»Wenn er sich weigert«, erwiderte Gabriel, »so ist das Unrecht auf seiner Seite: er wird eine billige und ehrenhafte Versöhnung zurückgestoßen haben, und alle Verantwortlichkeit des vergossenen Blutes fällt auf sein Haupt, Weigert er sich, Castelnau so kehre ich zu Euch zurück, um an Eurer Seite zu sterben.«

»Glaubt Ihr, wenn la Renaudie an meinem Platze wäre, er würde in Euren Vorschlag einwilligen?«

»Bei meiner Seele! ich glaube, daß jeder vernünftige Mensch einwilligen würde.«

»Tut eo also!« sprach Castelnau; »Unsere Verzweiflung, wenn

Ihr, wie ich befürchte, beim Herzog scheitert, wird nur um so furchtbarer sein.«

»Ich danke«, sagte Gabriel. »Es wird mir hoffentlich gelingen, und mit der Hilfe Gottes werde ich im Stande sein, das Leben von so vielen edlen, mutigen Männern zu erhalten.«

Er stieg eiligst hinab, ließ sich den Hof öffnen und ging, die Fahne eines Parlamentärs in der Hand, auf den Herzog von Nemours zu, der zu Pferde, mitten unter den Seinigen, den Krieg oder den Frieden erwartete.

»Ich weiß nicht, ob Monseigneur mich wiedererkennt«, sprach Gabriel zum Herzog, »ich bin der Graf von Montgomery.«

»Ja, ich erkenne Euch, Herr Von Montgomery«, erwiderte Jakob von Savoyen. »Herr von Guise hat mich davon in Kenntnis gesetzt, daß ich Euch hier finden würde, doch indem er beifügte, Ihr wäret mit seiner Genehmigung hier, und ich möge Euch als Freund behandeln.«

»Eine Vorsicht, die mich bei anderen unglücklichen Freunden verleumden könnte!« sagte Gabriel, traurig den Kopf schüttelnd. »Doch, gnädigster Herr, darf ich es wagen, Euch um eine kurze Unterredung zu bitten?«

»Ich stehe zu Dienst«, erwiderte Herr von Nemours.

Castelnau, der durch ein vergittertes Fenster des Schlosses voll Bangigkeit allen Bewegungen des Herzogs und Gabriels folgte sah, wie sie bei Seite gingen und einige Minuten sehr lebhaft mit einander sprachen. Dann verlangte Jakob von Savoyen Schreibzeug und schrieb rasch auf einer Trommel die Zeilen eines Zettels, den er dem Grafen von Montgomery einhändigte. Gabriel schien gerührt zu danken. Man durfte also hoffen.

Gabriel kam in der Tat hastig zurück und übergab einige Augenblicke nachher, ohne ein Wort zu sprechen und ganz atemlos, Castelnau folgende Erklärung:

»Da Herr von Castelnau und seine Gefährten vom Schloß Noizai sogleich bei meiner Ankunft ihre Waffen niederzulegen und sich mir ergeben eingewilligt haben, so habe ich, der Unterzeichnete, Jacob von Savoyen, ihnen bei meinem Fürstenwort bei meiner Ehre und der Verdammnis meiner Seele geschworen, daß ihnen kein Leid geschehen soll, und

daß ich sie unversehrt zurückführen werde, wobei nur fünfzehn von ihnen mit dem Herrn von Castelnau mir nach Amboise zu folgen haben, um dem König, unserem Herrn, ihre friedlichen Vorstellungen zu machen.

Gegeben im Schloß Noizai am 15. März 1560.

Jacob von Savoyen.>

»Ich danke, Freund«, sprach Castelnau zu Gabriel, nachdem er diese Erklärung gelesen hatte. »Ihr habt uns das Leben und mehr als das Leben, Ihr habt uns die Ehre gerettet. Ich bin unter diesen Bedingungen bereit, Herrn von Nemours nach Amboise zu folgen, denn wir werden dort wenigstens nicht als Gefangene vor ihrem Besieger, sondern als Unterdrückte vor ihrem König ankommen. Noch einmal meinen Dank.«

Doch indem er seinem Befreier die Hand drückte, gewährte Castelnau, daß Gabriel wieder so traurig wie zuvor geworden war.

»Was habt Ihr denn wieder?« fragte er ihn.

»Ich denke nun an la Renaudie und die anderen Protestanten, welche in dieser Nacht Amboise angreifen sollen«, antwortete Gabriel. »Ach! ohne Zweifel ist es zu spät, sie zu retten. Doch wenn ich es versuchte? Soll nicht la Renaudie durch den Wald von Chateau-Regnault ziehen?«

»Ja«, sagte Castelnau voll Eifer, »und Ihr dürstet ihn vielleicht noch dort finden und ihn retten, wie Ihr uns gerettet habt.«

»Ich will es wenigstens versuchen«, sprach Gabriel. »Ich denke, der Herzog von Nemours wird mich frei lassen. Gott befohlen also, Freund, ich werde, wenn ich kann, meine Versöhnungsrolle fortsetzen. Auf Wiedersehen in Amboise.«

»Auf Wiedersehen.«

Der Herzog von Nemours widersetzte sich, wie Gabriel vorhergesagt, nicht, daß dieser Noizai und die königlichen Truppen verließ.

Der glühende, aufopfernde junge Mann konnte also zu Pferde in der Richtung des Waldes von Chateau-Regnault forteilen.«

Castelnau aber und die fünfzehn Führer, die mit ihm abgingen, folgten ruhig und vertrauensvoll Jakob von Savoyen nach Amboise.

Doch bei ihrer Ankunft wurden sie auf der Stelle ins Gefängnis geführt. Sie sollten wie man ihnen sagte, dort bleiben, bis der Streit beendet und bis keine Gefahr mehr dabei wäre, sie zum König gelangen zu sehen.

XXIV.

Der Wald von Chateau-Regnault.

Der Wald von Chateau-Regnault war zum Glück nur anderthalb Meilen von Noizai entfernt. Gabriel wandte sich im Galopp dahin; sobald er aber den Wald erreicht hatte, durchritt er ihn mehr als eine Stunde in allen Richtungen, ohne eine befreundete oder eine feindliche Truppe zu treffen.

Endlich glaubte er an der Biegung einer Allee den regelmäßigen Galopp der Reiterei zu hören. Doch das konnten nicht Reformierte sein; denn man lachte und sprach, und den Hugenotten mußte zu viel daran liegen, ihren Marsch zu verbergen, als daß sie nicht ein völliges Stillschweigen hatten beobachten sollen.

Gleichviel! Gabriel sprengte nach der Seite, woher das Geräusch kam, und erblickte bald die roten Schärpen der königlichen Truppen.

Als er auf den Anführer zuritt, erkannte er ihn und wurde von ihm erkannt.

Es war der Baron von Pardaillan, ein junger und tapferer Offizier, der mit ihm unter Guise in Italien gefochten hatte.

»Ei! da ist der Graf von Montgomery!« rief Pardaillan. »Ich glaubte Ihr wart in Noizai.«

»Daher komme ich«, sagte Gabriel.

»Und was ist dort vorgefallen? Reitet doch ein wenig mit uns und erzählt mir das.«

Gabriel erzählte von der plötzlichen Ankunft des Herzogs von Nemours, von der Übereinnahme der Terrasse und der Zugbrücke, von seiner Vermittlung bei beiden Parteien und von der friedlichen Unterwerfung, die der Erfolg derselben gewesen war.

»Bei Gott!« sagte Pardaillan, »Herr von Nemours hat Glück gehabt, und ich wollte, es ginge mir auch so. Wißt Ihr, Herr von Montgomery gegen wen ich in diesem Augenblick marschiere?«

»Gegen la Renaudie ohne Zweifel?«

»Ganz richtig. Und wißt Ihr, was mir la Renaudie ist?«

»Ich glaube, Euer Vetter! . . . Es ist wahr, ich erinnere mich dessen.«

»Ja, mein Vetter«, sprach Pardaillan, »und mehr als mein Vetter, mein Freund, mein Waffengefährte. Wißt Ihr, daß es hart ist, gegen denjenigen zu fechten, der so oft an unserer Seite gefochten hat?«

»Oh! ja!« sagte Gabriel, . . . »Doch Ihr seid am Ende nicht sicher, ihn zu treffen?«

»Doch, doch, ich bin dessen sicher!« erwiderte Pardaillan, »meine Instruktionen sind nur zu genau und die Berichte derjenigen, welche ihn verraten haben, nur zu getreu. Hört: wenn ich noch eine Viertelstunde in der zweiten Allee links marschiert bin, muß ich mich la Renaudie gegenüber finden.«

»Aber wenn Ihr nicht in diese Allee marschieren würdet?« flüsterte Gabriel.

»Dann würde ich mich gegen meine Ehre und gegen meine Pflicht als Soldat verfehlen«, entgegnete Pardaillan. »Wollte ich übrigens auch, so könnte ich nicht. Meine zwei Lieutenants haben eben so gut als ich die Befehle von Herrn von Guise erhalten und würden mich nicht dagegen handeln lassen. Nein, meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß la Renaudie sich mir zu ergeben einwilligt. Eine sehr unsichere Hoffnung, denn er ist stolz und mutig. Im offenen Feld wird er nicht überfallen werden, wie Castelnau und wir werden ihm der Zahl nach nicht sehr überlegen sein.«

Doch nicht wahr, Herr von Montgomery Ihr helft mir immerhin, ihm zum Frieden zu raten?«

»Ah! ich werde mein Möglichstes tun«, sagte Gabriel.

»Zum Teufel mit den Bürgerkriegen!« rief Pardaillan zum Schluß.

Sie ritten ungefähr zehn Minuten lang stillschweigend weiter.

Als sie in die zweite Allee links einbogen, sagte Pardaillan:

»Wir müssen nahe bei ihnen sein. Mein Herz schlägt. Ich glaube, Gott verzeihe mir! zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Furcht.«

Die königlichen Reiter lachten und plauderten nicht mehr,

sondern rückten sachte und behutsam vor.

Sie hatten nicht zweihundert Schritte gemacht, als sie durch eine dicht belaubte Gruppe von Bäumen auf einem Fußpfad, der sich längs der Landstraße hinzog, Waffen glänzen zu sehen glaubten.

Sie blieben nicht lange im Zweifel, denn beinahe in denselben Augenblick rief eine feste Stimme:

»Halt! wer da?«

»Das ist die Stimme von la Renaudie«, sagte Pardaillan zu Gabriel.

Und er antwortete:

»Valois und Lothringen!«

Auf der Stelle kam aus der Gegenallee la Renaudie zu Pferde, gefolgt von seiner Truppe hervor.

Nichtsdestoweniger befahl er den Seinigen, zu halten, und ritt einige Schritte allein vorwärts.

Pardaillan ahmte ihn nach, rief seinen Leuten: Halt! zu, und ritt ihm allein mit Gabriel entgegen.

Man hätte eher glauben sollen, es wären zwei Freunde, die es drängte, sich nach langer Abwesenheit wiederzusehen, als zwei Feinde, bereit, sich zu bekämpfen.

»Ich hätte Dir schon geantwortet, wie ich sollte, würde ich nicht eine befreundete Stimme zu erkennen geglaubt haben«, sagte la Renaudie sich nähernd . . . »denn wenn mich nicht Alles täuscht, verbirgt dieses Visier die Züge meines teuren Pardaillan.«

»Ja, ich bin es, mein armer la Renaudie«, erwiderte Pardaillan, »und wenn ich Dir einen brüderlichen Rat geben soll, verzichte auf Dein Unternehmen, Freund, und lege sogleich Deine Waffen nieder.«

»Oho! ist das wirklich ein brüderlicher Rat?« rief la Renaudie spöttisch.

»Ja, Herr von la Renaudie«, sagte Gabriel, der sich ihm nun auch zeigte; »ich bezeuge, daß es der Rat eines redlichen Freundes ist. Castelnau hat sich diesen Morgen dem Herzog von Nemours ergeben, und wenn Ihr ihn nicht nachahmt, seid Ihr verloren.«

»Ah! ah! Herr von Montgomery«, sprach la Renaudie, »seid Ihr

auch mit Diesen?«

»Ich bin weder mit Diesen, noch mit Euch«, antwortete Gabriel ernst und traurig, »ich bin zwischen Euch.«

»Oh! verzeiht mir, Herr Graf«, sagte la Renaudie, bewegt durch den edlen und würdigen Ausdruck von Gabriel. »Ich wollte Euch nicht beleidigen, und würde, glaube ich, eher an mir, als an Euch zweifeln.«

»Glaubt mir also«, sprach Gabriel, »und wagt nicht einen fruchtlosen und unseligen Kampf. Ergibt Euch.«

»Unmöglich« rief la Renaudie.

»Aber wisse doch, daß wir nur eine schwache Vorhut sind«, sagte Pardaillan.

»Und ich«, entgegnete der Anführer der Reformierten, habe mit dieser Hand voll Bruder, die Du hier siehst, angefangen?«

»Ich bemerke Dir zum Voraus«, fuhr Pardaillan fort, »Du hast Verräter in Deinen Reihen.«

»Sie sind nun in den Eurigen«, erwiderte la Renaudie.

»Ich übernehme es, Deine Begnadigung von Herrn von Guise zu erlangen«, sagte Pardaillan, der nicht wußte, was er versuchen sollte, um ihn zu bewegen.«

»Meine Begnadigung!« rief la Renaudie, »ich hoffe, daß ich bald eher Begnadigungen zu geben, als zu empfangen habe!«

»La Renaudie! la Renaudie! Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, das Schwert gegen Dich, meinen alten Kameraden, meinen Freund aus der Kinderzeit, zu ziehen.«

»Du mußt Dich wohl darauf gefaßt halten, Pardaillan, denn Du kennst mich gerade zu gut, um zu glauben, ich sei geneigt, Dir das Feld einzuräumen.«

»Herr von la Renaudie«, rief Gabriel, »ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht . . . «

Doch er wurde ungestüm unterbrochen.

Die Reiter der beiden Parteien, welche in einiger Entfernung im Angesicht von einander geblieben waren, konnten diese seltsamen Gespräche ihrer Führer nicht begreifen und brannten vor Begierde, handgemein zu werden.

»Was Teufels sagen sie sich denn dort so lange?« murmelten

die Soldaten von Pardaillan.

»Ah« sprachen ihrerseits die Hugenotten, »glauben sie denn, wir seien hierhergekommen, um sie mit einander über ihre Angelegenheiten Plaudern zu sehen?«

»Warte! warte!« sagte einer von den Leuten von der Truppe von la Renaudie, wo jeder Soldat Führer war, »ich weiß ein Mittel, ihre Unterredung abzukürzen.«

Und in dem Augenblick, wo Gabriel das Wort nahm, feuerte er seine Pistole gegen die Truppe von Pardaillan ab.

»Du siebst!« rief dieser schmerzlich, »der erste Schuß ist von den Deinigen geschehen.«

»Ohne meinen Befehl!« entgegnete la Renaudie rasch. »Doch da das Los geworfen ist, gehe es, wie es gehen will! Auf! meine Freunde! vorwärts!«

Er wandte sein Pferd gegen seine Leute, und Pardaillan tat, um nicht zurückzubleiben, dasselbe und rief ebenfalls:

»Vorwärts!«

Das Feuer begann.

Gabriel war indessen unbeweglich zwischen den Roten und den Weißen, zwischen den Königlichen und den Reformierten geblieben. Er hatte kaum sein Pferd ein wenig auf die Seite gelenkt, und war so dem Feuer beide Teile preis gegeben.

Schon bei den ersten Schüssen drang eine Kugel durch seinen Helmbusch, und sein Pferd wurde unter ihm getötet.

Er machte sich aus den Steigbügeln los und blieb ohne sich zu rühren, und wie nachdenkend mitten unter dem furchtbaren Gemenge stehen.

Das Pulver war erschöpft, die zwei Truppen stürzten auf einander los, oder setzten den Kampf mit dem Schwerte fort.«

Gabriel bewegte sich nicht unter dem Gekirre der Waffen, und ohne nur den Griff seines Schwertes zu berühren, begnügte er sich, den wütenden Streichen zuzuschauen, welche um ihn her ausgeteilt wurden . . . düster und traurig, wie es das Bild Frankreichs unter diesen feindseligen Franzosen gewesen sein mußte.

Geringer der Zahl und der Disziplin nach, fingen die Reformierten indessen an zu weichen.

La Renaudie traf im Getümmel wieder mit Pardaillan zusammen.

»Herbei!« rief er ihm zu, »damit ich wenigstens von Deiner Hand sterbe!«

»Ah!« sagte Pardaillan, »derjenige, welcher den Andern tötet, wird der Großmütigere sein!«

Und sie griffen sich mächtig an. Die Streiche, die sie gegeneinander führten, erschollen auf ihren Rüstungen wie Hammer auf dem Amboß. La Renaudie drehte sich um Pardaillan, der, fest in seinen Steigbügeln ohne zu ermüden, parierte und gegen schlug. Zwei rachgierige Nebenbuhler hätten nicht erbitterter kämpfen können.

Endlich stieß la Renaudie seinen Degen Pardaillan in die Brust, und dieser fiel.

Doch es war nicht Pardaillans der einen Schrei ausstieß, sondern la Renaudie.

Zu seinem Glück hatte der Sieger nicht Zeit, seinen traurigen Sieg in's Auge zu fassen.

Plontigny der Page von Pardaillan, feuerte einen Büchschuß auf ihn ab, der ihn, tödlich verwundet, von seinem Pferde niederschmetterte.

Nichtsdestoweniger fand la Renaudie, ehe er starb, noch die Kraft, den Pagen, der ihn geschossen, durch einen Schwertstreich mit verkehrter Hand tot niederzustrecken.

Um diese drei Leichname drängte sich der Kampf wütender als je zusammen.

Doch die Hugenotten waren offenbar im Nachtheil, und bald gerieten sie, ihres Führers beraubt, in völlige Verwirrung.

Die Mehrzahl wurde getötet. Man machte einige Gefangene und Einige ergriffen die Flucht.

Dieser gräßliche, blutige Kampf hatte nicht zehn Minuten gedauert.

Die königlichen Reiter schickten sich an, nach Amboise zurückzukehren. Man legte die zwei Leichname von Pardaillan und la Renaudie auf dasselbe Pferd, um sie mit einander zurückzubringen.

Gabriel, der, trotz seiner glühenden Wünsche ohne Zweifel

geschont von den Waffen der beiden Parteien, nicht eine Schramme bekam, betrachtete voll Traurigkeit diese zwei Körper, welche noch wenige Augenblicke vorher die zwei edelsten Herzen, die er vielleicht gekannt, belebt hatten.



»Wer von Beiden war der Bravere?« sagte er zu sich selbst.
»Wer von Beiden liebte den Andern inniger? Wer von Beiden ist für das Vaterland ein größerer Verlust?«

XXV.

Von der Politik im sechzehnten Jahrhundert.

Nach der Übergabe des Schlosses Noizai und dem Gefechte im Walde von Chateau-Regnault war indessen bei Weitem nicht Alles beendigt.

Die meisten Verschworenen von Nantes erhielten keine Nachricht von den zwei auf einander folgenden Niederlagen ihrer Partei, und setzten ihren Marsch gegen Amboise, immer noch geneigt, dieses in der Nacht anzugreifen, fort.

Aber man weiß, daß sie in Folge der genauen Berichte von Lignièrés dort erwartet wurden.

Der junge König wollte sich auch nicht niederlegen, sondern ging unruhig und mit fieberhaften Schritt in dem weiten, kahlen Saal umher, den man ihm als Wohnzimmer zugewiesen hatte.

Maria Stuart, der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen wachten und warteten bei ihm.

»Welch eine ewige Nacht!« sagte Franz II. »Ich leide, mein Kopf steht in Flammen, und die unausstehlichen Ohrenscherzen fangen wieder an mich zu peinigen. Welche Nacht! welche Nacht!«

»Armer, teurer Sire«, sprach mit sanftem Tone Maria, »beunruhigt Euch nicht so, ich beschwöre Euch; Ihr vermehrt dadurch die Schmerzen Eures Körpers und die Leiden Eurer Seele. Legt Euch doch wenigstens einige Augenblicke nieder, ich bitte Euch!«

»Ei! kann ich mich niederlegen, Maria«, entgegnete der König, »kann ich ruhig bleiben, während mein Volk sich empört und sich gegen mich bewaffnet! Ah! alle diese Sorgen werden sicherlich das wenige Leben abkürzen, das mir Gott bewilligt hat.«

Maria antwortete nur durch die Tränen, die ihr reizendes Gesicht überströmten.

»Eure Majestät sollte sich nicht so sehr kümmern«, sagte der Balafgré. »Ich habe schon die Ehre gehabt, sie zu versichern, unsere Maßregeln seien genommen und der Sieg gewiß. Ich

stehe Euch für Euch selbst, Sire.«

»Haben wir nicht gut begonnen?« fügte der Kardinal von Lothringen bei.« Castelnau gefangen, la Renaudie getötet, sind das nicht glückliche Vorzeichen für den Ausgang dieser Sache?«

»In der Tat, sehr glückliche Vorzeichen!« sprach Franz voll Bitterkeit.

»Morgen wird Alles beendet sein«, fuhr der Kardinal fort; »die anderen Häupter der Rebellen werden in unserer Gewalt sein, und wir können durch ein furchtbares Beispiel denjenigen, welche es noch wagen sollten, sie nachzuahmen, Furcht einjagen. Es muß sein, Sire«, erwiderte er aus eine Bewegung des Widerwillens von Seiten des Königs. »Ein feierlicher *Glaubensact*, wie man in Spanien sagt, ist notwendig für die verletzte Herrlichkeit der Religion und für die bedrohte Sicherheit des Thrones. Um einen Anfang zu machen, muß dieser Castelnau sterben. Herr von Nemours hat es übernommen, ihm zu schwören, er würde geschont werden; doch das geht uns nichts an, und wir haben nichts versprochen. La Renaudie ist durch den Tod der Hinrichtung entgangen; aber ich habe schon Befehl gegeben, morgen bei Tagesanbruch seinen Kopf auf der Brücke von Amboise, mit der Überschrift: *Haupt der Rebellen*, aufzustellen.«

»Haupt der Rebellen!« wiederholte der junge König; »Ihr sagt aber selbst, daß er nicht das Haupt gewesen, und daß die Geständnisse und der Briefwechsel der Verschworenen als den wahren Urheber des Unternehmens den Prinzen von Condé allein bezeichnen.«

»In des Himmels Namen! sprecht nicht so laut, Sire, ich flehe Euch an«, unterbrach ihn der Kardinal. »Ja, das ist wahr, ja, der Prinz hat . . . von ferne Alles geleitet, Alles geführt. Diese Parpaillots nennen ihn den *stummen Kapitän*, und nach dem ersten glücklichen Erfolg sollte er sich erklären. Doch in Ermanglung dieses glücklichen Erfolgs hat er sich nicht erklärt und wird sich nicht erklären. Treiben wir ihn also nicht zu irgend einem gefährlichen, äußersten Entschluß an. Wir wollen ihn nicht offen als das mächtige Haupt der Empörung anerkennen. Wir wollen uns den Anschein geben, als sähen wir ihn nicht, um ihn nicht zeigen zu müssen.«

»Herr von Condé ist nichtsdestoweniger der wahre Rebell!« sprach Franz, dessen jugendliche Ungeduld sich nicht in alle diese Regierungsfiktionen, wie man sie seitdem genannt hat, zu fügen wußte.

»Ja, Sire«, sagte der Balafré; »aber weit entfernt, seine Pläne und Entwürfe zuzugestehen, leugnet sie der Prinz. Stellen wir uns, als glaubten wir ihm auf sein Wort. Der Prinz ist heute nach Amboise gekommen, um sich hier einzuschließen; man bewacht ihn scharf, aber auf dieselbe Weise, wie er konspiriert hat . . . von ferne. Geben wir uns den Anschein, als nähmen wir ihn zum Verbündeten an, das ist minder gefährlich, als ihn zum Feind zu haben, Der Prinz wird, wenn es sein muß, in dieser Nacht mit uns seine Genossen schlagen und morgen ihr er Hinrichtung beiwohnen. Wird er dadurch nicht einer Notwendigkeit unterworfen, welche tausendmal schmerzlicher, als die uns auferlegte ist?«

»Ja, gewiß«, erwiderte der König, »doch wird er es tun? und wenn er es tut, kann er schuldig sein?.«

»Sire, wir haben in unseren Händen alle Beweise von der geheimen Teilnahme von Herrn von Condé und können dieselben Eurer Majestät, wenn sie es wünscht, vorlegen. Doch je unverwerflicher diese Beweise sind, desto mehr müssen wir uns verstellen, und ich bedaure meines Teils lebhaft ein paar Worte, die mir entschlüpft sind und den Prinzen, wenn sie ihm hinterbracht würdest, beleidigen könnten.«

»Ihr fürchtet Euch, einen Verbrecher zu beleidigen!« rief Franz. »Doch was bedeutet dieser Lärmen außen? Jesus! sollten es schon die Rebellen sein?«

»Ich eile«, sagte der Herzog von Guise.

Ehe er aber die Türschwelle überschritten hatte, trat Richelieu, der Kapitän der Büchenschützen, rasch ein und sprach zum König:

»Verzeiht, Sire, es ist Herr von Condé, der für seine Ehre übelklingende Worte gehört zu haben glaubt und dringend öffentlich ein für allemal sich, in Gegenwart Eurer Majestät, von diesem beleidigenden Verdacht zu reinigen verlangt.«

Der König wollte sich vielleicht weigern, den Prinzen zu sehen;

doch der Herzog von Guise hatte schon ein Zeichen gemacht. Die Büchschützen des Kapitän Richelieu traten auf die Seite, und Herr von Condé erschien, den Kopf hoch und das Gesicht belebt. Es folgten ihm einige Edelleute und eine Anzahl Stiftsherren von Saint-Florentin, die gewöhnlichen Gäste des Schlosses von Amboise, die der Kardinal in dieser Nacht für, den Fall, daß eine Verteidigung notwendig wäre, in Soldaten verwandelt hatte, und die, was übrigens etwas ziemlich Gewöhnliches in jener Zeit war, die Büchse mit dem Rosenkranz und die Sturmhaube unter der Kapuze trugen.

»Sire, Ihr werdet meine Kühnheit entschuldigen«, sprach der Prinz, nachdem er sich vor dem König verbeugt hatte, »doch diese Kühnheit rechtfertigt sich vielleicht zum Voraus, durch die Frechheit gewisser Anklagen, welche, wie es scheint, meine Feinde in der Finsternis gegen meine Redlichkeit erheben, meine Feinde, die ich an das Tageslicht zu treten zwingen will, um sie zu beschämen und zu beehrfeigen.«

»Um was handelt es sich, mein Herr Vetter?« sagte der junge König mit ernster Miene.

»Sire«, erwiderte der Prinz von Condé, »man wagt es, zu äußern, ich sei das wahre Haupt der Rebellen, deren törichtes, strafbares Unterfangen in diesem Augenblick den Staat beunruhigt und Eure Majestät erschreckt.«

»Ah! man hat das gesagt?« entgegnete Franz, »und wer hat das gesagt?«

»Ich konnte so eben selbst diese gehässigen Verleumdungen aus dem Munde dieser ehrwürdigen Brüder von Saint-Florentin hören, die sich, da sie sich ohne Zweifel hier zu Hause glauben, gar nicht scheuen, ganz laut zu wiederholen, was man ihnen ganz leise zugeflüstert hat.«

»Und klagt Ihr diejenigen an, welche die Beleidigungen wiederholen, oder die, welche sie zugeflüstert haben?«

»Ich klage die Einen wie die Andern an, Sire«, antwortete der Prinz von Condé, »doch hauptsächlich die Anstifter der feigen Beschuldigungen.«

Bei diesen Worten schaute er ganz klar dem Kardinal von Lothringen in's Gesicht, der sich, verlegen über seine feste

Haltung, so gut als möglich hinter seinem Bruder zu verbergen suchte.

»Nun mein Vetter«, sagte der König, »wir erlauben Euch, die Verleumdung zu beschämen und die Verleumder anzuklagen. Sprecht.«

»Die Verleumdung beschämen!« wiederholte der Prinz von Condé. »Ei! tun dies meine Handlungen nicht besser, als es alle meine Worte tun könnten? Bin ich nicht beim ersten Aufruf in dieses Schloß gekommen, um hier meinen Platz mitten unter den Verteidigern Eurer Majestät einzunehmen? Ich frage Euch das selbst, Sire?«

Klagt also die Verleumder an!« sagte Franz, der nicht anders antworten wollte.

»Ich werde es auch tun, nicht durch Worte, Sire, sondern durch Handlungen«, sprach Herr von Condé. »Wenn sie Herz haben, müssen sie sich selbst anklagen und nennen; ich werfe ihnen hier öffentlich im Angesicht meines Gottes und meines Königs den Handschuh hin. Der Mann, von welchem Rang und Stand er auch sein mag, der behaupten will, ich sei der Urheber der Verschwörung trete vor! Ich erbiere mich, wann und wo er will, mit ihm zu kämpfen, und falls er mir ungleich sein sollte, mich ihm in jeder Hinsicht für diesen Kampf gleichzustellen.«

Der Prinz von Condé warf, als er so schloß, seinen Handschuh zu seinen Füßen. Sein Blick hatte stolz auf den des Herzogs von Guise geheftet, der keine Miene verzog, seine Herausforderung beständig erläutert.

Es trat nun ein kurzes Stillschweigen ein, Jeder dachte ohne Zweifel an dieses seltsame Schauspiel der Lüge, das ein Prinz von Geblüt einem ganzen Hof gab, an welchem sich nicht ein Page fand, der ihn nicht zwanzigmal dessen schuldig wußte, worüber er sich mit einer so gut gespielten Entrüstung verteidigte.

Aber der König war, wenn wir es sagen sollen, vielleicht der Einzige, der sich naiver Weise darüber wunderte, und Niemand fiel es ein, deshalb den Mut und die Tugend des Prinzen zu verdächtigen.

Durch Catharina von Medicis und ihre Florentiner eingeschleppt, waren die Ideen der italienischen Höfe über die

Politik damals in Frankreich im Schwunge. Derjenige, welcher am besten täuschte, erlangte den Ruf des Gewandtesten. Seine Gedanken verbergen und seine Handlungen verkleiden, war die große Kunst. Die Aufrichtigkeit hätte für Dummheit gegolten.

Die edelsten und die reinsten Charaktere der Zeit, Coligny, Condé, der Kanzler Olivier, hatten sich nicht vor diesem Aussatz zu bewahren gewußt.

Der Herzog von Guise verachtete den Prinzen von Condé nicht; er bewunderte ihn. Doch er sagte sich in seinem Innern, er sei mindestens ebenso stark.

Und er machte einen Schritt vorwärts, zog langsam seinen Handschuh aus und warf ihn neben den des Prinzen.

Man staunte einen Augenblick und glaubte Anfangs, er würde die freche Herausforderung von Herrn von Condé aufnehmen. Doch dann wäre er nicht der große Politiker gewesen, der er zu sein sich schmeichelte.

Mit lautem und festem, beinahe mit überzeugtem Tone sprach er:

»Ich billige und unterstütze in seinen Worten den Herrn Prinzen von Condé, und ich bin ihm so sehr Diener, daß ich mich, da ich zugleich die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein, hier anerbiete, sein Sekundant zu werden und die Waffen gegen Männiglich zu ergreifen, um ihm in einer so gerechten Verteidigung beizustehen.«

Und der Balafré ließ kühn auf Allen, die ihn umgaben seine forschenden Augen umherlaufen.

Der Prinz von Condé mußte die seinigen niederschlagen. Er fühlte sich besser besiegt, als wenn er mit ihm in die Schranken getreten wäre.

»Hebt keiner den Handschuh des Prinzen von Condé oder den meinigen auf?« fragte der Herzog von Guise.

Niemand rührte sich.

»Mein Vetter«, sprach Franz II. mit einem schwermütigen Lächeln, »Mir scheint, Ihr seid nun von jedem Verdacht des Meineids gegen Euren obersten Herrn gereinigt.«

»Ja, Sire«, sagte mit einer naiven Unverschämtheit der *stumme Kapitän*, »und ich danke Eurer Majestät, daß sie mir hierzu

beihilflich gewesen ist.«

Dann sich mit einer gewissen Anstrengung gegen den Balafré umwendend, fügte er bei:

»Ich danke auch meinem guten Verbündeten und Verwandten, Herrn von Guise. Ich hoffe ihm und Allen, indem ich heute Nacht gegen die Rebellen kämpfe, wenn dazu Gelegenheit ist, zu beweisen, daß er nicht Unrecht gehabt hat, sich meiner anzunehmen.

Hiernach verbeugten sich der Prinz von Condé und der Herzog von Guise tief vor einander. Und da der Prinz nun gehörig gerechtfertigt war und nichts mehr hier zu tun hatte, verbeugte er sich auch vor dem König und ging hinaus, gefolgt von den Zuschauern, die ihn bei seinem Eintritt begleitet hatten.

Es blieben im königlichen Gemach nur noch die vier Personen, deren Aufmerksamkeit und Befürchtungen einen Augenblick diese seltsame Komödie zerstreut hatte . . .

Doch es geht immerhin aus dieser ritterlichen Szene hervor, daß die Politik sich wenigstens aus dem sechzehnten Jahrhundert datiert.

XXVI.

Der Tumult von Amboise.

Nach dem Abgang des Prinzen von Condé brachten weder der König, noch Maria Stuart, noch die zwei Brüder von Lothringen das Gespräch auf das, was vorgefallen war. In einer stillschweigenden Übereinkunft schienen sie diesen gefährlichen Gegenstand zu vermeiden.

In ungeduldigem, düsterem Erwarten gingen Minuten und Stunden hin, ohne daß Jemand das Wort nahm.

Franz II. fuhr oft mit der Hand an seinen brennenden Kopf.

Maria saß auf der Seite, schaute traurig das bleiche, verwelkte Gesicht ihres jungen Gemahls an und wischte sich von Zeit zu Zeit eine Träne ab. Der Kardinal von Lothringen richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Geräusch außerhalb des Gemaches. Der Balafré, der keinen Befehl mehr zu geben hatte, und den sein Rang und sein Amt beim König festhielten, schien grausam unter dieser gezwungenen Untätigkeit zu leiden; er zitterte und stampfte zuweilen mit dem Fuß wie ein mutiges Schlachtroß, das an dem Zügel nagt, der es zurückhält.

Die Nacht rückte indessen vor. Die Uhr des Schlosses, sodann die von Saint-Florentin schlugen sechs Uhr, dann halb sieben Uhr. Der Tag brach allmählich an und kein Lärmen eines Angriffs, kein Signal der Schildwachen hatten die schweigsame Nacht gestört.

»Ah!« sagte der König atmend, »Herr Kardinal, ich fange an zu glauben, daß dieser Lignières Eure Eminenz getäuscht hat, oder daß die Hugenotten anderen Sinnes geworden sind.«

»Das wäre im Ganzen schlimm«, erwiderte Karl von Lothringen, »denn wir waren sicher, den Aufruhr zu besiegen.«

»Oh! nein, desto besser«, versetzte Franz, »denn schon der Kampf wäre für das Königtum eine Niederlage gewesen.«

Doch der König hatte noch nicht vollendet, als man zwei B chsensch sse, das verabredete L rmzeichen, vernahm und auf den Wällen von Posten zu Posten den Ruf: »In's Gewehr! in's Gewehr!« wiederholen hörte.

»Es ist nicht zu bezweifeln, das sind die Feinde!« rief der Kardinal unwillkürlich erbleichend.

Der Herzog von Guise stand beinahe freudig auf, verbeugte sich vor dem König und sagte nur:

»Sire, zählt auf mich, bald werdet Ihr mich wiedersehen!«

Und er ging hastig hinaus.

Man hörte noch seine kräftige Stimme im Vorzimmer Befehle geben, als ein neues Musketenfeuer erscholl.

»Ihr seht, Sire«, sprach der Kardinal, vielleicht um seine Angst durch den Ton seiner Stimme zu vertreiben, »Ihr seht, daß Lignières gut unterrichtet war und sich nur um einige Stunden getäuscht hat.«

Doch der König hörte ihn nicht; er biß sich voll Zorn auf feine weiß gewordene Lippe und horchte auf den wachsenden Lärmen der Kanonen und der Büchsen.

»Kaum kann ich an diese Vermessenheit glauben!« murmelte er. »Eine solche Schmach der Krone . . . «

»Wird sich in Schande für die Elenden auflösen, Sire!« sprach der Kardinal.

»Ei!« versetzte der König, »nach dem Lärmen zu urteilen, den sie machen, müssen die Herren der Reformation zahlreich sein und nicht bange haben!«

»Das wird sogleich wie ein Strohfeuer erlöschen«, sagte Karl von Lothringen.

»Es scheint nicht«, entgegnete Franz, »denn der Lärm kommt näher und das Feuer entzündet sich, wie ich glaube, statt zu erlöschen.«

»Jesus!« rief Maria Stuart ganz erschrocken, »hört Ihr die Kugeln an den Mauern anprallen?«

»Mir scheint doch, Madame! . . . « stammelte der Kardinal. »Ich glaube wohl, Eure Majestät . . . « »Ich, was mich betrifft, höre nicht, daß sich das Geräusch vermehrt . . . «

Doch er wurde durch eine furchtbare Explosion unterbrochen.

»Herr Kardinal«, sagte der König mit einem bitteren Lächeln, »das müßte Euch antworten, wenn Euch auch nicht Euer bleiches und erschrockenes Gesicht hinreichend widerspräche.«

»Ich spüre schon den Pulvergeruch«, sagte Maria. »Und dann hört dieses furchtbare Geschrei!«

»Es wird immer schöner!« sprach Franz. »Die Herren Reformierten haben ohne Zweifel schon die Mauern der Stadt überstiegen und werden uns wohl in unserem Schlosse belagern.«

»Aber, Sire«, sprach zitternd der Kardinal, »wäre es unter diesen Umständen nicht besser, wenn sich Eure Majestät in den Turm zurückziehen würde? Man darf wenigstens sicher sein, daß sie diesen nicht in ihre Gewalt bekommen.«

»Wer? ich!« rief der König, »ich soll mich vor meinen Untertanen, vor Ketzern verbergen! Laßt sie hierher kommen, Herr Oheim, es sollte mich freuen, zu erfahren, wie weit sie ihre Frechheit treiben werden. Ihr werdet sehen, ob sie uns nicht bitten, einige Psalmen in französischer Sprache mit ihnen zu singen und ein Bethaus aus unserer Florentins-Kapelle zu machen.«

»Sire, ich bitte, zieht die Klugheit ein wenig zu Rat«, sagte Maria.

»Nein«, entgegnete der König, »ich will bis zum Ende gehen; ich erwarte sie hier, diese treuen Untertanen, und bei meinem königlichen Namen! der Erste, der die Ehrfurcht verletzt, die er mir schuldig ist, soll sehen, ob dieser Degen an meiner Seite nur ein Paradedegen ist!«

Die Minuten vergingen und das Büchsenfeuer dauerte fort und wurde immer stärker. Der arme Kardinal von Lothringen hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu sprechen. Der junge König ballte vor Zorn die Fäuste.

»Wie!« rief Maria Stuart, »Niemand kommt, um uns Nachricht zu bringen? Die Gefahr ist also so groß, daß Niemand den Platz auch nur einen Augenblick verlassen kann . . . «

»Ah!« sagte endlich der König außer sich, »dieses Warten ist ganz unerträglich, und Alles wäre, glaube ich, besser! Doch ich weiß ein Mittel, zu erfahren, wie die Sache steht. Ich gehe selbst ins Treffen. Der Herr Generallieutenant wird sich ohne Zweifel nicht weigern, mich als Freiwilligen anzunehmen.«

Franz machte ein paar Schritte, um wegzugehen, doch Maria

warf sich ihm entgegen und rief:

»Sire, was denkt Ihr denn? krank, wie Ihr seid!«

»Ich fühle mein Übel nicht mehr«, sprach der König. »Die Entrüstung hat in mir die Stelle des Leidens eingenommen.«

»Wartet, Sire!« sagte der Kardinal; »mir scheint diesmal, daß sich der Lärmen wirklich entfernt. Ja, die Schüsse werden seltener . . . Ah! hier kommt ein Page, der uns ohne Zweifel Nachricht bringt.«

»Sire«, sprach der Page eintretend, »der Herr Herzog von Guise beauftragt mich, Eurer Majestät zu melden, daß die Reformierten das Feld geräumt haben und im vollen Rückzug begriffen sind.«

»Endlich! das ist ein Glück!« rief der König.

»Der Herr Generallieutenant wird, sobald er die Mauern verlassen zu können glaubt, hierher kommen und Eurer Majestät über Alles Bericht erstatten«, fügte der Page bei und ging wieder ab.

»Nun! Sire«, sagte der Kardinal von Lothringen triumphierend, »hatte ich nicht vorhergesehen, es wäre eine reine Bagatelle, und mein erhobener und tapferer Herr Bruder würde rasch alle Psalmensinger zu Paaren treiben?«

»Oh! mein lieber Oheim!« versetzte Franz, »wie schnell ist der Mut bei Euch zurückgekehrt . . . «

Doch in diesem Augenblick erscholl eine neue Explosion, welche noch furchtbarer war als die erste.

»Was soll dieser Lärmen abermals bedeuten?« fragte der König.

»In der Tat . . . das ist seltsam«, sagte der Kardinal, auf's Neue zitternd.

Zum Glück war sein Schrecken nicht von langer Dauer. Der Kapitän der Büchenschützen, Richelieu, trat beinahe in derselben Minute, das Gesicht schwarz vom Pulver und einen abgebrochenen Degen in der Hand, ein.

»Sire«, sagte Richelieu, zum König, »die Rebellen sind völlig in die Flucht geschlagen. Sie hatten kaum Zeit, ohne uns Schaden zuzufügen, einen Haufen Pulver, den sie an eines der Tore gelegt hatten, springen zu lassen. Diejenigen, welche nicht gefangen

genommen oder getötet wurden, sind über die Brücke zurückgekehrt und haben sich in einem der Häuser des Faubourg du Vendomois verammelt, wo wir einen leichten Handel mit ihnen haben werden . . . Eure Majestät kann sogar von diesem Fenster aus sehen, wie man mit ihnen zu Werke geht.«

Der König ging rasch, von ferne von der Königin und vom Kardinal gefolgt, an's Fenster.

»Ja« in der Tat«, sagte er, »nun sind sie belager . . . Doch was sehe ich? Welcher Rauch kommt aus diesem Haus hervor!«

»Sire, man wird Feuer daran gelegt haben«, sprach der Kapitän.

»Sehr gut! vortrefflich!« rief der Kardinal. »Seht, Sire, dort springen einige aus dem Fenster. Zwei . . . drei . . . vier . . . immer mehr! Hört Ihr ihr Geschrei?«

»Gott! die armen Leute!« sagte Maria, die Hände faltend.

»Mir scheint«, sprach der König, »ich gewahre an der Spitze der Unsrigen den Helmbusch und die Schärpe unseres Veters von Condé, Ist es wirklich so, Kapitän?«

»Ja, Eure Majestät«, antwortete Richelieu, »er ist beständig unter uns, das Schwert in der Hand, an der Seite von Herrn von Guise«.

»Nun! Herr Kardinal«, sagte Franz, »Ihr seht wohl, daß er sich nicht hat bitten lassen.«

»Er mußte so handeln, Sire!« erwiderte Karl von Lothringen. »Der Herr Prinz würde zu viel gewagt haben, hätte er es anders gemacht.«

»Aber«, rief Maria, zugleich angezogen und zurückgestoßen durch das furchtbare Schauspiel außen, »die Flammen verdoppeln sich, das Haus wird auf die Unglücklichen einstürzen!«

»Es stürzt ein!« sprach der König.

»Vivat! Alles ist vorbei!« rief der Kardinal.

»Ah! verlassen wir diesen Platz hier, denn das tut wehe«, sagte Maria, den König fortziehend.

»Ja«, sprach Franz, »das Mitleid erfaßt mich zu dieser Stunde.«

Und er entfernte sich vom Fenster, wo der Kardinal allein und sehr ergötzt zurückblieb.

Doch bald wandte er sich um, als er die Stimme des Herzogs von Guise hörte.«

Der Balafré trat ruhig und stolz ein, begleitet, vom Prinzen von Condé, der sich Viel Mühe geben mußte, um nicht traurig und beschämt zu erscheinen.

»Sire, Alles ist vorbei«, sagte der Herzog von Guise zum König; »die Rebellen sind für ihr Verbrechen bestraft. Ich danke Gott, daß er Eure Majestät von dieser Gefahr befreit hat, denn nach dem, was ich gesehen, war sie größer, als man Anfangs glaubte. Wir hatten Verräter unter uns.«

»Ist es möglich!« rief der Kardinal.

»Ja«, antwortete der Balafré, »beim ersten Angriff wurden die Reformierten durch die Kriegsleute unterstützt, welche la Mothe gebracht hatte: sie griffen uns von der Seite an, und so waren unsere Feinde einen Augenblick Meister der Stadt.«

»Das ist furchtbar!« sagte Maria, sich an den König anschließend.

»Es wäre noch viel furchtbarer gewesen, Madame«, fuhr der Herzog fort, würden die Rebellen, wie sie dies glauben mußten, durch einen Angriff unterstützt worden sein, den Chaudieu, der Bruder des Ministers, auf die Porte des Bons-hommes machen sollte.«

»Ist der Angriff gescheitert?« fragte der König.

»Er hat nicht stattgefunden, Sire. Der Kapitän Chaudieu hat sich, dem Himmel sei es gedankt, verspätet und wird nur ankommen, um seine Freunde erschlagen zu finden. Nun mag er nach seinem Belieben angreifen, er wird außerhalb und innerhalb der Mauern zu schaffen haben. Und um ihn zum Nachdenken zu bringen, habe ich befohlen, zwanzig bis dreißig von seinen Genossen an den Zinnen von Amboise aufzuhängen. Dieses Schauspiel wird ihn, denke ich, gehörig warnen.«

»Das ist sehr gut ersonnen«, rief der Kardinal von Lothringen.

»Ich danke Euch, mein Vetter«, sprach der König zum Balafré. »Doch ich sehe, daß der Schutz Gottes ganz besonders bei diesem Treffen sich geoffenbart hat, denn er allein gestattete es, daß sich die Verwirrung Binden Rat unserer Feinde schlich. Gehen wir vor Allem hin und danken wir ihm in unserer Kapelle.«

»Sodann ist Befehl zu Bestrafung der Schuldigen zu geben, welche den Kampf überlebt haben«, sagte der Kardinal. »Sire, nicht wahr, Ihr werdet der Hinrichtung mit der Königin und der Königin Mutter beiwohnen?«

»Ist dies notwendig?« versetzte ärgerlich der junge König, während er auf die Türe zuinging.

»Sire, es ist unerläßlich«, sprach der Kardinal ihm folgend. »Der glorreiche König Franz I. und Euer erhabener Vater, Sire, versäumten es nie, dem Verbrennen der Ketzler beizuwohnen. Was den König von Spanien betrifft, Sire . . . «

»Die anderen Könige machen es, wie es ihnen beliebt, und ich will auch nach meinem Gefallen handeln«, erwiderte Franz, immer weiter gehend.«

»Ich muß Eure Majestät endlich darauf aufmerksam machen, daß der Nuntius Seiner Heiligkeit durchaus auf Eure Gegenwart beim ersten *Glaubensakt* Eurer Regierung zählt«, fügte der unbarmherzige Kardinal bei. »Geht es an, daß Eure Majestät fehlt, wenn Alle, selbst der Herr Prinz von Condé beiwohnen werden.«

»Ach! mein Gott! wir werden frühe genug davon sprechen«, rief Franz. »Die Schuldigen sind ja noch nicht einmal verurteilt.«

»Oh! doch, Eure Majestät, sie sind es!« entgegnete mit Überzeugung Karl von Lothringen.

»Es sei! Ihr werdet also zur gegebenen Zeit diese furchtbare Notwendigkeit meiner Schwäche auferlegen«, sprach der König. »Für den Augenblick, Herr Kardinal, laßt uns, wie ich Euch gesagt habe, vor dem Altar niederknien und Gott danken, der die Gefahren dieser Verschwörung in Gnaden von uns abgewendet hat.«

»Sire«, sagte der Herzog von Guise, »man muß die Dinge nicht vergrößern und ihnen nicht mehr Gewicht beilegen, als sie verdienen. Eure Majestät wolle also diese Bewegung nicht eine Verschwörung nennen: es war in der Tat nur ein *Tumult*.«

XXVII.

Ein Glaubensakt.

Ogleich die Verschworenen in das Manifest, das man unter den Papieren von la Renaudie fand, die ausdrückliche Erklärung, sie werden weder gegen die Majestät des Königs, noch gegen die Prinzen von Geblüt, noch gegen den Stand des Reiches etwas versuchen, einfügten, hatte man sie doch in offenem Aufruhr ergriffen, und sie mußten des Schicksals der Besiegten bei den Bürgerkriegen gewärtig sein.

Die Art und Weise, wie die Religionsgenossen behandelt worden waren, als sie sich als friedfertige und getreue Untertanen benahmen, mußte ihnen wenig Hoffnung auf Begnadigung lassen.

Oer Kardinal von Lothringen betrieb in der Tat ihre Verurteilung mit einer ganz kirchlichen, wenn auch nicht ganz christlichen Leidenschaftlichkeit.

Er beauftragte mit dem Prozeß der in diese traurige Angelegenheit verwickelten adeligen Herren das Parlament von Paris und den Kanzler Olivier. Die Sache ging auch in raschem Zug. Die Verhöre wurden mit aller Eile geführt und die Sprüche noch viel rascher gefällt.

Man überhob sich sogar der leeren Förmlichkeiten für die kleinen Frevler der Rebellion, Leute ohne Gewicht, welche man in Amboise jeden Tag räderte oder aufhenkte, ohne das Parlament damit belästigen zu wollen. Die Ehre und die Mühewaltungen eines gerichtlichen Verfahrens wurden nur den Leuten von Stand und von einigem Ruf gegönnt.

Durch den frommen Eifer von Karl von Lothringen war auch für diese in weniger als drei Wochen Alles beendet.

Der 15. April wurde zur öffentlichen Hinrichtung in Amboise von siebenundzwanzig Baronen, elf Grafen und sieben Marquis, im Ganzen von fünfzig Edelleuten und Häuptern der Reformierten, anberaumt.

Man versäumte nichts, um dieser seltsamen religiösen Feierlichkeit allen Glanz und alles wünschenswerte Gepränge zu

geben. Ungeheure Vorbereitungen wurden getroffen. Von Paris bis Nantes stachelte man die allgemeine Neugierde durch die Mittel der Veröffentlichung an, welche in jener Zeit gebräuchlich waren, nämlich dadurch, daß die Hinrichtung von der Kanzel durch die Prediger und Pfarrer Verkündigt wurde.

Am genannten Tag wurden drei zierliche Tribunen, von denen die in der Mitte, die kostbarste. der königlichen Familie vorbehalten war, an der Plattform des Schlosses angebracht, unter dem die blutige Vorstellung stattfinden sollte.

Um den Platz her waren aus Brettern aufgeschlagene Gerüste von allen den *Gläubigen* der Umgegend besetzt, die man gutwillig oder mit Gewalt zusammenbringen konnte. Die Bürger und Bauern, die einen Widerwillen gegen dieses Schauspiel hätten haben können, wurden durch Drohung oder Bestechung demselben beizuwohnen gezwungen. Man erließ den Einen ihre Geldbußen, man machte Miene, den Andern ihre Plätze, ihre Meisterrechte und ihre Privilegien zu nehmen. Alle diese Beweggründe führten, verbunden mit der Neugierde einerseits und mit dem Fanatismus andererseits, einen solchen Zufluß von Menschen nach Amboise, daß am Vorabend des unseligen Tages mehr als zehntausend Personen in der Umgegend auf dem Felde lagern mußten.

Am Morgen des 15. April waren die Dächer der Stadt mit Volk belastet, und die Fenster, welche nach dem Platz gingen, wurden bis um zehn Taler, eine für jene Zeit ungeheure Summe, vermietet.

Ein großes, mit schwarzem Tuch bedecktes, Schafott war mitten auf dem Platz errichtet. Man stellte darauf den Chouquet oder Block, auf den jeder Verurteilte niederknieend seinen Kopf legen mußte. Ein schwarz behängter Lehnstuhl, der ebenfalls auf dem Blutgerüfte stand, war für den Gerichtsschreiber bestimmt, der hinter einander die Edelleute aufzurufen und mit lauter Stimme ihren Spruch zu verlesen hatte.

Der Platz wurde von der schottischen Compagnie und von den Gendarmen des Königs bewacht.

Nach einer feierlichen Messe in der Florentins-Kapelle führte man die Verurteilten zum Fuß des Schafotts. Mönche standen ihnen bei und suchten sie zur Verzichtleistung auf ihre religiösen

Grundsätze zu bewegen; doch nicht einer von den Hugenotten willigte zu diesem Abfall vor dem Tod ein; Alle weigerten sich, den Mönchen zu antworten, unter denen sie Spione des Kardinals von Lothringen vermuteten.

Indessen füllten sich die Tribunen des Hofes, mit Ausnahme der mittleren. Der König und die Königin, denen man beinahe ihre Einwilligung der Hinrichtung beizuwohnen, entreißen mußte, hatten wenigstens das erlangt, daß sie erst gegen das Ende und nur der Todesstrafe der vornehmsten Anführer beiwohnen durften. Doch sie mußten kommen, und das war Alles, was der Kardinal verlangte. Arme königliche Kinder! arme gekrönte Sklaven! auch ihnen hatte man in Beziehung auf ihre Stellen und Privilegien bange gemacht.

Um die Mittagsstunde begann die Hinrichtung.

Als der erste von den Reformierten die Stufen des Schafotts bestieg, stimmten seine Gefährten einen französischen Psalm, übersetzt von Element Marot, an, sowohl um demjenigen welchen man hinrichtete, einen letzten Trost zuzusenden, als um ihre Beharrlichkeit ihren Feinden und dem Tod gegenüber darzutun.

Sie sangen am Fuße des Schafotts:

Der Herr sei milde uns und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' uns immerdar.

Ein Vers begleitete jedes fallende Haupt. Doch jedes Haupt, das fiel, bildete eine Stimme weniger im Chor:

Um ein Uhr waren nur noch zwölf Edelleute, die vornehmsten Führer der Verschwörung, übrig.

Da trat eine Pause ein; die zwei Henker waren müde und der König kam.

Franz II. war nicht mehr bleich, er war leichenfarbig. Maria Stuart nahm ihren Platz zu seiner Rechten, die Königin Mutter, Catharina von Medicis, zu seiner Linken.

Der Kardinal von Lothringen stellte sich neben die Königin Mutter und man brachte den Prinzen von Condé an die Seite der jungen Königin.

Als der Prinz, beinahe ebenso bleich als der König, auf der

Estrade erschien, begrüßten ihn die zwölf Verurteilten.

Ernst erwiderte er diesen Gruß.

»Ich habe mich stets vor dem Tode geneigt«, sagte laut.

Der König wurde übrigens, so zu sagen, mit weniger Ehrerbietung aufgenommen, als der Prinz von Condé. Kein Zuruf erhob sich Anfangs bei seiner Erscheinung. Er bemerkte es wohl und sagte die Stirne faltend:

»Ah! ich bin Euch gram, Herr Kardinal, daß Ihr mich hierherzukommen veranlaßt habt.«

Karl von Lothringen erhob indessen die Hand, um das Ergebenheitssignal zu machen, und einige zerstreute Stimmen riefen in der Menge:

»Es lebe der König!«

»Hört Ihr, Sire?« sagte der Kardinal.

»Ja«, antwortete der König, traurig den Kopf schüttelnd, »ich höre einige Ungeschickte, die das allgemeine Stillschweigen nur um so bemerkbarer wachen.«

Mittlerweile füllte sich der übrige Teil der königlichen Tribüne. Die Brüder des Königs, der päpstliche Nuntius, die Herzogin von Guise waren nach und nach eingetreten.

Dann kam der Herzog von Nemours, ebenfalls sehr angegriffen und wie von einer Reue erschüttert.

Endlich stellten sich im Hintergrund zwei Männer auf, deren Gegenwart an diesem Ort und in diesem Augenblick nicht minder seltsam war, als die des Prinzen von Condé.

Diese zwei Männer waren Ambroise Paré und der Graf von Montgomery. Ganz verschiedene Pflichten führten diese Beiden hierher.

Ambroise Paré war vor einigen Tagen vom Herzog von Guise, den die Gesundheit seines königlichen Neffen beunruhigte, nach Amboise berufen worden, und nicht weniger unruhig als ihr Oheim, bat Maria Stuart, als sie Franz schon bei dem Gedanken an das Auto da fe so niedergeschlagen sah, den Arzt, sich in der Nähe aufzuhalten und dem König im Fall einer Ohnmacht beizustehen.

Was Gabriel betrifft, so wollte er noch einen äußersten Versuch machen, wenigstens einen der Verurteilten zu retten, den das Beil

zuletzt treffen sollte. Dies war der junge und brave Castelnau von Chalosses, den er durch seinen Rat unwillkürlich in diese gräßliche Lage gebracht zu haben sich vorwarf.

Castelnau hatte sich, wie man sich erinnern wird, nur auf das geschriebene und unterzeichnete Wort des Herzogs von Nemours, der ihm Freiheit und Leben gesichert ergeben.

Doch sogleich nach seiner Ankunft in Amboise hatte man ihn in einen Kerker geworfen, und heute sollte er zuletzt, als der Schuldigste, enthauptet werden.

Man muß indessen gegen den Herzog von Nemours gerecht sein. Als er seine Unterschrift so mißachtet sah, geriet er ganz außer sich vor Zorn und Verzweiflung und seit drei Wochen ging er vom Kardinal von Lothringen zum Herzog von Guise, und von Maria Stuart zum König, die Freiheit seines Ehrengläubigers fordernd, erbittend, erfliehend. Doch der Kanzler Olivier, zu dem man ihn schickte, erklärte ihm, wie Herr von Vielleville sagt: »ein König sei durchaus nicht gebunden durch sein Wort gegen einen rebellischen Untertan, noch durch irgend ein Versprechen, das in seinem Namen geleistet worden.« Was ein großes Herzeleid dem Herzog von Nemours bereitete, welcher sich, fügt der Chronikschreiber naiver Weise bei, »nur wegen seiner Unterschrift quälte, denn was sein Wort betrifft, so würde er Männiglich Lügen gestraft haben, wer es ihm hätte vorwerfen sollen, ohne alle Ausnahme, abgesehen von Seiner Majestät allein, ein so tapferer und hochherziger Prinz war er!«

Wie Gabriel, war der Herzog von Nemours zu dem Schauspiel der Hinrichtung, das für ihn noch viel furchtbarer, als für jeden Andern sein mußte, durch eine geheime Hoffnung, Castelnau noch in der letzten Minute zu retten, geführt worden.

Doch mit seinen Kapitänen, unten an der Tribune zu Pferde, machte der Herzog von Guise den Scharfrichtern ein Zeichen, und einen Augenblick unterbrochen, begannen die Enthauptungen und das Singen der Psalmen wieder.

In weniger als einer Viertelstunde fielen acht Köpfe.

Die junge Königin war einer Ohnmacht nahe. Es blieben am Fuße des Schafotts nur noch vier Verurteilte.

Der Gerichtsschreiber rief mit lauter Stimme:

»Albert Edmund Roger, Graf von Mazères, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Angriffs mit gewaffneter Hand gegen die Person des Königs.«

»Das ist falsch!« rief auf dem Schafott der Graf von Mazères.

Dann dem Volk seine geschwärzten Arme und seine durch die Falter eingedrückte Brust zeigend, fügte er bei:

»Seht, in diesen Zustand hat man mich im Namen des Königs versetzt. Aber ich weiß, daß ihm dies unbekannt ist, und rufe nichtsdestoweniger. Es lebe der König!«

Sein Haupt fiel:

Die drei letzten Reformierten, welche am Fuß des Schafotts warteten, wiederholten den ersten Vers des Psalmen:

Der Herr sei milde uns und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' uns immerdar.

Der Gerichtsschreiber fuhr fort:

»Jean Louis Alberic Baron von Raunay, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Angriffs mit gewaffneter Hand gegen die Person des Königs.«

»Du und Dein Kardinal, Ihr lügt wie zwei armselige Schufte«, sagte Raunay; »gegen ihn und seinen Bruder allein haben wir uns bewaffnet. Ich wünsche Ihnen, daß sie Beide so ruhig und rein sterben mögen als ich.«

Dann legte er sein Haupt auf den Block.

Die zwei letzten Verurteilten sangen:

Gott setzt uns auf heiße Probe,
Wie Silber in des Feuers Glut,
Und läutert uns zu seinem Lobe,
Und was er tut, ist ewig gut.

Der Gerichtsschreiber fuhr in seinem blutigen Aufruf fort:

»Robert Jean René Briquemaut, Graf von Villemongis, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Attentats auf die Person des Königs.«

Villemongis tauchte seine Hände in das Blut von Raunay, erhob sie zum Himmel und rief:

»Himmlischer Vater, das ist das Blut Deiner Kinder! Du wirst

Rache dafür nehmen.«

Und er sank tot nieder.

Castelnau blieb allein und sang:

Du ließest uns vom Feind umschlingen
Mit Netz und Banden, Garn und Strick,
Doch mein Gebet wird zu Dir dringen,
Es lächelt mir Dein Gnadenblick.

In der Hoffnung, Castelnau zu retten, hatte der Herzog von Nemours Gold ausgestreut. Der Gerichtsschreiber und selbst die Henker waren bei seiner Rettung beteiligt. Der erste Henker erklärte sich für erschöpft, der zweite nahm seine Stelle ein. Es entstand notwendig eine Unterbrechung.

Gabriel benützte diese, um den Herzog zu neuen Bemühungen aufzufordern.

Jacob von Savoyen neigte sich zu der Herzogin von Guise herab, mit der er, wie man sagte, in einem sehr vertrauten Verhältnis stand, und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr. Die Herzogin hatte viel Einfluß auf den Geist der jungen Königin.

Sie erhob sich alsbald, als könnte sie dieses Schauspiel nicht mehr ertragen, und sagte laut genug, um von Maria gehört zu werden:

»Ah! das ist zu gräßlich für Frauen! Seht Ihr, es wird der Königin übel. Entfernen wir uns.«

Doch der Kardinal von Lothringen heftete seinen strengen Blick auf seine Schwägerin und sprach mit hartem Tone:

»Etwas mehr Fettigkeit, Madame. Bedenkt, daß Ihr vom Blut der Este und die Frau des Herzogs von Guise seid.«

»Ei! das ist es gerade, was mir so große Pein macht!« entgegnete die Herzogin, »Nie hatte eine Mutter mehr Grund, sich zu betrüben. All dieses Blut und all dieser Haß werden auf unsere Kinder zurückfallen.«

»Wie furchtsam sind doch diese Weiber!« murmelte der Kardinal, der feig war.

»Man braucht kein Weib zu sein, um von einem so unseligen Schauspiel erschüttert zu werden«, sprach der Herzog von Nemours. »Ihr selbst, Prinz«, sagte er zu Herrn von Condé, »seid Ihr nicht auch erschüttert?«

»Oh!« entgegnete der Kardinal, »der Prinz ist ein Soldat und gewohnt, den Tod von Nahem zu sehen.«

»Ja, in den Schlachten«, erwiderte mutig der Prinz; »aber auf dem Schafott, aber mit kaltem Blute, nein!«

»Hat ein Prinz von Geblüt so viel Mitleid für Rebellen?« sagte abermals Karl von Lothringen.

»Ich habe Mitleid«, antwortete der Prinz von Condé, »ich habe Mitleid mit tapferen Offizieren, die stets dem König und Frankreich würdig dienen.«

Doch was konnte in seiner Lage der Prinz, der selbst beargwohnt war, mehr sagen und tun; Der Herzog von Nemours begriff dies, wandte sich an die Königin Mutter und sagte, ohne Castelnau zu nennen:

»Madame, es bleibt nur noch ein Einziger übrig. Könnte man nicht wenigstens diesen retten?«

»Ich vermag nichts«, erwiderte Catharina von Medicis und wandte den Kopf ab.

Mittlerweile stieg der unglückliche Castelnau die Stufen der Treppe hinauf und sang:

Der Herr sei milde mir und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' mir immerdar.

Tief erschüttert, vergaß das Volk die Furcht, die ihm die Spione und Mouchards einflößten, und schrie einstimmig:

»Gnade! Gnade!«

Der Herzog von Nemours bemühte sich in diesem Augenblick, den jungen Herzog von Orleans zu rühren.

»Monseigneur«, sagte er zu diesem, »vergeßt Ihr, daß es Castelnau ist, der in dieser Stadt Amboise dem seligen Herzog von Orleans, als es in großer Gefahr stand, das Leben rettete?«

»Ich werde tun, was meine Mutter entscheidet«, erwiderte der Herzog von Orleans.

»Aber wenn Ihr Euch an den König wenden würdet?« fragte flehend der Herzog von Nemours. »Ein einziges Wort von Euch . . . «

»Ich wiederhole Euch, daß ich die Befehle meiner Mutter

erwarte«, antwortete trocken der junge Prinz.

»Ah! Prinz!« sprach im Ton des Vorwurfs der Herzog von Nemours.

Und er machte Gabriel eine Gebärde der Entmutigung, des Verzweifeln.

Der Gerichtsschreiber aber las langsam:

»Michel Jean Louis, Baron von Castelnau Chalosses angeklagt und überwiesen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung, der Ketzerei und des Attentats auf die Person des Königs.«

Castelnau erhob die Stimme und sprach:

»Ich rufe meine Richter selbst zu Zeugen auf, daß die Aussage falsch ist, wenn es nicht etwa ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung sein soll, daß ich mich mit allen meinen Kräften der Tyrannei der Guisen widersetzt habe. Ist die Sache so verstanden, so müßte man damit angefangen haben, daß man sie zu Königen erklärt hätte. Vielleicht wird es noch dahin kommen, doch das ist die Sache derer, welche mich überleben werden.«

Und sich sich an den Scharfrichter wendend, fügte er mit fester Stimme bei:

»Tue nun, was Deines Amtes ist.«

Doch der Scharfrichter, der eine Bewegung auf den Tribünen wahrnahm, stellte sich, um Zeit zu gewinnen, als hätte er an seinem Beil etwas zurechtzurichten, und sagte ganz leise zu Castelnau:

»Dieses Beil ist abgestumpft, Herr Baron, und Ihr seid würdig, wenigstens mit einem Streich zu sterben, . . . und wer weiß, ob nicht sogar ein Augenblick mehr? — Mir scheint, es geht dort etwas Gutes für Euch vor.«

Abermals schrie alles Volk:

»Gnade! Gnade!«

Gabriel, der in dieser äußersten Minute jede Zurückhaltung von sich warf, wagte es, Maria Stuart ganz laut zuzurufen:

»Gnade! Frau Königin!«

Maria wandte sich um, sah den schmerzlichen Blick, begriff den verzweifelten Schrei; von Gabriel, bog ein Knie vor dem König und sprach:

»Sire, begnadigt wenigstens diesen, aus den Knien sehe ich Euch an.«

»Sire«, rief der Herzog Von Nemours, »ist nicht schon genug Blut geflossen? Und Ihr wißt doch, des Königs Antlitz bringt Gnade.«

Franz, der an allen Gliedern zitterte, schien betroffen von diesen Worten. Er nahm die Hand der Königin.

Erinnert Euch, Sire«, sprach mit ernstem Ton der Nuntius, um ihn zur Strenge zurückzurufen, »erinnert Euch, daß Ihr der allerchristlichste König seid.«

»Ja, ich erinnere mich dessen«, erwiderte fest König Franz II. »Der Baron von Castelnau ist hiermit begnadigt!«

Aber der Kardinal von Lothringen, der sich stellte, als täuschte er sich in dem Sinn der ersten Königs, hatte schon dem Scharfrichter ein gebietet Zeichen gemacht.

In dem Augenblick, wo Franz das Wort *begnadigt!* aussprach, rollte der Kopf von, Castelnau auf die Bretter des Schafotts.

Am andern Tag reiste der Prinz von Condé nach Navarra ab.

XXVIII.

Ein anderes Muster von Politik.

Seit dieser unseligen Hinrichtung ging es mit der wankenden Gesundheit von Franz II. immer schlimmer.

Sieben Monate später (am Ende des Novembers 1560), als sich der Hof in Orleans befand wo der Herzog von Guise die Stände zusammenberufen hatte, sah sich der arme siebzehnjährige König genötigt, sich zu Bette zu legen.

An diesem Schmerzenslagen wo Maria Stuart betete, wachte und weinte, erwartete das ergreifendste Drama seine Entwicklung durch den Tod oder das Leben des Sohnes von Heinrich II.«

Obgleich von anderen Personen erhoben, schwebte doch die Frage ganz zwischen einer bleichen Frau und einem finsternen Mann, welche in der Nacht vom 4. Dezember einige Schritte von dem entschlummerten Kranken und von Maria, die in Tränen zu seinen Häupten weilte, neben einander saßen.

Mann war Karl von Lothringen und die Frau Catharina von Medicis.

Die rachsüchtige Königin Mutter, welche Anfangs die Tote gespielt hatte, war seit acht Monaten, seit dem Tumult von Amboise, wohl wieder erwacht.

Man höre mit zwei Worten, was sie in ihrer stets zunehmenden Erbitterung gegen die Guisen getan hatte:

Sie hatte sich insgeheim mit dem Prinzen von Condé und mit Anton von Bourbon verbunden; sie hatte sich insgeheim mit dem alten Connetable von Montmorency ausgesöhnt. Nur der Haß konnte sie den Haß vergessen machen.

Von ihr angetrieben, hatten ihre neuen und seltsamen Freunde in verschiedenen Provinzen den Gährungsstoff zu Empörungen ausgebreitet, das Dauphiné mit Montbrun, die Provence mit den Brüdern Mouvants aufgewiegelt und durch Maligny ein Angriff auf Lyon versucht.

Die Guisen waren ihrerseits nicht eingeschlafen. Sie hatten in Orleans die Stände zusammengerufen und eine ergebene

Majorität für sich gewonnen.

Dann hatten sie zu diesen Ständen, wie es ihr Recht war, den König von Navarra und den Prinzen von Condé gerufen.

Catharina von Medicis sandte den Prinzen Warnung auf Warnung zu und riet ihnen fortwährend ab, sich ihren Feinden in die Hände zu geben. Doch ihre Pflicht rief sie, und der Kardinal von Lothringen verpfändete ihnen das Wort des Königs für ihre Sicherheit.

Sie kamen nach Orleans.

Am Tage ihrer Ankunft wurde Anton von Bourbon in ein Haus der Stadt verwiesen, wo man ihn aufs Schärfste bewachte, und der Prinz von Condé wurde in ein Gefängnis geworfen.

Dann machte eine außerordentliche Kommission dem Prinzen den Prozeß und verurteilte auf Antrag der Guisen in Orleans denjenigen zum Tod, für dessen Unschuld sich in Amboise der Herzog von Guise auf sein Schwert verbürgt hatte.

Zum Vollzug des Spruches fehlten nur noch ein paar Unterschriften, welche der Kanzler l'Hopital zurückhielt.

So standen am Abend des 4. Dezember die Dinge für die Partei der Guisen, deren Arm der Balafré, deren Kopf der Kardinal und für die Partei der Bourbonen, deren geheime Seele Catharina von Medicis war.

Alles hing für die Einen und für die Andern vom verscheidenden Hauche des gekrönten Jünglings ab.

Konnte Franz II. nur noch einige Tage leben, so war der Prinz von Condé hingerichtet, der König von Navarra durch Zufall in irgend einem Streit getötet und Catharina von Medicis nach Florenz verbannt. Durch die Stände waren die Guisen Herren und im Notfall Könige.

Starb im Gegenteil der junge König, ehe sich seine Oheime ihrer Feinde entledigt hatten, so begann der Kampf wieder mit eher ungleichen, als günstigen Chancen für sie.

Was also Catharina von Medicis und Karl von Lothringen voll Angst in dieser kalten Nacht des 4. Dezember in dem Zimmer des Amthauses von Orleans erwarteten und bekannten, war nicht sowohl das Leben oder der Tod ihres königlichen Sohnes und Neffen, als der Sieg oder die Niederlage ihrer Sache.

Maria allein wachte bei ihrem jugendlichen Gemahl, ohne zu bedenken, welchen Verlust für sie sein Tod herbeiführen konnte.

Man darf übrigens nicht glauben, die dumpfe Feindschaft der Königin Mutter und des Kardinals habe sich nach Außen durch ihre Manieren oder durch ihre Reden verraten. Im Gegenteil, sie hatten sich nie vertrauensvoller gegen einander gezeigt.

Noch in diesem Augenblick unterhielten sie sich, den Schlummer von Franz benützend, in der allerbesten Freundschaft über ihre geheimsten Interessen und ihre innersten Gedanken.

Um sich Beide mit der italienischen Politik in Einklang zu setzen, von der wir schon Muster gesehen haben, hatte Catharina von Medicis stets ihre geheimen Wege verkleidet und Karl von Lothringen hatte sich stets den Anschein gegeben, als bemerkte er nichts davon. So sprachen sie unablässig als Freunde und Verbündete mit einander. Sie waren wie zwei Spieler, die jeder seinerseits gehörig betrügen und sich offen einander mit falschen Würfeln bedienen würden.

»Ja, Madame«, sagte der Kardinal, »ja, dieser hartnäckige Kanzler l'Hopital weigert sich fortwährend, das Todesurteil des Prinzen zu unterzeichnet. Ah, wie hattet Ihr Recht, Madame, vor sechs Monaten, Euch offen zu widersetzen, daß er der Nachfolger von Olivier wurde! Warum habe ich Euch nicht *begriffen*?«

»Wie! kann man denn seinen Widerstand durchaus nicht besiegen?« sagte Catharina, welche diesen Widerstand diktiert hatte.«

»Ich habe Schmeicheleien und Drohungen angewendet, und ihn unbeugsam gefunden«, erwiderte Karl von Lothringen.

»Aber wenn es der Herzog ebenfalls versuchte?«

»Nichts vermöchte dieses auvergische Maulthier zu bewegen«, sprach der Kardinal. »Mein Bruder hat übrigens erklärt, er wolle sich in keiner Hinsicht in diese Angelegenheit mischen.«

»Das wird sehr ärgerlich«, sagte Catharina von Medicis entzückt.

»Es gibt indessen ein Mittel, durch das wir uns aller Kanzler der Welt überheben könnten«, sprach der Kardinal.

»Ist es möglich! welches Mittel ist das?« rief die Königin Mutter unruhig.

»Wenn wir den Spruch durch den König unterzeichnen ließen«, erwiderte der Kardinal.«

»Durch den König!« wiederholte Catharina. »Könnte das sein? Hat der König dieses Recht?«

»Ja«, sprach der Kardinal, »wir haben es schon einmal so gemacht, und zwar in derselben Angelegenheit, auf den Rat der besten Gesetzkundigen, als man erklärte, es würde ungeachtet der Weigerung des Prinzen, zu antworten, zum Urteil geschritten werden.«

»Aber was wird der Kanzler sagen?« rief Catharina wahrhaft beängstigt.

»Er wird murren wie gewöhnlich«, antwortete ruhig Karl von Lothringen, »er wird die Siegel zurückzugeben drohen . . . «

»Und wenn er sie wirklich zurückgibt?«

»Ein doppelter Vorteil! Wir werden von dem unbequemsten Tadler befreit sein«, sagte der Kardinal.

»Und wann sollte dieser Spruch nach Eurem Wunsch unterzeichnet werden?« fragte Catharina nach einer Pause.

»In dieser Nacht, Madame.«

»Und wann würdet Ihr ihn vollstrecken lassen?«

»Morgen.«

Diesmal bebte die Königin.

»In dieser Nacht! morgen! Ihr denkt nicht daran!« sagte sie. »Der König ist zu krank, zu schwach sein Geist ist nicht frei genug, um nur zu verstehen, was Ihr von ihm verlangen würdet.«

»Er braucht es nicht zu verstehen, wenn er nur unterzeichnet«, sagte der Kardinal.

»Aber seine Hand ist nicht einmal stark genug, um eine Feder zu halten.«

»Man wird sie ihm führen«, erwiderte Karl von Lothringen, glücklich über den Schrecken, den er in den Blicken seiner teuren Feindin wahrnahm.

»Hört«, sprach Catharina ernst. »Ich bin Euch hier, eine Kunde und einen Rat schuldig. Das Ende meines armen Sohnes ist näher, als Ihr glaubt. Wißt Ihr, was mir Chapelain, der erste Arzt, gesagt hat? wenn nicht ein Wunder geschehe, glaube er nicht,

daß der König morgen Abend noch leben werde.«

»Ein Grund mehr, daß wir eilen«, erwiderte kalt der Priester.

»Ja, aber wenn Franz II. morgen nicht mehr lebt, so regiert Karl IX., ist der König von Navarra vielleicht Regent. Welche furchtbare Rechenschaft wird er nicht von Euch für die entehrende Bestrafung seines Bruders fordern? Werdet Ihr nicht ebenfalls gerichtet, verurteilt werden?«

»Ei! Madame, wer nichts wagt, gewinnt nichts!« rief mit Wärme der trotzig Kardinal. »Was beweist übrigens, daß Anton von Navarra zum Regenten ernannt werden wird? was beweist, daß sich dieser Chapelain nicht täuscht? Der König seht noch . . . «

»Leiser! leiser, mein Oheim«, sprach Maria, die sich erschrocken erhob. »Ihr werdet den König aufwecken . . . Oh! Ihr habt ihn schon aufgeweckt!«

»Maria! . . . wo bist Du?« fragte in der Tat die schwache Stimme des Königs.

»Hier, ganz nahe bei Euch, mein süßer Sire«, antwortete Maria.

»Oh! ich leide«, sagte Franz, »Mein Kopf ist wie ein Feuer! dieser Ohrenschmerz wie, ein ewiger Dolchstich! Ich habe nur noch leidend geschlafen. Ah! es ist vorbei mit mir, es ist vorbei!«

»Sagt das nicht! sagt das nicht!« erwiderte Maria, ihre Tränen bemeisternd.

»Das Gedächtnis entgeht mir«, sprach Franz. »Habe ich die heiligen Sacramente empfangen? Ich will sie so bald als möglich haben.«

»Quält Euch nicht, teurer Sir, alle Eure Pflichten sind erfüllt.«

»Ich will meinen Beichtvater, Herrn von Brichanteau, sehen.«

»Sogleich wird er bei Euch sein.«

»Spricht man wenigstens Gebete für mich?« fragte der König.

»Ich habe seit gestern morgen beinahe nicht aufgehört.«

»Arme, liebe Maria. Und wo ist Chapelain?«

»Hier im nächsten Zimmer, bereit, auf Euren Ruf zu erscheinen. Eure Mutter und mein Oheim der Kardinal sind auch da: wollt Ihr sie sehen?«

»Nein, nein, Du allein sollst bei mir sein, Maria!« sprach der Sterbende. »Wenn Dich ein wenig auf diese Seite . . . daß ich

Dich noch einmal sehe.«

»Mut gefaßt«, sagte Maria Stuart. »Gott ist so gut, und ich bete so innig zu ihm!«

»Ich leide. Ich sehe nicht mehr, ich höre kaum mehr. Deine Hand, Maria.«

»Hier! stützt Euch auf mich«, sprach Maria, indem sie den kleinen bleichen Kopf ihres Gatten auf ihre Schulter legte.

»Meine Seele Gott! mein Herz Dir, Maria! Immer! Ach! ach! mit, siebzehn Jahren sterben!«

»Nein! nein! Ihr werdet nicht sterben« rief Maria. »Was haben wir dem Himmel getan, daß er uns bestrafen sollte!«

»Meine nicht, Maria. Oben werden wir wiedervereinigt sein. Ich beklage auf dieser Welt nur Deinen Verlust.« Wenn ich Dich mit mir nähme, würde ich glücklich sterben. Die Reise nach dem Himmel ist noch schöner, als die schöner Italien. Und dann kommt es mir vor, als würdest Du ohne mich keine Freude mehr haben. Sie werden Dich leiden lassen. Du wirst frieren, Du wirst allein sein, sie werden Dich töten, meine arme Seele! Das betrübt mich noch mehr als der Tod!«

Erschöpft fiel der König auf sein Kopfkissen zurück und versank in ein düsteres Stillschweigen.

»Aber Ihr werdet nicht sterben! Ihr werdet nicht sterben, Sire!« rief Maria. »Hört, ich habe große Hoffnung. Eines, worauf ich baue, bleibt uns noch!«

»Was ist das?« unterbrach sie Catharina, die sich erstaunt näherte.

»Ja«, erwiderte Maria Stuart, »der König kann noch gerettet werden und wird gerettet werden. Etwas in meinem Innern rief mir zu, alle diese Ärzte, die ihn umgeben und entkräften, seien unwissend und blind. Aber es gibt einen geschickten, gelehrten und berühmten Mann, der in Calais meinem Oheim das Leben erhalten hat . . . «

»Meister Ambroise Paré?« fragte der Kardinal.

»Meister Ambroise Paré!« wiederholte Maria. »Man sagte, dieser Mann sollte nicht, wollte selbst nicht das königliche Leben in seinen Händen haben, es wäre ein Ketzer und ein Verfluchter, und sogar wenn er die Verantwortlichkeit für eine solche Kur

übernehmen würde, könnte man sie ihm nicht anvertrauen.«

»Das ist gewiß«, sprach mit einer verächtlichen Miene die Königin Mutter.«

»Nun! wenn ich sie ihm aber anvertraue!« rief Maria. »Kann ein Mann von Genie ein Verräter sein? Wenn man groß ist, Madame, ist man gut.«

»Mein Bruder hat nicht bis auf diesen Tag gewartet, um an Ambroise Paré zu denken«, sagte der Kardinal. »Man hat ihn schon ausforschen lassen.«

»Und wen hat man zu ihm geschickt?« versetzte Maria. »Gleichgültige, vielleicht Feinde. Ich habe einen sichern Freund zu ihm geschickt, und er wird kommen.«

»Er braucht Zeit, um nach Paris zu kommen«, entgegnete Catharina.

»Er ist unter Weges, er muß sogar schon angekommen sein«, sagte die junge Königin. »Der Freund, den ich meine, hat ihn heute hierherzuführen versprochen.«

»Und wer ist denn dieser Freund?« fragte die Königin Mutter.

»Der Graf Gabriel von Montgomery, Madame.«

Ehe Catharina Zeit gehabt hatte, einen Ausruf von sich zu geben, trat Dayelle, die erste Kammerfrau von Maria Stuart, ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

»Der Graf Gabriel von Montgomery ist da und wartet auf die Befehle von Madame.«

»Oh! er trete ein! er trete ein!« rief Maria lebhaft.

XXIX.

Hoffnungsschimmer.

»Einen Augenblick Geduld«, sprach Catharina von Medicis trocken und kalt. »Wenn dieser Mensch eintreten soll, Madame, wartet wenigstens, bis ich weggegangen bin. Gefällt es Euch, das Leben des Sohnes demjenigen anzuvertrauen, der dem Vater das Leben abgeschnitten hat, so gefällt es mir nicht, den Mörder meines Gemahls wieder zu sehen und zu hören. Ich protestiere also gegen seine Anwesenheit an diesem Ort und ziehe mich vor ihm zurück.«

Und sie ging in der Tat weg, ohne ihrem sterbenden Sohn einen Blick, ein Wort des Abschieds zu gönnen.

Geschah dies, weil sie der verhaßte Name von Gabriel von Montgomery, an die erste Beleidigung erinnerte, die sie vom König zu ertragen gehabt hatte? Vielleicht. Immerhin ist es gewiß, daß sie nicht so sehr, als sie behaupten wollte, den Anblick und die Stimme von Gabriel befürchtete, denn indem sie sich in ihre Wohnung zurückzog, welche an das königliche Gemach stieß, war sie darauf bedacht, den Türvorhang ein wenig offen zu lassen, und sie hatte nicht sobald die außen auf einen zu dieser vorgerückten, Stunde der Nacht verödeten Korridor gehende Türe zugemacht, als sie abwechselnd an das Schloß ihr Auge und ihr Ohr drückte, um zu sehen und zu hören, was nach ihrem ungestümen Abgang vorfiel.

Gabriel trat geführt von Dayelle ein, kniete nieder, um die Hand zu küssen, die ihm die Königin reichte, und machte eine tiefe Verbeugung vor dem Kardinal.

»Nun!« fragte Maria ungeduldig.

»Madame, ich habe Meister Paré bewogen, und er ist da.«

»Oh! Dank, Dank, treuer Freund!« rief Maria.

»Es geht also schlimmer beim König, Madame?« sagte Gabriel mit leiser Stimme und schaute unruhig nach dem Bett, in welchem Franz II. ohne Farbe und ohne Bewegung ausgestreckt lag.«

»Ach! es geht immer noch nicht besser«, antwortete die

Königin, »und es war für mich ein großes Bedürfnis, Euch zu sehen. Hat Meister Ambroise Schwierigkeiten gemacht, zu kommen?«

»Nein, Madame«, antwortete Gabriel. »Man hatte, ihn schon gefragt, aber auf eine Weise, wie er mir mir sagte, daß dadurch eine Weigerung von seiner Seite hervorgerufen werden mußte. Er sollte sich zum Voraus bei seinem Kopf und bei seiner Ehre verbindlich machen, den König zu retten, ohne ihn gesehen zu haben. Man verbarg ihm nicht, daß er als Protestant im Verdacht stehe, er trachte einem Verfolger der Protestanten nach dem Leben. Man zeigte endlich so viel beleidigendes Mißtrauen gegen ihn, man schrieb ihm so harte Bedingungen vor, daß er, wenn er nicht ganz ohne Herz und ohne Klugheit war, notwendig seine Hilfe verweigern mußte. Dies hat er auch zu seinem großen Bedauern getan, ohne seitdem weiter von denjenigen bedrängt zu werden, welche man zu ihm geschickt.«

»Ist es möglich, daß man Meister Paré unsere Absichten so erklärt hat?« fragte lebhaft der Kardinal von Lothringen. »Man hat ihn doch im Auftrag meines Bruders und in dem meinigen zwei oder dreimal aufgesucht, man überbrachte uns seine hartnäckigen Weigerungen und seine seltsamen Zweifel, und wir hielten diejenigen, die wir abgesandt hatten, für völlig sichere Leute!«

»Waren sie es wirklich, Monseigneur?« versetzte Gabriel. »Meister Paré glaubt das Gegenteil, nun, da ich ihm Eure wahren Gefühle in Beziehung auf ihn und die guten Worte der Königin für ihn gesagt habe. Er ist überzeugt, daß man sich, ohne daß Ihr etwas davon wußten in einer strafbaren Absicht bemühte, ihn vom Krankenlager des Königs entfernt zu halten.«

»Die Sache ist jetzt gewiß«, sagte Karl von Lothringen. »Abermals«, murmelte erkenne ich hierin die Hand der Königin Mutter . . . Sie hat in der Tat alles Interesse, daß ihr Sohn nicht gerettet wird . . . ber wird sie denn jede Ergebenheit, aus die wir zählen, beweisen? Das ist wieder ein Seitenstück zu ihrem l'Hopital . . . Wie hintergeht sie uns doch . . . «

Maria Stuart überließ indessen den Kardinal seinen Betrachtungen über das, was vorgefallen war, und sagte, ganz nur der Sorge über die Gegenwart hingegeben, zu Gabriel:

»Nun, Meister Paré ist Euch also gefolgt, nicht wahr?«

»Auf meine erste Aufforderung«, antwortete der junge Graf.
Und er ist da?«

»Er erwartet, um einzutreten, nur Eure huldreiche Erlaubnis,
Madame.«

»Er komme sogleich!« rief Maria Stuart.

Gabriel von Montgomery ging einen Augenblick an die Türe,
durch die er eingetreten war, und kehrte alsbald, den Arzt
einführend, zurück.

Catharina lauerte immer noch, aufmerksamer als je, an ihrer
Türe.

Maria Stuart lief Ambroise entgegen, nahm ihn bei der Hand,
führte ihn selbst an das Bett des teuren Kranken und sagte,
während sie mit ihm ging, als wollte sie die Komplimente kurz
abschneiden:

»Ich danke, daß Ihr gekommen seid, Meister: ich rechnete auf
Euren Eifer, wie ich auf Eure Wissenschaft rechne . . . Kommt an
das Bett des Königs, kommt geschwinde.«

Gehorsam, ohne daß er Zeit hatte, nur ein Wort auf die
Ungeduld der Königin zu erwidern, war Ambroise Paré bald an
dem Lager von Franz II., der, gleichsam vom Schmerz besiegt,
nur noch die Kraft besaß, einen schwachen, beinahe
unmerklichen Seufzer auszuatmen.

Der große Arzt blieb eine Minute stehen und betrachtete dieses
kleine, abgemagerte, wie vom Leiden eingeschrumpfte Gesicht.
Dann neigte er sich über den, welcher für ihn nur noch ein
Kranker war, und berührte und sondierte die schmerzliche
Geschwulst des rechten Ohrs mit einer Hand so leicht und so zart
wie die von Maria.

Der König fühlte instinkartig einen Arzt und ließ mit sich
machen, ohne nur seine beschwerten Augen zu öffnen.

»Oh! ich leide!« murmelte er mit kläglichem Tone, »ich leide!
Könnt Ihr mich denn nicht erleichtern?«

Das Licht war ein wenig zu entfernt für Ambroise, er machte
Gabriel ein Zeichen, es näher herbeizubringen; doch Maria Stuart
bemächtigte sich desselben vor Gabriel und leuchtete selbst dem
Arzt, während dieser lange und aufmerksam den Sitz des Übels

untersuchte.

Dieses stumme, ängstliche Studium dauerte vielleicht zehn Minuten, wonach sich Ambroise Paris, ernst und ganz und gar von einer Arbeit inneren Nachsinnens in Anspruch genommen, erhob und den Bettvorhang wieder fallen ließ.

Zitternd hatte Maria Stuart nicht den Mut, zu fragen, da sie befürchtete, ihn in seinen Gedanken zu stören; doch voll Angst suchte sie in seinem Gesicht zu lesen. Welchen Spruch würde er fällen?

Der erhabene Arzt schüttelte traurig den Kopf, und es kam der Königin vor, als wäre dies ein Todesurteil.

»Wie!« sagte sie, außer Stand, länger ihre Unruhe zu bemeistern, »läßt sich keine Rettung mehr hoffen?«

»Es ist nur noch eine Hoffnung vorhanden, Madame.« antwortete Ambroise Paré.

»Aber es gibt doch eine!« rief die Königin.

»Ja, Madame, und obgleich sie leider nicht sicher ist, besteht sie doch, und ich hätte jede Hoffnung, wenn . . . «

»Wenn! . . . « fragte Maria.

»Wenn derjenige, welcher gerettet werden soll, nicht der König wäre, Madame.«

»Ei!« rief Maria Stuart, »behandelt ihn, rettet ihn wie den letzten seiner Untertanen.«

»Aber wenn ich scheitere?« entgegnete Ambroise, »dann am Ende ist Gott allein der Herr. Wird man mich nicht anklagen, mich den Hugenotten? Wird diese schwere, furchtbare Verantwortlichkeit nicht auf meiner Hand lasten und sie zittern machen in dem Augenblick, wo ich so viel Ruhe und Sicherheit nötig habe?«

»Hört«, sprach Maria, »wenn er am Leben bleibt, werde ich Euch bis an's Ende meiner Tage segnen . . . stirbt er aber, so werde ich Euch bis zu meinem Tode verteidigen. Versucht es also, versucht es. Ich beschwöre Euch, ich flehe Euch an. Da Ihr sagt, es sei dies das einzige und letzte Rettungsmittel, mein Gott! so entzieht uns dasselbe nicht; das wäre ein Verbrechen.«

»Ihr habt Recht, Madame«, erwiderte Ambroise, »ich werde es versuchen, wenn man es mir erlaubt, wenn Ihr selbst es mir

erlaubt, denn, ich verberge Euch nicht, das Mittel, zu dem ich meine Zuflucht nehmen muß, ist ein äußerstes und, scheinbar wenigstens, gewaltsames und gefährliches.«

»Wahrhaftig?« rief Maria ganz zitternd, »und es gibt kein anderes?«

»Kein anderes, Madame! Auch ist es die höchste Zeit, es anzuwenden: in vierundzwanzig Stunden wäre es sicher zu spät, in zwölf Stunden wäre es vielleicht zu spät. Es hat sich ein Absatz am Kopf des Königs gebildet, und wenn man Flüssigkeiten nicht durch eine sehr rasche Operation einen Ablauf gibt, so wird die Ergießung in das Gehirn eben Tod verursachen.«

»Würdet Ihr dann den König auf der Stelle operieren wollen?« fragte der Kardinal. »Ich kann das nicht allein auf mich nehmen!«

»Ah! Ihr zweifelt schon!« sagte Ambroise. »Nein, ich bedarf des hellen Tages und ich brauche wohl den Rest dieser Nacht, um dies Alles wohl zu überlegen, um meine Hand zu üben und um ein paar Versuche zu machen . . . Doch morgen früh, morgen früh um neun Uhr kann ich hier sein. Seid auch hier, Madame, und Ihr auch, Monseigneur, auch der Herr Generallieutenant finde sich ein, sowie diejenigen, deren Ergebenheit gegen den König erprobt ist; doch Niemand sonst. So wenig als möglich Ärzte. Ich werde sodann erklären, was ich zu tun gedenke, und wenn Ihr mich Alle dazu bevollmächtigt, mit der Hilfe des Herrn dieses einzige Rettungsmittel, das uns Gott läßt, versuchen.«

»Und bis morgen ist keine Gefahr zu befürchten?« fragte die Königin.

»Nein, Madame«, erwiderte Meister Paré. »Es ist nur wesentlich, daß der König ruht und Kräfte für die Operation sammelt, die er auszustehen hat. Ich gieße in den harmlosen Trank, den ich hier auf dem Tische sehe, zwei Tropfen von diesem Elixier«, fügte er die Handlung mit den Worten verbindend bei. »Macht, daß er dies sogleich zu sich nimmt, Madame, »und Ihr werdet finden, daß er in einen ruhigeren und tieferen Schlaf verfällt. Wacht, wacht selbst darüber, wenn es möglich ist, daß dieser Schlaf unter keinem Vorwand gestört werde.«

»Seid hierüber unbesorgt, ich stehe Euch dafür«, sagte Maria Stuart. »Ich werde diesen Platz heute Nacht nicht verlassen.«

»Das ist von großer Wichtigkeit« sprach Ambroise Paré. »Nun, da ich nichts mehr hier zu tun habe, bitte ich Euch um Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen, Madame, damit ich mich abermals mit dem König beschäftigen und mich zu meiner großen Aufgabe vorbereiten kann.«

»Geht, Meister, geht, und empfangt zum Voraus meinen Dank und meinen Segen. Morgen also.«

»Morgen, Madame«, sprach Ambroise »hofft.«

»Ich will zu Gott beten«, sagte Maria Stuart. »Auch Euch, Herr Graf, auch Euch danke ich«, fügte sie, sich an Gabriel wendend, bei. »Ihr seid von denjenigen, von denen Meister Paré sprach, und deren Ergebenheit geprüft ist. Seid also hier, ich bitte Euch, um Euren erhabenen Freund durch Eure Gegenwart zu unterstützen.«

»Ich werde hier sein, Madame«, antwortete Gabriel. Und er entfernte sich mit dem Arzt, nachdem er sich vor der Königin und dem Kardinal verbeugt hatte.

»Und ich werde auch da sein!« sagte zu sich selbst Catharina von Medicis vor der Türe, wo sie lauerte.

»Ja, ich werde da sein; denn dieser Paré ist bei seiner Geschicklichkeit im Stand, den König zu retten und seine Partie, den Prinzen und mich selbst ins Verderben zu stürzen, der Dummkopf . . . Doch ich werde da sein.«

XXX.

Gut gehüteter Schlaf.

Catharina von Medicis spähte noch einige Zeit, obgleich in dem königlichen Gemach außer Maria Stuart und dem Kardinal Niemand mehr war; doch sie hörte und sah nichts Interessantes mehr. Die Königin ließ Franz den beruhigenden Trank nehmen, und der Kranke schien nach dem Versprechen von Ambroise Paré sogleich sanfter zu schlafen. Alles versank sodann in ein Stillschweigen. In einem Lehnstuhl sitzend dachte der Kardinal nach; Maria kniete und betete.

Die Königin Mutter zog sich sachte in ihre Wohnung zurück, um wie der Kardinal nachzudenken.

Wenn sie indessen noch einige Augenblicke länger geblieben wäre, würde sie ihrer wahrhaft würdigen Dingen beigewohnt haben.

Maria Stuart erhob sich aus ihrem inbrünstigen Gebet und sprach zum Kardinal:

»Nichts hält Euch hier zurück, um mit mir zu wachen, mein Oheim, da ich bis zum Erwachen des Königs da zu bleiben gedenke. Dayelle, die Ärzte und die Leute vom Dienst würden genügen, sollte man etwas brauchen. Ihr könnt also ausruhen und, ich werde Euch benachrichtigen lassen, wenn es nötig ist.«

»Nein«, sprach der Kardinal, »der Herzog von Guise, den die Versorgung vieler Geschäfte bis jetzt auf den Beinen halten mußte, hat mir gesagt, er würde, ehe er sich niederlegte, hierherkommen, um sich nach dem König zu erkundigen, und ich habe ihm versprochen, ihn hier zu erwarten . . . Ah! Madame, ist es nicht gerade sein Tritt, was ich höre?«

»Oh! er mache kein Geräusch!« rief Maria, die dem Balafré entgegenlief um ihn zu warnen.

Der Herzog von Guise trat in der Tat ganz bleich und bewegt ein. Er grüßte die Königin, doch in seiner Unruhe erkundigte er sich entfernt nicht nach dem König, sondern ging gerade auf seinen Bruder zu, und nahm diesen beiseite in eine

Fenstervertiefung.

»Eine furchtbare Kunde, ein wahrer Donnerschlag!« sagte er zum Eingang.

»Was gibt es denn wieder?« fragte Karl von Lothringen.

»Der Connetable von Montmorency ist von Chantilly mit fünfzehnhundert Edelleuten aufgebrochen«, antwortete der Herzog von Guise. »Um seinen Marsch besser zu verbergen, hat er Paris vermieden und ist, von Ecoeuen und Corbeil kommend, durch das Tal von Essonne nach Pithiviers gezogen. Er wird morgen mit seiner Truppe vor den Toren von Orleans sein; darüber habe ich Kunde erhalten.«

»Das ist in der Tat schrecklich«, sprach der Kardinal; »der alte Fuchs will den Kopf seines Neffen retten. Ich wette, daß es abermals die Königin Mutter ist, die ihn davon hat in Kenntnis setzen lassen! Oh! daß man nichts gegen diese Frau vermag!«

»Es ist jetzt nicht der Augenblick, gegen sie zu handeln, sondern für uns zu handeln«, entgegnete der Balafré. »Was sollen wir tun?«

»Zieht mit den Unsrigen dem Connetable entgegen.«

»Steht Ihr mir dafür, daß Ihr Orleans im Zaum haltet, wenn ich mit meinen Streitkräften nicht mehr hier bin?« fragte der Herzog.

»Ach! nein, das ist wahr«, erwiderte der Kardinal. »Alle diese Leute von Orleans sind schlecht, Hugenotten und Bourbonen in ihrem Innern. Aber wir haben wenigstens die Stände für uns.«

»Und l'Hopital gegen uns, bedenkt das wohl, mein Bruder. Ah! die Stellung ist sehr schwierig! Wie geht es dem König?« sagte er endlich, als ihn die Gefahr an sein letztes Mittel erinnerte.

»Dem König geht es sehr schlecht«, antwortete Karl von Lothringen; »doch Ambroise Paré, der auf die Einladung der Königin (ich werde Euch das erklären) nach Orleans gekommen ist, hofft ihn noch morgen früh durch eine gewagte, aber notwendige Operation, welche glückliche Resultate haben kann, zu retten. Seid also um neun Uhr hier, mein Bruder, um Ambroise im Notfall zu unterstützen.«

»Gewiß!« erwiderte der Balafré, »denn hierauf beruht unsere einzige Hoffnung. Unser Ansehen würde auf der Stelle mit Franz II. erlöschen, und es wäre doch gut, den Connetable dadurch zu

erschrecken und vielleicht zum Zurückkehren zu bringen, daß man ihm den Kopf seines Neffen überschicken würde.«

»Ja, das wäre beredt, und es ist auch meine Ansicht«, sprach der Kardinal nachdenkend.

»Aber dieser verfluchte l'Hopital hält Alles auf«, versetzte der Balafré.

»Wenn wir statt seiner Unterschrift auf dem Urteilsspruch des Prinzen die des Königs hätten, nicht wahr, mein Bruder, dann vermöchte sich nichts zu widersetzen, daß die Hinrichtung morgen früh vor der Ankunft von Montmorency, vor dem Versuch von Ambroise Paré stattfände?«

»Es wäre nicht gerade sehr gesetzlich, aber es wäre möglich.«

»Wohl!« sprach lebhaft Karl von Lothringen, »so laßt mich hier, mein Bruder . . . Ihr habt für diese Nacht nichts zu tun, und Ihr müßt der Ruhe bedürfen; es hat zwei Uhr auf der Glocke des Amthauses geschlagen. Ihr müßt Eure Kräfte für morgen aussparen; entfernt Euch und laßt mich: ich will auch die verzweifelte Kur unseres Glückes versuchen.«

»Was meint Ihr damit?« fragte der Herzog von Guise. »Tut nichts Entscheidendes, mein Herr Bruder, ohne Euch wenigstens mit mir zu beraten.«

»Seid unbesorgt, wenn ich habe, was ich haben will, werde ich Euch morgen vor Tagesanbruch wecken, um mich mit Euch zu verständigen.«

»Gut« sagte der Balafré; »auf diese Versicherung entferne ich mich, denn es ist wahr, ich bin erschöpft. Doch nur vorsichtig!«

Er richtete an Maria Stuart noch einige Worte des Beileids und ging, von dieser gebeten, mit so wenig als möglich Geräusch hinaus.

Der Kardinal setzte sich indessen an einen Tisch und nahm eine Abschrift von dem Spruch der Kommission, dessen Ausfertigung er bei sich behalten hatte.

Sobald dies geschehen war, stand er auf und ging gegen das Bett des Königs.

Maria Stuart erhob sich vor ihm und hielt ihn durch eine Gebärde zurück.

»Wohin geht Ihr?« sagte sie mit leisem und dennoch festem

und schon zornigem Tone zu ihm.

»Madame«, antwortete der Kardinal, »es ist wichtig, es ist unerlässlich, daß der König dieses Papier unterzeichnet.«

»Das Wichtigste, das Unerlässlichste ist, daß der König ruhig schläft.«

»Seinen Namen unter diese Schrift, Madame, und ich werde ihn nicht mehr belästigen.«

»Aber Ihr werdet ihn aufwecken«, entgegnete die Königin, »und das will ich nicht. Überdies ist er in diesem Augenblick unfähig, die Feder zu halten.«

»Ich werde sie für ihn halten«, erwiderte Karl von Lothringen.

»Ich habe Euch schon gesagt: Ich will nicht!« sprach Maria Stuart mit gebietendem Wesen.

Erstaunt über dieses Hindernis, an das er nicht gedacht hatte, hielt der Kardinal einen Augenblick inne; dann aber fuhr er mit seinem einschmeichelnden Tone fort:

»Hört mich, Madame, meine liebe Nichte, hört mich. Ich will Euch sagen, um was es sich handelt: Ihr begreift, daß ich die Ruhe des Königs achten würde, wenn ich nicht durch die ernsteste Notwendigkeit gezwungen wäre. Es handelt sich um unser Glück und um das Einige, um unser Heil und um das Eurige. Hört mich wohl, dieses Papier muß vom König vor Tagesanbruch unterzeichnet sein, oder wir sind verloren, verloren, ich gestehe es Euch.«

»Das geht mich nichts an«, entgegnete ruhig Maria.

»Doch, ich wiederhole Euch, unser Ruin ist auch Euer Ruin, Ihr Kind, das Ihr seid!«

»Nun, was liegt mir daran? kümmere ich mich um Eure ehrgeizigen Bestrebungen? Mein Ehrgeiz besteht darin, daß ich denjenigen rette, welchen ich liebe, daß sein Leben erhalte, wenn ich kann, und mittlerweile seine kostbare Ruhe hüte. Meister Paré hat mir den Schlaf des Königs anvertraut. Ich verbiete Euch, ihn zu stören, mein Herr. Hört Ihr wohl, ich verbiete es Euch! Stirbt der König. so stirbt mein Königtum, das ist mir gleichgültig! Doch so lange ihm ein Lebenshauch bleibt, werde ich diesen letzten Hauch gegen die hassenswerten Forderungen Eurer Hofintrigen schützen. Mein Oheim ich habe mehr, als ich es hätte wohl tun

sollen, dazu beigetragen, in Euren Händen die Macht zu befestigen, so lange mein Franz sich wohl befand; doch ich nehme diese Macht ganz und gar zurück, sobald es sich darum handelt, den letzten Stunden der Ruhe, die ihm Gott vielleicht in diesem Leben gewährt, Achtung zu verschaffen. Der König bedarf morgen, wie Meister Ambroise Paris sagt, der wenigen Kräfte, die ihm noch bleiben. Niemand in der Welt, unter welchem Vorwand es auch sein mag, wird ihm ein Teilchen von diesem erquickenden Schlaf rauben . . . «

»Aber wenn der Beweggrund so ernst und dringend ist?« versetzte der Kardinal.«

»Niemand, unter welchem Vorwand es auch sein mag, wird den König aufwecken«, sprach Maria.

»Ah! es muß sein!« entgegnete Karl von Lothringen, der sich am Ende schämte, so lange einzig und allein durch den Widerstand eines Kindes, seiner Nichte, aufgehalten zu werden. »Die Staatsinteressen, Madame, fügen sich nicht in diese Dinge des Gefühls. Ich muß die Unterschrift des Königs notwendig auf der Stelle haben, und ich werde sie haben..«

»Ihr werdet sie nicht haben, Herr Kardinal.«

Der Kardinal machte einen Schritt gegen das Bett des Königs.

Doch abermals stellte sich Maria Stuart vor ihn und versperrte ihm den Weg.

Die Königin und der Minister schauten sich einander ins Angesicht, die Eine eben so zitternd und eben so zornig als der Andere.

»Ich werde vorübergehen«, sprach Karl von Lothringen mit kurzem Tone.

»Ihr wagt es, Hand an mich zu legen, mein Herr?«

»Meine Nichte! . . . «

»Nicht mehr Eure Nichte, Eure Königin!«

Dies wurde mit einem so festen, so würdigen und so königlichen Ton gesprochen, daß der Kardinal verblüfft zurückwich.

»Ja, Eure Königin« sprach Maria, »und wenn Ihr noch einen Schritt, eine Gebärde macht, werde ich, während Ihr zum König geht, zur Türe gehen; ich werde diejenigen rufen, welche dort

wachen müssen, und obgleich Ihr mein Oheim, obgleich Ihr Minister, obgleich Ihr Kardinal seid, werde ich, die Königin, befehlen, daß man Euch als des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig Verhaftet.«

»Ein solches Arnsberger . . . « murmelte der Kardinal erschrocken.

»Wer von uns wird es gewollt haben, mein Herr?«

Das funkelnde Auge, der wogende Busen, die ganze entschiedene Haltung der Königin sagten hinreichend, sie würde ihre Drohung verwirklichen.

Und dann war sie so schön, so stolz, und zu gleicher Zeit so rührend, daß der Priester mit dem ehernen Herzen sich besiegt und erschüttert fühlte.

Der Mann gab dem Kinde nach; die Staatsraison gehorchte dem Schrei der Natur.

»Gut!« sagte der Kardinal, tief seufzend, »ich werde warten, bis der König aufwacht.«

»Ich danke!« sprach Maria, zu dem sanften und traurigen Ton zurückkehrend, der ihr seit der Krankheit des Königs zur Gewohnheit geworden war.

»Doch wenigstens wenn er erwacht ist . . . « fügte Karl von Lothringen bei.

»Wenn er im Stande ist, Euch zu hören und zu befriedigen, mein Oheim, so werde ich es nicht verhindern.«

Der Kardinal mußte sich wohl mit diesem Versprechen begnügen. Er setzte sich wieder an seinen Tisch und Maria kehrte an ihr Betpult zurück, er wartend, sie hoffend.

Doch die langsamen Stunden dieser Nacht gingen vorüber, ohne daß Franz II. erwachte. Das Versprechen von Ambroise Paré war kein leeres gewesen; seit vielen Nächten hatte der König keinen so tiefen und langen Schlaf gehabt.

Von Zeit zu Zeit machte er wohl eine Bewegung, ließ er eine Klage vernehmen, sprach er ein Wort aus, einen Namen besonders: den von Maria.

Doch beinahe sogleich versank er wieder in die Schlaftrunkenheit . . . und der Kardinal, der sich hastig erhoben hatte, mußte getäuscht wieder an seinen Platz zurückkehren.

Er zerknitterte sodann voll Ungeduld in seiner Hand diesen unnützen Spruch, diesen unseligen Urteilsspruch, der vielleicht ohne die Unterschrift des Königs der seinige wurde . . .

So sah er allmählich die Kerzen niederbrennen und erbleichen und die kalte Morgendämmerung des Dezembers vor den Fenstern erscheinen.

Als es acht Uhr schlug, bewegte sich der König, öffnete er die Augen und rief:

»Maria! bist Du da, Maria?«

»Immer!« antwortete Maria Stuart.

Karl von Lothringen stürzte, sein Papier in der Hand vor. Es war vielleicht noch Zeit! ein Schafott ist schnell errichtet . . .

Doch in demselben Augenblick trat Catharina von Medicis durch ihre Türe in das königliche Gemach.

»Zu spät«, sagte der Kardinal zu sich selbst. »Ah! das Glück verläßt uns, und wenn Ambroise den König nicht rettet, sind wir verloren.«

XXXI.

Das Sterbebett der Könige.

Die Königin Mutter hatte mittlerweile ihre Zeit nicht verloren. Sie schickte zuerst zum König von Navarra den Kardinal von Tournon, ihre Kreatur, und brachte ihre geschriebene Übereinkunft mit den Bourbonen in Ordnung. Dann vor Tagesanbruch empfing sie den Kanzler l'Hopital, der ihr die baldige Ankunft in Orleans ihres Verbündetem des Connetable, mitteilte. Von ihr benachrichtigt, versprach l'Hopital, sich um neun Uhr im großen Saale des Amthauses einzufinden, der vor dem Gemach des Königs kam, und dahin so viel Parteigänger von Catharina, als er finden könnte mitzubringen. Endlich ließ die Königin Mutter auf halb neun Uhr Chapelain und ein paar andere königliche Ärzte rufen, deren Mittelmäßigkeit die geborene Feindin des Genies von Ambroise Paré war.

Als sie so ihre Maßregeln getroffen hatte, trat sie, wie wir gesehen, zuerst in das Gemach des Königs, der so eben erwacht war. Sie ging gerade auf das Bett ihres Sohnes zu, betrachtete ihn seinige Augenblicke den Kopf schüttelnd, wie eine schmerzlich betrübte Mutter, drückte einen Kuß auf seine herabhängende Hand, trocknete ein paar Tränen und setzte sich so, daß sie ihn beständig im Blick hatte.

Auch sie wollte nun, wie Maria Stuart, über diesem kostbaren Todeskampf wachen, doch auf ihre Weise.

Der Herzog von Guise trat beinahe in demselben Augenblick ein. Nachdem er ein paar Worte mit Maria gesprochen hatte, ging er auf seinen Bruder zu und fragte ihn:

»Ihr habt also nichts getan?«

»Ach! ich konnte nichts tun«, antwortete der Kardinal.

»Das Schicksal wendet sich also gegen uns«, versetzte der Balafgré. »Man drängt sich diesen Morgen im Zimmer von Anton von Navarra.«

»Und Montmorency, habt Ihr Nachricht von ihm?«

»Keine. Vergebens habe ich bis jetzt gewartet! . . . « er hat

vielleicht nicht den geraden Weg gewählt. Vielleicht steht er schon vor den Toren der Stadt.«

»Mißlingt Ambroise Paré seine Operation, dann ist es aus mit unserem Glück!« versetzte voll Angst Karl von Lothringen.

Die von Catharina von Medicis benachrichtigten Ärzte trafen in dieser Minute ein.

Die Königin Mutter führte sie selbst an das Bett des Königs, dessen Leiden und Seufzer wieder begannen.

Die Ärzte untersuchten nach und nach ihren königlichen Kranken und gruppierten sich sodann in einer Ecke, um sich zu beraten. Chapelain schlug Kataplasmen vor, um die Feuchtigkeiten nach Außen zu ziehen; doch die zwei anderen Ärzte sprachen sich dafür aus, daß ein gewisses zusammengesetztes Wasser in das Ohr eingespritzt werden sollte.

Sie hatten sich für dieses letztere Mittel entschieden, als Ambroise Paré, in Begleitung von Gabriel, eintrat.

Nachdem er den Zustand des Königs geprüft hatte, trat er zu seinen Kollegen.

Ambroise Paré, Wundarzt des Herzogs von Guise, ein Mann von einem in der Wissenschaft schon begründeten Ruf, war nun eine Autorität, auf die man jede Rücksicht nehmen mußte. Die Ärzte teilten ihm daher mit, was sie beschlossen hatten.

»Das Mittel ist ungenügend, behaupte ich«, sprach Ambroise Paré mit lauter Stimme; »doch man muß sich beeilen, denn das Gehirn wird sich eher füllen, als ich gedacht hätte.«

»Oh! beeilt Euch also in des Himmels Namen!« rief Maria Stuart, welche diese Worte gehört hatte.

Die Königin Mutter und die zwei Guisen näherten sich nun den Ärzten und mischten sich unter sie.

»Meister Paré«, fragte Chapelain, »habt Ihr denn ein Mittel, das besser und rascher wäre, als das unsere?«

»Ja«, antwortete Paris.

»Welches?«

»Man muß den König trepaniren.«

»Den König trepaniren!« riefen die drei Ärzte schauernd.

»Worin besteht diese Operation?« fragte der Herzog von Guise.

»Sie ist noch wenig bekannt, gnädigster Herr«, erwiderte der Wundarzt. »Man muß mit einem, von mir erfundenen, Instrument, das ich Trepan nenne, auf dem Scheitel, oder vielmehr aus der Seite des Gehirns eine Öffnung von der Weite eines kleinen Goldstückes machen.«

»Barmherziger Gott!« rief voll Entrüstung Catharina von Medicis. »Mit dem Eisen an dem Kopf des Königs arbeiten! Und Ihr würdet das wagen?«

»Ja, Madame«, antwortete Ambroise ganz einfach.

»Aber das wäre ein Mord!« versetzte Catharina.

»Ei! Madame«, entgegnete Ambroise, »den Kopf des Königs mit Wissenschaft und Vorsicht öffnen, heißt das nicht nur das tun, was täglich aus dem Schlachtfeld das blinde und gewaltsame Schwert tut? Und wie viel Wunden heilen wir nicht!«

»Sagt kurz, steht Ihr für das Leben des Königs?« fragte der Kardinal von Lothringen.

»Gott allein hat das Leben und den Tod der Menschen in seinen Händen; Ihr wißt das besser als ich, Herr Kardinal. Alles was ich versichern kann, ist, daß hierin die letzte und einzige Hoffnung besteht, dem König das Leben zu retten. Ja, es ist die einzige Hoffnung, die einzige Möglichkeit einer Rettung, doch es ist wenigstens eine Möglichkeit.«

»Ihr sagt jedoch, Eure Operation könne gelingen, nicht wahr, Ambroise?« fragte der Balafré. »Sprecht, habt Ihr sie schon einmal mit Erfolg gemacht?«

»Ja, Monseigneur«, antwortete Ambroise Paré, »noch vor Kurzem an Herrn von Bretesche, Rue de la Harpe, in der roten Rose, und dann, um von Dingen zu sprechen, die Monseigneur besser kennen wird, habe ich sie bei der Belagerung von Calais an Herrn von Pienne vorgenommen, der auf der Bresche verwundet worden war.«

Nicht ohne Absicht erinnerte Ambroise Paré den Herzog an Calais, und es gelang ihm auch, denn dieser war offenbar von seinen Worten betroffen.«

»Ja der Tat, ich erinnere mich dessen«, sagte er; »ich zögere nun nicht mehr, und gebe meine Einwilligung zur Operation.«

»Und ich auch«, sprach Maria Stuart, ohne Zweifel durch ihre Liebe erleuchtet.

»Doch ich nicht«, rief Catharina.

»Ei! Madame, da man Euch sagt, es sei dies unser einziges Rettungsmittel!« versetzte Maria.

»Wer sagt das?« entgegnete die Königin Mutter. »Meister Ambroise Paré, ein Ketzer! Das ist aber nicht die Ansicht der Ärzte.«

»Nein, Madame«, sprach Chapelain, »und diese Herren und ich protestieren gegen das Mittel, das Meister Paré vorschlägt.«

»Ah! Ihr seht wohl?« rief Catharina triumphierend.

Außer sich, ging der Balafre auf die Königin Mutter zu, führte sie in eine Fenstervertiefung und sagte hier mit leiser Stimme und preßt:

»Madame, hört mich, Ihr wollt, daß Euer Sohn sterbe und Euer Prinz von Condé lebe . . . ihr seid mit den Bourbonen und mit den Montmorency einverstanden . . . Der Handel ist abgeschlossen, die Verlassenschaft zum Voraus geteilt . . . Ich weiß Alles. Nehmt Euch in Acht . . . ich weiß Alles, sage ich Euch.«

Doch Catharina von Medicis gehörte nicht zu denjenigen, welche man so leicht einschüchtert, und der Herzog von Guise hatte einen falschen Weg eingeschlagen. Sie begriff nur um so besser die Notwendigkeit, kühn zu handeln, da ihr Feind so die Maske vor ihr abwarf. Sie schleuderte ihm einen niederschmetternden Blick zu, entging ihm durch eine rasche Bewegung, lief auf die Türe zu, öffnete selbst beide Flügel und rief:

»Herr Kanzler!«

Gemäß den Befehlen, die er erhalten, wartete l'Hopital im großen Saal. Es war hier um ihn versammelt, was er von Parteigängern der Königin Mutter und der Prinzen hat den können.

Auf den Ruf von Catharina trat er rasch vor, und die Gruppe der adeligen Herren drängte sich neugierig nach der offenen Türe.

»Herr Kanzler«, sprach Catharina mit lauter Stimme, um gehört zu werden, »Man will zu einer gewaltsamen und verzweifelten Operation an der Person des Königs ermächtigen. Meister Paré

beabsichtigt, ihm mit einem Instrument den Kopf zu durchbohren. Ich, seine Mutter, protestiere mit den drei hier gegenwärtigen Ärzten gegen dieses Verbrechen . . . Herr Kanzler, nehmt meine Erklärung zu Protokoll.«

»Schließt diese Türe« rief der Herzog von Guise.

Trotz des Murrens der im großen Saal versammelten Edelleute tat Gabriel, was der Herzog befahl.

Der Kanzler allein blieb im Gemach des Königs.

»Herr Kanzler«, sprach nun der Balafré, »erfahrt, daß diese Operation von der man Euch sagt, notwendig ist, und daß die Königin und ich, der Generallieutenant des Reiches, wenn nicht für die Operation, doch für den Wundarzt stehen.«

»Und ich«, rief Ambroise Paré, »ich übernehme in diesem äußersten Augenblick jede Verantwortlichkeit, die man mir auferlegen will. Ja, man mag mir mein Leben nehmen, wenn es mir nicht gelingt, das des Königs zu retten. Aber, ach! es ist die höchste Zeit! Seht den König! seht ihn!«

Leichenbleich, unbeweglich, die Augen erloschen, schien Franz II. in der Tat nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu hören, nicht mehr zu leben. Er antwortete weder mehr auf die Liebkosungen, noch auf den Ruf von Maria.

»Oh! ja, beeilt Euch! beeilt Euch, im Namen Jesu!« sagte diese zu Ambroise. »Sucht nur dem König das Leben zu retten, und ich werde das Eurige beschützen.«

»Ich habe nicht das Recht, etwas zu verhindern, doch es ist meine Pflicht, die Protestation der Frau Königin Mutter zu bestätigen«, sagte der unempfindliche Kanzler.

»Herr l'Hopital, Ihr seid nicht mehr Kanzler«, sprach der Herzog von Guise mit kaltem Tone. »Beginnt, Ambroise« sagte er zu dem Wundarzt.

»Wir entfernen uns«, erklärte Chapelain im Namen der Ärzte.

»Es sei«, erwiderte Ambroise, »ich bedarf der größten Ruhe um mich her. Bin ich allein Herr, so werde ich auch allein verantwortlich sein.«

Seit einigen Augenblicken sprach Catharina von Medicis nicht ein Wort mehr, machte sie nicht eine Bewegung mehr. Sie hatte sich an das Fenster zurückgezogen und schaute in den Hof des

Amthauses, wo man einen gewaltigen Lärm vernahm. Doch in der Krise dieser Entwicklung hatte Niemand außer ihr diesem Lärm ein Gehör geschenkt.

Alle, und selbst der Kanzler, hefteten ihre Augen auf Ambroise Paré, der die erhabene Kaltblütigkeit des großen Wundarztes wieder gewonnen hatte und seine Instrumente bereit legte.

Doch in dem Augenblick, wo er sich über Franz II. neigte, brach der Tumult im anstoßenden Saale los. Ein bitteres und zugleich freudiges Lächeln schwebte auf den bleichen Lippen von Catharina. Die Türe öffnete sich mit Gewalt und der Connetable von Montmorency erschien in kriegerischer Rüstung und drohend auf der Schwelle.

»Ich komme zu gelegener Zeit! . . . « rief der Connetable.

»Was soll das bedeuten?« sprach der Herzog von Guise, die Hand an sein Schwert legend.

Gezwungener Weise hielt Ambroise Paré inne. Zwanzig Edelleute begleiteten Montmorency und verbreiteten sich im Gemach. An seiner Seite sah man Anton von Bourbon und den Prinzen von Condé. Mehr noch, die Königin Mutter und l'Hopital schlossen sich ihm an. Es war nicht einmal mehr möglich, Gewalt anzuwenden, um Herr im königlichen Gemach zu sein.

»Nun ist es auch an mir, mich zu entfernen«, sagte Ambroise in Verzweiflung.

»Meister Paré«, rief Maria Stuart, »ich, die Königin, befehle Euch, die Operation fortzusetzen!«

»Ei! Madame«, entgegnete der Wundarzt, »ich habe Euch gesagt, ich bedürfe der größten Ruhe . . . Und Ihr seht . . . «

Er deutete auf den Connetable und sein Gefolge.

»Herr Chapelain«, sagte er zum ersten Arzt, »versucht Eure Einspritzung..«

»Das wäre in einem Augenblick geschehen«, erwiderte Chapelain rasch. »Alles ist vorbereitet.«

Von seinen zwei Collegen unterstützt, nahm er sogleich die Einspritzung in das Ohr des Königs vor.

Maria Stuart, die Guisen, Gabriel, Ambroise ließen gewähren und schwiegen wie versteinert..«

Der Connetable allein schwatzte albernes Zeug.

»So ist es gut!« sagte er befriedigt durch die gezwungene Folgsamkeit von Meister Paré. »Wenn ich bedenke, daß Ihr nur so ohne mich den Kopf des Königs öffnen wolltet! Man schlägt die Könige von Frankreich nur auf den Schlachtfeldern, seht Ihr . . . Nur das Eisen des Feindes allein kann sie berühren, aber das Eisen eines Wundarztes nie.«

Und sich an der Niedergeschlagenheit des Herzogs von Guise ergötzend, fuhr er fort:

»Es war Zeit, daß ich ankam, Gott sei Dank! Ah! meine Herren, Ihr wolltet, wie man mir sagt, meinem teuren und braven Neffen, dem Prinzen von Condé, den Kopf abschlagen! Doch Ihr habt den alten Löwen in seiner Höhle aufgeweckt, und hier steht er! Ich habe den Prinzen befreit, ich habe mit den Ständen gesprochen, die Ihr unterdrücktet. Ich habe als Connetable die Schildwachen entlassen, die Ihr vor die Tore von Orleans stelltet. Seit wann ist es gebräuchlich, so dem König Wachen zu geben, als ob er in der Mitte seiner Untertanen nicht in Sicherheit wäre? . . . «

»Von welchem König spricht Ihr?« fragte Ambroise Paré; »es wird bald keinen andern König mehr geben, als König Karl IX.; denn Ihr seht, meine Herren«, sagte er zu den Ärzten, »die Ergießung beginnt, die Flüssigkeit dringt in das Gehirn ein.«

Catharina von Medicis sah bald an der trostlosen Miene von Ambroise Paré, daß jede Hoffnung verloren war.

»Euer Reich geht zu Ende, mein Herr«, sprach sie unwillkürlich zum Balafre.

Franz erhob sich in dieser Sekunde mit einer ungestümen Bewegung, riß die Augen weit auf, zitterte mit den Lippen, als wollte er einen Namen stammeln, und fiel wieder schwerfällig auf sein Kopfkissen zurück.

Er war tot.

Ambroise Paré verkündigte dies durch eine schmerzliche Bewegung den Anwesenden.

»Ah! Madame! Madame! Ihr habt Euer Kind getötet!« rief Maria Stuart Catharina zu, und stürzte ganz verwirrt auf sie los.

Die Königin Mutter umhüllte gleichsam ihre Schwiegertochter mit einem giftigen, eisigen Blick, aus welchem aller Haß überströmte, den sie seit achtzehn Monaten gegen sie gebrütet

hatte.

»Ihr, meine Teure«, sagte sie, »Ihr habt nicht mehr das Recht, so zu sprechen, hört Ihr wohl; denn Ihr seid nicht mehr Königin. Ah! doch! Königin in Schottland. Und wir werden Euch sobald als möglich zu Euren Nebeln zurückschicken, daß Ihr dort regieren könnt.«

Durch eine unvermeidliche Gegenwirkung fiel Maria Stuart nach diesem ersten Ausdruck des Schmerzes schwach und schluchzend an dem Bett, wo der König lag, auf die Knie nieder.

»Frau von Fiesque«, fuhr ruhig Catharina fort, »holt sogleich den Herzog von Orleans Meine Herren«, sprach sie, den Herzog von Guise und den Kardinal anschauen, »die Stände, welche vielleicht vor einer Viertelstunde noch für Euch waren, sind jetzt wie Ihr Euch denken könnt, für uns. Es ist zwischen Herrn von Bourbon und mir verabredet, daß ich Regentin sein werde, und daß er die Stelle des Generallieutenants des Reiches übernimmt. Doch Ihr, Herr von Guise, Ihr seid noch der Großmeister, erfüllt also die Pflicht Eures Amtes und verkündigt den Tod von König Franz II.«

»Der König ist tot!« sprach der Balafré mit dumpfem, tiefem Tone.

Der Wappenkönig wiederholte mit lauter Stimme auf der Schwelle des großen Saales nach dem herkömmlichen Zeremoniell:

»Der König ist tot! der König ist tot! der König ist tot! Betet für das Heil seiner Seele.«

Und sogleich rief der erste Kavalier:

»Es lebe der König!«

In demselben Augenblick führte Frau von Fiesque den Herzog von Orleans zu der Königin Mutter diese nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm hinaus und zeigte ihn den Höflingen, welche um sie her riefen:

»Es lebe unser guter König Karl IX.!«

»Unser Glück hat gestrandet!« sprach traurig der Kardinal zu seinem Bruder, der mit ihm allein zurückgeblieben war.

»Das unsere vielleicht, aber nicht das unserer Familie«, erwiderte der Ehrgeizige. »Ich muß nun darauf bedacht sein,

meinem Sohn Mittel und Wege zu bereiten.«

»Wie mit der Königin Mutter wieder anknüpfen?« fragte Karl von Lothringen nachdenkend.

»Lassen wir Catharina sich mit ihren Bourbonen und ihren Hugenotten entzweien«, erwiderte der Balafré.

Fortsprechend, verließen sie durch eine Geheimtüre das Gemach.

»Ach! ach!« murmelte Maria Stuart, die eisige Hand von Franz II. küssend, »Niemand weint hier als ich; oh! das arme Herzkind hat mich so sehr geliebt!«

»Und ich, Madame«, sprach vortretend, die Augen von Tränen gefüllt, Gabriel von Montgomery, der bis jetzt auf der Seite gestanden war.

»Oh! ich danke Euch«, antwortete ihm Maria mit einem Blick, in den sie ihre ganze Seele legte.

»Und ich werde mehr tun, als weinen«, fuhr mit halber Stimme Gabriel fort, indem er von fern mit zornigem Auge Montmorency folgte, der sich an der Seite von Catharina von Medicis aufblähte. »Ja, ich werde ihn vielleicht rächen und das unvollendete Werk meiner eigenen Rache wieder aufnehmen; da dieser Connetable abermals mächtig geworden, so ist der Streit zwischen uns noch nicht beendet.«

Ach! sogar Gabriel bewahrte in Gegenwart dieses Toten einen persönlichen Gedanken.

Regnier la Planche hat entschieden Recht, wenn er sagt. »Es ist schlimm, König zu sein, des Sterbens wegen.«

Er hat ohne Zweifel nicht minder Recht, wenn er beifügt:

»Während dieser Regierung Von Franz II. diente Frankreich als Schaubühne, auf der mehrere furchtbare Tragödien gespielt wurden, welche die Nachwelt mit Recht zugleich bewundern und verabscheuen wird.«

XXXII.

Frankreich lebe wohl!

Acht Monate nach dem Tod von Franz II., am 15. August 1591, war Maria Stuart im Begriff, sich in Calais nach ihrem Königreich Schottland einzuschiffen.

Diese acht Monate hatte sie Tag für Tag, und sozusagen Stunde für Stunde Catharina von Medicis und sogar ihren Oheimen streitig gemacht, die es, obgleich aus ganz anderen Gründen, auch drängte, sie Frankreich verlassen zu sehen. Doch Maria konnte sich nicht entschließen, von diesem Land zu scheiden, wo sie eine so glückliche und geliebte Königin gewesen war. Bis in ihren schmerzlichen Erinnerungen, welche sie an ihren frühzeitigen Witwenstand mahnten, hatten diese teuren Orte für sie einen Zauber und eine Poesie, wovon sie sich nicht losreißen konnte.

Maria Stuart fühlte nicht allein diese Poesie, sie drückte sie auch aus. Sie beweinte nicht nur den Tod von Franz II. wie eine Frau, sondern sie besang ihn wie ein Muse. Brantome hat uns in seiner Bewunderung für sie Klagelieder ihrer Dichtung aufbewahrt, die sich mit den merkwürdigsten Poesien jener Zeit vergleichen lassen.

In Rheims, wohin sie sich Anfangs zu ihrem Oheim von Lothringen zurückgezogen hatte, ließ sie diese harmonische und rührende Klage entströmen. Sie blieb bis am Ende des Frühjahrs in der Champagne. Dann forderten die religiösen Unruhen, welche in Schottland ausgebrochen waren, ihre Gegenwart in diesem Lande. Die beinahe leidenschaftliche Bewunderung, welche, noch ein Kind, Carl IX. äußerte, wenn er von seiner Schwägerin sprach, beunruhigte andererseits die argwöhnische Regentin Catharina. Maria Stuart mußte sich also zur Abreise entschließen.

Sie kam im Monat Juli, um Abschied zu nehmen, an den Hof von Saint-Germain, und die Zeichen der Ergebenheit, beinahe der Anbetung, die sie hier empfing, vermehrten noch wo möglich ihren bitteren Kummer.

Ihr Witthum, das man ihr auf die Touraine und auf Poitou anwies, war auf eine Rente von zwanzig tausend Livres festgestellt; sie nahm auch nach Schottland reiche Juwelen mit, und diese Beute konnte einen Seeräuber in Versuchung führen. Man befürchtete dabei für sie eine Gewalttat von Elisabeth von England, welche in der jungen Königin von Schottland eine Nebenbuhlerin sah. Viele Edelleute boten sich daher an, Maria bis in ihr Königreich zu geleiten, und als sie nach Calais kam, sah sie sich nicht nur von ihren Oheimen, sondern auch von den Herren von Nemours, von Damville, von Brantome, kurz von dem besten Teil dieses so eleganten und ritterlichen Hofes umgeben.

Maria fand im Hafen von Calais zwei Galeeren, die, ganz bereit auf ihren ersten Befehl, ihrer harrten. Doch sie blieb noch sechs Tage in Calais, so viel Mühe hatten diejenigen, welche sie bis dahin begleitet, als sie am Ziel angekommen waren, sich von ihr zu trennen.

Endlich wurde der 15. August, wie gesagt, für ihre Abreise bestimmt. Das Wetter war an diesem Tag trübe und traurig, doch ohne Wind und ohne Regen.

Auf der Küste selbst und auf dem Brett des Schiffes, das sie hinübertragen sollte, wollte Maria, um allen denen, welche sie bis an die Grenzen des Vaterlandes begleitet hatten, zu danken, Jedem ihre Hand zum letzten Lebewohl zu küssen geben.

Alle kamen traurig und ehrfurchtsvoll, knieten nach und nach vor ihr nieder und drückten ihre Lippen auf diese angebetete Hand.

Der letzte von Allen war ein Edelmann, der von Saint-Germain an das Gefolge von Maria nicht verlassen hatte, der aber verborgen durch seinen Mantel und seinen Hut zurückgeblieben war, ohne sich Jemand zu zeigen oder mit Jemand zu sprechen.

Als er aber, seinen Hut in der Hand, auch vor der Königin niederkniete, erkannte Maria Gabriel von Montgomery.

»Wie! Ihr seid es, Graf?« sagte sie. »Ah! ich fühle mich glücklich, Euch noch einmal zu sehen, treuer Freund, der Ihr mit mir meinen toten König beweint habt. Doch warum habt Ihr Euch mir nicht gezeigt, wenn Ihr unter diesen wackeren Edelleuten wart?«

»Es war für mich ein Bedürfnis, Euch zu sehen und nicht gesehen zu werden«, antwortete Gabriel. »In meiner Einsamkeit sammelte ich besser meine Erinnerungen, genoß ich inniger die Süßigkeit, die es mir bot, daß ich für Euch eine so teure Pflicht erfüllen durfte.«

»Noch einmal danke ich Euch für diesen letzten Beweis von Anhänglichkeit, Herr Graf«, sprach Maria. »Gern möchte ich Euch meine Dankbarkeit besser als durch Worte beweisen können. Doch ich vermag nichts mehr, und wenn es Euch nicht gefällt, mir mit den Herren Damville und Brantome nach meinem armen Schottland zu folgen . . . «

»Ah! das wäre mein glühendster Wunsch«, rief Gabriel; »doch ein anderer Ruf hält mich in Frankreich zurück. Eine Person, die mir eben so teuer und heilig ist, und die ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen habe, erwartet mich zu dieser Stunde . . . «

»Solltet Ihr Diana von Castro meinen?« fragte Maria lebhaft.

»Ja, Madame. Durch eine Kunde, die ich im vorigen Monat in Paris erhielt, hat sie mich auf heute den 15. August nach Saint-Quentin beschieden. Ich werde erst morgen ankommen; doch was auch der Beweggrund sein mag, aus dem sie mich beruft, sie wird mir verzeihen, dessen bin ich sicher, wenn sie erfährt, daß ich Euch erst in dem Augenblick verlassen wollte, wo Ihr Frankreich verließ.«

»Teure Diana!« sprach Maria nachdenkend, »ja, sie hat mich auch geliebt und sie ist für mich eine Schwester gewesen. Ich bitte, Herr von Montgomery, übergeht Ihr zum Andenken an mich diesen Ring und verfügt Euch schnell zu ihr; sie bedarf Eurer vielleicht, und sobald es sich um sie handelt, will ich Euch nicht zurückhalten. Lebt wohl. Lebt wohl, meine Freunde, lebt Alle wohl. Man erwartet auch. Ich muß von hinnen, ach! ich muß.«

Sie entriß sich denen, die sich abermals um sie her drängten, setzte den Fuß auf das Brett des Schiffes und ging auf die Galeere von Herrn von Mevillon, gefolgt von den beneideten Edelleuten, die sie bis Schottland begleiten sollten.

Doch wie Schottland Maria nicht für Frankreich trösten konnte, so konnten die, welche mit ihr gingen, sie die, welche sie verließen, nicht vergessen machen. Diese waren es auch, welche

sie am meisten zu lieben schien. Auf dem Vorderteil der Galeere stehend, grüßte sie unablässig mit ihrem Sacktuch, mit dem sie ihre Tränen trocknen, die Verwandten und Freunde, die sie am Ufer zurückließ.

Endlich kam sie auf die hohe See, und ihr Blick wurde unwillkürlich von einem Schiff angezogen, das, nach dem Hafen zurückkehrte, aus dem ihre Galeere ausgelaufen war; sie folgte ihm mit den Augen, seine Bestimmung beneidend, als sich plötzlich das Schiff vorwärts neigte, als hätte es einen Stoß von unten bekommen, und von seinem Kiel bis zu seinen Masken zitternd unter dem Geschrei seiner Mannschaft in das Meer zu versinken anfang; was so schnell geschah, daß es verschwunden war, ehe Herr von Mevillon seine Barke, um ihm Hilfe zu bringen, hatte aussetzen können. Einen Augenblick sah man an der Stelle, wo das Schiff versunken war, einige schwarze Punkte obenauf schwimmen, welche sich kurze Zeit auf der Oberfläche des Wassers hielten und dann nach einander untersanken, ehe man sie erreichen konnte, obgleich man mit aller Anstrengung ruderte; so daß die Barke zurückkehrte, ohne daß sie einen einzigen Schiffbrüchigen zu retten im Stande gewesen war.

»O mein Gott und Herr!« rief Maria, »welch ein schlimmes Vorzeichen für meine Reise!«

Während dieser Zeit kühlte der Wind auf und das Schiff fing an unter den Segeln zu gehen, was der Rudermannschaft auszuruhen gestattete. Als Maria sah, daß sie sich rasch vom Ufer entfernte, stützte sie auf die Wand am Hinterteil, die Augen nach dem Hafen gerichtet, den Blick verdunkelt durch schwere Tränen und unablässig wiederholend:

»O Frankreich, lebe wohl!«

So blieb sie beinahe fünf Stunden, nämlich bis zu dem Augenblick, wo es Nacht wurde, und ohne Zweifel hätte sie selbst nicht daran gedacht, sich zurückzuziehen, würde ihr nicht Brantome gemeldet haben, man erwarte sie beim Abendbrot.

Tränen und Schluchzen verdoppelnd, sprach sie sodann:

»Zu dieser Stunde, mein teures Frankreich, Verliere ich dich vollends ganz, da die Nacht, eifersüchtig auf mein Glück, ihren schwarzen Schleier vor meine Augen hängt, um mich dieses Guts

zu berauben. Lebe wohl also, mein geliebtes Frankreich, ich werde dich nie wiedersehen!«

Hierauf bedeutete sie Brantome durch ein Zeichen, sie würde hinter ihm hinabsteigen, nahm eine Schreibrtafel, zog einen Bleistift hervor, setzte sich auf eine Bank und schrieb beim letzten Schimmer des Tags folgende so bekannte Verse:

Leb' wohl, du holdes Vaterland,
Du heilig Band,
Du meiner Kindheit Heimatland!
Ihr schönen Tage wohl auch euch!
Leb' wohl geliebtes Frankenreich!
Das Schiff kann mich von dir nicht trennen,
Denn meine Hälfte nur ist sein,
Die andre sollst in Freundschaft nennen,
. . . Frankreich, ewig bleibt sie dein.

Endlich stieg sie hinab und näherte sich den Tischgenossen, die ihrer harrten.

»Ich habe das Gegenteil von der Königin von Carthago getan«, sagte sie; »denn Dido, als sie Aeneas verließ, schaute unablässig die Wellen an, während ich mich mit den Augen nicht von der Erde losreißen konnte.«

Man lud sie ein, sich zu setzen und zu Nacht zu speisen, doch sie wollte nichts zu sich nehmen; sie zog sich in ihr Zimmer zurück, und empfahl dem Bootsmann am Steuerruder, sie bei Tagesanbruch zu wecken, würde man noch etwas vom Lande sehen.

Von dieser Seite begünstigte wenigstens das Glück die arme Maria; denn der Wind fiel und das Schiff ging die ganze Nacht nur mit Hilfe der Ruder, so daß man, als der Tag kam, noch im Angesicht von Frankreich war.

Der Bootsmann trat also in das Zimmer der Königin ein, wie sie es ihm befohlen hatte, aber er fand sie schon wach auf ihrem Bette sitzend und durch das offene Fenster nach dem geliebten Ufer schauend.

Diese Freude war indessen nicht von langer Dauer, denn bald verlor man Frankreich aus dem Gesicht. Maria hatte nur noch eine Hoffnung: man würde in der Ferne die englische Flotte erblicken und umzukehren genötigt sein. Doch auch diese letzte

Hoffnung entging ihr wie die anderen: es breitete sich über dem Meer ein so dicker Nebel aus, daß man nicht von einem Ende der Galeere bis zum andern sehen konnte, und dies geschah wie durch ein Wunder, da man mitten im Sommer war. Man schiffte also auf den Zufall und auf die Gefahr, einen falschen Weg zu machen, vermied es aber zugleich, vom Feind gesehen zu werden.

Am dritten Tag verschwand wirklich der Nebel und man befand sich mitten unter Felsen, wo die Galeere gescheitert sein müßte, wäre man noch zwei Kabellängen weiter gefahren. Der Steuermann nahm die Höhe, erkannte, daß man sich an der Küste von Schottland befand, lenkte das Schiff sehr geschickt aus den Riffen heraus, zwischen die es gelaufen war, und landete in Leith unfern von Edinburgh.

Die Schöngeister, welche Maria begleiteten, sagten, man sei bei einem Nebel in einem nebeligen und benebelten¹⁵ Lande ausgestiegen.

Maria wurde durchaus nicht erwartet; um Edinburgh zu erreichen, mußte sie sich auch für sich und ihr Gefolge mit armseligem schlecht geschirrten Eseln begnügen, von denen einige nicht gesattelt waren und als Zaum und Steigbügel nur Stricke hatten. Maria konnte nicht umhin, diese kläglichen Tiere mit den herrlichen Rossen in Frankreich zu vergleichen, die sie bei den Jagden und Turnieren tummeln zu sehen gewohnt war. Sie vergoß abermals Tränen des Kummers, indem sie das Land, das sie verließ, mit dem verglich, in welches sie einzog. Bald aber suchte sie mit ihrem anmutreichen Wesen durch die Tränen zu lächeln und sprach:

»Ich muß mein Leiden in Geduld hinnehmen, da ich mein Paradies gegen eine Hölle vertauscht habe.«

*

*

*

Dies war die Ankunft von Maria Stuart in Schottland. Wir haben anderswo den Rest ihres Lebens und ihren Tod erzählt, und wie das ruchlose England, dieser unselige Henker alles dessen, was Frankreich Göttliches besaß, mit ihr den Liebreiz tötete, wie es schon in Jeanne d'Arc die Inspiration getötet hatte, wie es in

Napoleon das Genie töten sollte.



Schluß.

Gabriel kam erst am 16. August in Saint-Quentin an.

Am Thor der Stadt fand er Jean Peuqouy, der auf ihn wartete.

»Ah! endlich seid Ihr da, Herr Graf!« sagte der brave Weber. »Ich war fest überzeugt, Ihr würdet kommen! Zu spät, leider zu spät.«

»Wie! zu spät« fragte Gabriel ängstlich.

»Ach! ja; beschied Euch der Brief von Frau Diana von Castro nicht auf gestern den 15. August?«

»Allerdings, doch ohne einen besonderen Nachdruck auf dieses Datum zu legen, ohne mir zu sagen, aus welchem Grund Frau von Castro meine Gegenwart forderte.«

»Nun! Herr Graf«, sprach Jean Peuqouy, gestern am 15. August hat Frau von Castro, oder vielmehr die Schwester Bénie das ewige Gelübde abgelegt, das sie fortan zur Nonne macht, ohne die Möglichkeit einer Rückkehr in die Welt.«

»Ah!« rief Gabriel erbleichend.

»Und wäret Ihr da gewesen«, fügte Jean Peuqouy bei, »so würde es Euch vielleicht gelungen sein, das, was nun geschehen ist, zu verhindern.«

»Nein«, erwiderte Gabriel mit finsterer Miene, »nein, ich hätte mich diesem Plan nicht widersetzen wollen, können und dürfen. Es war ohne Zweifel die Vorsehung, die mich in Calais zurückhielt! Mein Herz wäre in der Tat in seiner Ohnmacht vor diesem Opfer gebrochen und die arme teure Seele; die sich Gott hingab, würde vielleicht durch meine Gegenwart mehr zu leiden gehabt haben, als sie in diesem feierlichen Augenblick durch ihre Vereinzelung leiden mußte.«

»Oh! sie war nicht allein«, sagte Jean Peuqouy. »Ja«, erwiderte Gabriel, »Ihr wart da, Jean, und Babette, und die Unglücklichen, und die ihr zu Dank verpflichtet, und ihre Freunde . . . «

»Nicht wir allein waren da, Herr Graf: die Schwester Bénie hatte auch ihre Mutter bei sich.«

»Wie! Frau von Poitiers?« rief Gabriel.

»Ja, Herr Graf, Frau von Poitiers, welche auf einen Brief ihrer

Tochter aus ihrer Einsamkeit in Chaumont herbeieilte, um der Feierlichkeit beizuwohnen, und noch zu dieser Stunde an der Seite der neuen Nonne verweilen muß.«

»Oh! warum hat Diana von Castro diese Frau kommen lassen?« fragte Gabriel erschrocken.

»Gnädiger Herr, diese Frau ist, wie sie zu Babette sagte, im Ganzen ihre Mutter.«

»Gleichviel!« sprach Gabriel. »Ich fange an zu glauben, daß ich gestern hätte hier sein müssen. Kam Frau von Poitiers, so dürfte dies nicht geschehen sein, um das Gute zu tun, um eine Pflicht zu erfüllen. Gehen wir in das Kloster der Benediktinerinnen: wollt Ihr, Meister Jean? Es drängt mich mehr als je, Frau von Castro wiederzusehen. Mir scheint, sie bedarf meiner. Gehen wir geschwinde!«

* *
*

Ohne Schwierigkeit führte man Gabriel von Montgomery, dessen Ankunft man seit dem vorhergehenden Tag erwartete, in das Sprechzimmer des Klosters.

Diana befand sich schon mit ihrer Mutter in diesem Sprechzimmer.

Als Gabriel sie nach dieser langen Abwesenheit sah, fiel er, hingerissen von einem unwiderstehlichen Drang, bleich und düster vor dem Gitter, das sie auf immer von einander trennte, auf die Knie nieder.

»Meine Schwester . . . meine Schwester . . . « vermochte er nur zu sagen.

»Mein Bruder,« erwiderte die Schwester Bénie voll Sanftmut.

Eine Träne floß langsam über ihre Wange. Zugleich aber lächelte, sie wie die Engel lächeln müssen.

Als Gabriel den Kopf ein wenig abwandte, erblickte er die andere Diana, Frau von Poitiers. Sie lachte, wie die Teufel lachen müssen.

Doch Gabriel lenkte in seiner Verachtung alsbald wieder zu Schwester Bénie seinen Blick und seinen Geist zurück.

»Meine Schwester . . . « wiederholte er abermals voll Inbrunst

und Bangen.

Diana von Poitiers sprach nun kalt:

»Mein Herr, ohne Zweifel als Eure Schwester in Jesu Christo begrüßt Ihr mit diesem Namen diejenige, welche gestern noch Frau von Castro hieß?«

»Was wollt Ihr damit, sagen, Madame? Großer Gott! was wollt Ihr damit sagen?« fragte Gabriel, der sich ganz zitternd erhob.

Diana von Poitiers wandte sich, ohne ihm unmittelbar zu antworten, an ihre Tochter und sagte:

»Mein Kind, ich glaube der Augenblick ist gekommen, Euch das Geheimnis zu enthüllen, von dem ich gestern sprach, und das mir, wie mir scheint, Euch länger zu verbergen meine Pflicht verbietet.«

»Oh! was ist das?« rief Gabriel ganz bestürzt.

»Mein Kind«, fuhr Frau von Poitiers ruhig fort, ich habe, wie ich Euch gesagt, nicht allein um Euch zu segnen die Einsamkeit verlassen, in der ich, Dank sei es Herrn von Montgomery, seit beinahe zwei Jahren lebe. Seht keine Ironie in meinen Worten, mein Herr«, sagte sie mit spöttischem Ton, um eine Bewegung von Gabriel zu erwidern. »Ich weiß Euch wahrhaftig Dank dafür, daß Ihr mich mit Gewalt einer gottlosen und verderblichen Welt entrissen habt. Ich bin nun glücklich, die Gnade hat mich berührt und die Liebe zu Gott erfüllt mein ganzes Herz. Um Euch erkenntlich zu sein, will ich Euch eine Sünde, vielleicht ein Verbrechen ersparen.«

»Oh! was ist das? . . . « fragte nun Schwester Bénie bebend.

»Mein Kind«, fuhr Diana von Poitiers mit ihrer höllischen Kaltblütigkeit fort, »ich bilde mir ein, ich hätte gestern mit einem Wort das heilige Gelübde, das Ihr auszusprechen im Begriff wart, auf Euren Lippen zurückhalten können. Doch geziemte es sich für mich, die arme Sünderin, die ich mich so glücklich fühle, von den irdischen Banden befreit zu sein, geziemte es sich für mich, Gott eine Seele zu entziehen, die sich ihm frei und keusch hingab? Nein! und ich schwieg.«

»Ich wage es nicht, zu erraten! ich wage es nicht!« flüsterte Gabriel.

»Heute, mein Kind« fuhr die Exfavoritin fort, »heute breche ich

das Stillschweigen, weil ich an dem Schmerz und der Inbrunst von Herrn von Montgomery sehe, daß Ihr noch sein ganzes Wesen besitzt. Doch er muß Euch vergessen, er muß es. Und wenn er sich fortwährend in der Täuschung wiegte, Ihr könnt seine Schwester, die Tochter des Grafen von Montgomery sein, so würde er wohl ohne Gewissensbisse seine Erinnerungen sich zu Euch verirren lassen . . . Das wäre ein Verbrechen! ein Verbrechen, an dem ich, die erst seit gestern Bekehrte, nicht mitschuldig sein will. Wißt also, Diana, Ihr seid nicht die Schwester des Herrn Grafen, sondern wirklich die Tochter von König Heinrich II., den der Herr Graf bei jenem Turnier so unselig geschlagen hat.«

»Grässlich!« rief die Schwester Bénie, das Gesicht in ihren Händen verbergend.

»Ihr lügt, Madame!« sprach Gabriel voll Heftigkeit; »Ihr müßt lügen! Gebt einen Beweis, daß Ihr nicht lügt . . . «

»Hier ist er«, antwortete gelassen Diana von Poitiers, und reichte ihm ein Papier, das sie aus ihrem Busen zog.

Gabriel ergriff das Papier mit zitternder Hand und las es gierig.

»Es ist.« fuhr Frau von Poitiers fort, »es ist ein Brief von Eurem Vater geschrieben, einige Tage vor seiner Einkerkung, wie Ihr seht. Er beklagt sich darin über meine Strenge, wie Ihr auch seht. Doch er fügt sich, wie Ihr ebenfalls sehen könnt, bedenkend, daß ich bald seine Frau sein, und daß der Geliebte dem Gatten einen nur um so vollständigeren und reineren Glücksteil aufbewahrt haben werde! O! die Ausdrücke dieses unterzeichneten und mit dem Datum versehenen Briefes sind keineswegs zweideutig; nicht wahr? Ihr seht also, Herr von Montgomery, daß es ein Verbrechen von Euch gewesen wäre, an die Schwester Bénie zu denken: denn kein Band des Blutes vereinigt Euch mit dieser, welche nun die Braut Jesu Christi ist. Und indem ich Euch eine solche Ruchlosigkeit erspare, hoffe ich mich meiner Schuld gegen Euch entledigt und das Glück, dessen ich mich in meiner Einsamkeit erfreue, mehr als bezahlt zu haben. Wir sind nun quitt, Herr Graf, und ich habe Euch nichts mehr zu sagen.«

Während dieser spöttischen Rede hatte Gabriel den unheilvollen Brief zu Ende gelesen. Er ließ in der Tat keinen Zweifel zu. Es war für Gabriel, als käme die Stimme seines Vaters

aus dem Grabe hervor, um die Wahrheit zu bezeugen.«

Als der unglückliche junge Mann seine irren Augen wieder aufschlug, sah er Diana ohnmächtig am Fuße eines Betpultes ausgestreckt.

Instinktiertig wollte er auf sie zueilen. Das dicke ferne Gitter hielt ihn zurück.

Sich umwendend, erblickte er Diana von Poitiers, auf deren Lippen ein Lächeln behaglicher Zufriedenheit schwebte.

Außer sich vor Schmerz, machte er mit aufgehobener Hand zwei Schritte gegen sie.

Doch vor sich selbst erschrocken, blieb er wieder stehen, schlug sich wie ein Wahnsinniger mit der Hand vor die Stirne und rief nur:

»Gott befohlen, Diana, Gott befohlen!«

Und er ergriff die Flucht.

Wäre er noch eine Sekunde länger geblieben, so hätte er sich nicht enthalten können, diese ruchlose Mutter wie eine Schlange niederzutreten . . .

Vor dem Kloster erwartete ihn Jean Peuquoy sehr unruhig.

»Fragt mich nichts! fragt mich nichts!« rief Gabriel wie von einer Wut befallen.

Und als ihn der brave Peuquoy mit einem schmerzlichen Erstaunen anschaute, sagte er mit sanfterem Tone:

»Verzeiht, mein Freund, ich glaube, ich bin dem Wahnsinn nahe. Seht Ihr, ich will nicht denken. Um meinen Gedanken zu entkommen, gehe ich, fliehe ich nach Paris. Begleitet mich, wenn Ihr wollt, bis an's Thor der Stadt, Freund, wo ich mein Pferd gelassen habe; doch seid barmherzig, sprecht nicht von mir, sprecht von Euch.«

Sowohl um Gabriel zu gehorchen, als um ihn, wenn es möglich wäre, zu zerstreuen, erzählte der würdige Weber, wie Babette sich wohl befinde und ihn kürzlich zum Vater eines kleinen Peuquoy, eines herrlichen Jungen, gemacht habe; wie ihr Bruder Pierre sich als Waffenschmied in Saint-Quentin niederlassen werde; wie man endlich im vorhergehenden Monat durch einen Reiter aus der Picardie, der in seine Heimat zurückgekehrt, Nachricht von Martin-Guerre erhalten habe, der mit seiner sanft gewordenen

Bertrande immer noch glücklich lebe.

Doch man muß gestehen, daß Gabriel, wie geblendet durch den Schmerz, diese freudige Erzählung nur unvollkommen verstand oder hörte.

Als er aber mit Jean Peugouy an das Thor kam, drückte er dem Bürger herzlich die Hand und sprach:

»Gott befohlen, Freund, ich danke Euch für Eure Liebe und Anhänglichkeit. Ruft mich bei allen denjenigen, welche Ihr liebt, in's Gedächtnis. Ich bin glücklich, daß ich Euch glücklich weiß. Denkt zuweilen, Ihr, dem es wohl ergeht, an mich, der ich leide.«

Und ohne eine andere Antwort abzuwarten, als die Tränen, welche in den Augen von Jean Peugouy glänzten, stieg Gabriel zu Pferde und sprengte im Galopp fort.

* *
* *

Bei seiner Ankunft in Paris fand er, als wollte das Schicksal alle Schmerzen zugleich bei ihm anhäufen, Aloyse tot; sie war, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, nach einer kurzen Krankheit gestorben.

Am andern Tag ging er zum Admiral von Coligny.

»Herr Admiral«, sagte er, »ich weiß, daß die Verfolgungen und Religionskriege, trotz aller Anstrengung, mit der man ihnen zuvorzukommen sucht, binnen Kurzem wieder ausbrechen werden. Wißt, daß ich fortan der Sache der Reformation nicht nur meinen Geist, sondern auch mein Schwert anbieten kann. Mein Leben ist nur noch dazu gut, daß es Euch dient, nehmt es und schont es nicht. In Euren Reihen werde ich mich übrigens am besten gegen einen meiner Feinde verteidigen, und den andern bestrafen können . . . «

Gabriel dachte an die Königin Regentin und an den Connetable.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Coligny mit Begeisterung den unschätzbaren Bundesgenossen annahm, dessen Tapferkeit und Energie er so oft erprobt hatte.

Die Geschichte des Grafen war von diesem Augenblick an die der Religionskriege, welche der Regierung von Karl IX. ihre Blutmahle aufdrückten.

Gabriel von Montgomery spielte eine furchtbare Rolle in diesen Kriegen, und bei jedem ernstem Ereignis machte sein Name, der dabei ausgesprochen wurde, Catharina von Medicis erbleichen.

Als nach der Metzelei von Vaffy, im Jahr 1562, Rouen und die ganze Normandie sich offen für die Hugenotten erklärten, nannte man als den Haupturheber dieses Aufstandes einer ganzen Provinz den Grafen von, Montgomery.

Der Graf von Montgomery war in demselben Jahr bei der Schlacht von Dreux, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtete.

Er war es, sagt man, der mit einem Pistolenschuß den Connetable von Montmorency verwunden, welcher den Oberbefehl in dieser Schlacht führte, und er würde ihm den Garaus gemacht haben, hätte nicht der Prinz von Porcien den Connetable beschützt und ihn gefangen genommen.

Man weiß, wie einen Monat nach dieser Schlacht, wo der Balafré den Sieg den Händen des ungeschickten Connetable entriß, der edle Herzog von Guise durch Verrat vor Orleans durch den fanatischen Poltrot getötet wurde.

Von seinem Nebenbuhler befreit, aber zugleich seines Verbündeten beraubt, war Montmorency noch weniger glücklich in der Schlacht von Saint-Denis im Jahr 1567, als in der von Dreux.

Der Schottländer Robert Stuart forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er antwortete ihm dadurch, daß er ihm mit seinem Degenknopf in's Gesicht schlug. Es feuerte Einer eine Pistole auf ihn ab, traf ihn in die Seite, und er fiel tödlich verwundet.

Durch die Blutwolke, die sich vor seine Augen ausbreitete, glaubte er das Gesicht von Gabriel zu erkennen.

Der Connetable verschied am andern Tag.

Der Graf von Montgomery, der nun keine unmittelbare Feinde mehr hatte, fuhr nichtsdestoweniger mit der gleichen furchtbaren Tätigkeit fort. Doch er schien unüberwindlich, und man vermochte seiner nicht habhaft zu werden.

Als Catharina von Medicis fragte, wer Bearn unter das Gesetz der Könige von Navarra zurückgebracht und den Prinzen von Bearn als Generalissimus der Hugenotten habe anerkennen lassen, antwortete man ihr: Montgomery.

Als am Tag nach der Bartholomäusnacht (1572) die Königin

Mutter sich rachgierig, nicht nach denjenigen, welche gefallen, sondern nach denjenigen, welche entkommen waren, erkundigte, führte man ihr als den ersten Namen den des Grafen von Montgomery an.

Montgomery warf sich mit Lanoue nach la Rochelle. La Rochelle hielt neun große Stürme aus und kostete die königliche Armee vierzigtausend Mann. Er behauptete seine Freiheit durch Kapitulation, und Gabriel konnte unversehrt abziehen.

Er wußte sich Eingang in Sancerre zu verschaffen, das vom Gouverneur des Berri belagert wurde. Gabriel verstand sich, wie man sich erinnern wird, gut auf die Verteidigung der Plätze. Eine Hand voll Sancerrer widerstand ohne alle andere Waffen, als mit Eisen beschlagenen Stöcken, vier Monate einem Corps von sechstausend Soldaten. Durch Kapitulation erhielten sie, wie die von la Rochelle, Gewissensfreiheit und Sicherheit der Person.

Mit wachsender Wut sah Catharina von Medicis, daß ihr unablässig ihr alter und ungreifbarer Feind wieder entkam.

Montgomery verließ Poitou, das in Flammen stand, und entzündete wieder die Normandie, die sich zum Frieden neigte.

Von Saint-Lo ausgehend, nahm er in drei Tagen Carentan und entblößte er Valognes von allen seinen Lebensmitteln und Kriegsvorräten. Der ganze normannische Adel trat unter sein Banner.

Catharina von Medicis und der König stellten sogleich drei Heere auf, und ließen im Perche und im Mans den Heerbann verkündigen. Der Anführer der königlichen Truppen war der Herzog von Matignon.

Diesmal kämpfte Montgomery nicht mehr in den Reihen seiner Religionsgenossen verloren; er stellte sich unmittelbar und persönlich Karl IX. gegenüber, und hatte seine Armee, wie der König die seinige hatte.

Er entwarf einen bewunderungswürdigen Plan, der ihm einen glänzenden Sieg sichern mußte.

Er ließ Matignon Saint-Lo mit seinen Truppen belagern, verließ insgeheim die Stadt und begab sich nach Domfront. Dort sollte ihm François du Hallot alle Reiterei von Bretagne, von Anjou und von der Provinz Caux zuführen. Mit diesen vereinigten

Streitkräften würde er unversehens vor Saint-Lo die königliche Armee überfallen, welche, zwischen zwei Feuern gefaßt, vertilgt werden müßte. Doch der Verrat besiegte den Unbesiegbaren. Ein Fähnrich hinterbrachte Matignon den geheimen Abgang von Montgomery nach Domfront wohin ihn nur vierzig Reiter begleiteten.

Matignon lag viel weniger an der Einnahme von Saint-Lo, als an der Gefangennahme von Montgomery. Er überließ die Belagerung einem seiner Lieutenants und eilte mit zwei Regimentern, sechshundert Pferden und einer mächtigen Artillerie vor Domfront.

Jeder Andere als Gabriel von Montgomery hätte sich ergeben, ohne einen unnützen Widerstand zu versuchen; doch er wollte mit vierzig Mann gegen diese Armee Stand halten.

Man muß in der, Geschichte von De Thou die Erzählung von dieser unglaublichen Belagerung lesen.

Domfront widerstand zwölf Tage. Der Graf von Montgomery machte während dieser Zeit sieben wütende Ausfälle. Endlich, als die Mauern der Stadt durchlöchert und wankend, gleichsam dem Feinde preisgegeben waren, verließ sie Gabriel, doch nur um sich in den Turm genannt Guillaume von Belléme, zurückzuziehen und hier zu kämpfen.

Er hatte nur noch dreizehn Mann bei sich.

Matignon kommandierte zum Sturm eine Batterie von fünf Stück schwerem Geschütz, hundert bepanzerte Edelleute, sieben hundert Musketiere und hundert Pikeniere.

Der Angriff dauerte fünf Stunden und es wurden sechshundert Kanonenschüsse auf den alten Turm abgefeuert.

Am Abend hatte Montgomery nur noch sechzehn Mann, doch er hielt immer noch fest. Er brachte die Nacht damit hin, daß er die Bresche wie ein gemeiner Arbeiter ausbesserte.

Mit Tagesanbruch begann der Sturm wieder. Matignon hatte während der Nacht neue Verstärkung erhalten. Es waren nun um den Turm von Belléme und seine siebzehn Streiter fünfzehntausend Soldaten versammelt und achtzehn Feldstücke aufgepflanzt.

Nicht der Mut war es, woran es den Belagerten mangelte,

sondern das Pulver.

Um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu fallen, wollte sich Montgomery den Degen durch den Leib rennen. Doch Matignon schickte ihm einen Parlamentär zu, der ihm im Namen des Feldherrn schwur:

Es sollte sein Leben unversehrt bleiben, und ihm die Freiheit, sich zurückzuziehen, gestattet sein.

Montgomery ergab sich im Glauben an diesen Schwur . . . Er hätte sich des Barons von Castelnau erinnern sollen.

An demselben Tag schickte man ihn gefesselt nach Paris. Endlich hatte ihn Catharina von Medicis in ihren Händen! sie hatte ihn durch einen Verrat, aber was lag ihr daran? Karl IX. war so eben gestorben; in Erwartung der Rückkehr von Heinrich III. aus Polen, war sie Königin Regentin und allmächtig.

Vor das Parlament gestellt, wurde Montgomery am 26. Juni 1574 zum Tod verurteilt.

Seit vierzehn Jahren kämpfte er gegen die Frau und die Söhne von Heinrich II.

Am 27. Juni wurde der Graf von Montgomery, bei dem man mit höllischer Grausamkeit die schmerzlichste Folter angewendet hatte, auf das Schafott gebracht und enthauptet. Sein Leichnam wurde sodann von vier Pferden zerrissen.

Catharina von Medicis wohnte der Hinrichtung bei . . .

So endigte dieser außerordentliche Mann, eine der stärksten und schönsten Seelen, die das sechzehnte Jahrhundert gesehen. Er hatte sich immer nur die zweite Reihe gestellt, war aber stets der ersten würdig gewesen.

Durch seinen Tod gingen die Weissagungen von Nostradamus bis zu ihrem Schlusse in Erfüllung:

»Es wird ihn lieben, sein müde! töten
»Des Königs Dame.«

* *
*

Diana von Castro sah diesen Tod nicht mehr. Die Schwester Bénie war im vorhergehenden Jahr als Äbtissin der Benediktinerinnen von Saint-Quentin gestorben.

ENDE.

Anmerkungen

- [1]Bildhauer und Baumeister unter Franz I. und Heinrich II., der französische Phidias genannt, wurde in der Bartholomäusnacht 1562 als Hugenott ermordet.
- [2]Diana von Poitiers soll durch einen Fußfall bei Franz I. die Begnadigung ihres Vaters, des Grafen von Saint-Vallier, erlangt haben, der um Tode verurteilt war, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon begünstigt hatte. *D. Übers.*
- [3]Der junge Graf von Montansier präludierte auf diese Art durch die Verhaftung von Montgomery zu der Ermordung von Lignerolles. Als nämlich Herr von Lignerolles Karl IX. mitteilte, der Herzog von Anjou, sein Herr, habe ihm den geheimen Plan anvertraut, sich der hugenottischen Häupter zu entledigen, bestimmte der König bekanntermaßen seinen Bruder, Lignerolles töten zu lassen, um jeder Indiskretion zuvorzukommen. Der Graf von Montansier übernahm die Vollziehung mit vier oder fünf andern adeligen Henkern, welche in der Folge sämtlich elend umkamen. »Man muß sich daher«, sagt Brantome, »sehr in Acht nehmen, daß man keinen Menschen ungeigneter Weise tötet, denn man hat kaum solche Morde gehen, welche nicht gerächt worden sind mit der Erlaubnis Gottes, der uns ein Schwert an die Seite gegeben hat, um es zu gebrauchen, nicht um es zu mißbrauchen.«
- [4]Kirchhof bei Paris.
- [5]Die Gesegnete.
- [6]Zwei Personen von einer moralischen oder körperlichen und vollkommenen Ähnlichkeit. *D. Übers.*
- [7]Calvin, eigentlich Jean Chauvin; er entging der Verhaftung im Jahr 1533 nur durch den Schutz der Königin von Navarra, welche, wenig streng in ihrem moralischen Wandel, Allem, was sich geistig hervor tat, ihre Gunst zuwandte. *D. Übers.*
- [8]Neben seinen unleugbar großen Eigenschaften besaß Calvin die einer nicht zu verteidigenden Unduldsamkeit, auf welche sich das Prädikat *furchtbar* beziehen mag.
- [9]Religion ist hier und überhaupt, wenn von jener Zeit in einem französischen Werke die Rede ist, gleichbedeutend mit Reformation. *D. Übers.*
- [10]Hier sind englische Meilen gemeint, während sonst immer von französischen Meilen, Lieues, die Rede ist. *D. Übers.*
- [11]Schmarre im Gesicht.
- [12]Besondere Versammlungen des französischen Parlaments.
- [13]Spottname der Reformierten.

Eine Art von militärischer Kleidung, welche am Gürtel befestigt ist und die
[14]Lenden bedeckt.

[15]In Beziehung auf die damaligen Religionswirren.